Globus

Globus.

XLVII. Band.

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Siebenundvierzigster Band.

Imau
Neukalen

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1885.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Australien.

Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Polargebiete.

Oceane.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Vom Büchertische.

Verfasser

Biographisches. Personenverzeichniß.

Illustrationen.

Europa.

Belgien.

Asien.

Kaukasien.

Arabien.

Persien.

(Dieulafoy's Reise.)

Afrika.

Ostküste. (Révoil's Reise.)

Massai-Land.

Nordamerika.

Mexico und Guatemala.

(Charnay's Reise.)

Südamerika.

(Wiener's Reise.)

Karten.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVII. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1885.

Reisen in Gurien und am oberen Kur.

Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Den transkaukasischen Reiseschilderungen, welche der „Globus“ in früheren Bänden (Bd. 41, S. 1 und 17: „Eine Reise durch Mingrelien“, und Bd. 42, S. 177, 193, 209, 225 und 241: „Samurzakan und Abchasien“) der weitgereisten Mme. Carla Serena nacherzählt hat, läßt er heute einige weitere aus Gurien und vom Oberlaufe des Kur folgen. Es sind das wohl die letzten derartigen Skizzen, denn am 20. Juli 1884 ist die Verfasserin derselben zu Athen gestorben.

Um Ozurgeti in Gurien zu erreichen, verließ die Reisende die von Poti nach Tiflis führende Eisenbahn bei der in Mingrelien gelegenen Station Samtredi, von wo eine gute Chaussee nach dem einige Werst entfernten Orpiri führt. Dieser Ort liegt am Rionflusse und war früher ein Verbannungsplatz für die berüchtigte russische Sekte der Skopzen, die jetzt meist in der Umgegend leben. Vor Erbauung der Eisenbahn, als man noch zu Schiffe auf dem Rion in das Innere von Mingrelien reiste, hatten sie das Monopol für diese Beförderungsart; die Eisenbahn aber hat diesen Erwerbszweig in Orpiri vernichtet und die Bootsleute nach anderen Orten vertrieben. Der Anblick des Fleckens ist überaus anmuthig, die Vegetation sehr üppig, aber der Aufenthalt dort ungesund.

Eine auf ausgehöhlten Baumstämmen ruhende Fähre bringt hier Fußgänger, Wagen und Pferde über den reißenden Rion, welcher die Grenze zwischen Mingrelien und Gurien bildet; die Bemannung des Floßes besteht aus Angehörigen beider Landschaften. Mingrelier und Gurier sind beide ein stattlicher, schöner Menschenschlag; nur in der Tracht unterscheiden sie sich, indem die einen die lange Tschocha, die anderen das kurze Wams tragen. Die Kopfbedeckung ist dieselbe, das Baschlik, das beim Gurier aber oft von rother Farbe ist.

Die Straße von Samtredi bis Ozurgeti ist 53 Werst lang und führt durch eine herrliche Gegend; ohne Unterlaß folgen sich entzückende Ausblicke auf Bergesabhänge und Thäler, Flecken und Dörfer, denen man schon von außen den Wohlstand ihrer Bewohner ansieht. Die Türken nennen in ihrer bilderreichen Sprache Gurien das „Land der Rosen“; das ist keineswegs übertrieben, wenigstens was Ozurgeti anlangt, das in der That einem mit Rosen gefüllten Korbe gleicht.

Dieser Ort, früher die Residenz der Fürsten von Gurien, liegt in einer Ebene auf dem rechten Ufer der Bzudscha und wird noch von einem zweiten Flusse, der Nataneba, bespült. Diesem Wasserreichthume verdankt es seine üppige Flora. Ringsum erhebt sich ein Kranz von Bergen, namentlich im Süden das Adscharische Gebirge, vor dem letzten Kriege die Grenze gegen das türkische Gebiet, welche dann durch den Frieden um etwa 100 km nach Südwesten vorgeschoben wurde. Bis dahin war auch der Hauptort der türkischen Landschaft Adscharien, Kobuleti, ein Asyl für allerhand

Gurische Milizen.

Thunichtgute gewesen, die gar keinen Anstand nahmen, die Grenze zu überschreiten und ihr Handwerk, welches selbst den Raub von Frauen und Kindern einschloß, in Gurien auszuüben. Noch wenige Wochen vor Mme. Serena's Ankunft — die Reise derselben fällt in das Jahr 1876 — hatte sich der Distriktschef mit mehreren Milizofficieren an die Grenze begeben müssen, um diesem Brigantenwesen zu steuern.

Diese Miliz bestand damals unter dem Namen „Regiment von Kutais" aus vier Schwadronen Kavallerie und zwei Kompagnien Infanterie, jede Schwadron und Kompagnie zu 126 Mann. Alle, Officiere wie Soldaten, nur den Obersten, der ein Russe ist, ausgenommen, sind Eingeborene der drei Landschaften Imeretien, Mingrelien und Gurien. Die Reiter, die Tscherkessenkleider tragen, rekrutiren sich zu zwei Drittheilen aus dem Adel des Landes; etwas anders (kurzes Wams, pralle Hosen, weiße Weste, rothes Baschlik und bunte seidene Schärpe) sind die Infanteristen uniformirt; es sind Leute, die in Fußmärschen fast Unglaubliches leisten. Es giebt außer diesem nur noch ein zweites derartiges Eingeborenen-Regiment, das daghestanische. Da die Soldaten beider sich auf eigene Rechnung — von der Flinte abgesehen — ausrüsten müssen, so ist auch ihr Sold viel höher als bei den Russen: während letztere jährlich nur vier Rubel erhalten, bekommen die Eingeborenen außer der Ration und dem Pferdefutter 60 Rubel.

Der noch vor nicht gar zu langer Zeit betriebene Menschenraub hat jetzt wohl aufgehört, aber nicht so der Pferdediebstahl; das ist das häufigste Vergehen, mit welchem sich die russischen Gerichte zu befassen haben. Er wird bei hellem Tage betrieben und ihm klebt in den Augen der Gurier nicht die geringste Schande an, während sie es für ein ganz gemeines Stück halten, irgend etwas aus einem Hause zu stehlen.

Kloster Tschamaschmedi.

Obwohl der Gurier lange unter einer mohammedanischen Regierung gestanden hat, ist er doch dem Christenthume treu geblieben und hat niemals aufgehört, seine Kirchen, wenn es Noth that, auszubessern. Dies war namentlich der Fall mit der Kapelle von Ckadia, so nach einem benachbarten Dorfe genannt, welche Ozurgeti gegenüber auf einem grünbewachsenen Ausläufer der adscharischen Gebirgskette sich malerisch erhebt. Ein ziemlich beschwerlicher Pfad führt zu dem erst kürzlich wieder hergestellten Gotteshause hinauf; aber droben findet man die gehabte Mühe reichlich belohnt. Die Kapelle liegt inmitten eines noch in Gebrauch befindlichen Kirchhofes und ist von einer festungsartigen Mauer umgeben. 36 durch langen Gebrauch abgenutzte Stufen führen hinauf zu dem Gottesacker, von welchem eine über alle Beschreibung herrliche Aussicht auf die kaukasische Bergwelt im Norden und auf die liebliche Landschaft zu Füßen sich entfaltet. Vergebens sucht man dort oben prächtige Denkmäler: das Volk, an ein einfaches Leben gewöhnt, kennt auch keinen Grabesluxus und begnügt sich mit einem Kreuze und einem Steine. Auch die Kirche hat jetzt nur einen hölzernen Glockenthurm statt des früheren von Stein. An Baudenkmälern besitzt Gurien eben nur einige alte Klöster, wie das von Tschamati, 15 Werst von Ozurgeti, wo die früheren Fürsten des Landes ihre Ruhe-

stätte haben, oder das nur 7 Werst entfernte Kloster Tschamaschmedi, wo die Mitglieder der jüngeren Linie begraben sind. Den Namen Kloster führt hier übrigens jede alte Kirche, gleichviel ob mit ihr in früheren Zeiten eine Wohnstätte für Mönche oder Nonnen verbunden war oder nicht. In Tschamaschmedi jedoch findet sich eine Art Rest eines Klosters; einige alte Frauen, die vor Noth und Entbehrungen entsetzlich abgemagert sind. Beide genannten Klöster liegen auf steilen Anhöhen und sind reich an alten Bildern, bemalten Pergamenten, Edelsteinen, Mitren, byzantinischen Kreuzen und dergleichen.

Gurien besitzt, wie die übrigen georgischen Provinzen, zahlreiche Mineralquellen, deren Werth die Eingeborenen indessen nicht zu schätzen wissen. Eine derselben, 20 Werst von Ozurgeti beim Dorfe Sadschawaschi gelegen, würde anderswo jeden reich machen, der sie auszubeuten unternähme; ihr schwefeliges Wasser hat schon manche wunderbare Heilung zu Stande gebracht, aber außer den Leuten in der nächsten Umgegend kennt sie niemand. Ein paar elende Hütten und ein schlechter Duchan (Gasthaus) bilden das ganze Bade-Etablissement, das in einer ebenso schönen wie gesunden Gegend liegt. Eine andere Merkwürdigkeit Guriens, wo rauschende Flüsse, Ebenen, Berge und Thäler in unendlicher Mannigfaltigkeit das Auge entzücken, ist das alte feste Schloß Askana, früher der Sommersitz des Fürstengeschlechtes, jetzt eine imponirende Ruine am Rande eines senkrecht zum Flusse Bakuit-tskali abfallenden Felsens, vollständig mit einem undurchdringlichen Gewirre von Epheu, Feigen, Weinreben und wilden Blumen überwachsen. Noch sehenswerther sind, 8 Werst von Ozurgeti an einer Stelle gelegen, wo die Flüsse Natanebi und Skurdebi vorbeifließen, die Reste alter Ortschaften, welche der jetzige Eigenthümer des Bodens bei Fundamentirungen entdeckte. Fortgesetzte Nachgrabungen, welchen die üppige Vegetation die größten Schwierigkeiten bereitet, legten zwei Ansiedelungen über einander bloß; die ältere besaß steinerne, die jüngere hölzerne Häuser. Auch Spuren einer Art von Amphitheater mit Stufen wurden gefunden. Der einheimischen Tradition zufolge, die wir freilich nicht zu kontrolliren vermögen, sollen es die Reste einer Stadt Uri-Kalaki sein, welche, lange zwischen Persern und Römern streitig, 532 von einem Feldherrn Petros des Kaisers Justinian erobert und zerstört worden sein soll. Wieder aufgebaut, nannte sie sich nach jenem Petra. Von dieser zweiten Stadt haben sich eine Brücke, Wasserleitungen, äußerst feste Mauern und Gräber erhalten, in denen man unter anderem auch Frauenschmuck gefunden hat.

Ozurgeti gleicht heutigen Tages einem jener europäischen Plätze, die man im Sommer zum Vergnügen aufsucht. Es sind zwar nicht Gärten, welche die Häuser umgeben — denn Gartenbau kennt man hier nicht —, wohl aber Felder mit Mais, Hirse, Baumwolle und auch Tabak; letztere Kultur, ursprünglich von den Türken eingeführt, breitet sich namentlich mehr und mehr aus, seitdem die Seidenraupen von einer Krankheit befallen worden sind und dadurch die von den gurischen Frauen gepflegte Hausindustrie der Seidenweberei in Abnahme gekommen ist. Diese verfertigten nämlich für sich und die Männer jene seidenen Hemden, welche man alljährlich zu Ostern zum ersten Male anzuziehen pflegte, was auf Deutsch so viel besagt, als daß die Gurier alle zwölf Monate überhaupt nur einmal das Hemde wechselten. Jetzt, wo die Baumwolle die Stelle der Seide eingenommen hat, ist in Folge dessen die allgemeine Reinlichkeit hoffentlich größer geworden.

Verfallenes Lusthäuschen in Ozurgeti.

Die gurischen Frauen, nebenbei gesagt, sind von besonderer Schönheit und haben mehr Lebhaftigkeit und Ausdruck im Gesicht, als die übrigen Georgierinnen; dagegen gleichen sie ihnen durchaus in ihrem Mangel an Sinn für Ordnung und die Haushaltung. Ihre Hauptbelustigung ist das Spiel. Mme. Serena weiß von einer Spielpartie, welche volle 15 Tage dauerte; die Theilnehmerinnen begannen gegen 7 Uhr morgens, machten mittags eine Pause um zu speisen und nahmen um 2 Uhr das Spiel wieder auf. Um 6 Uhr war wiederum eine kurze Unterbrechung für den Thee und dann ging es weiter in die Nacht hinein, daß oft um 3 Uhr morgens das um 10 aufgetragene Abendessen noch unberührt dastand.

Die Häuser von Ozurgeti, aus Holz gebaut und meist mit einem oberen Stockwerke und einer ringsum laufenden Veranda versehen, haben ein artiges Aussehen und stimmen in ihrem ländlichen Stile durchaus zu der Landschaft. In ihrem Inneren freilich zeigt sich ein vollständiger Mangel an Bequemlichkeit und Sorgfalt; so gut sie dem Auge von weitem gefallen, so groß ist die Enttäuschung, wenn man sie betritt. Sie gleichen darin den Prinzessinnen des Landes, welche an Festtagen ausgewählt schöne Kleider tragen, dabei aber Schmutz unter den Fingernägeln haben. Die innere Einrichtung besteht ausnahmslos aus einigen

Holzbänken (Taschti), die mit werthvollen Teppichen belegt und mit Kissen ausgestattet sind. Für die Nacht verwandeln sich diese Divans in Betten; dasselbe Zimmer dient der Reihe nach als Speiseraum, Salon und Schlafgemach. Unter diesen Gebäuden orientalischen Stils treten zwei von europäischem Aussehen hervor: das eine ein modernes Haus, das ein Verwandter der alten Fürstenfamilie bewohnt, das andere ein verfallener Palast, den der letzte Souverän von Gurien zu Anfang dieses Jahrhunderts erbaut hat und der damals die größte Merkwürdigkeit im Lande war. Allerdings muß man zugeben, daß der Palast auch in Europa imponirt hätte. Er ist mehrere Stockwerke hoch und bietet aus seinen, auf allen vier Seiten befindlichen zahlreichen Fenstern eine prächtige Aussicht, die freilich den jetzigen Bewohnern — das etwas verfallene Gebäude dient heute als Militärhospital — ziemlich gleichgültig sein mag. Von den verschiedenen Nebengebäuden, die ihn einst umgaben, ist nur weniges erhalten: die Trümmer des Bades dienen heute ebenso wie die Mobilienkammer als Schweineställe, und in einem anderen verfallenen Bauwerke wird die Bahre aufbewahrt, auf welcher die Leichen der gestorbenen Soldaten zum Kirchhofe geschafft werden. Ein Lusthäuschen, zu welchem eine an den Palast stoßende Galerie führte, steht zum größten Theile noch aufrecht; zwölf Säulen tragen noch die elegante, aber arg verfallene Kuppel. Nicht weniger vernachlässigt als das übrige ist der ausgedehnte Garten, welcher das Gebäude umgiebt; trotz aller Mißachtung enthält er noch zahlreiche exotische Gewächse aus früherer besserer Zeit. Zur Zeit von Mme. Serena's Aufenthalt dachte man daran, ihn zu einem öffentlichen Spaziergange und Erholungsorte für die Bewohner Ozurgeti's umzuschaffen.

Auf dem Platze, dem Palaste gegenüber, liegen zwei Kirchen, eine georgische für die Bürger und eine russische für die Garnison. Hier spielt Sonntags die Militärmusik; aber die stubenhockerischen Einwohner finden sich dabei nicht ein, sondern ziehen eine Promenade auf ihrer Veranda vor. Dieselbe dient ihnen überhaupt bei schönem Wetter zu ständigem Aufenthalte; sie verbringen dort ihre Zeit, essen daselbst und schlagen sogar ihr Lager auf, und

Kirche von Ozurgeti.

die junge Welt steht nicht an, gerade diesen halb öffentlichen Ort für ihre Liebeständeleien auszuwählen.

Ozurgeti ist zwar ein ziemlich stiller Ort, trotzdem aber gut bevölkert; sein Bazar, wo der Verkehr seinen Mittelpunkt hat, hat mehr als ein Werst Länge. Es ist das weniger eine Straße als ein mit Holzbuden eingefaßter Weg, zu dessen beiden Seiten Bäche fließen. Längs der Buden läuft ein Brettersteg einige Fuß über dem Erdboden hin und von diesem führen Planken wie Brücken über die Bäche zu den einzelnen Buden; unter den Füßen der Wanderer aber schwimmen und schnattern Enten, wie denn überhaupt sämmtliche Straßen des Ortes den Hausthieren zum Tummelplatze dienen. Ein Theil des Bazars ist für die Verkäufer von Lebensmitteln bestimmt, ein anderer für die Stoffhändler; diese Kaufleute sind meist Armenier, Mingrelier oder Türken; Russen giebt es nur wenig. Schneider, Schuster, Waffen- und Kupferschmiede haben ebenfalls ihren besonderen Platz, und jeder arbeitet vor aller Augen. Wenn man die primitiven Werkzeuge sieht, deren sich die Handwerker bedienen, begreift man kaum, wie sie im Stande sind, solche vollendete und dabei künstlerische Arbeiten zu liefern.

Die Tracht der Männer in Gurien nähert sich der türkischen; statt des langen in Imeretien und Mingrelien üblichen Gewandes tragen sie ein kurzes Wams, eine Weste, eine breite buntseidene Schärpe und darüber einen mit Gold und Silber gestickten ledernen Gürtel, an welchem Waffen und eine Menge kleinerer Gebrauchsgegenstände hängen, endlich eine eng anliegende Hose und ein Baschlik. Die Frauen dagegen kleiden sich gern nach europäischer Weise und zwar mit so wenig Geschmack wie möglich; zierlich ist nur der Schleier, in welchen sie sich hüllen. Viele ersetzen denselben heute schon durch ein Tuch, und manche, die durchaus emancipirt erscheinen wollen, pflanzen sich geradezu einen im Bazar erstandenen Hut auf den Kopf. Wenn eine Emancipirte wenigstens den nationalen Schleier bewahrt, so sagt Niemand etwas dazu; setzt sie sich aber eine europäische Kopfbedeckung auf, so ist das der Gipfel der Entweihung, und von da an zeigt man auf sie mit Fingern. —

Ansicht von Gori.

Ein anderer Ausflug, den Mme. Serena unternahm, führte sie nach Gori am Kur, dem Hauptorte des gleichnamigen Bezirks. Die alte Festung, welche den Ort überragt, konnte einst angeblich 70 000 Menschen fassen; heute umschließt sie nur ein Pulvermagazin, dessen Eingang eine einzige Schildwache beschützt, und innerhalb der weiten Umfassungsmauern weideten bei Mme. Serena's Besuch nur zwei Esel die spärlich zwischen den Felsblöcken hervorsprießenden Grashalme ab. Vom Ufer der Liakwi, welche am Fuße des Festungsberges vorbeifließt, zieht sich eine Zinnenmauer in langer Zickzacklinie die Anhöhe hinauf. Festung und Stadt, welche letztere der Tradition zufolge 25 000 Saschen im Quadrat bedeckte, wurden wiederholt zerstört und wieder aufgebaut und befanden sich abwechselnd in der Gewalt der Türken, Georgier und Perser, verloren aber schon früh ihre Wichtigkeit, trotz ihrer guten Lage. Denn vom Gipfel des Burgberges aus übersieht man alle Punkte, von denen aus ein Feind einbrechen konnte, die Berge von Achaltziche, von wo die Türken drohten, wie diejenigen der Lesghier, Tscherkessen und Osseten. Durch die Ebene fließen neben dem ungestümen Kur die Flüsse Liakwi und Pschawi; über den ersten führt eine Brücke nach der Bahnstation, eine andere nach dem Dorfe Chidistavi, dem bevorzugten Sommeraufenthalte der reichen Armenier Gori's. Ueber dem Kur erheben sich die Berge Burethi und der sehr steile Goris-Dschuari, letzterer von dem gleichnamigen Kloster gekrönt, das auch den Namen „Kreuz von Gori" führt. Neben der alten Klosterkapelle erhebt sich jetzt eine moderne Kirche, beide im November das Ziel zahlreicher Pilger aus der Nachbarschaft. Der Ort Gori, dessen älteste Häuser sich an den Felsen selbst anlehnen, hat sich in neuerer Zeit weiter in die Ebene hinein ausgedehnt. Ueberall sieht man die platten Dächer, auf welchen der Georgier mit Vorliebe wohnt und wo sich die intimsten Familienscenen abspielen. An Kirchen ist kein Mangel, und der Kultus spielt hier eine große Rolle. Die Straßen sind zwar gepflastert, eine große Seltenheit im Kaukasus; das hindert aber nicht, daß sich bei Regenwetter mächtige Pfützen bilden. Um Straßenbau haben sich die Eingeborenen bis heutigen Tages nie gekümmert. Von den wenig luxuriösen Läden giebt die „Restauration" einen Begriff, welche Mme. Serena bei ihrem letzten Aufenthalte in Kaukasien (1881) photographirte. Dafür besitzt die Stadt Schulen, in welchen der Unterricht in georgischer und namentlich in russischer Sprache ertheilt wird, und seit dem September 1876 auch ein „transkaukasisches Seminar" zur Heranbildung von Volksschullehrern, wo 25 junge Leute, davon ein Fünftel Russen, auf Staatskosten erhalten und in den Wissenschaften wie in verschiedenen Handwerken (Tischlerei, Buchbinderei, Gärtnerei ꝛc.) unterrichtet werden. Gori zählt jetzt 1500 Haushaltungen, jede zu drei männlichen Personen, während die Frauen, die im Kaukasus in der Minderzahl gegenüber dem anderen Geschlechte sind, nicht mitgerechnet werden. Vertreten sind in der Bevölkerung Russen, Georgier und Armenier, letztere in der Majorität.

Restauration in Gori.

Skizzen aus Algerien.

Von **W. Kobelt.**

2. Um den Dschurdschura herum.

(Erster Abschnitt.)

Wenn man von der Brustwehr der Terrasse de la Republique in Algier, diesem reizenden Aussichtspunkte, der sich kühn neben Santa Lucia in Neapel stellen kann, nach Osten blickt, bemerkt man hinter der kühnen Kalkmasse des Bou Zegsa, der die Rolle des Vesuv im Bilde spielt, am Horizonte einen mächtigen Bergrücken, der nur im Hochsommer schneefrei erscheint. Es ist der westliche Flügel des halbkreisförmigen Gebirgszuges, der wie eine Mauer vom Meer bei Dellys bis wieder ans Meer bei Bougie reichend den Landstrich umgrenzt, den die Franzosen la grande Kabylie nennen. Nach Westen, Süden und Osten mauerartig abstürzend, nur auf wenigen hohen Pässen im Sommer zu überschreiten, umschließt der Dschurdschura ein Gewirre von Thälern und Schluchten, aus denen der Sebaou sein Wasser sammelt; auch nach dem Meere hin durch einen unwirthlichen Bergzug abgesperrt, ist das Land gleichsam eine große Festung, wie gemacht für ein Volk, das seine Unabhängigkeit über alles schätzt und lieber Hunger, Noth und alle Unbilden eines rauhen Gebirgsklimas erträgt, als sich einem Herrn beugt. Niemals ist ein Eroberer in diese Thäler eingebrochen, Römer, Vandalen, Byzantiner, Araber, Türken haben sich an dieser Bergveste ihre Köpfe eingestoßen und erst den vervollkommneten Waffen der Franzosen und ihrer Uebermacht ist es gelungen, den freien Bergkabylen zum Gehorsam zu zwingen.

Seit 1854 ist die ehemalige grande Kabylie zum Cercle de Dellys geworden; gerade im Herzen des Landes erhebt sich als feste Zwingburg das Fort National, das für eine kleine Armee Raum bietet; Dellys und Tizi Ouzou decken die Zugänge und wie eine Kette liegen die Forts von Bordsch Buira, Beni Mansour, Tizimalt, Akbou und das Gibraltar Algeriens, Bougie um den Dschurdschura herum, dem Volke jede Bewegung unmöglich zu machen. Sie sind aber kaum mehr nöthig. Seit dem furchtbaren Aufstande von 1871, der selbst Fort National an den Rand der Kapitulation brachte, haben die Franzosen begriffen, was schon die Türken wußten, daß der Kabyle mit Zuckerbrot leichter zu regieren ist als mit der Peitsche. Sie haben eingesehen, daß der Kabyle von einer ganz anderen Race ist wie der Araber und eine durchaus verschiedene Behandlung erfordert, und lassen ihn nun ruhig sich selbst regieren nach seinen uralten Gewohnheiten. Jedes Dorf bildet seine Welt für sich; die Gemeindeversammlung (Dschemâa) regiert das Dorf durch den von ihr gewählten Ortsvorsteher (Amin), dem die Vertreter der einzelnen Familien (Karroubas genannt, wie die Schote des Johannisbrodbaumes) als Exekutivorgane beigegeben sind. Nur das Recht über Leben und Tod haben sie der Gemeindeversammlung genommen und den ordentlichen Gerichten übertragen und es kommt nur noch selten vor, daß ein auf frischer That ergriffener Fremder — denn für den Ortsansässigen gab es wohl Verbannung und Konfiskation des Vermögens mit Demolirung des Hauses, aber keine Todesstrafe — nach uralter Sitte sofort gesteinigt wird. Die Steinigung war hier, wie bei vielen Völkern, bei denen die Blutrache gilt, der einzige angewandte Hinrichtungsalt, weil dann niemand wissen kann, wessen Stein tödtlich war, und somit keine Blutrache geübt werden kann. Geringere Vergehen richtet nach wie vor die Dschemâa und nie wird ein Kabyle wagen, gegen ihre Entscheidung zu opponiren. Nur zweierlei haben die Franzosen gethan, was von den Kabylen selbst als segensreich anerkannt wird. Einmal haben sie die sogenannte Schkaïa eingerichtet, eine Art von Kreistag, wo sämmtliche Amins eines größeren Bezirkes sich unter dem Vorsitz eines französischen Beamten versammeln und in öffentlicher Sitzung die Angelegenheiten des Bezirks berathen und jeder Kabyle etwaige Beschwerden vorbringen kann. Die Berber haben sich daran um so leichter gewöhnt, als sie nur einen uralten, dann und wann geübten Brauch zu einer regelmäßigen Institution erhebt. Schon immer bestanden im Kabylenlande Verbindungen von einer Anzahl Dörfer zu einer Konföderation (Thakebilt) und in einzelnen Fällen sandten noch größere Gruppen Vertreter zu einem Landtage, der irgendwo unter freiem Himmel seine Sitzung abhielt. Zum Gedächtniß wurden dann, noch im vorigen Jahrhundert, so viele große Steinblöcke aufgerichtet, als Vertreter dagewesen[1]). Sollten nicht manche megalithische Denkmäler, die weder Gräber noch Tempel sind und den Alterthumsforschern soviel zu schaffen machen, eine ähnliche Bedeutung haben?

Der zweite segensreiche Akt der französischen Regierung war die Errichtung von Schulen in möglichst vielen Kabylendörfern. Der Kabyle kommt diesen in einer ganz anderen Weise entgegen wie der Araber, und überall haben die Gemeinden gern sich selbst eine Steuer aufgelegt, um die Schule zu unterhalten. Auch das ist ihnen nicht neu und ungewohnt; seit alter Zeit zahlten sie überall eine Steuer zur Erhaltung der Koranschulen, die freilich nur der geringen Zahl der Kinder der sogenannten Marabuts zu gute kam, der Schriftgelehrten, welche sich im Laufe der Zeit zu einer förmlichen Kaste zusammengeschlossen haben Allein im Arrondissement des Fort National besuchten im

---

[1]) Ein solches Steindenkmal errichteten z. B. die Ait Iralen beim Dorfe Aguemmoun zur Erinnerung an einen denkwürdigen Landtag, der das Erbrecht des Koran, das man zu Gunsten des alten Herkommens seither auf verschiedene Weise umgangen hatte, auch rechtlich definitiv beseitigte (Letourneux).

vorigen Jahre über 800 junge Kabylen und Kabylinnen die Schulen und die Lehrer sind mit ihren Zöglingen sehr zufrieden; einzelne sind schon in die Ecoles normales (Lehrerseminare) abgegangen und bald werden sie anfangen, ihre Landsleute zu unterrichten. Wenn es den Kabylen nach ginge, hätte längst jedes Dorf seinen Instrukteur, aber die Leute sind zu schwer zu beschaffen und die Erlernung der kabylischen Sprache ist nicht gerade leicht.

Seit Frieden in der Kabylie herrscht, nimmt die Bevölkerung in wunderbarer Weise zu und quillt nach allen Seiten über. Die Bevölkerungsdichtigkeit der Umgebung von Fort National wird nur von wenigen französischen Departements übertroffen; trotz des unfruchtbaren Bodens kamen dort schon 1866 beinahe 119 Menschen auf den Quadratkilometer und die mittlere Bevölkerungsdichtigkeit in der ganzen Kabylie betrug 75,25 (in Frankreich nur 68,83). So gering die Bedürfnisse des Kabylen sind, für den einige Hände voll groben Gerstenmehles mit ein wenig ranzigem Oel eine genügende Tagesration ist, so kann sein Land doch natürlich diese Ueberzahl seiner Bewohner nicht ernähren und sie strömen nach allen Seiten hinaus, um als Tagelöhner oder Hausirer sich etwas zu verdienen. Wenn irgend möglich, kehren sie aber wieder zurück in ihr theures Heimathland am kühlen Nordabhang des Adrar Boudfel (Schneeberg, der bei den Anwohnern allgemein gebräuchliche Name des Dschurdschura), dessen reine Luft und dessen klares Quellwasser ihnen zum Leben unentbehrlich dünken.

Bis 1854 haben Europäer das Kabylenland nur ganz ausnahmsweise betreten; der Fremde war dort rechtlos und vogelfrei, so lange er nicht von irgend einem einflußreichen Kabylen die Anaïa erhielt, das freie Geleite, das den Beschützer verpflichtet, seinen Schützling höher zu achten als seinen eigenen Bruder und jedes ihm wiederfahrene Unrecht zu rächen, als sei es ihm selbst geschehen. Selbst ein armer Kabyle konnte mit Erfolg die Anaïa gewähren, denn keiner stand allein, jeder war der Hilfe seines Sfof sicher, der zusammengeschworenen Verbindung, zu der er gehörte und die für das geringste ihrer Mitglieder eintritt. Die Anaïa eines Amin aber verpflichtete dessen ganzen Stamm und eine Verletzung derselben führte sofort zu Blutvergießen. Heute kann man das Land nach allen Richtungen ohne die geringste Schwierigkeit durchwandern. Mag man eine Empfehlung mitbringen oder nicht, man ist gastfreundlicher Aufnahme überall sicher. Die Gastfreundschaft gehört zu den Fundamentaleinrichtungen der Kabylen, sie wird von Gemeindewegen geübt und der Amin hat darüber zu wachen. Nach einer bestimmten Reihenfolge wird der Gast bald diesem, bald jenem Hause zugewiesen und der Amin ist bei Strafe verpflichtet, dem betreffenden Familienvorstande rechtzeitig die Mittheilung zu machen, daß nun die Reihe an ihn kommt und er die nöthigen Vorräthe anzuschaffen hat. Muß er für vornehmere Gäste besondere Aufwendungen machen, so entschädigt ihn die Gemeindekasse; doch suchen in solchen Fällen die reicheren Dorfbewohner gewöhnlich eine Ehre darin, den ärmeren die Last abzunehmen. Für den Touristen finden sich an den Hauptorten gute Wirthshäuser, die ihn von der bei aller Gastfreundschaft dem Fremden nicht sonderlich appetitlichen kabylischen Küche emanzipiren, und ein Ausflug in die Kabylie gehört zum Programm eines jeden Wintergastes in Algier. Man fährt mit der Bahn nach Menérville, von da mit der Diligence durch die sogenannte Ebene von Bour'ni, eine tiefe Einsenkung zwischen Menérville und Tizi Ouzou, nach diesem Fort, übernachtet dort und ist bei guter Zeit am anderen Morgen in Fort National. Man muß aber dann denselben Weg wieder zurückmachen, höchstens mit der kleinen Variante über Drâ el Mizan und Palestro, denn nach Westen hin führt nur ein Saumpfad in einem schweren Tagesritt nach Tizimalt und dem Sahelthal. Das war für uns, denen ohnehin das Urgestein der Kabylie wenig Ausbeute an Schnecken versprach — die hohen Kalkkämme sind vor Ende Mai nicht zugänglich — wenig verlockend und wir entschlossen uns darum, eine Straße einzuschlagen, die nur selten von Touristen betreten wird, nämlich dem Südabhang des Dschurdschura entlang nach Beni Mansour und von da das Sahelthal hinab nach Bougie. Betraten wir auch so nicht die eigentliche grande Kabylie, so umkreisten wir dafür das Bergland an seiner Außenseite und lernten, immer auf von Kabylen bewohntem Gebiete bleibend, das Thal des Isser und das des Sahel kennen, die beiden Flüsse, welche den Dschurdschura so völlig umgeben, daß er nur durch einen schmalen Rücken mit dem Hochplateau und dem Dschebel Dira bei Aumale zusammenhängt. Die Tour ist heute noch einigermaßen unbequem; man fährt zwar mit der Diligence, die Algier und Konstantine verbindet, bis Bordsch Beni Mansour, aber dort, wo man um Mitternacht anlangt, ist das Unterkommen sehr fraglich und erst am anderen Nachmittag kommt ein Kärrnchen, das die einzige Postverbindung das Sahelthal hinab darstellt. Schon im nächsten Herbst indeß wird das Dampfroß die ganze Strecke zwischen Algier und Konstantine durcheilen und im Jahre 1886 wird auch eine Linie von Bordsch Beni Mansour nach Bougie eröffnet werden.

Die Bahn nach Menérville zweigt sich in Maison Carrée von der Metidschabahn ab, aber die Züge laufen bis Algier durch. Nach Ueberschreitung des Harrasch durchfährt man den östlichen Theil der Ebene, der dem centralen an üppiger Fruchtbarkeit nichts nachgiebt. Hier liegen eine Anzahl größerer Güter, die mit allen Hilfsmitteln moderner Technik betrieben werden. Dampf-Centrifugalpumpen haben die Noriah ersetzt und der Dampfpflug ist an die Stelle des altrömischen oder richtiger sogar altphönizischen Instrumentes getreten, mit welchem der Eingeborene das Land bearbeitet. Weiterhin hebt sich der Boden etwas und bedeckt sich mit Rebenpflanzungen; dann verlassen wir die Metidscha im engeren Sinne und gelangen durch einen lichten Bestand hochstämmiger Eichen in das Thälchen des Uëd Boudouaou. In geringer Entfernung vom Meere, das mehrfach sichtbar wird, geht es weiter nach Alma, einem gut gedeihenden Kolonistendorfe. Von da ab beginnt die Bahn zu steigen und sich zu winden. Große Strecken des Hügellandes sind noch in arabischen Händen und mit wüstem Buschwald bedeckt, aber längs der Bahn treffen wir immer häufiger neu gerodete Weinberge, besonders ausgedehnt um die gegenwärtige Endstation der Bahn. Menérville liegt, wie sein alter und bekannterer Name Col des Beni Aïcha andeutet, auf einem Col, einer Paßeinsenkung in dem Bergzug, der im Bou Zegsa kulminirt und das Isserthal vom Thal des Boudouaou und der Metidscha trennt. Wenn auch der große Verkehr, dessen es sich eben als Kopfstation erfreut, nicht mehr lange bleiben wird, so sichert ihm doch seine Lage an dem Punkte, wo sich der Verkehr nach der großen Kabylie abzweigt, eine gewisse Zukunft; auch ist die Umgebung fruchtbar und zum Weinbau geeignet.

Der provisorische Bahnhof liegt noch diesseits der Wasserscheide in einem tiefen Einschnitt, von welchem aus ein Tunnel den Kamm durchbricht. Wenn man die Höhe erreicht hat, erhebt sich gerade gegenüber die gewaltige schneegekrönte Bergmauer, aber sie taucht wieder hinter die

Vorberge, sobald man in ein Seitenthal des Isser hinabsteigt; ihre Gestaltung, ein langer Rücken ohne vorspringenden Gipfel, erinnerte mich an die Sierra Nevada, wie man sie vom Bahnhof von Loja aus erblickt, aber der Anblick war doch viel imponirender. Das ganze Issergebiet ist in europäischen Händen und gut angebaut; die sonst sehr gute Straße war leider infolge des ungeheuren Verkehrs, den der Bahnbau hervorrief, arg zerfahren und wir wurden tüchtig geschüttelt. Ueberall drängten sich die Bahnarbeiter, mit Ausnahme der Steinhauer und Schlosser, ausschließlich Eingeborene, und zwar meistens Kabylen aus Marokko, die allen anderen vorgezogen werden. Man erkennt sie sofort an dem langen lockigen Haar am Hinterkopfe (die algerischen Kabylen tragen das Haar kurz geschoren, die Araber rasiren den Kopf). Sie kommen in organisirten Trupps aus ihren Heimathbergen, immer die Angehörigen eines Dorfes oder eines Stammes zusammen unter der Leitung eines frei gewählten Amin, der für sie bindende Kontrakte mit dem Unternehmer abschließt, die Anschaffung der Nahrung besorgt und den Lohn in Empfang nimmt, dafür aber auch für seine Leute verantwortlich ist. Sie bringen nicht nur ihren ersparten Verdienst mit in ihre Heimath, sondern auch neue Anschauungen und Civilisationskeime, die nicht unterschätzt werden dürfen, namentlich in einem Lande, das sich so nach außen abschließt, wie Marokko. Die Kunde, daß ihre Landsleute in Algerien so viel besser leben, daß sie ihres Lebens und ihres Eigenthumes sicher sind und nicht systematisch ausgeplündert werden wie in Marokko, dringt bis in die fernsten Thäler der Rif und des Atlas, und wenn einmal eine europäische Macht die Hand auf den äußersten Westen Nordafrikas legen will, wird es schwer halten, die Berber zum Kampfe gegen sie zu entflammen, natürlich nur so lange ihre alten Gebräuche nicht angetastet werden.

Noch hatten wir ein tief einschneidendes Seitenthal, welches die Bahn auf einer schon vollendeten Eisenbrücke kühnster Konstruktion überschreitet, zu passiren und dann einen weit vorspringenden Bergsporn in mehreren Serpentinen zu übersteigen; dann ging es hinab in das weite Thal des Isser. Ein schwacher Araberstamm kam uns entgegen, armes zerlumptes Volk, Männer, Weiber und Kinder mit der armseligen Habe beladen, ein paar Ziegen mit sich treibend, ihr ganzes Besitzthum an Vieh. Sie mögen wohl bei irgend einem Aufstande ihre Herden verloren haben und ihr Land ist ihnen konfiscirt worden oder sie haben es verkauft. Das ist das Ende, dem alle Araberstämme im Tell (dem kultivirten Nordabhange Algeriens) entgegengehen; sie sind kaum von unseren Zigeunern zu unterscheiden; wie sie sich ernähren, weiß nur Allah. — Eine Strecke weit fuhren wir durch ebenes Land, dann legte sich plötzlich ein ungeheurer Bergriegel, mit mächtigen Kalkfelsen zinnenartig gekrönt, gerade vor den Weg; in ihm klafft ein enges Felsenthor, der Eingang zu den berühmten Gorges de Palestro. Ein französischer Kaufmann, der mit uns fuhr, übernahm es, meinen Tornister mit nach Palestro zu nehmen und im Hotel abzugeben; wir stiegen aus, um die Schlucht zu Fuß zu durchwandern. Sie verdient das wohl, fast noch mehr als die viel häufiger besuchte Schiffaschlucht, denn hier handelt es sich wirklich um eine Klamm, eine Felsenschlucht mit senkrecht abfallenden Kalkwänden. Die Straße ist beinahe in ihrer ganzen Länge in den Felsen des linken Ufers gesprengt, die Bahn überschreitet unmittelbar vor dem Eingange den Fluß auf einer Brücke, welche die bedeutendste in Algerien werden wird, und durchbricht dann in einer Reihe sich fast berührender Tunnels die Felsen des rechten Ufers. Hier war früher auch ein Lieblingsaufenthalt der Affen. Tchihatcheff hat 1879 noch eine Menge gesehen, aber vor dem Leben, das der Bahnbau gebracht hat, und vor dem unheimlichen Dröhnen der Minen sind sie in die höheren Regionen der Kabylie entwichen und wir sahen nur noch einen, den ein italienischer Arbeiter an einem Kettchen führte.

Die Isserschlucht ist abgesehen von ihrer Romantik eine hochwichtige Stelle, denn hier finden viele Thierarten ihre Ost- oder ihre Westgrenze. — Die Kalkfelsen beherbergen eine reiche Schneckenfauna mit vielen eigenthümlichen Arten, aber ihre Quantität war auffallend gering. Ich erfuhr später, daß verschiedene meiner algerischen Fachgenossen im Laufe des Winters desselbigen Weges gefahren waren und arge Verheerungen angerichtet hatten. Der Botaniker findet in der Schlucht weniger Ausbeute, wohl aber in den Bergen darüber, die freilich nur von den beiden Ausgängen aus erstiegen werden können.

Wir hatten Algier bei ziemlich winterlicher Temperatur verlassen — am 8. April —, aber im Laufe des Tages schlug das Wetter um und die Sonne brannte tüchtig. Dabei fehlt in der Schlucht Wasser gänzlich; erst am Ausgange, nachdem man einen kurzen Tunnel durch den letzten Felsenvorsprung und eine hübsche einbogige Eisenbrücke passirt, rauschen zwei kleine Sturzbäche herab und findet der durstige Wanderer eine Quelle, an der er sich laben kann. Hier weichen auch die Wände auseinander und es thut sich ein weites grünes Thal auf, ehemals ein See, so lange der Felsriegel von Tizi Nir noch nicht durchgenagt war. Nach einer halben Stunde etwa erblickt man das auf einem Hügel, den der Isser fast rings umfließt, malerisch gelegene Palestro und steigt zu ihm durch einen Ravin hinauf, den die Eisenbahn auf einem sehr langen Viadukt überschreitet.

Palestro ist ein aufblühendes Städtchen, eines der wohlhabendsten in Algerien außerhalb der Metidscha. Nur ein Monument auf dem mit Eukalypten bepflanzten Platze, dem Hotel gegenüber, erinnert an die völlige Zerstörung vom 26. April 1871. Damals wohnten etwa 100 Italiener hier. Sie standen in gutem Einvernehmen mit den Bergkabylen, und als die unheimliche Bewegung im Gebirge begann und die Bewohner aller anderen Dörfer im Kabylengebiet von Haus und Hof flüchteten, glaubten sie getrost bleiben zu können. Hatten sie ja doch ihren Nachbarn nie etwas zu Leide gethan! Sie wußten freilich nicht, daß das ganze Issergebiet einst den Kabylen gehört und daß diese nur zähneknirschend die Eindringlinge duldeten, welche sie aus dem fruchtbaren Thale in die Berge gedrängt. Auf einmal sahen sie das Dorf von allen Seiten umringt. In der Hoffnung auf baldigen Entsatz — ein starker Marsch hätte die Truppen aus der Metidscha am Bou Zegsa hin ins obere Isserthal gebracht, ohne die Schlucht forciren zu müssen, — vertheidigten sie sich in ein paar Steingebäuden und tödteten eine ganze Anzahl Kabylen; aber am dritten Tage war die letzte Patrone verschossen und nachdem verschiedene Häuser erstürmt und die Vertheidiger niedergemacht worden waren, mußten sich die Ueberlebenden ergeben. Aber nur wenige konnten die Führer der Kabylen ihren erbitterten Leuten entreißen, die Blutrache verlangte ihr Opfer, und 68 Männer, Frauen und Kinder wurden auf qualvolle Weise zu Tode gemartert. Das Denkmal, in seinem Realismus ergreifend wirkend, stellt einen Kolonisten dar, die Flinte in der Hand, die Energie der Verzweiflung im Gesicht; seine Frau, den Säugling im Arm, ist neben ihm niedergesunken, ein kleiner Knabe umklammert das Knie des Vaters.

Heute ist die blutige Lehre fast vergessen; auf dem Platze um den Brunnen bewegen sich Kolonisten und Kabylen im besten Einvernehmen, und das Dorf ist wieder aufgebaut worden genau in derselben verzettelten Weise, die jede Vertheidigung unmöglich macht, wie früher auch. Die neuen Ansiedler hätten sich vielleicht besser die Bauweise der deutschen Siedler im Slaven- und Preußenlande zum Vorbilde genommen und ihr Dorf selbst zur Vertheidigung eingerichtet, oder wenigstens eine feste burgartige Zufluchtsstätte im Inneren desselben erbaut. Eben sind freilich die Kabylen ruhig und friedlich, aber es wäre eine Thorheit zu glauben, daß sie auf die ihnen entrissenen fruchtbaren Ländereien verzichtet hätten. Die Bevölkerungszunahme läßt sie den Verlust von Jahr zu Jahr schwerer empfinden und sie werden sich keine Gelegenheit entgehen lassen, die Vertreibung der Fremden zu versuchen. Die Armée territoriale allein kann dem nicht abhelfen, denn wer will in solchen drohenden Zeiten Weib und Kind verlassen, um anderen beizustehen? Würde man aber bei der Anlage solcher exponirten Ansiedelungen ein wenig mehr auf die Vertheidigungsfähigkeit sehen, so könnte eher an eine Verringerung der Besatzung gedacht werden. Kosten würden kaum erwachsen; man brauchte nur die öffentlichen Gebäude, welche die Regierung ja doch in jedem neuen Dorfe massiv aus Stein erbauen läßt, Schule, Mairie und Kirche, zweckmäßig zu gruppiren und durch Mauern zu verbinden, so wäre ein Zufluchtsort hergestellt, welcher den Kabylen gegenüber Wochen lang vertheidigt werden könnte.

Wir blieben bei unserem ersten Besuche in Palestro in dem Hotel de France, das bei guter Verpflegung allerdings im Punkte der Reinlichkeit etwas zu wünschen übrig ließ, über Nacht und kehrten am anderen Morgen wieder zur Schlucht zurück, um den Felsenberg auf dem linken Isserufer zu besteigen und dort auf eine seltene, nur in den Gipfelfelsen vorkommende Schnecke zu fahnden. Der Weg war, da gerade Markt in Palestro abgehalten wurde, sehr belebt; die Kabylen kamen meistens zu zweien auf einem Maulthier, was der Araber nie thut, der Südspanier aber stets; es ist das einer der kleinen aber frappanten Züge, welche der Spanier mit dem Kabylen gemein hat und welche jedem Beobachter, der beide Nationen kennt, um so mehr auffallen, je genauer er sie kennen lernt, bis er schließlich zu der Ueberzeugung kommen wird, daß der Andalusier, der Rondeño, der Huertano aus den Vegas von Valencia und Murcia, wie der Bewohner der wüstenartigen Steppen von Almeria nichts Anderes ist, als ein christianisirter Kabyle. Es war ein mühsamer Anstieg durch das Gestrüpp zum Col de Tizi Nir. Einen Kabylenpfad, dem wir anfangs folgten, hatten wir bald wieder verloren; hier und da trafen wir auf sorgsam gepflegte, mit Hecken umgebene Gerstenfelder, auch auf Feigenbäume und selbst Reben, aber meistens war der Hang zum Bebauen zu steil. Erst als wir den ersten Absturz hinter uns hatten und nun in ein grünes flaches Hochthal kamen, mehrten sich die Feigenbäume und Oelbäume und traten auch ausgedehntere Felder auf. Ein betretener Pfad leitete uns hinüber an die Felsen, die wie ein schmaler, steil nach beiden Längsseiten abstürzender Rücken emporstarren, offenbar eine härtere, senkrecht aufgerichtete Bank, welche der Verwitterung getrotzt hat und nun isolirt emporragt. Man konnte sie auch auf der anderen Schluchtseite deutlich erkennen; sie hat jedenfalls dem Durchbruch der Gewässer das größte Hinderniß bereitet.

Am Fuße des Felsens trafen wir auf eine kleine Ansiedelung. Hunde bellten, ein paar Kinder liefen erschreckt zurück und gleich darauf kam ein arabisch gekleideter stattlicher Mann aus dem nahen Felde und begrüßte uns in gebrochenem Französisch. Auf meine Bitte um einen Trunk brachte er uns Wasser in einem Krug, der ganz den spanischen Jarras glich, außerdem aber auch Halib, Buttermilch, und eine kleine Porzellantasse, jedenfalls sein Stolz, zum Trinken. Mittlerweile waren die Kinder herbeigekommen und mit ihnen eine noch junge, recht hübsche und leidlich saubere Frau, die mit neugieriger Verwunderung auf meine Frau starrte, gewiß die erste Europäerin, welche diese Höhe erstiegen. Leider war eine Verständigung auf Französisch nicht möglich, ich versuchte es mit der Lingua franca, und siehe da, es ging besser. Der Biedermann begriff sogar, was ich wollte. Oh, mi sabir, sagte er, als ich ihm ein paar unten gesammelte Schnecken zeigte, und führte uns an einigen anderen Häusern vorbei zu den Felsen, wo wir wirklich die gesuchte Art fanden. Ein jüngerer Kabyle, der mit einem furchtbaren Hackmesser ein Stück Holz bearbeitete, schloß sich uns auch noch an; unter anderen Umständen hätte es einem bei der Gesellschaft unheimlich werden können, aber jetzt hat man im Frieden nichts zu fürchten und die beiden Kabylen halfen uns eifrig sammeln. Leider war unsere Zeit zu knapp, wir wollten die Diligence nach Menérville zurück benutzen und mußten um 1 Uhr wieder unten in der Schlucht sein. Wir kehrten also zum Dörfchen zurück, um uns noch einmal zu erquicken. Die Buttermilch aus dem nicht allzu sauberen Gefäß schmeckte bei der Hitze wie ein Göttertrank. Diesmal zog aber die Kabylin meine Frau ins Haus hinein, sie sollte im Schatten ein wenig ausruhen, ich zog es, da der Hauseigenthümer arabisch gekleidet war, natürlich vor, außen zu bleiben, im eigentlichen Kabylenlande hätte ich unbedenklich mitgehen können. Durch eine niedere Thür gelangte meine Frau in einen ganz entsetzlich schmutzigen Hof, den an drei Seiten niedere Gebäude umgaben. Hier gesellte sich zu der einen Frau noch eine nicht minder hübsche Gefährtin, und sie führten meine Frau, die vor dem Schmutz zurückscheute, ins Wohnhaus. Hier sah es besser aus; der ziemlich ausgedehnte Raum empfing zwar sein Licht nur durch die Thür, aber der Boden war aus gestampftem Lehm, glatt und sauber, neben der Thür war ein erhöhtes Lager mit einem bunt verzierten Wollenteppich bedeckt; an der einen Schmalseite standen vier von den großen ungebrannten Thongefäßen, in welchen die Kabylen ihre Vorräthe aufbewahren; sie werden von den Frauen an Ort und Stelle aufgebaut und sind nicht transportabel. An der anderen Schmalseite standen Töpfe und allerhand Geschirr, aber eine Feuerstätte befand sich nicht im Raume; es schien eine eigene Küche vorhanden zu sein.

Ich war derweile mit dem Hausherrn draußen geblieben; er hatte mir mit Stolz seine Zicklein und Kälber gezeigt — das Großvieh war auf der Weide — und dann hatte ich mir seine Bienen näher betrachtet. Der Mann, der überhaupt entschieden wohlhabend war, hatte mindestens 20 Stöcke auf seinem Stande, lauter lange vierseitige Kästen von 45 Zoll im Quadrat und 4 bis 5 Fuß lang, vorn und hinten mit einem Stück Kork verschlossen. Sie standen auf einem vierfüßigen Gestell und waren durch ein Stück Korkrinde vor dem Regen, durch eine Strohmatte gegen die Sonne geschützt. Sonst hat man im Kabylenlande auch Stöcke ganz aus Korkrinde; man schält einfach einen passenden Baum und setzt oben und unten einen Korkboden ein, so ist der Stock fertig. Die Bienen müssen gutartig sein, denn obwohl sie um uns herumschwärmten, wurden wir nicht gestochen; auch würde man sonst wohl schwerlich den Stand gerade an der Hausthüre angebracht haben. Der Honig spielt in Algerien, wo

Zucker selten und theuer ist, noch eine viel wichtigere Rolle wie bei uns, und das Wachs bildet einen Hauptexportartikel. Ich kann mich aber nicht entsinnen, bei Kolonisten einen Dzierzonstock gesehen zu haben, so reichen Ertrag eine rationelle Bienenzucht in diesen Ländern auch verspräche.

Gern hätte ich mir noch alles genauer angesehen, aber die Zeit drängte. Beim Abschied bot ich unserem Wirth ein Zweifrankstück an, aber er lehnte es stolz ab, soweit war er doch arabisirt; als ich es aber dann einem der Kleinen schenkte, lachte er freundlich; da kam dann doch der Kabyle zum Vorschein. Unser anderer Begleiter hatte sich, ohne ein Trinkgeld abzuwarten, schon früher seitwärts in die Büsche geschlagen. Dann wies er uns noch einen näheren Richtweg und trennte sich mit einem herzlichen bon jour von uns.

Unten fegte ein heißer Südwind furchtbare Staubmassen die Schlucht hinab und trieb uns in eine Arbeiterkantine. Die Wirthin erzählte uns, daß die Arbeiten beinahe beendigt und die meisten Arbeiter schon weiter gezogen seien; auch sie wäre längst weiter gewandert, aber ihr Mann liege beinahe blind im Spital in Algier, ihr Sohn sei ganz erblindet. Die Augenkrankheiten richten im Süden bei dem Staube und der furchtbaren Hitze entsetzliche Verwüstungen an, auch unter den Europäern, noch mehr natürlich unter den Eingeborenen, bei denen die Zahl der Blinden Legion ist. Bei weitem die meisten Erblindungen entstehen schon in der frühesten Jugend durch die blennorhöische Augenentzündung der Neugeborenen und wären bei einiger Vorsicht zu verhüten, aber der Araber ist viel zu indolent, um Hilfe zu suchen, ehe es zu spät ist.

Endlich kamen die beiden Diligencen, welche auf der Straße verkehren, dicht hintereinander, beide gefüllt, was auf dieser Strecke fast unerhört. Aber es sollte in den nächsten Tagen in Algier ein großer maskirter Umzug zu wohlthätigen Zwecken stattfinden, eine jener beliebten Kavalkaden, bei denen die Veranstalter soviel Tausende ausgeben als sie Hunderte zusammenbetteln, und dazu strömte in die Stadt, wer dort Verwandte hatte. Zum Glück hatte unsere Wirthin uns Plätze bestellt und man war anständig genug gewesen, sie uns auch zu reserviren; sie waren hoch oben auf der Imperiale und Aufsteigen und Absteigen waren für meine Frau wenigstens etwas kritisch, aber es ging doch und der unbequeme Sitz wurde uns einigermaßen versüßt, als wir sahen, wie verschiedene geputzte Damen, die mitunter stundenweit nach der Straße gekommen waren, wieder umkehren mußten, ohne Platz gefunden zu haben. Am Abend waren wir wieder in Algier, wo wir noch einige Zeit zubrachten, um dann endgültig die Reise nach Bougie anzutreten.

Die sociale und politische Stellung der Frauen bei den Huronen und Irokesen.

Von **P. E. Richter.**

I.

In den „16. und 17. Reports of the Trustees of the Peabody Museum of American Archaeology and Ethnology“ (Vol. 3, Nr. 3—4, Cambridge 1884) behandelt Lucien Carr dieses von anderen Schriftstellern meist nur gelegentlich mit einigen Zeilen abgethane Thema in ganz ausführlicher Weise. Für oder gegen die Carr'schen Angaben Stellung zu nehmen, ist, wenn man ältere und neuere diesbezügliche Litteratur vergleicht, wegen sich widersprechender Behauptungen nicht eben leicht. Haben sich doch auch die Verhältnisse in den letzten zwei Jahrhunderten durch den von den Weißen ausgeübten Einfluß theilweise so geändert, daß man sich nach der Lektüre der verschiedenen Angaben fragt: was gilt hier, was nicht? Am schlimmsten ist es, daß einzelne Berichterstatter, wie man zu sagen pflegt, alles in einen Topf werfen. So sagt Lafitau in seinen „Moeurs des sauvages amériquains“ (Vol. 1, Paris 1724, 4°.) von den Indianern: „C'est partout le même esprit de gouvernement, le même génie pour les affaires, la même méthode pour les traiter, le même usage pour les assemblées secrettes et solemnelles etc.“, und Le Page du Pratz in seiner „Histoire de la Louisiane“ (Vol. 3, Paris 1758, 4°.): „Ils ont tous foncièrement les mêmes moeurs et usages, de même que la manière de parler et de penser etc.“ Und so werden in dem ganz neuen Werke „Ploß, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde“ (Bd. 2, S. 504. Leipzig 1855. 8°.) die Verhältnisse der Indianerfrauen mit $18^1/_2$ Zeilen abgethan, indem uns kurzweg berichtet wird, was die Mrs. Eastman einst gesagt. Ihre Angaben beziehen sich aber auf die Siouxweiber und können nicht für alle anderen gelten, denn bei näherem Zusehen zeigt sich, daß bei den verschiedenen Indianerstämmen zum Theil ganz verschiedene Gebräuche bestanden haben und noch bestehen. Auch aus neuerer Zeit ist ein solches allgemein gehaltenes Urtheil zu verzeichnen, und zwar von Emil Ulrici, der in den Jahren 1849 bis 1850 unter Indianern gelebt hatte (er hält sich jetzt in Missouri auf). Derselbe schreibt in einem 1870 bei Türk in Dresden erschienenen, ebendaselbst im Verein für Erdkunde gehaltenen Vortrage, betitelt: „Die Indianer Nordamerikas“, S. 33, über die Stellung der Geschlechter wie folgt: „Die Männer jagen und führen Krieg, die ihnen noch übrig bleibende Zeit verbringen sie mit Anfertigung ihrer Waffen, Kähne und Fallen, mit Reden in ihren häufigen Versammlungen und endlich mit Essen und Schlafen. Die Frauen dagegen sind die thatsächlichen Arbeiter, die Packesel, die alles zu verrichten haben. — Die armen Geschöpfe haben mich oft gedauert, wenn sie mit Zeltutensilien, Fellen, Körben und Kindern beladen, ein ebenfalls bepacktes Pony an der Leine nach sich ziehend, langsam und müde dahinschlichen, während der Herr Gemahl, schön bemalt und mit stolzem Gesichtsausdruck, die Pfeife im Munde, nebenher schritt oder ritt; die Frau hat nicht nur Holz und Wasser herbei zu schaffen, das Essen zu bereiten, die Kleidungsstücke anzufertigen,

sondern auch da, wo vielleicht ein wenig Ackerbau getrieben wird, das Feld zu bebauen und die Früchte einzuheimsen, — sie hat das vom Manne erlegte Wild nach Hause zu schleppen, es zu zerlegen, das Fleisch durch Trocknen oder Räuchern haltbarer zu machen, die Felle zu gerben oder anderweitig für den Gebrauch herzurichten, Beeren und Wurzeln für den Winter zu sammeln und hunderte von anderen kleinen Geschäften zu besorgen, wie sie bei Nomaden- und Jägervölkern vorkommen. Die meisten Frauen der uncivilisirten Stämme sind, wahrscheinlich in Folge solcher Behandlung, klein, dünnbeinig, dünnleibig, häßlich und verkommen und strotzen vollständig von Schmutz und Ungeziefer." Ulrici steht mit seinem Urtheil durchaus nicht vereinzelt da, denn schon Loskiel sagt in seiner „Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern in Nordamerika" (Barby 1789, 8°.), die Delaware-Weiber hätten es so gut, als es die Lebensart der Indianer zulasse. Bei den Irokesen aber sei ihre Lage nicht so gut. Der wilde Irokese sei stolz auf seine Stärke, Herzhaftigkeit und andere männliche Vorzüge und begegne seinem Weibe mit Kaltsinn, Verachtung und nicht selten mit Grobheit. Und solche mißgestaltete und mißachtete Wesen sollen bei den Huronen-Irokesen-Stämmen eine Stellung einnehmen, die fast als eine herrschende zu bezeichnen ist.

Hören wir nun, was Carr in dieser Beziehung zu sagen weiß. Nach ihm mag die Bildung der Stämme gewesen sein, welche sie will, mögen die einen etwas mehr, die anderen etwas weniger vom Urzustande sich entfernt gehabt haben, zweifelsohne wurden sie früher, wenn man von einer Regierung bei ihnen überhaupt sprechen kann, von Häuptlingen und Aeltesten regiert, deren Macht allerdings nur in der Ueberredung bestand, und die sie mit den Frauen theilten, „wenn anders dieselbe nicht in letzter Instanz gänzlich in den Händen der Frauen eines Stammes ruhte." Hauptsächlich an der Hand des oben citirten Lafitau, der durchschnittlich auf jeder Seite Vergleiche mit Lydern, Carern, Mysiern und Gott weiß welchen zum Theil mythischen bei Homer, Herodot, Diodorus Siculus u. a. m. vorkommenden Völkern zieht, wird uns gezeigt, daß die Indianerfrau nicht das arme geplagte Wesen war, als welches sie gewöhnlich angesehen wird. Carr hat diesem Thema in Vol. 2 der „Memoirs of the Kentucky Geological Survey" schon einen besonderen Artikel gewidmet, auf den er nur verweist; er beruft sich aber auch auf das Zeugniß der Mary Jamieson (Life of Mary Jamieson, New York 1856), die ihr Leben unter den Irokesen zugebracht hat und die behauptet, die Aufgabe einer Indianerfrau sei nicht schwerer gewesen als diejenige weißer Frauen, während ihre Sorgen nicht halb so zahlreich oder so groß seien, wie die der weißen. Das stimmt wieder völlig mit dem überein, was John Heckewelders (Account of the History, Manners and Customs of the Indian Nations, who once inhabited Pennsylvania and the neighbouring States", Philadelphia 1819) sagt. Es heißt daselbst: „Die Aufgabe der Frau ist weder hart noch schwierig. Sie sind sowohl fähig als willig sie zu bewältigen, und thun es mit Freuden .... Wenn sie wandern oder mit ihren Männern in Jagdgründe ziehen und zwar ohne Pferde, so tragen sie ein Bündel auf dem Rücken, welches oft schwerer zu sein scheint, als es ist. Ich habe nie eine Indianerfrau über das Tragen dieser Last klagen hören, die ihren eigenen Comfort und Unterhalt enthält wie den der Männer." So sagt auch Horatio Hale in der Einleitung zu „The Iroquois Book of Rites" (auch unter dem Titel: Brinton's Library of aboriginal American Literature Number II, Philadelphia 1883, 8°.): „Die vollständige Gleichheit der Geschlechter in Bezug auf sociale Bedeutung und Einfluß erhellt aus allen Berichten der alten Missionare, welche darüber am besten urtheilen konnten. Gelegentliche Beobachter sind irregeführt worden durch das Fehlen jener uns aus den Zeiten des Ritterwesens überkommenen Höflichkeitsbezeugungen, welche, wie angenehm sie auch sich ausnehmen mögen, doch nur, alles in allem, pure Zeichen der Herablassung und Protektion der Stärkeren über die Schwächeren sind. Der Irokese räumt einer Frau nicht seinen Platz ein, er überläßt ihr nicht den Vortritt beim Verlassen eines Raumes, aber er sichert ihr den Besitz ihres Eigenthums, er erkennt ihre Rechte auf die von ihr geborenen Kinder an und überläßt ihrer Entscheidung die Wahl des zukünftigen Häuptlings."

Als bewiesen darf angenommen werden, daß die nordamerikanischen Indianerstämme mit wenigen Ausnahmen in Geschlechter zerfallen und die Abstammung in weiblicher Linie erfolgt. Nach Morgan (League of the Ho-dé-no-sau-nee, or Iroquois, Rochester 1854, 8°.) ist folgendes dafür anzunehmen: „Von den Großeltern war nothwendigerweise nur die mütterliche Großmutter, von den Eltern nur die Mutter, und in der absteigenden Linie konnten nur die Kinder der Schwester von demselben Stamme sein wie der Propositus oder dasjenige Individuum, von welchem die Verwandtschaftsgrade abgeleitet wurden. Die mütterliche Großmutter und ihre Schwestern galten für ihn gleicherweise als Großmütter, die Mutter und ihre Schwestern als Mütter, die Kinder der Schwester einer Mutter als Neffen und Nichten, die Enkel einer Schwester als Enkel. Dies waren die hauptsächlichsten Verwandtschaftsgrade im Stamme; außerhalb desselben galten der väterliche Großvater und seine Brüder gleichmäßig als Großväter, der Vater und seine Brüder als Väter, des Vaters Schwestern als Tanten (während innerhalb des Stammes die Brüder der Mutter Onkel waren), die Kinder der Schwester des Vaters als Vettern und Basen, deren Kinder als Neffen und Nichten und deren Kinder als Enkel des Propositus. Die Kinder eines Bruders waren seine Kinder, die Enkel eines Bruders seine Enkel, die Kinder eines Bruders des Vaters seine Brüder und Schwestern, nicht Vettern und Basen, und ihre Kinder seine Enkel."

Die östlich vom Mississippi und südlich von den Großen Seen lebenden Indianer lebten zur Zeit, als man sie zuerst fand, nach Hale in Holzbauten, von oft über 200 Fuß Länge, die durch Anbauten in der Längsrichtung vergrößert wurden, getrennt in Abtheilungen, deren jede für eine Familie bestimmt war. Es sind dies die sogenannten „Long-houses". Jeder Haushalt beruhte auf dem Prinzip der Verwandtschaft, die Ehefrauen waren meist Schwestern, oder überhaupt demselben Geschlechte angehörig, zu dem ja natürlich auch ihre Kinder zu rechnen waren. Die Ehemänner aber und die Frauen der Söhne, wenn solche in das Haus gebracht wurden, waren nothwendigerweise von anderen Geschlechtern, weil Heirathen innerhalb eines solchen, selbst wo Adoption vorlag, nie erlaubt waren. Jedem Haushalte stand eine alte Frau vor (man denke hier nicht an den verächtlichen und spöttischen Nebensinn, den die „alte Frau" so häufig in christlichen Gemeinden hat), welcher die Vertheilung der auf verschiedenen Feuerstellen des Hauses gekochten Speisen, je nach Bedarf der einzelnen Familien, oblag. Was im Hause wohnte, scheint einen gemeinsamen Vorrath an Speisen besessen zu haben; so sagt wenigstens Morgan in „House and House-Life of the American Aborigines" (auch unter dem Titel: „Contributions to North American Ethnology"

Vol. IV. Washington 1881. 4°.). Die Mehrzahl der Bewohner eines Hauses gehörte demselben Geschlechte an, dem der Mütter, und dieses Ueberwiegen eines Geschlechtes wurde noch vermehrt und fortgesetzt dadurch, daß eine junge Frau nicht das Haus der Eltern verließ, um einem Manne zu folgen, der sich einen Hausstand gründete, sondern ihren Mann in das Haus der Eltern nahm. Alle Jagdbeute oder wenigstens ein Theil derselben, auch Jahre nach der Verheirathung, verfiel der Mutter der Frau, und wehe dem Manne, wenn er lässig war; er konnte in diesem Falle, auch wenn schon Kinder da waren oder er sonst was in die Ehe mitgebracht hatte, sein Bündel schnüren müssen, um, sei es zu seinem Geschlechte zurückzukehren, sei es eine neue Ehe anzufangen: die Macht, eine Ehe zu lösen, war ebenso der Frau wie dem Manne eigen, und schon daraus soll zu schließen sein, daß die Stellung der Frau nicht entfernt eine sklavenmäßige gewesen sein kann.

Wenn ein Mann sich mit seiner Frau von dem ganzen Geschlechtshause trennen wollte, so hatte er für ein neues Heim, ein Wigwam, zu sorgen, und dafür, daß es an guter Nahrung und Kleidung nicht fehle. Im Wigwam war die Frau absolute Herrscherin, sie scheint aber nicht nur dessen Inhalt, sondern auch die Felder und die Ernten besessen zu haben. Letzteres um so erklärlicher, da sie es allein war, die das Feld zu bebauen hatte. Carr citirt hierzu zwei Vorfälle aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Im Jahre 1791 nämlich sprachen die Frauen in einer Versammlung zu Colonel Proctor: „Du mußt auf das, was wir Frauen sagen, so gut hören, wie auf die Aussagen der Sachems (erbliche Häuptlinge für friedliche Angelegenheiten), denn wir sind die Eigenthümerinnen dieses Landes, wir bebauen es für uns und sie.“ Niemand bestritt diese Behauptung, und Red Jacket, der, im Gegensatz zu seinem früheren Verhalten, zum Sprecher der Frauen gewählt war, mußte dem Kommissar erklären, die ältesten der Frauen hätten beschlossen, daß Sachems und Krieger den Amerikanern in ihrem Unternehmen helfen sollten „zum Vortheil der Frauen und ihrer Kinder“. Der zweite Fall trat im Jahre 1797 ein. Hier erhielten, nachdem eine Berathung resultatlos verlaufen war, die Frauen von Mr. Morris Geschenke, und darauf machten sie von ihrem Rechte Gebrauch: die Häuptlinge mußten die Versammlung, die geschlossen worden war, auf den Wunsch der Frauen und den der Krieger wieder eröffnen, und es wurde beschlossen, Land abzutreten unter Bedingungen, welche vorher nicht angenommen worden waren. Ja, der Häuptling Cornplanter sagte u. a., die Frauen und Krieger hätten mit Bedauern das ungeeignete Auftreten ihrer Sachems gesehen, und Farmers Brother, ein Häuptling, gab zu, daß das Verfahren der Frauen, die Beschlüsse einer Versammlung auf diese Weise zu annulliren, bei ihnen Brauch sei. — Morgan sagt in seiner „League of the Ho-dé-no-sau-nee“, Frauen und Männer eines Stammes hätten gleiches Anrecht auf die Ländereien gehabt, und in der That scheinen die noch vorhandenen Urkunden, Quittungen und dergleichen für die Richtigkeit dieser Behauptung zu sprechen, da auf ihnen die Unterschriften der obersten Frauen, Häuptlinge und Krieger vorkommen.

Kürzere Mittheilungen.

Die Forbes'sche Expedition nach Neu-Guinea.

Nachdem die Royal Geographical Society 250 Pfd. Sterl. und die British Association 400 Pfd. Sterl. für die von Herrn Forbes geplante wissenschaftliche Expedition nach Neu-Guinea gespendet hat, scheint deren Zustandekommen jetzt gesichert, und Herr Forbes wird sich im December 1884 nach Batavia begeben, von wo er seine Reise nach den Molukken (Ambon) fortzusetzen beabsichtigt, um zunächst dort Begleiter anzuwerben. Eine der Schwierigkeiten nämlich, mit denen Reisende auf Neu-Guinea zu kämpfen haben, entsteht aus den fortwährenden Streitigkeiten der verschiedenen Stämme, die natürlich auch auf einheimische Begleiter zurückwirken; außerdem aber müssen in Bezug auf die Träger besondere Maßregeln getroffen werden. Herr Lawes, der in Port Moresby angesiedelte Missionar, ein gründlicher Kenner des Landes, schrieb über diesen Punkt an Herrn Forbes: „Einheimische Träger kann man hier beinahe immer bekommen, wenn nicht etwa ein Fest oder eine des Fischfangs wegen unternommene Expedition die Sache erschwert und zu einem einige Tage dauernden Aufenthalte nöthigt, jedoch nur für die erste Station. Die Schwierigkeit besteht darin, daß sie nicht mit einem Jeden weiter gehen werden; in jedem neuen Distrikt muß man neue Leute anwerben und das ist manchmal ziemlich mühsam. Die Sprache im Innern ist ganz verschieden von den an der Küste gesprochenen Dialekten, wodurch es sehr schwer wird, sich den Leuten verständlich zu machen und ein Abkommen mit ihnen zu treffen.

Natürlich ist dieser Punkt von der größten Bedeutung für eine Expedition, welche in einem Lande unternommen wird, wo es vor allem darauf ankommt, von der durch Fieber heimgesuchten Küste in das fieberfreie(?) Innere zu gelangen.

Von Ambon beabsichtigt Herr Forbes mit seinen Begleitern über Batavia, Queensland und die Thursdayinsel die Reise nach Port Moresby fortzusetzen und von hier hofft er im Mai die eigentliche Expedition antreten zu können; es liegt in seiner Absicht, auf einem der in Redscar-Bai einmündenden Flüsse in das Innere einzudringen und sobald als möglich einen guten Lagerplatz im Gebirge zu erreichen. Im Falle die Eingeborenen sich friedlich zeigen und Nahrungsmittel in genügender Menge liefern, sieht er den Plan nicht für aussichtslos an, die nördliche Küste der Halbinsel zu erreichen, doch wenn auch nur die wissenschaftliche Erforschung der Owen-Stanley-Kette glückte, würde dies ein sehr bedeutendes Resultat sein.

Alles, was Forbes auf seiner Reise nöthig hat, namentlich auch die zahlreichen Gegenstände, welche als Tauschmittel im Verkehr mit den Eingeborenen werden dienen müssen, muß er mit sich führen und in Port Moresby ein Depot anlegen; namentlich Tabak und Salz sind für den Tauschhandel nöthig, Geld spielt im Verkehr mit den Eingeborenen gar keine Rolle. Nahrungsmittel (mit Ausnahme von Salz) hofft man im Innern in genügender Menge bekommen zu können, wenn nämlich die Eingeborenen nicht feindlich sind; Früchte allerlei Art und mehrere Arten Vögel kommen den eingezogenen Nachrichten nach in genügender Menge vor. Ob Frau Forbes ihren Mann wiederum begleiten wird, scheint noch fraglich; trotz der großen Schwierigkeiten, welche damit verbunden sein werden, tritt Herr Lawes diesem Gedanken nicht direkt entgegen. Der Zug im Gebirge soll

aber für jeden anderen als einen erfahrenen Bergsteiger große Schwierigkeiten bieten.

Brasilianische Kolonisationsbemühungen.

Angesichts der Rührigkeit, mit welcher plötzlich das junge Deutsche Reich sich seiner überseeischen Interessen annimmt, und im Hinblicke auf die kolonialpolitische Bewegung, von welcher gegenwärtig die führenden Staaten der alten und der neuen Welt erfaßt wurden, hat sich vor mehreren Monaten das brasilianische Kaiserreich gleichfalls ermannt, um aufs neue den Versuch zu machen, den europäischen Auswandererstrom an die brasilianischen Gestade zu lenken. Auf die Initiative dreier Deutschen, Blumenau, Gruber und Koseritz, hin wurde zu diesem Zwecke am 14. Oktober 1883 bereits eine Gesellschaft konstituirt, welche mit allen Mitteln der mündlichen und schriftlichen Werbung die Besiedelung des menschenarmen Reiches durch europäische Einwanderer zu betreiben Willens ist. — Auf dem Wege der Petition, durch die Presse, durch Bekanntschaften und den persönlichen Einfluß der Mitglieder will man zugleich darauf hinwirken, daß dem Lande Gesetze gegeben werden, geeignet, um dasselbe den Einwanderern zu einem wahren Adaptiv-Vaterlande zu gestalten, nachdem für Aufnahme und Niederlassung der Ankömmlinge auf vorher vermessenen Ländereien gesorgt sein würde. Weiter will man sich in Verbindung setzen mit den verschiedenen ausländischen, zu Gunsten Brasiliens gesinnten Vereinen, um ein gegenseitig ersprießliches Zusammenarbeiten anzubahnen. Auch soll in denjenigen Ländern Europas, welche die besten Einwanderer liefern, eine direkte Propaganda organisirt werden. Der vornehmlich in Betracht kommende Theil Brasiliens, wohin man die Ansiedler in größerer Zahl zu dirigiren wünscht, ist das Gebiet der Provinzen Rio Grande do Sul, Santa Catharina, Parana, S. Paulo, Minas Geraes, Rio de Janeiro und Espirito-Santo. Betreffs desselben ist schon ein Verzeichniß in Angriff genommen worden, über alle noch seitens der Regierung oder durch Kauf von Privaten zu vergebenden Ländereien, welches auf dem Centralbüreau der Einwanderungs-Gesellschaft in Rio de Janeiro eingesehen werden kann. Auch ist Sorge dafür getragen, pekuniäre Subsidien für bedürftige Auswanderer zur Verfügung zu halten, mittels deren wenigstens eine Passage-Ermäßigung oder Befreiung in Aussicht gestellt werden kann. Das Direktorium dieser unter Umständen vielvermögenden neuesten Kolonisationsschöpfung Brasiliens besteht unter anderen aus dem Generallieutenant de Beaurepaire-Rohan, dem Generaldeputirten Dr. Alfredo de Escragnolle-Taunay, dem österreichisch-ungarischen Ehren-General-Konsul Fernando Schmid, Prof. Hugo A. Gruber, Baron de Irapuá und etwa 20 anderen hochangesehenen Persönlichkeiten in Rio de Janeiro. — Wie jeder Neuerung sind auch der auf obiger Basis gegründeten Einwanderer-Gesellschaft die heftigsten Anfeindungen nicht erspart geblieben. Das ministerielle Entgegenkommen, auf das man bei dem Vorhaben anfangs große Stücke gebaut, ist nebenbei ein so geringes, daß wir persönlich uns nicht dazu verstehen können, dem Unternehmen ein günstigeres Prognostikon zu stellen, als den vielen ähnlichen Projekten, die früher dort zu Lande existirten. Am meisten wird man, wie immer bei solchen Anläufen in Brasilien, mit der starren anti-germanischen Opposition zu kämpfen haben. Was im Juli demnach persönlich in Deutschland und der Schweiz durch einen der Direktoren, Herrn Hugo Gruber, eingeleitet wurde, wird sich nach unserem Dafürhalten höchst wahrscheinlich als ein nutzloser Schlag ins Wasser erweisen. Dazu kommt aber noch, daß man in Mitteleuropa momentan außerordentlich wenig Sinn für eine Befürwortung der brasilianischen Auswanderung hat. Die allgemeine Losung für diejenigen, welche nicht den Kampf ums Dasein in Nordamerika aufnehmen und doch ihrem Glücke in fremdem Welttheil nachjagen möchten, ist Afrika! Niemand läßt sich auch so leicht in diesem Punkte irre machen und wenn brasilianische Blätter selbstzufrieden berichten, ein Herr Georg Berg in Capetown habe erst die neue Centralgesellschaft mit der Meldung erfreut: 616 deutsche Kolonisten wünschten Südafrika zu verlassen und nach Brasilien überzusiedeln, so macht das gegenwärtig auf das Gros unserer Afrika-Auswanderungslustigen gar keinen Eindruck. Der afrikanische Kredit ist — um es kurz zu sagen — im Steigen, der brasilianische im Fallen begriffen.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Unter Leitung von M. Héraud untersucht eine französische Mission die Küsten Tunesiens. Ihre Arbeiten sind im Sommer 1884 südwärts bis in die Bucht von Gabes gediehen; dort sollen sie im kommenden Frühjahre wieder aufgenommen und dann bis zum Schlusse des Jahres 1885 zu Ende geführt werden. — Auch die provisorische Karte von Tunesien im Maßstabe von 1:200 000 geht rasch ihrer Vollendung entgegen.

— Einen bemerkenswerthen Beleg dafür, wie umsichtig und betriebsam der deutsche Handel auch in dem Gebiete der französischen Kolonie Gabun durch das Haus Woermann organisirt und geleitet worden ist, gewährt der von dem deutschen Konsulat daselbst für das Jahr 1883 erstattete Geschäftsbericht, den die „Nordd. Allg. Ztg." im Auszuge mittheilt. Aus demselben ist zu ersehen, einen wie regen Aufschwung der deutsche Exporthandel daselbst, namentlich seit Eröffnung einer direkten Dampferlinie zwischen Hamburg und jener Küste, genommen hat. Die Woermann'schen Schiffe (43 an der Zahl) versorgen jene Besitzungen seit längerer Zeit mit allen Arten von Lebensbedarf und laden auf der Rückreise nach Hamburg über Havre Elfenbein, Gummi Elasticum, Palmöl, Palmkerne, Eben- und Rothholz. Der Antheil, den die französische Handelsflagge und Kauffahrtei an dem Geschäft mit den Stämmen am Gabunfluß nimmt, ist verschwindend klein dagegen zu nennen; kaufmännisch haben die Deutschen hier Positionen gewonnen, die ihnen jetzt, wo sie ganz in der Nachbarschaft ihre eigenen Stützpunkte finden, zur weiteren Ausbreitung und Stärkung des deutschen Elements nur förderlich sein können. Zu den Erzeugnissen der deutschen Industrie, die sich immer mehr in den dortigen Markt einführen und bereits den Negern unentbehrliche, viel begehrte und beliebte Tauschartikel bilden, gehören namentlich sächsische und rheinische bedruckte rothe Kattune und andere Baumwollenwaaren; ferner konkurriren grobe und feine Eisen- (Hagen) und Messingwaaren vollständig mit den englischen. Seit Jahren beherrscht Deutschland an der ganzen Küste den Markt in Pulver, und erstaunliche Mengen gehen davon mit

jedem Schiffe von Hamburg und Bremen ab; auch Berliner Artikel, Konfektionswaaren, Lampen u. s. w. finden immer mehr Anklang und verdrängen die sogenannten Articles de Paris. Ein neuer deutscher Industriezweig hat seit einem Jahre dem amerikanischen Import von mit Papier und Blech verzierten Holzkoffern den Rang streitig gemacht; es ist unglaublich, welche Mengen von diesem Artikel hier Absatz finden. Durch Anweisungen und Drängen der Hamburger Exporteure sind denn unsere Fabrikanten endlich dahin gelangt, diese bisher von New-York gelieferten Artikel vollkommen konkurrenzfähig auf den afrikanischen Markt zu bringen. Auch Glaswaaren (Karaffen und Gläser zc.) sowie sächsisches Steinzeug werden in immer größeren Mengen von Deutschland aus bezogen. Das Interesse des deutschen Handelsstandes an Afrika ist noch immer im Steigen begriffen, wie die vielen Anfragen von Fabrikanten über Auskunft nur zu gut bezeugen. Dasselbe ist auch vollkommen berechtigt, da die Aussichten auf immer weitere Erschließung des schwarzen Kontinents gegenwärtig die denkbar günstigsten sind.

— Im Verlage von G. Behrend (H. Förstner) in Berlin ist soeben eine Broschüre „Die deutsche Kolonie Camerun“ von Dr. Anton Reichenow erschienen unter Beifügung einer vom Verfasser aufgenommenen Originalkarte. Während zweier Jahre hat der Autor die Tropen Westafrikas und speciell die Camerungegend zum Zwecke naturwissenschaftlicher Forschungen bereist, und gilt als einer der besten Kenner dieses Landstriches. Die Broschüre läßt eine scharfe Beobachtungsgabe und lebensfrische Schilderung erkennen, und bietet das vorliegende Werk eine ebenso sachlich genaue und belehrende als anregende und unterhaltende Lektüre. Der Inhalt umfaßt eingehende Schilderungen der Landesbeschaffenheit, des Pflanzen- und Thierlebens, der Jahreszeiten, des Klimas, der Bewohner und des europäischen Handels in jenen von der Natur so bevorzugten Gegenden, über denen jetzt die deutsche Flagge weht.

— Das kleine Kanonenboot, welches die Franzosen zu Anfang 1884 in Bamaku auf dem oberen Niger vom Stapel gelassen haben, ist kürzlich diesen Strom etwa 70 km hinab bis Kulikoro gefahren und hat den Flußlauf aufgenommen. Die Stromschnellen unweit Bamaku konnte es ohne Schwierigkeit passiren, und man hofft, mit ihm Timbuktu erreichen zu können. Uebrigens ist ein Maure, angeblich Abgesandter der Kaufmannschaft von Timbuktu, in St. Louis eingetroffen, um mit dem französischen Gouverneur über die Eröffnung einer Handelsstraße von Timbuktu über Bamaku, Kita, Bafulabe zc. nach St. Louis zu unterhandeln. Bisher geht der Handel Timbuktus bekanntlich nach Marokko.

— Dr. Oskar Lenz, Timbuktu. Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan (2 Bde. 8°. Leipzig, Brockhaus). Der lange erwartete Reisebericht des kühnen und glücklichen Reisenden ist nun endlich in zwei stattlichen und inhaltreichen Bänden[1]) erschienen, die uns ein anschauliches Bild entrollen von den durchreisten Ländern Marokko, dem unabhängigen Berberlande des Ued Sus mit seiner fanatischen räuberischen Bevölkerung, Tarudant, der wichtigen Handelsoase Tenduf und der Sahara bis Arauan, dem gewöhnlichen Ziele der Timbuktu-Karawanen, einer neu gegründeten, in trostloser Dünenumgebung gelegenen, aber durch wasserreiche Brunnen hochwichtigen Stadt, die dem Reisenden durch Hitze, Fliegenplage, Sandstürme, ungesunde Lage und schlechte Nahrung zu einer wahren Hölle wurde. Einige Tagereisen weiter südlich beginnt der große Mimosenwald, welcher die ganze Sahara nach Süden umsäumt, und damit der Sudan. Von dem sonst so ungastlichen Timbuktu giebt der Reisende sogar eine Ansicht; sein dreiwöchentlicher Aufenthalt war leider vielfach durch Fieber und andere Krankheiten getrübt und die Unsicherheit der Umgegend gestattete nicht einmal einen Besuch von Kabara, der Hafenstadt von Timbuktu. Hadsch Ali, der Dolmetscher und Reisebegleiter, spielte hier als Scherif (Lenz bestreitet ihm diese Qualität und auch die hohe Stellung im Khuan der Khadriya, aber Hadsch Ali kann seinen Stammbaum wirklich bis zu den Fatimiden zurückführen und ist ein Schwestersohn des Emirs Abd el Kader) eine große Rolle und hatte nicht übel Lust ganz da zu bleiben. Die Weiterreise durch heidnisches oder wenigstens nicht arabisches Land bewies mit unzähligen Widerwärtigkeiten, was sein Schutz werth gewesen. Lenz läßt auffallender Weise überall eine gereizte Stimmung gegen seinen Begleiter durchblicken, obwohl er ohne ihn niemals durch den Sus und schwerlich nach Timbuktu gekommen wäre. — Die Weiterreise in ganz kleiner Gesellschaft, bei fast erschöpften Mitteln und durch Negergebiet war schwieriger und gefährlicher als die Wüstenwanderung; bei einem Ueberfall der Ulad el Alusch, eines gefürchteten Raubstammes, zum Glück arabischer Abstammung, gelang es Hadsch Ali nur mit Mühe, durch energisches Hervorkehren seiner Heiligkeit und vornehmen Abkunft, die kleine Karawane zu retten. Unter Führung der Räuber wurde der Weg durch die Negerländer, das Gebiet der Bambara, der fanatischen Fulbe und dann mit einigen marokkanischen Sklavenhändlern nach dem Senegal angetreten, den man am 2. November bei dem französischen Posten Medina erreichte.

Das vorliegende Werk, auf welches wir noch zurückkommen, enthält außer dem Bericht über die Reiseerlebnisse und die Schilderung der durchreisten Länder und ihrer Bewohner noch eine Menge hochinteressanter Notizen über die Geologie, die Botanik und die Zoologie Nordwestafrikas und ist unbedingt eine werthvolle Bereicherung der neueren Reiselitteratur; wir empfehlen es allen unseren Lesern.

[1]) Dieselben enthalten 57, meist nach Photographien hergestellte interessante Abbildungen und 9 Karten, letztere unveränderte, aber leider durch sehr zahlreiche Stichfehler in den Namen entstellte Reproduktionen des 1881 in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin erschienenen Originals. Red.

Australien.

— Die Zahl der Chinesen in Australien und Neuseeland betrug nach dem Census von 1881: 43 706 Individuen, wovon nur 362 weibliche. Es entfielen auf Victoria 12 128, auf Neusüdwales 10 205, auf Queensland 11 229, auf Südaustralien 4151, auf Westaustralien 145, auf Tasmanien 844 und auf Neuseeland 5004 Chinesen. Im Jahre 1859 waren in Victoria allein nicht weniger als 42 000 Chinesen an den Goldgruben, also nahezu soviel, wie heut in allen sieben australischen Kolonien.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVII. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1885.

Reisen in Gurien und am oberen Kur.

Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Der Felsen, welcher die Burg von Gori trägt, hängt mit dem Berge Cwernak zusammen, der sich 7 Werst weit bis nach Uphlis-Tziche hinzieht. So heißen die Reste einer alten Stadt und auch ein modernes Dorf, welches auf einem zum Kur hin sich abdachenden felsigen Hügel steht. Der obere Theil desselben ist von Höhlen in mehreren Stockwerken über einander durchsetzt; es finden sich dort Säle von der verschiedensten Größe, an deren Wänden und Decken künstlerisch ausgeführte Reliefs, Krieger und Thiere darstellend, angebracht sind. Diese Troglodytenstadt soll einst die Residenz des georgischen Königs Uplos gewesen sein, von dessen Geschichte aber sonst nichts genaues bekannt ist. Heute liegt alles öde und verlassen da, denn die Bauern und Fischer des Dorfes unten fürchten sich hier hinauf zu steigen.

Im Bezirke von Gori wohnt außer den früher genannten Stämmen noch eine große Zahl von christlichen Osseten, und zwar in den Bergen. Der Bezirk beginnt 3 Werst von Mtzcheth, der alten Hauptstadt Georgiens, und zieht sich bis zur Station Stracha-Jakob hin, welche auf der Domäne Borshom, dem Eigenthume des Großfürsten Michael, liegt. Dieser galt der nächste Ausflug. Die Reise dorthin von Gori aus ist nicht lang; zuerst benutzt man die Eisenbahn bis zu dem ehemaligen Flecken Kachuri, welcher heute den Namen Michaelow führt. Vor Erbauung der Eisenbahn bestand der Ort nur aus einigen, von armen georgischen Bauern bewohnten Hütten, heute dagegen besitzt er ansehnliche Häuser und einen eleganten und geräumigen Bahnhof, den einzigen seiner Art in Kaukasien. Das verdankt er der Nähe von Borshom und dessen großfürstlichem Besitzer. Von Michaelow fährt dann wöchentlich zweimal ein sechssitziger Omnibus nach dem 27 Werst entfernten Borshom, und zwar auf einer vortrefflichen Chaussee, die, mit einem Geländer versehen, längs des Kur aufwärts läuft. Die Gegend, sowohl unten im Thale als auch auf den Hügelabhängen, ist sorgfältig angebaut und reichlich mit Dörfern besetzt, und hinter den Hügeln steigen hohe Berge empor, auf denen zuweilen ein stolzer Thurm oder eine zerfallende Burg den Blick auf sich zieht. Dunkles Nadelholz bedeckt die Höhen, welche der Hauptstadt Tiflis ihr Brennmaterial liefern; mit Vergnügen folgt das Auge des Reisenden den mit Holz beladenen Flößen, welche auf dem schönen Flusse unten ihrem fernen Bestimmungsorte entgegenschwimmen.

In einiger Entfernung von einem alten Thurme, welcher einst den Zugang zu Borshom vertheidigte, bemerkt man die Reste einer georgischen Brücke, deren Bogen die Felsen zum Stützpunkte dienten; auf der ganzen Strecke giebt es ihrer vier oder fünf. Je weiter man kommt, um so großartiger wird die Landschaft; bis zum höchsten Bergesgipfel hinauf nichts als kräftiger, frischer Hochwald, zwischen dessen hundertjährigen Stämmen Villen und Landhäuser hervor-

lugen. Nur hier und da verräth eine kleine Lichtung die Thätigkeit des Kohlenbrenners. Zu der Zeit, als Mme. Serena reiste, begegnete man auf der Straße nur einer oder der anderen Perekladnaja (landesüblicher Wagen) voll Reisenden oder einem bäuerlichen Planwagen; im Sommer dagegen wimmelt es von Touristen, welche dem heißen Tiflis entfliehen und Erfrischung im schattigen Borshom suchen. Die Straße steigt ganz allmählich an, bis man sich etwa 2300 Fuß über dem Spiegel des Schwarzen Meeres befindet.

Das Dorf Uphlis-Tziche.

Der Name Borshom soll von einem tatarischen Worte herkommen und „befestigter Platz" bedeuten. Der Ort liegt am rechten Ufer des Kur, welcher dort zwei Zuflüsse empfängt, die durch den Zusammenfluß des Gudskaretizakli und des Bakuriani-zakli entstandene Borshomka, und dann den Schawi-zakli (d. i. Schwarzwasser). Borshom

Kirche über dem Troglodytendorfe Uphlis-Tziche.

heißt außerdem noch ein zerstörtes Fort, welches jenseit der Ebene von Suram an einer Stelle liegt, wo sich das Thal des Kur sehr verengert.

Seit Jahrhunderten hatte Borshom der altgeorgischen Fürstenfamilie Avala gehört, als der Statthalter des Kaukasus, Fürst Woronzow, die günstige Lage des Ortes für die Ausfuhr des Holzes erkannte und ihn für die russische Regierung zu kaufen beschloß. Die Avala willigten ein und verlangten nur eine jährliche Rente von 1000 Rubel für ein Besitzthum von 69 799 Desjatinen Umfang, wovon

etwa 50 000 mit herrlichen hundertjährigen Bäumen und zum Theil mit Urwald bestanden waren. Anstandshalber ging Worontzow auf eine so übertrieben mäßige Forderung nicht ein, sondern bot das Fünffache, worauf der Handel zu Stande kam. Als Alexander II. im Jahre 1871 den Kaukasus besuchte, schenkte er die Besitzung seinem Bruder, dem Großfürsten Michael. Hervorzuheben ist, daß mehrere der ursprünglichen Besitzer der Domäne heute als gewöhnliche Arbeiter auf dem Boden ihrer Vorfahren beschäftigt sind, so einer als Chausseearbeiter, der täglich 50 Kopeken verdient. Da er noch nicht majorenn ist, so erhält er noch nicht den auf ihn entfallenden Antheil an der seiner Familie ausgeworfenen Rente; andere Mitglieder des Geschlechtes erhalten monatlich 10, 15 oder 20 Rubel je nach ihrem Verwandtschaftsgrade.

Wegen der Nähe von Achaltzich, das einst der Hauptsklavenmarkt des ganzen Kaukasus gewesen ist, hat Borshom viele Plünderungen über sich ergehen lassen müssen, sowohl von Seiten der Türken, als auch von der der Lesghier, auf deren großen Durchzugsstraße es lag. Dadurch erklärt sich auch die Menge zerstörter Befestigungen, mit denen dieser Erdenwinkel bedeckt ist. Zwei derselben, Petres-tziche am linken und Gogias-tziche am rechten Ufer des Kur, gehörten zwei Brüdern, deren Namen sie tragen und sind der Schauplatz mancher Sage. Einem dieser Forts liegt heute eine Kaserne mit Zinnenmauern gegenüber, welche 150 Soldaten beherbergen kann; in der Sommerszeit kampirt diese Garnison auf ihrem Exercierfelde.

Das Landhaus des Großfürsten Michael in Borshom.

Seitdem Borshom in den Besitz der Regierung gekommen ist, hat sich sein Aussehen sehr verändert. Die warmen Quellen der Nachbarschaft, die bis dahin nur von wenigen Besuchern aus den untersten Ständen frequentirt worden waren, sahen nun eine Menge vornehmer Gäste herbeiströmen, welche die Anwesenheit des Fürsten Worontzow

herbeilockte, und man fing an, elegante Villen zu errichten. Der Fürst selbst bewohnte zuerst ein ganz einfaches Bauerhäuschen. Heute giebt es in Borshom einen Park, eine Badeanstalt und Promenaden jeder Art; es ist eine Art kleiner Stadt geworden, die sich aus mehreren bestimmt von einander geschiedenen Quartieren zusammensetzt. Das eine derselben zieht sich längs des Kur an der Straße nach Achaltziche hin; dort hat der Großfürst sein Schloß und die feine Welt von Tiflis ihre Landhäuser. Ein zweites Quartier liegt auf der entgegengesetzten Seite des Flusses, über den eine schöne eiserne Brücke führt, und zieht sich terrassenförmig, aber in buntem Durcheinander am Berge hinauf, an dessen Fuße die Kaserne und zwei Kirchen liegen. Ein drittes, das bestgelegene von allen, befindet sich in dem Engpasse, der zu den Bädern führt; diese Villenstraße heißt nach der Tochter des Großfürsten Anastasiewskaja. Endlich liegt etwa ein Dutzend Häuser dem Schlosse gegenüber unmittelbar am Ufer des Kur.

Das großfürstliche Lustschloß ist am Abhange eines Hügels erbaut und weist eine Mischung von Stilarten auf, welche mit seiner Umgebung und Lage ganz im Einklang steht; prächtig heben sich seine röthlichen Mauern, seine Balkone und Gallerien und sein Thurm von dem dunkeln Grün der umgebenden Nadelhölzer ab. Die innere Ausstattung ist von bemerkenswerther Einfachheit: statt Seide und Brokat findet man in Wohn- und Schlafzimmern geblümte Cretonne. Das Speisezimmer ist mit den Jagdtrophäen des Schloßherrn, Hörnern und Klauen, verziert, und nur sein Wohnzimmer zeichnet sich dadurch aus, daß es im orientalischen Geschmacke eingerichtet ist. Um das Schloß dehnt sich ein großer, mit seltenen Pflanzen gefüllter Garten aus. Leitungen führen ihm von den Bergen her frisches Wasser zu, durchziehen ihn in jeder Richtung und speisen zahlreiche Springbrunnen. Das Klima ist gut und gesund, die Luft mit harzigem Tannendufte erfüllt und das Bad ist ungefähr so eingerichtet, wie eine der deutschen Gesundheitsstationen. Die thermo alkalinischen Quellen haben eine Temperatur von 21° R. und werden gegen Magenleiden, Katarrhe ꝛc. empfohlen. Außerdem giebt es Piscinen für kalte, warme und elektrische Bäder, einen Arzt und eine Hebamme, ein hygienisches Gymnasium, Bibliothek, Lesezimmer, Koncert- und Theatersaal, alles zierlich und gut gehalten. Morgens und abends spielt die Militärmusik im Parke, und einer der malerischsten Spazierwege führt durch die Schlucht der Borshomka, deren schäumende Wasser man auf acht Brücken überschreitet. Hundertjährige Bäume beschatten die Kaskaden, die sich unaufhörlich in dem Bette des Stromes folgen, und einsame Spazierwege ziehen sich durch den prächtigen Hochwald nach allen Richtungen hin.

Thal bei Borshom.

Eine andere entzückende Promenade in Borshom ist der Park Woronzow, wo auf dem Gipfel eines Plateaus mit prächtiger Aussicht eine dunkle Masse von Coniferen sich erhebt; er liegt über dem rechten Ufer des Kur, dort, wo sich das Schwarzwasser in denselben ergießt. Einer der in diesem Parke angebrachten Durchhaue gewährt einen Blick auf eine Felsenspalte, aus welcher ein Bach hervortritt; bei starkem Regenwetter führt derselbe solche Massen von Sand und Geröll mit sich, daß er öfters 24 Stunden lang den Verkehr auf der Chaussee vollständig sperrt. Daher ihr Name: die „tolle Schlucht“.

Der größte Ertrag Borshoms rührt von den Wäldern her, welche jährlich zwischen 30 000 und 50 000 Bretter zu Bauzwecken, ganz abgesehen von den Klötzen zum Heizen, liefern; all dieses Holz wird auf Flößen nach Tiflis geschafft. Die Bevölkerung besteht aus einem Gemisch von Mohammedanern, Juden, Georgiern, Griechen, Armeniern und Russen. Es existirt dort eine Freischule, und bald nach dem Besuche der Mme. Serena wurde auch ein Hotel eröffnet, während sich der Reisende bis dahin mit einer elenden kaukasischen Herberge hatte begnügen müssen.

Unter den von Borshom aus zu unternehmenden Ausflügen verdient ein Besuch des alten St. Georgsklosters besondere Erwähnung. Dasselbe liegt einige Werst von dem Dorfe Lykanka, das auch nach einer Privatbesitzung, die aus einem Gutshofe, einer Theer- und Terpentinfabrik, einer Mühle und Branntweinbrennerei besteht, den Namen Mistigris trägt. Der Weg dorthin führt zuerst am Kur

entlang, überschreitet ihn dann auf einer Brücke und passirt einen Tunnel, der durch eine nackte Felsmasse gegraben ist, auf deren Gipfel die Trümmer der Burg Petres-tziche thronen. Dort verläßt man die Ufer des Flusses von Tiflis und steigt in dem Seitenthale der Lykanka zu dem Kloster St. Georg hinauf, das noch in Ruinen einen großartigen Anblick gewährt. Die noch vorhandene Basis des Glockenthurmes besteht aus einem kreisrunden Aufbau von Steinen, die etwa $^3/_4$ m hoch und ohne Mörtel auf einander gelegt sind; darauf erheben sich 10 Säulen, an denen sich theilweise noch Reste von Skulptur erhalten haben. Der steile Fels, welcher diesen Thurm trägt, ist mit dichtem Gebüsch und Schlingpflanzen so überwachsen, daß man nur mit Mühe zu ihm durchdringen kann, und in seinem Innern wächst dickes Moos. Nur ein Bächlein, das in die Lykanka sich ergießt, unterbricht mit seinem

Ruinen des St. Georgsklosters bei Borshom.

eintönigen Murmeln die tiefe Stille dieser Landschaft, welcher durch die verfallenen Gräber neben und in der ihrer Kuppel beraubten Klosterkirche das Gepräge der tiefsten Einsamkeit aufgedrückt wird.

Auf der Domäne Borshom giebt es etwa vierzig Dörfer, die von Georgiern, Griechen, Kleinrussen, Armeniern und Osseten bewohnt werden; diese treiben hauptsächlich Ackerbau und Holztransport und erfreuen sich meist eines gewissen Wohlstandes. Die prächtigen Weiden sind an Viehzüchter verpachtet; an Ackerfeldern giebt es etwa 20000 Desjatinen.

Um Achaltziche zu erreichen, das etwa 40 km oberhalb Borshom im Thale des Kur gelegen ist, bedarf es einer Postfahrt von fünf bis sechs Stunden Dauer. Bei Stracha-Jakob, einst der Grenze zwischen Georgien und der Türkei, endet das Gebiet von Borshom; dort soll einst ein Räuber, der „schreckliche Jakob“, den Reisenden aufgelauert und sie in Achaltziche als Sklaven verkauft haben. Jenseit dieser

Azchur am Kur.

Station gelangt man gleichsam in ein anderes Land: an Stelle der Nadelholzwälder treten Felsen, theils nackt, theils mit Eichen, Nußbäumen und Birken bewachsen. Weithin überschaut man Thäler und Ebenen bis zu den hohen Bergen im Hintergrunde, durch welche Engpässe führen, die beiderseits von Burgen flankirt werden. Die jetzigen Bewohner dieser Gegend sind Adscharen, mohammedanisch gewordene Georgier, denen man vielfach auf der Straße begegnet, wie sie kleine Saumpferde geleiten oder an der Chaussee arbeiten. Ihre Tracht ist dieselbe, wie bei den Lazen von Batum: kurzes Wams, Fez und türkischer Turban. Von Atzchur an, halbwegs zwischen Borshom und Achaltziche, könnte man sich vollständig nach der Türkei versetzt glauben. Dieser Flecken liegt am Kur am Ausgange einer Schlucht; auf dem rechten Ufer befinden sich die Wohnungen der Georgier, gegenüber auf dem linken die der christlichen armenischen Kaufleute: es sind zwei ganz verschiedene Welten, getrennt durch Typus, Tracht und Lebensweise. Einst befand sich in Atzchur einer der zwölf bischöflichen Sitze der Provinz Samtzche (Ober-Karthli), welche später von den Türken Adscharien genannt wurde. Während des Krimkrieges fand hier ein Treffen zwischen türkischen und russischen Truppen statt, in welchem letztere Sieger blieben.

Von Atzchur an — dieser georgische Name soll bedeuten „da ist das Ohr!“ — trifft man nur noch auf mohammedanische Dörfer, manche darunter von herrlicher Lage, wie Itzchenis mit seinen Gärten und Obstbaumpflanzungen am Ufer des Kur. Daß man sich im Bereiche des Islam befindet, beweisen die mit der weißen „Tschadra“ verhüllten Weiber, die sich beim Nahen eines Passanten verstecken und von weitem wie Gespenster ausschauen. Merkwürdig ist auch die Sitte vieler Bauern, verkehrt, mit dem Rücken nach vorn, zu reiten.

Je mehr man sich Achaltziche nähert, um so kahler wird die Gegend und um so nackter die Gipfel der Berge. Dafür hat sie die Tradition der Georgier zur Heimath berühmter Leute gemacht, indem sie hierher die Geburtsstätten von Nebukadnezar, Mithridates und der Königin Tamara verlegt; auch soll der Apostel Andreas selbst über die Berge von Mingrelien her nach Ober-Karthli gekommen sein und das Christenthum gepredigt haben. In Atzchur errichtete er die erste christliche Kirche, an deren Stelle sich später eine von den Türken zerstörte prachtvolle Kathedrale erhob; ihre Ruinen sind noch vorhanden, aber nicht mehr ihr größter Schatz, das wunderthätige Muttergottesbild von Atzchur, welches ganz merkwürdige Schicksale erlebte. 1486 wurde es vom Chan Jakob erobert, dann für eine enorme Summe Geldes vom Atabeg Manutschar zurückgekauft; 60 Jahre später bemächtigte sich König Bagrat von Imeretien desselben und schloß es in den Thurm von Tziche Dschwari ein, wo es bis 1562 bis zum Friedensschlusse zwischen dem Atabeg Knaknare und dem König Georg von Imeretien blieb. Von da an war und blieb das kostbare Bild verschwunden.

Die sociale und politische Stellung der Frauen bei den Huronen und Irokesen.

Von **P. E. Richter.**

II. (Schluß.)

Die Kinder gehörten ganz der Mutter und erkannten nur ihre Autorität an, so daß der Mann gewissermaßen nur Gast im eigenen Hause war, dem nur gehörte, was er auf dem Leibe hatte, die Waffen eingeschlossen. Trennte sich der Mann von der Frau, so standen etwa vorhandene Kinder auf ihrer Seite, der Schimpf, den er der Mutter anthat, erstreckte sich auch auf die Kinder, und beanspruchte er einen Lohn, so wurde dieser Anspruch abgewiesen. — Eine Ehe konnte nicht zwischen Gliedern desselben Geschlechtes eingegangen werden. Die Eingehung derselben wurde von den alten Frauen eingefädelt, oft ohne Wissen und Willen der jungen Leute, doch thaten die Mütter und Tanten die ersten Schritte in dieser Richtung nur dann, wenn sie fürchteten, die Mädchen könnten — sitzen bleiben. Diese mögen nicht sehr darum besorgt gewesen sein, denn gewisse Genüsse konnten sie sich auch außer der Ehe verschaffen, dagegen erwuchsen ihnen, sobald sie sich verheirateten, gewisse Pflichten, die sie vorher nicht gekannt. Indes stifteten die alten Frauen hier wie anderwärts gar gern Ehen. Und wenn sie nun einen jungen Mann in ihrem Geschlechte hatten, den sie gern beweibt sehen wollten, so sahen sie sich nach einem weiblichen Wesen von gutem Rufe, Arbeitsamkeit und gutem Charakter für ihn um. Nach gehöriger Besprechung mit der Freundschaft der Auserlesenen wurden einige Geschenke gegeben und die Sache war abgemacht. Vielweiberei war bei den Irokesen nicht gestattet, doch wird von Stämmen der Huronensprache berichtet, welche von einer gewissen Zeit an überall, wo sie sich gelegentlich zum Jagen aufhielten, Frauen hatten! Dies waren indes Ausnahmen, dagegen konnten die Frauen sich mehrere Männer zu haben erlauben.

War eine Ehe geschlossen, so wurde ihr häuslicher Friede von den alten Frauen überwacht, und traten Streitigkeiten ein, so suchten sie dieselben zu schlichten. Waren ihre Bemühungen fruchtlos und wiederholten sich Zwistigkeiten, so wurde die Ehe getrennt. In alten Zeiten verstieß das gegen den guten Ton, später aber nahm man es damit ganz leicht; immer ging es dem Manne jedoch dabei sehr schlecht, man nahm ihm alles, was er besaß, zum Theil that man ihm jeden erdenklichen Schimpf an, zerkratzte ihm das Gesicht, riß ihm die Haare aus und dergleichen. Es wird aber auch davon berichtet, daß man ihm die Hochzeitsgeschenke zurückgegeben habe. Suchte sich ein geschiedener Mann eine andere Frau, so mußte er sich gefallen lassen, daß die erste diese letztere überfiel und ihr alles wegnahm, was sie von ihrem Manne erhalten. Ueberhaupt konnte von einer Verbesserung seiner Lage nicht die Rede sein, er wechselte nur die Herrin. Nun hätte man

meinen sollen, wenigstens in Kriegsangelegenheiten wären die Männer selbständig gewesen, aber nicht einmal darin waren sie es, sondern die Frauen konnten, wenn die Männer den Kriegspfad betreten wollten, es ihnen kurzweg verbieten, aber umgekehrt es zu thun befehlen, wenn die Männer nicht daran dachten es zu thun. Denn da nicht die Männer, sondern die Frauen ein Interesse an der Erhaltung eines Geschlechtes hatten, so beobachteten diese den Zeitpunkt, wo die Verstärkung eines solchen durch Adoption von Gefangenen wünschenswerth erschien. Wurde ein Kriegszug befohlen, so galt dies nicht nur für die Männer der befehlenden Frauen, sondern auch für die sämmtlichen Verwandten männlichen Geschlechtes. Je mehr solche da waren, desto besser für die Kriegszüge, die oft Jahre lang dauerten und die Männer Tausende von Meilen fortführten. Brachten sie Gefangene heim, so wurden zwei oder drei davon gewöhnlich verbrannt, die übrigen an die verschiedenen Hausstände zur Adoption vertheilt, und auf diese Weise erhielten sich die Stämme in ihrer Stärke. Bei der Vertheilung wurden zuerst die der Männer oder Söhne durch den Tod beraubten Frauen berücksichtigt, dann diejenigen, welche die Krieger mit Wampumschmuck geziert hatten. Fehlte es an Gefangenen, so wurden wenigstens Skalps zur Entschädigung vertheilt; war Ueberfluß an Gefangenen vorhanden, so wurden Verbündete mit ihnen bedacht. Eine Häuptlingswittwe wurde nur durch einen Häuptling oder zwei bis drei Gefangene entschädigt, letztere wurden aber regelmäßig verbrannt. Ueberhaupt konnte nichts die unglücklichen Gefangenen retten, wenn die Frauen sie verbrannt wissen wollten. Bei der Vertheilung führte man die Gefangenen an oder in das Haus, dem sie zuerkannt worden, und wurden sie in Gnaden von der ältesten Frau aufgenommen, so traten sie sofort in die Rechte und Pflichten derer ein, deren Stelle sie ersetzen sollten. Verweigerte die Aelteste die Annahme, so waren die Gefangenen unvermeidlich dem Feuertode verfallen, keine Macht der Erde konnte sie retten, während umgekehrt die Männer keine Macht besaßen, den Gefangenen etwas anzuhaben, sobald diese einmal angenommen waren.

Auch in Bezug auf die politische Organisation der Huronen-Irokesenstämme war die Stellung der Frauen eine bedeutende, und zwar derart, daß der allerdings vorhandene Rath der Häuptlinge und Aeltesten mehr als Anwalt der Frauen, denn als unabhängig wirkend anzusehen sein wird. In der Regel wurden die Entschließungen der Aeltesten beachtet, doch konnte auch der Einzelne, dem sie nicht zusagten, seinem Gutdünken folgen. Häuptlinge gab es zweierlei, die sogenannten Sachems und ihre Berather. Der Name Sachem wird von Morgan und anderen gebraucht, ist aber, wie Horatio Hale in der Einleitung zu: „The Iroquois Book of Rites“ erklärt, ein Wort der Algonquinsprache, welches die Irokesen nur schwer aussprechen können. Sie selbst nennen die Mitglieder ihres Rathes „Royaner“, abgeleitet von „yaner“, edel, welches genau dem Englischen, „nobleman, lord“ entspricht. Lafitau, der, wie schon erwähnt, die klassischen Verhältnisse mit denen unserer Wilden vergleicht, nennt sie, als ob man eine Ableitung von ἀνηρ, ἀνδρος vor sich habe, „Royander“. — Die Sachems vertraten die Angelegenheiten des Friedens. Ihre Stellung war, im Gegensatze zu der der zweiten Klasse, erheblich, doch nicht ein Sohn eines Sachems ward bei dessen Tode sein Nachfolger, sondern ein Sohn einer Schwester oder ein anderer Verwandter seiner Mutter, ein Bruder, Vetter oder Neffe. Die älteste Frau des Geschlechtshauses des Verstorbenen war es, welche nach Berathung mit ihrer Familie den Nachfolger zu bestimmen hatte. War die von der Aeltesten getroffene Wahl von ihrer Sippe gebilligt, so wurde es dem ganzen Dorfe bekannt gemacht, wie nicht minder den sämmtlichen verwandten Geschlechtern und Bundesgenossen. Feierliche Feste folgen. War der zum Sachem Erwählte noch Kind, so wurde ihm ein Vormund bestellt, und dieser hatte, bis dasselbe erwachsen war, für dasselbe zu handeln und zu sprechen. Ganz unumschränkt waren die Sachems aber keineswegs, sondern die oben erwähnten Berather (die Kriegshäuptlinge wollen wir sie nennen, denn sie hießen „roskenrakehte-kowa“, d. h. „großer Krieger“) waren ihnen ebenfalls von den Frauen beigegeben, und ohne die Einwilligung ihrer Berather durften die Sachems nichts unternehmen. Denen, die Lafitau „Agoiander“ heißen läßt, war auch die Obhut über den gemeinsamen Schatz und dessen Verwendung anvertraut. — Wie die Häuptlinge von den Frauen erwählt wurden, so konnten sie auch von denselben ihrer Stellung beraubt und zurück in die Reihen der Krieger verwiesen werden. Morgan giebt an, das Recht zu degradiren sei von Volksversammlungen ausgeübt worden; da indessen in denselben jede Frau eine Stimme hatte, so kann ihnen kein geringer Einfluß auf das Geschick der Häuptlinge beigelegt werden. — Außer den Sachems und deren Berathern gab es noch eine Art Gemeindebeamter, denen es oblag, die periodisch wiederkehrenden Festlichkeiten zu arrangiren und zu leiten. Da sie in gewisser Weise die Moral des Volkes zu überwachen hatten, gelegentlich religiöse Reden hielten und eine organisirte Körperschaft bildeten, so kann man sie getrost als Priesterschaft bezeichnen. Von ihnen gehörte fast die Hälfte dem weiblichen Geschlecht an, und gerade dieser waren die Vorbereitungen der bei Volksversammlungen abzuhaltenden Festlichkeiten übertragen, wie sie auch die abendlichen Mahlzeiten zu besorgen hatten. — Sämmtliche Häuptlinge waren durch kein äußeres Merkmal ausgezeichnet. (Dem gegenüber vergleiche man Catlin, Letters and Notes on the Manners, Customs, and Condition of the North American Indians: „Bei den Irokesen trugen in der That die Häuptlinge in alter Zeit bei feierlichen Gelegenheiten Hirschgeweihe, wie auch bei den westlichen Indianern noch heutzutage zu sehen ist.“) Sie erhielten keinen Lohn für ihre Dienste. Zu befehlen hatten sie nicht; wollte ihnen einer nicht gehorchen, so mochte er es auf seine Gefahr hin thun, aber ihren Anweisungen wurde meist prompt gefolgt, weil das gemeine Volk die von ihm selbst gewählten Männer nicht mit scheelen Augen ansah, wie es leider in der alten Welt so gewöhnlich ist. Es scheint auch, als ob man den Häuptlingen mit einem gewissen Respekt begegnet wäre; sie nahmen bei feierlichen Anlässen die ersten Stellen ein. Oeffentliche Angelegenheiten wurden in ihrem Namen ausgeführt, und wenn anders kein besonderes Gemeindehaus zu Berathungszwecken vorhanden war, so versammelte sich der Rath in ihrem Hause. Diese Berathungen erfolgten in der Weise, daß jedesmal die Frauen zuerst beriethen, gleichviel welche Angelegenheit vorlag. Sie benachrichtigten die Häuptlinge erst von dem Gegenstande der Berathung, damit diese ihrerseits zu einem Schlusse kämen. Kein Sachem durfte eine Ansicht aussprechen, ohne mit dem oder den anderen seiner Klasse in Uebereinstimmung und von denselben zum Sprechen beauftragt worden zu sein. Die Klassen aber dürften am besten mit unseren modernen Kommissionen zu vergleichen sein, da sie durchaus nicht den in den verschiedenen Stämmen in verschiedener Anzahl vorhandenen Clans, Geschlechtern oder Brüderschaften des Wolfs, der Schildkröte, des Bären u. s. w. entsprechen. Bei besonders

wichtigen Anlässen beriethen Volksversammlungen, und in diesen mußte ein Mann als Sprecher die Meinungen der Frauen verfechten, mochte er wollen oder nicht, mochte es gegen seine Ueberzeugung gehen oder nicht. Es kam aber auch vor, daß Frauen selbst sprachen, ja noch mehr, es kam vor, sie beriethen manchmal ganz allein und handelten auf eigene Faust; so z. B. schickten sie im Jahre 1742 dem Sir William Johnson, im Jahre 1796 dem General Schuyler Botschaften.

Nach diesen mancherlei Ausführungen, sagt Carr, wird man nicht umhin können, dem alten Chronisten Lafitau zu glauben, daß unter den Irokesen und anderen Stämmen aus dem Osten des Mississippi „nichts so einleuchtend ist, als die Superiorität der Frauen. Sie machen den Stamm, pflanzen den Adel des Blutes fort, erhalten den Stammbaum und die Erbfolge aufrecht und setzen die Familie fort. Sie besitzen alle wirkliche Superiorität, besitzen das Land, die Felder und die Ernten, sie sind die Seele des Rathes, entscheiden über Krieg und Frieden, verwahren den gemeinsamen Schatz, sie erhalten die Sklaven, stiften die Ehen, besitzen die Kinder, und aus ihrem Blute baut sich der Stammbaum auf. Die Männer dagegen sind ganz isolirt und auf sich angewiesen, ihre Kinder sind Fremde für sie, mit den Frauen stirbt alles aus und nur eine Frau kann ein Haus wieder emporbringen; wenn aber in einem Hause nur Männer sind, gleichviel wie viele, so mögen sie noch so viele Kinder haben, ihre Familie erlischt, und wenn auch aus ihrer Mitte glücklicherweise ein Häuptling gewählt wird, er hat doch nur die Frauen zu vertreten und das zu thun, was die Sitte der Frauen zu thun verbietet."

Wollte man nun auch noch Zweifel in Lafitau's Angaben setzen, so wird man doch dem oben citirten „Iroquois Book of Rites" Glauben zu schenken haben, in dem es bezüglich der Todtenklagen heißt: „Er (der Verstorbene), der für uns gewirkt, ist fortgegangen und er wird zu seiner Zeit sich holen alle diese hier, die Krieger und die Frauen, sie werden mit ihm gehen. Aber am traurigsten ist es, wenn die Frauen sterben müssen, denn mit ihnen erlischt die ganze Linie." Und so berichtet auch Père Ragueneau im Jahre 1648 von den Huronen, 30 Geschenke seien, wenn ein Hurone von einem anderen getödtet worden, als hinreichende Sühne angesehen worden, aber 40, wenn es sich um eine Frau handelte; denn, sagten sie, die Frauen können sich weniger vertheidigen, sie bevölkern das Land; ihr Leben muß für das Gemeinwohl von höherem Werthe sein, und ihre Schwäche bedarf einer stärkeren Stütze in der öffentlichen Gerechtigkeit.

Skizzen aus Algerien.

Von **W. Kobelt.**

2. Um den Dschurdschura herum.

(Zweiter Abschnitt.)

Am 24. April mußten wir uns endlich entschließen, das reizende Algier, in dem wir fünf genußreiche Wochen zugebracht, zu verlassen, um uns definitiv der Provinz Constantine zuzuwenden. Wir schieden mit dem Gefühl des Bedauerns, daß dieses schöne interessante Land so wenig von Deutschen besucht wird, obwohl man dort mindestens so bequem und billig reist, wie in dem von Touristen überfüllten Italien. Der Entschluß zu einer Seefahrt, und sei sie auch nur 32 Stunden lang, fällt eben dem binnenländischen Deutschen noch gar zu schwer.

Wieder durchfuhren wir die Osthälfte der Metidscha, deren Weizenfelder nun schon im vollen Aehrenschmuck prangten, und gelangten auf dem früher beschriebenen Wege nach Menérville und Palestro. Dort wurde der Wagen gewechselt; warum, muß die Direktion wissen; wir gewannen so Zeit, das Denkmal noch einmal zu betrachten und unsere originelle Wirthin zu begrüßen. Dann ging es weiter dem Isserthal entlang, dem Dschurdschura entgegen, der immer noch bis tief herab mit Schnee bedeckt war. Hier ist die Kultur noch wenig eingedrungen; von Palestro ab gehört das ganze Land noch den Uled Isser, einem echten Araberstamm, der nur Viehzucht treibt und keine festen Ansiedelungen hat. Die Kantinen für die Bahnarbeiter sind die einzigen europäischen Wohnungen auf der ganzen Strecke, aber es wird schon anders werden, wenn Ende dieses Jahres einmal die Lokomotive hier pfeift, denn das Thal ist fruchtbar, wenn auch nicht schön. Aus dem langen Rücken des Schneeberges wird allmählich ein spitzer Pik, dann taucht er hinter die Vorberge unter und nun beginnt die Straße aus dem Isserthal in langen Serpentinen emporzusteigen. Mit der Höhe kommen auch feste Wohnungen, anfangs einzeln, auf dem kahlen Abhange liegend, dann immer häufiger und von Oelbäumen beschattet, wir nähern uns dem Kabylenlande. Auch die Eingeborenen, denen wir aber auffallend selten begegnen — der Kabyle ist sparsamer mit seiner Zeit wie der Araber — tragen ausnahmslos ein um den Kopf gewundenes, hinten herabfallendes Tuch ohne die heilige Kameelhaarschnur. Noch ist die Viehzucht die Hauptsache, wie überhaupt am Südabhange des Dschurdschura, wo die Kabylen sich viel mehr den arabischen Sitten anbequemt haben, als in der festen Hochburg im Bergring drinnen; das Vieh ist aber nicht das kleine brandrothe Araberviech, sondern ein stattlicherer Schlag von weißlicher Färbung mit langen, spitzen Hörnern. Hier kaufen die Bewohner der großen Kabylie im Frühjahr das Zugvieh, das sie zur Bestellung ihrer Felder brauchen, benutzen es den Sommer über und schlagen es dann, wenn im Herbst das Futter knapp zu werden beginnt, auf den großen Märkten in Menérville und Maison Carrée wieder als Schlachtvieh los.

Es dauerte ziemlich lange, bis wir die Höhe erreicht hatten, mein Aneroid gab über 600 m an. Nun ging es aber nicht wieder abwärts, sondern vor uns dehnte sich in ganz schwacher Senkung die Plateaufläche aus, beherrscht vom Dschurdschura, der nun in nächster Nähe aufragte; weiter im Süden sah man den Dschebel Dira bei Aumale.

In geringer Entfernung lag ein funkelneues weißes Städtchen, das wir in etwa einer Stunde erreichten, Bordsch Buira, ein Glied jener Kette von Befestigungen, mit welchen schon die Türken die Verbindung zwischen Algier und Constantine zu sichern suchten und die Franzosen heute die große Kabylie von der Umgebung getrennt halten. Eine Zeit lang war die Beleuchtung des schneebedeckten Rückens durch die sinkende Sonne unbeschreiblich schön, dann umzog sich der Berg und es begann sachte zu regnen, wie das hier bis zum Hochsommer fast täglich zu geschehen pflegt; an dem schneebedeckten Hochrücken verdichten sich die Wasserdämpfe, welche der Wind aus dem Süden herbeiführt, und nur bei herrschendem Nordwind hat man über Trockenheit zu klagen. Das Städtchen ist noch eine Neugründung, aber seine Umgebung ist fruchtbar und zum Weinbau ebenso geeignet, wie um Medeah, und mit der Eröffnung der Eisenbahn wird die Hochebene sich schon mit Kolonisten füllen. Wieder wurde der Wagen gewechselt und die ganze schwere Ladung umgepackt, dann ging es bei schon beginnender Dämmerung die lange Straße hinunter zum Sahel, dessen Lauf wir von nun an bis zu seiner Mündung bei Bougie folgen wollten. Dieser Fluß, dessen Quellen am Dira bei Aumale liegen, ist schon ziemlich wasserreich, da ihm auch viel Schmelzwasser vom Hochgebirge zufließt, aber ein eigentliches Thal hat er sich noch nicht gebildet, sondern nur ein flache, aber steilrandige Einsenkung in der Hochebene, durch welche er sich mit häufig wechselndem Bett hinwindet. Die Dunkelheit verhinderte uns, die Gegend genauer zu betrachten; sie scheint noch ganz in den Händen der Eingeborenen; nur einmal hielten wir an einem hochummauerten festungsartigen Karawanserai; dann ging es wieder weiter über die Hochebene, anscheinend immer auf ganz flachem Grunde, fort. Gegen elf Uhr hielt der Wagen, der Kondukteur öffnete den Schlag und meldete, wir seien in Beni Mansur angelangt. Ich sprang heraus und sah mich verdutzt um, denn ursprünglich sah ich gar nichts. Erst als mein Auge sich einigermaßen an die Dunkelheit gewöhnt hatte, erkannte ich etwas tiefer als die Straße ein langes niederes Gebäude ohne Fenster, nur mit einer ganz engen Thür; durch diese gelangte ich in eine raucherfüllte, durchaus nicht einladend aussehende Küche und aus dieser in einen langen ungepflasterten Raum, nur mit dem defekten Ziegeldach überdeckt, mit Kisten und Fässern erfüllt, so daß nur Platz für einen großen schmutzigen Tisch und gegenüber für ein Kamin blieb, in dem ein tüchtiges Feuer loderte. Das Ganze sah einer der Räuberherbergen, wie sie in den Romanen unserer Jugendzeit eine Hauptrolle spielten, zum Verwechseln ähnlich, aber wenn wir nicht mit nach Setif und Constantine weiter wollten, blieb uns keine Wahl, und da mir die Wirthin versprach, wir sollten ein eigenes Zimmer und Betten bekommen, stieg auch meine Frau aus und ich ließ meinen Koffer, den ich thörichterweise mitgenommen, abladen. Zeit genug hatten wir, denn die sinnreiche Einrichtung, welche man hier getroffen, setzt allem, was die Direktion der Kompagnie Boniffay auf dieser Route geleistet, die Krone auf. Das Fort oder Bordsch Beni Mansur liegt nämlich nicht an der Heerstraße, sondern etwa 3 bis 4 km thalab. Wenn nun die Diligence ankommt, wird die dorthin und nach den Orten des unteren Sahelthales bestimmte Post ausgeladen, auf ein Kärrnchen gepackt und nach dem Fort gebracht; von dort bringt das Fuhrwerk die abgehende Post für Setif und Constantine zurück und so lange muß die Diligence um Mitternacht auf der Landstraße halten. Daß man das zweckmäßiger einrichten könnte, indem man das Kärrnchen der Post von dem Fort erst bringen ließ, scheint der Direktion noch nicht klar geworden zu sein. Auch wir mußten am Kaminfeuer sitzen, bis die Diligence wieder abgefahren war, dann erst ließ sich die Frau Wirthin herbei, uns Betten zurecht zu machen. Der Wind pfiff lustig durch den Raum, aber die Betten waren leidlich, ein paar Reisedecken hatten wir mit, und so verging die Nacht besser als wir erwartet.

Am anderen Morgen sahen wir uns freilich etwas verwundert um in der sogenannten Stube, aber es war die beste des ganzen Hauses und wir konnten uns nicht beschweren. Das Anwesen trug überhaupt die Spuren des Verfalles. Es war ursprünglich eine Kantine für die beim Straßenbau beschäftigten Arbeiter und hatte dann zeitweise leer gestanden, dann wieder Leuten, die anderswo nicht unterkommen konnten, als Obdach gedient. Auch die gegenwärtigen Inhaber gedachten nicht lange zu bleiben, denn in der ganzen Gegend finden sich noch keine Kolonisten. Reisende halten bei der erbärmlichen Verbindung mit Bougie fast niemals an und da die Diligence nachts durchpassirt, fällt auch der geringe Verdienst für die Beköstigung der Passagiere weg. Es wirft ein grelles Licht auf manche Zustände in Algier, daß trotz ewiger Beschwerden der Kolonisten im Sahelthal an diesem wichtigen Punkte, wo sich zwei Hauptrouten, die dem Sahel entlang nach Bougie und die durch die Biban, die Eisenthore, nach Setif und Constantine, gabeln, nicht besser vorgesorgt ist. Wir mußten noch froh sein, daß wir überhaupt ein Unterkommen gefunden und nicht auf dem blanken Felde abgesetzt worden waren, und, das muß ich anerkennend hinzufügen, das Frühstück war so gut, als man es nur in einem Hotel verlangen konnte.

Die Kompagnie Boniffay läßt dem Reisenden, der so unvorsichtig war, diese Route einzuschlagen, Zeit genug, um die Umgebung von Beni Mansur zu studiren; der Wagen nach Akbu geht erst nachmittags um drei Uhr. Uns war das nicht unwillkommen, denn hier waren wir zum ersten Male im eigentlichen Kabylenlande. Gerade dem „Hotel“ gegenüber erhob sich ein mehrspitziger Hügelrücken und jede Spitze trug eine Gruppe solider, weiß getünchter Steinhäuser, dicht zusammengebaut und zur Vertheidigung eingerichtet, von Kaktushecken umgeben. Auch weiterhin hängt, soweit man sehen kann, fast auf jeder Hügelspitze ein weißes Dorf, und alles anbaufähige Land ist mit Gerste bestellt. Im Gegensatz zu den arabischen Feldern ist hier nicht nur das perennirende Unkraut, Dent du Chien und dergleichen, bis auf einzelne Büsche am Weg ausgerodet, sondern auch das einjährige ist sorgsam gejätet und überall sahen wir noch die Kabylenfrauen mit Jäten beschäftigt. Die Kabylen halten auf das Jäten (Asousi) außerordentlich viel und sagen, daß es wichtiger ist wie Säen und Düngen; sie nehmen sich dazu sogar Tagelöhner, obwohl sie sonst baare Ausgaben soviel wie möglich vermeiden. Den Thalgrund nehmen Olivenpflanzungen ein, die einen dichten Wald bildeten, der sich bis zum Steilhang des Dschurdschura, dessen Hauptgipfel Lella Kadidscha sich gerade gegenüber zu 2308 m erhebt, erstreckt. Wir stiegen zu dem Dorfe empor, doch schienen die Bewohner alle draußen im Felde und es gelang uns nicht, in eins der Häuser hineinzukommen. Von der Höhe, wo uns buntfarbige Geier umflogen, hatte man eine ausgedehnte Fernsicht über das kahle, wenig fruchtbare Hochland und das Berglabyrinth dahinter, durch welches nur der schmale Spalt des Eisenthores dem Uëd Mekhlon, der bei Beni Mansur mündet und der Heerstraße den Durchgang gestattet. Nur mit Bewilligung der anwohnenden Kabylen-

stämme konnten die türkischen Truppen diesen Engpaß passiren; die Franzosen haben ihn 1839 unter dem Herzog von Orleans zum ersten Male durchzogen und eine Inschrift erinnert an diese „Heldenthat", die in einem eigenen Werke beschrieben ist und die ganz unblutig verlief, weil die Kabylen damals mit den Franzosen in Frieden lebten und nicht daran dachten, ihnen den Weg zu verlegen. Von der Höhe stiegen wir wieder ins Thal hinab, das auch hier nur noch eine flache Rinne mit steilen Rändern ist. Hier waren prachtvolle Feigenbäume angepflanzt, der Hauptreichthum der Kabylen, denen eine handvoll getrockneter Feigen gar oft zum Mahl genügen muß. Die Feige wird darum sorgsamst gepflegt, man pflanzt sie selbst noch an Stellen, die am steilen Hang kaum zugänglich sind, und in der großen Kabylie sollen Feigenpflanzungen vorkommen, zu denen die Eigenthümer sich an Stricken herablassen. Wie in allen Ländern, deren Bewohner die Feigenzucht von den Phöniziern überkommen haben, hält auch der Kabyle die Kaprifikation (thadukkarth) für unbedingt nöthig zur Erzielung guter Feigen und hängt vom Beginn des Sommers an alle 14 Tage eine Anzahl Früchte des wilden Feigenbaumes an die Aeste des zahmen, immer vier zu einem Kranz vereinigt, damit die ausschlüpfenden Insekten (Cynips) die Feigen anstechen, süßer werden lassen und ihr Abfallen verhindern. Sie glauben an die Nothwendigkeit dieses Verfahrens trotz der guten Resultate, welche die französischen Kolonisten ohne dasselbe erzielen, so fest, daß sie gern die nicht unbeträchtlichen Kosten daran wenden und Dukkar (wilde Feigen) von den Stämmen kaufen, welche darin einmal das Renommee haben. Bei manchen Stämmen besteht für jeden Bürger die Verpflichtung, jährlich eine bestimmte Anzahl von Feigenbäumen anzupflanzen.

Gegen Mittag kam die Post von Akbu herauf, und mit Schrecken sah ich, daß es ein kleines Corricolo war, das unseren unglückseligen Koffer beim besten Willen nicht transportiren konnte. Da blieb nichts übrig, ich nahm heraus, was wir etwa in den nächsten acht Tagen brauchen konnten, und unsere Wirthin versprach, ihn mit der nächsten Diligence nach Setif zu spediren. Unliebsamen Erfahrungen in Italien eingedenk, trennte ich mich schweren Herzens von unserem Gepäck, aber meine Sorgen waren unnöthig, denn als wir zehn Tage später in Setif anlangten, stand mein Koffer längst auf dem Bahnhof. Nachdem das Geschäft erledigt, verabschiedeten wir uns von unserer Wirthin und gingen voraus, um noch einiges zu sammeln. Weit konnten wir freilich nicht laufen, denn dicht hinter dem Fort muß der Fluß durchfahren werden und mußten wir also den Wagen abwarten. Eine gute halbe Stunde brachte uns an den Fuß des steinigen Hügels, welcher sich zwischen dem Sahel und seinem Nebenfluß Uëd Mekhlou erhebt und das Fort trägt. Es ist ein einfaches viereckiges Mauerwerk mit Schießscharten und einem kleinen Vorwerk vor dem Thore, wohl noch aus der Türkenzeit herrührend; die Besatzung scheint eben, wo die Kabylen ganz brav sind, nur aus ein paar Mann zu bestehen. Bis zum Thore war der Weg, wenn auch ein schlechter Feldweg, doch immerhin erkennbar gewesen, aber nun sah ich mich vergeblich nach einer Fortsetzung um; ein paar Wegspuren liefen allerdings nordwärts, verloren sich aber bald, und schließlich mußte ich zum Fort zurück und mich belehren lassen, daß ein schmaler, kaum fahrbarer Pfad, der in steilem Zickzack nach dem Flusse hinabführte, die Straße nach Bougie sei. Hinabsteigend kamen wir an ein paar verfallenen europäischen Häusern vorbei, die uns belehrten, daß man auch hier einen vergeblichen Kolonisationsversuch gemacht; sie waren nun von zerlumpten Arabern eingenommen. Am Flusse brach die Straße plötzlich ab; wir wurden erst später darüber klar, daß die Chaussee von Bougie herauf den Sahel überhaupt nicht hier, sondern fast zwei Stunden weiter oben überschreitet, und dort befindet sich auch eine Brücke über den Fluß, aber keine Ansiedelung und somit auch keine Poststation, und so muß das Postkärrnchen von der Straße ab auf einem elenden Feldwege über das Thal herüber fahren, die beiden Flußarme passiren, vorausgesetzt, daß nicht Hochwasser die Passage unmöglich macht, und sich nach dem Fort und von da nach unserem Hotel durcharbeiten. Da ist es kein Wunder, wenn die Einwohner der blühenden Kolonien Tizimalt und Akbu über Vernachlässigung klagen.

Wir hatten am Flußufer fast zwei Stunden zu warten, aber sie wurden uns nicht lang, da wir in dem reichlich angeschwemmten Genist eine ganz unerwartet reiche Ernte an kleinen und kleinsten Schnecken machten. Außerdem wurde uns die Zeit verkürzt durch einen Kabylen, der eine kleine Herde von Schafen und Ziegen durch die Fuhrt treiben wollte. Hatte er mit Aufbietung aller Kraft ein paar Stücke durch das trübe, ziemlich tiefe Wasser hinübergeschafft, wobei sich namentlich die Ziegen wasserscheu und widerborstig zeigten, und watete nun zurück, um die anderen zu holen, so kamen ihm die getreuen Thiere alsbald wieder nachgeschwommen, und diese Sisyphusarbeit dauerte über eine Stunde, bis endlich ein paar Landsleute zu Hilfe kamen und die ganze Herde auf einmal hinübertrieben. Der Hirt hatte keine Hunde bei sich; es ist uns überhaupt aufgefallen, daß die Herden hier meist ohne Hund gehütet werden, obschon die Kabylen eine sehr hübsche spitzartige Hunderasse besitzen, aus der bei sorgsamer Züchtung etwas gemacht werden könnte.

Gegen drei Uhr kam unser Kärrnchen vorsichtig den Pfad herunter und beförderte uns durch den Fluß und verschiedene Nebenarme auf das andere Ufer. Unmittelbar über der Fuhrt mündet ein ziemlich wasserreicher Zufluß, der direkt von der Lella Khadidscha herunterkommt und ganz die Farbe des Schneewassers hat. Drüben beginnt der berühmte Olivenwald und ich muß gestehen, schönere Oelbäume habe ich weder in Süditalien noch in Spanien gesehen. Es sind uralte, wunderbar verästelte, knorrige Stämme, aber sie sind offenbar aus den Wurzelstöcken eines noch älteren Waldes erwachsen, denn es stehen immer drei bis vier in einem kleinen Kreise zusammen. Wer das langsame Wachsen und die unendliche Dauer des Oelbaumes kennt, der kann nicht zweifeln, daß mindestens die Wurzelstöcke in die Zeiten der arabischen Invasion zurückreichen, denn schon die gegenwärtigen Stämme sehen aus, als gäben sie den tausendjährigen Saraceni bei Palermo nicht nach. — Den Untergrund bedeckten sorgsam gehaltene Gerstenfelder, und wo ein Bächelchen vom Gebirge herunterkam, war es aufgedämmt und zur Berieselung verwendet. Dörfer sah man aber im Thale keine, sie hängen alle droben in unzugänglicher Lage in den Felsen, wo sie leichter zu vertheidigen sind und keinen guten Boden wegnehmen. Die Bäume klettern hoch an den Abhängen hinauf, deutlich sieht man, wo die graugrünen Oelbäume aufhören und die dunkleren Eichen beginnen, die ihren wissenschaftlichen Namen (Quercus balluta) von Ballut, dem Namen der eßbaren Eichel im Arabischen, trägt.

Das Thal dehnt sich zur weiten Ebene, aber die verkümmernden Oelbäume und die von Unkraut starrenden, mit Dornbüschen durchsetzten Felder deuten auf eingedrungene Araber, und bald sahen wir deren Zelte. Es ist aber nur ein kleiner Stamm, der sich freilich der Ab-

stammung von Mohammed rühmt und dem die Kabylen deshalb hier freiwillig ein Stück Land eingeräumt haben, eine Erscheinung, die sich überall im Kabylengebiete wiederholt. Von den beiden Berghängen leuchten überall die weißen Berberdörfer herab. Schnurgerade läuft die recht gut gehaltene Straße auf einen Bergvorsprung zu, der ein französisches Fort trägt. Es ist Tizimalt, einer der Posten, welche das Sahelthal decken, und die große Kabylie von der kleinen trennen, besonders wichtig, weil hier die gangbarste Straße vom Fort National herüber mündet. Sie ist freilich nur ein Maulthierpfad, aber der Tizi-n-Cheriá, der Paß des Gesetzes, auf dem sie den Kamm des Dschurdschura überschreitet, ist mit 1231 m die tiefste Einsenkung im Gebirge, und eine Straße über ihn soll bald gebaut werden. Ein Dorf hat sich im Schutze des Forts bereits eingenistet; ein vom Berge herabkommender Bach gestattet reichliche Bewässerung. Man war hier gerade mit der Vorbereitung zur Fête, der Kirmes, beschäftigt, ein Ereigniß in diesen abgelegenen Gegenden, wo sonst ein Tag wie der andere dahinfließt. — Auch weiterhin bleibt das Thal eine Ebene, an beiden Seiten von prachtvollen Bergen eingefaßt, und wieder läuft die Straße schnurgerade weiter, dem hohen Bergsporn zu, auf welchem unser heutiges Reiseziel Akbu, oder wie es officiell heißt, Metz, liegt. Wir brauchen aber reichlich zwei Stunden, bis wir an den Fuß des Rückens gelangen, und eine halbe weiter, bis die Serpentinen zur Höhe erstiegen sind.

Hier machen wir einen Rasttag. Der Morgen vergeht über einer Exkursion nach dem Piton d'Akbou, einem isolirten Kegelberg, der sich unmittelbar gegenüber mitten im Thale erhebt, offenbar ehemals eine Insel, ehe der Sahel sich durchs Küstengebirge durchgefressen hat. Früher hauste hier ein berüchtigter Räuberstamm, der wie von einer sicheren Burg aus die Umgebung brandschatzte, bis eines schönen Morgens der alte Pelissier den Berg dicht umstellen ließ und dann regelrecht abtrieb. Mittags kam ein tüchtiger Regen, aber wir verbrachten den Nachmittag trotzdem sehr angenehm, im Hause des Herrn Lehrers Sabatier, den ich zufällig in Algier kennen gelernt. Seine Frau, eine Straßburgerin, war zwar eine arge Preußenfeindin, freute sich aber kindlich, wieder einmal „dütsch" reden zu können, und ich erfuhr durch Herrn Sabatier gar vieles Interessante über die Kabylen, unter denen er schon sieben Jahre lebte. In seiner Schule saßen Franzosen, eingeborene Juden und Kabylen zusammen, und die besten Schüler waren zwei Kabylenjungen, deren Schreibhefte und Zeichnungen in der That nichts zu wünschen übrig ließen. Einer von ihnen hatte die Ecole normale in Algier besuchen sollen, um selbst Lehrer zu werden, aber das Heimweh hatte ihn übermannt und zurückgetrieben. Die Kinder wurden zu einer Pause hinausgeschickt und spielten auf dem Schulplatze; auf einmal höre ich eine mir wohlbekannte Melodie singen und als ich hinaussah, tanzen zwei Kabylenjungen einen Nationaltanz, der von dem spanischen so wenig zu unterscheiden war, wie die Melodie. Kein Zweifel, die Spanier haben ihre Tänze aus der Maurenzeit behalten, wie so vieles, was uns an ihnen „spanisch" vorkommt. Auch die Alpargates, die sandalenartigen Schuhe, trägt der Kabyle genau wie der Spanier, und hat sie gewiß nicht von diesem überkommen.

Gern wären wir noch ein paar Tage in Akbu geblieben und hätten mit Herrn Sabatier, der selbst eifrig sammelt, die Umgebung durchstreift, aber die Wolken senkten sich immer tiefer, der Regen prasselte immer ärger herunter, und es war keine Hoffnung auf baldige Besserung. So blieb uns keine Wahl; am Abend stiegen wir in die Diligence und nach einer ziemlich unerquicklichen Nachtfahrt lag am anderen Morgen das reizende Bougie vor uns.

Kürzere Mittheilungen.

Ludwig Holberg als Geograph.

In den skandinavischen Reichen, sowie in verschiedenen anderen Ländern wurde am 3. December der 200jährige Geburtstag eines Mannes gefeiert, den man allgemein als den nordischen Molière bezeichnet, Ludwig Holberg's. Dieser Mann ist indes nicht nur auf dem Gebiete der Lustspieldichtung in hervorragender Weise thätig gewesen, sondern er hat auch, was weniger bekannt ist, sich um die Geographie nicht geringe Verdienste erworben. Diese Thätigkeit Holberg's ist vor einigen Tagen durch einen von Professor Erslev in der königlich dänischen geographischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag in Erinnerung gebracht worden. Als Holberg im Jahre 1730 zum Professor der Geschichte und Geographie ernannt wurde, war es um die letztgenannte Wissenschaft überall und namentlich in Dänemark übel bestellt. Nach den Lektionskatalogen hatte er jede zweite Woche über Geographie zu lesen, doch weiß man nicht mit Bestimmtheit, ob diese Vorlesungen stattgefunden haben. Daß sein Interesse für die Erdbeschreibung jedoch ein großes gewesen, geht nicht nur aus den von ihm verfaßten geographischen Schriften, sondern auch aus verschiedenen von ihm selbst hierüber gemachten Andeutungen hervor. Holberg hat das Studium der Geographie mit großer Vorliebe betrieben. In der von ihm geschriebenen Vorrede zu der „Reise nach Rußland" Peter's von Howen (1743) empfiehlt er anderen, ebenfalls derartige Reisebeschreibungen zu liefern. Die erste von ihm selbst verfaßte geographische Arbeit war die im Jahre 1729 erschienene „Beschreibung Dänemarks und Norwegens", ein Buch, das verschiedene Auflagen erlebte; seine zweite Schrift ist die im Jahre 1737 erschienene „Beschreibung der berühmten norwegischen Handelsstadt Bergen", die man noch heutigen Tages mit Nutzen in die Hand nehmen kann, da sie vortreffliche Schilderungen der damaligen Zustände in der ehrwürdigen nordischen Hansestadt in sich birgt. Sein drittes Werk ist ein geographisches Lehrbuch, in lateinischer Sprache geschrieben; dasselbe führt den Titel: „Ludovici Holbergii Compendium Geographicum in usum Studiosi Juventutis"; man kennt von demselben die in Kopenhagen 1733, 1736 und 1749, sowie in Leipzig 1736 und 1754 erschienenen Ausgaben. Dasselbe wurde weiter in die englische Sprache übersetzt und im Jahre 1758 mit der kleinen Weltgeschichte Holberg's zusammen gedruckt. Verschiedene der obigen Ausgaben gehören zu den größten litterarischen Seltenheiten; von der ersten Ausgabe ist nur ein einziges, von der zweiten sind nur drei Exemplare vorhanden. Die Bedeutung, welche man den geographischen Arbeiten Holberg's beimaß, geht am besten daraus hervor, daß bald nach seinem Tode von dem Pastor Jonge unter dem Titel: „Baron Holberg's Geographie oder Erdbeschreibung nach dem von Ihm Selbst herausgegebenen kleinen lateinischen geographischen Compendium, jetzt aber bedeutend erweitert" ein geographisches Lehrbuch herausgegeben wurde, das statt der 58 kleinen Octavseiten des

Originalwerkes sieben starke Quartbände umfaßte, 10 Reichsthaler statt 8 Schilling kostete und 10 Millionen Buchstaben anstatt der 38,000 des Holberg'schen Werkes enthielt.

H. Bay.

Die ostgrönländische Expedition [1].

Von Marine-Premierlieutenant V. Garde ist folgender, von Nanortalik in Südgrönland, den 3. Oktober 1884, datirter vorläufiger Bericht über die diesjährigen Untersuchungen der zur Erforschung der Ostküste von Grönland ausgesandten dänischen Expedition in Kopenhagen eingegangen.

Am 5. Mai verließen wir Nanortalik, um unsere eigentliche Expedition nach der Ostküste zu beginnen, denn das, was im vorigen Jahre unternommen wurde — die Errichtung eines bedeutenden Proviantdepots und die Erforschung des südlichsten Breitengrades der Ostküste — durfte wohl nur als vorbereitende Schritte betrachtet werden. In diesem Jahre sollte es ernsthaft vorwärts gehen und meinen und hoffen wir alle, daß die Ausbeute des Sommers gut gewesen ist und daß die Aussichten für die an der Ostküste überwinternde Hauptabtheilung der Expedition recht günstige waren.

Unsere aus vier Frauenbooten und sieben Kajaks bestehende Expedition hatte ungefähr dieselbe Größe wie die vorjährige; die Anzahl der Theilnehmer betrug im Ganzen 37. Während der ersten sieben Wochen hatte die Expedition mit verschiedenen Schwierigkeiten zu kämpfen. In Folge der andauernden Landwinde, die oft in der Form von Stürmen mit Schnee und Regen rasten, lag das Eis während einiger Zeit unter 61° nördl. Br. dicht gepackt an der Küste, und erst vom 27. Juni an konnten wir mit etwas größerer Schnelligkeit vorwärts kommen. Das im vorigen Jahre bei den bei Iluidlek wohnenden Heiden errichtete Proviantdepot wurde unberührt vorgefunden und die Eskimos erklärten sich bei unserer Ankunft sofort bereit, mit uns nordwärts zu reisen. Diese Eskimos hatten ihren eigentlichen Wohnsitz in der Gegend unter 61° 30′ nördl. Br.; dieselben waren jedoch theils durch das von ihnen im vorigen Jahre unserem Chef gegebene Versprechen und theils durch ungünstige Eisverhältnisse gezwungen worden, unsere Ankunft abzuwarten. Begleitet von diesen 23 Heiden trafen wir am 2. Juli bei Aneretok unter 61° 30′ nördl. Br. eine andere aus circa 30 Köpfen bestehende Eskimogesellschaft. Einzelne von diesen Leuten, die alle noch Heiden waren, hatten ihre Wohnsitze nördlich von 65° 30′ nördl. Br., also in der Gegend, bis wohin Prof. Nordenskiöld im Sommer 1883 gelangte, ohne anderes als „Spuren" von Eskimos anzutreffen; die ganze Gesellschaft, welche im vorigen Jahre eine Handelsreise nach der Westküste gemacht hatte, war bereit uns zu begleiten. Am 6. Juli trafen wir wieder eine Eskimotruppe, so daß wir nun mit dieser zusammen 119 Männer, Frauen und Kinder waren, davon waren 4 Europäer, 3 Mischlinge, 30 Westländer und 82 Ostländer. Am 18. Juli sandten wir einen Theil unserer Leute mit einem der Frauenboote nach Hause. Kurz darauf passirten wir den von den Grönländern so gefürchteten Gletscher Puisortok, der indessen weder auf der Reise nordwärts noch auf der Rückreise südwärts der Expedition lästig wurde. Nach einigem Kampfe mit dem Nebel und dem dichten Eise erreichten wir am 29. Juli Tingmiarmiut, belegen unter 62° 38′ nördl. Br. Hier trennten sich die Mitglieder der Expedition gemäß dem bereits mitgetheilten Plane. Premierlieutenant Holm und Candidat Knutzen gingen mit zwei Frauenbooten und gefolgt von den Eskimos nordwärts, um zu versuchen, ungefähr unter 66° nördl. Br. zu überwintern und um diese nördlichen Gegenden zu untersuchen und zu vermessen; die beiden anderen europäischen Mitglieder der Expedition gingen dagegen mit einem Frauenboote südwärts, um die Fiorde und Küstenstrecken südlich von Tingmiarmiut zu untersuchen und um vor Beginn des Winters in Nanortalik zurück zu sein.

Die südwärts gehende Abtheilung hat vom 30. Juli bis 26. September im Ganzen acht größere Fiorde untersucht; während des ersten Monats von ganz außerordentlich gutem Wetter begünstigt, hatte sie schließlich mit schwierigen Verhältnissen zu kämpfen, indem gegen Ende August und während des ganzen September an der südlichsten Ostküste gar kein Eis vorhanden war. Man möchte vielleicht annehmen, daß dies gerade als günstig bezeichnet werden müsse. Da das Herbstwetter aber höchst unruhig ist, indem die Stürme zu dieser Zeit sehr häufig sind, so entsteht, weil das Eis fehlt, längs der Küste eine schwere Brandung. Außer der Brandung genirte uns schließlich auch noch der andauernde Regen, aber am 26. September erreichten doch alle wohlbehalten Nanortalik.

Diese „südliche Reise" hat außer den Vermessungen und physiologischen Beobachtungen einen reichen geologischen, mineralogischen und botanischen Ertrag gegeben. Ruinen oder andere Ueberreste von europäischen Ansiedelungen sind nirgends gefunden worden, nur einige halbverfallene, wahrscheinlich von Schiffbrüchigen errichtete Steinhügel wurden angetroffen.

Die Zeit erlaubt mir leider nicht, jetzt über diese Sommerreise der Europäer zwischen den ganz unbekannten Heiden zu berichten. Im bevorstehenden Winterquartier soll eine eingehendere Beschreibung der ganzen Reise verfaßt und im kommenden Frühjahr heimgesandt werden.

Zur Benutzung während unseres Winterquartiers hier in Nanortalik sind verschiedene neue Instrumente, namentlich zu vollständigen magnetischen und Nordlichtbeobachtungen eingetroffen.

Im nächsten Sommer wird dann die Expedition beendet sein. Lieutenant Holm reist nach seiner Ueberwinterung wieder südwärts und die südliche Abtheilung, mit neuen Vorräthen versehen, kommt ihm entgegen. Wenn möglich, soll dann die Süderpedition die zunächst nördlich von Tingmiarmiut belegenen Fiorde untersuchen. Glückt dies und überstehen Lieutenant Holm und Candidat Knutzen ihre keineswegs leichte Ueberwinterung mit den Heiden, dann braucht Dänemark es nicht zu bereuen, daß es Geld ausgegeben hat für die Booterpedition nach der Ostküste von Grönland.

W. Finn.

[1] S. „Globus", Bd. 46, S. 233.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ueber die sehr wenig bekannte Inselgruppe der Malediven ist, wie das „Athenäum" (Nr. 2975) mittheilt, kürzlich in Colombo auf Ceylon ein Büchlein von 133 Seiten aus der Feder von H. C. P. Bell erschienen, welcher 1879 den Archipel besuchte. Das „Reich der 12 000 Inseln" steht zwar seit der Eroberung Ceylons durch die Engländer unter britischer Suveränetät, erfreut sich aber in der That ziemlicher

Unabhängigkeit; sein Sultan, der wahrscheinlich über nicht mehr als 20 000 oder 30 000 Unterthanen herrscht (Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde, VII, S. 38, geben den Malediven dagegen 150 000 Einwohner), hat einen der ältesten Throne im Osten inne. Nach Dr. Hunter's „Imperial Gazetteer of India" schickt der Sultan jährlich eine Gesandtschaft an den Gouverneur von Ceylon und bittet um den Schutz und das Wohlwollen der britischen Regierung, indem er einen Tribut von Kaurimuscheln, Fischen und Cakes überreichen läßt. Wann die Inseln zuerst besiedelt wurden, ist ungewiß; doch steht fest, daß ihre Bewohner von derselben Rasse sind, wie die Singhalesen. Auch ihr Sprachschatz ist zum großen Theile singhalesisch; das geschriebene Alphabet gleicht dem der alten singhalesischen Inschriften, und noch mehr vielleicht dem südindischen Vatteluttu. Geschrieben wurde früher von links nach rechts, aber seit dem Eindringen des Islam zu Anfang des 13. Jahrhunderts in umgekehrter Richtung, wie gleiches auch von den Tagalen auf den Philippinen nach der spanischen Eroberung bekannt ist. Die Geschichte des Archipels ist ziemlich dunkel; zwei Autoren berichten über ihn aus früherer Zeit, Ibn Batuta von Tanger, welcher sich 1343 bis 1344 dort 18 Monate lang aufhielt und gezwungenerweise das Richteramt ausüben mußte, und Pyrard de Laval, der 1601 auszog sein Glück zu machen, aber an den Malediven Schiffbruch litt und fünf Jahre lang gefangen gehalten wurde. Vor Mr. Bell hat nur ein Engländer die Inseln kennen gelernt, Christopher von der indischen Marine, welcher 1834 bis 1835 die Karte derselben aufnahm. Bell wird die von ihm erworbene Kenntniß der Landessprache erst später wissenschaftlich verwerthen; daß die Kenntniß des Maledivischen für das Studium des Singhalesischen und des Prakrit von Werth ist, haben anerkannte Forscher dargethan. Ferner hat Bell eine Anzahl von maledivischen Münzen gesammelt, von denen wohl keine europäischen Numismatikern bekannt ist, darunter ein Exemplar des alten silbernen Larin oder der Fischangelmünze, die in Malé geprägt wurde. Der Handel des Archipels ist nicht unbedeutend und einer Steigerung fähig; er betrifft namentlich getrocknete Fische, welche ihren Weg in alle Bazare des Ostens finden, während die früher sehr ansehnliche Ausfuhr von Münzen und Kauris jetzt sehr gesunken ist.

— Man hat öfters behauptet, daß die Franzosen in Französisch-Cochinchina wenig gegenüber den anderen Europäern zu bedeuten hätten. Das ist falsch. Für 1883 wurde die Bevölkerung der Kolonie zu 1 596 500 Seelen angenommen, welche sich folgendermaßen zusammensetzte:

Europäer	Franzosen	1862	1927
	Fremde	65	
Domicilirte Asiaten			44
Eingeborene Asiaten	Annamiten	1 431 142	1 539 619
	Kambodjaner	101 837	
	Mois	6 343	
	Schams	297	
Fremde Asiaten	Chinesen	49 922	54 910
	Malabaren	490	
	Malaien	4 463	
	Tagalen	22	
	Andere Asiaten	13	

Zusammen 1 596 500.

Es leben also in Cochinchina 1862 Franzosen oder, wenn man davon 220 Personen aus den französischen Besitzungen in Indien in Abzug bringt, 1642 Franzosen gegenüber 65 fremden Europäern, d. h. mehr als 25 mal so viel Franzosen als andere Europäer.

— Die Resultate der chinesischen Ministerberathungen — erzählt Pfarrer Heims in „Unter der Kriegsflagge des Deutschen Reichs" (S. 210) — werden in der Pekinger Staatszeitung" veröffentlicht, die nicht etwa, wie zuweilen zu lesen, in rother Seide in kolossalem Format in langen Zwischenpausen gedruckt wird, sondern täglich in der Gestalt eines sehr unscheinbaren, sechs Zoll langen und drei Zoll breiten Büchleins aus Bastpapier erscheint. Die Gesandtschaften und obersten Behörden erhalten gegen ein monatliches Abonnement von acht Dollars eine handschriftliche Ausgabe am Abend vor dem Erscheinen der nachts gedruckten Exemplare, welche morgens ausgegeben werden. Auch von diesen giebt es zwei, dem Preise nach verschiedene Auflagen: eine bessere, mit hölzernen und eine recht schlechte, mit Wachstypen gedruckte. Die nicht sehr umfangreiche Zeitung — wenn nicht gerade besondere Publikationen vorliegen — enthält Hofnachrichten, als: Empfänge bedeutender Würdenträger; Nachweisung der dem Kaiser vorgesetzten neuen Speisen des Jahres, die dann erst vom Volke genossen werden dürfen; ferner Bekanntmachungen über Anlegung der Winter- und Sommerkleidung, welche danach geregelt wird; Berichte aus den Ministerien und Provinzen; die Themata der großen Examina in Peking und die Namen der infolge richterlichen Spruchs Hingerichteten unter kurzer Angabe ihrer Verbrechen u. s. f. Diese Exekutionen werden, mit Ausnahme einiger Kapitalfälle, im ganzen Reiche an einem Tage vorgenommen und arten in größeren Städten dann geradezu in Schlächtereien aus, bei denen das Kopfabschneiden mit einer gewissen Gemüthlichkeit betrieben wird. Wahrhaft bestialisch aber tritt die Grausamkeit des chinesischen Charakters in den vielfachen anderen noch zu Recht bestehenden Todesstrafen zu Tage, unter denen die „eiserne Schlange" eine unheimliche Rolle spielt. Der Körper des Delinquenten wird mit einem Zinkrohr in Schlangenwindungen umwickelt und dann dieses in Verbindung gebracht mit einem Behälter, dessen Wasser allmählich zum Sieden gebracht, in der Röhre steigend den Unglücklichen unter schrecklichen Qualen zu Tode brüht. Auch das Sieden in nach und nach angeheiztem Oel wird angewendet in schweren Fällen; ebenso wie die stramme Umwickelung des Körpers mit Eisendraht, so daß die abgeschnürten Fleischtheile hervorquellen, um mit Zangen zerrissen zu werden, eine Strafe, die übrigens auch bei uns vorkam: so gegen die Wiedertäufer in Münster. Bekannt ist die Todesstrafe durch Hunger, bei der die Betreffenden im Holzkäfig in der Nähe einer Garküche ausgestellt werden unter strenger Bewachung, daß ihnen nichts zugesteckt werden kann. Ebenso die Schlafentziehung als Torturmittel. Auch die Pfählung soll noch im Gebrauch sein, bei welcher der Verurtheilte auf einen spitzen Pfahl gedrückt wird, der nach und nach bis zum Genick vordringt.

— Ueber die Sklaverei in Korea berichtet P. Mayet in den „Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens" (Heft 31) folgendes. Der erste Anblick, als er in Tschemulpo landete, war ein Zug paarweise geordneter Sklaven, von denen jedem mit chinesischer Tusche eine Zahl auf die Stirn geschrieben war. Sie waren mit dem Entladen einer Dschunke beschäftigt, welche Bleibolzen zum Verschlechtern des Kupfergeldes brachte. Die koreanischen Sklaven sind desselben Stammes wie ihre Herren. Manche Arten Verbrecher werden Sklaven der Regierung, sie arbeiten in den Sträflingskolonien Quelparts und an einigen Orten der Küste, aber auch die Familie von manchen verfällt der Sklaverei; die weiblichen Mitglieder derselben werden Sklaven des Richters und seiner Leute, seines Gefolges, seiner Diener, Pferdeknechte und Gefängnißdiener, preisgegeben jedem, dem sie eine Stunde verkauft sind. Vor wenig Monaten erst hob der gegenwärtige König das schauderhafte Gesetz auf, daß die Familienmitglieder der Hingerichteten, die weiblichen zu Prostituirten, die männlichen zu Eunuchen zu machen seien. Hoffentlich ist damit auch die Strafsklaverei unschuldiger Frauen und Mädchen für minder schwere Verbrechen ihrer Familienhäupter überhaupt aufgehoben. Den Anlaß zu diesem Kulturfortschritt gab die Verurtheilung von fünf der vornehmen Empörer des vorigen Jahres. Im übrigen vermehrt sich die Zahl der

Sklaven durch Schuldner, die unfähig sind ihre Schulden zu bezahlen, wie dieses in alter Zeit in Japan auch der Fall war, durch Verkauf der Kinder seitens der Eltern, namentlich zu Zeiten der Hungersnoth, ein Brauch, der auch außer der Zeit der Hungersnoth in Japan trotz angedrohter Bestrafung noch jetzt nicht ganz ausgestorben ist; ferner in Korea durch freiwillige Uebergabe, um den Schutz und die Fürsorge eines Mächtigen zu genießen. Endlich werden dort Findlinge und die Kinder von Sklaven wieder Sklaven. Ein Freier kann eine Sklavin heirathen; Knaben aus dieser Ehe werden frei, Mädchen werden Sklavinnen des Eigenthümers der Frau. Die Sklaven sind größtentheils im Besitz des alten Feudaladels, und dann gestaltet sich die Sache meist als eine Art Leibeigenschaft. Zuweilen sind die Leute auch im Besitze einer Dorfgemeinde oder sind Post-Sklaven. Wir werden in diesen vielen Arten Sklaven die drei Arten öffentlicher Sklaven und die beiden Arten Privat-Sklaven wiederfinden dürfen, welche in dem ältesten, dem 8. Jahrhundert angehörenden japanischen Gesetzbuche, dem Taihō-Riō erwähnt werden. Da dieses selbst wieder auf ein älteres chinesisches Gesetzbuch sich stützt, so dürfte man wohl alle diese Formen der Sklaverei auf Altchina zurückführen.

— Von der chinesischen Expedition Potanin's hat die Redaktion der „Oestlichen Rundschau" aus Kuku-choto den 23. Juli 1884 einen Brief über Kalgan erhalten. Die Expedition hatte am 6. Juli Kuku-choto erreicht; der Marsch von Peking an hatte 40 Tage gedauert. In Kuku-choto fanden die Reisenden nur einen einzigen Europäer, einen belgischen Missionar, welcher sie in sein eigenes Haus aufnahm. Die belgische Mission wirkt schon lange in China und unterhält Institute zur Erziehung chinesischer Waisenkinder, welche zum Christenthume bekehrt werden. Schon vor Kuku-choto hatten die Reisenden das Gebirge betreten und ein Thor der großen chinesischen Mauer passirt; A. J. Skassi nahm Photographien der Mauer auf. Auch eine Anzahl Götzentempel, welche man passirte, wurden photographirt. Man hat bereits angefangen zu botanisiren und zu sammeln.

— Nach der Turkestaner Zeitung hat der Reisende und Entomolog Grum-Grishimailo seine diesjährigen, naturwissenschaftlichen Untersuchungen von Turkestan beendigt. Dr. Grishimailo begann seine Excursionen vom Ferganathale aus und ging dann in das Alaigebiet, welches er sehr genau durchforschte. Im Laufe des Sommers bereiste er Osch, Arawan, Naukat, Utsch-Kurgan, Wuadil, Schahimardan, Karakazyk, Koksu, Tekelik, die Flüsse Balykty, Karamuk und Zanku; auf dem Rückwege besuchte er Ljächsch, Karamuk, Dshirgetal, Tekelik, Koksu, Sarybulak, Tuzbora, Altynmazar und wanderte am Fuße des Trans-alai-Gebirges bis Bor-dooba, Kyzyl-Art, Karakul, und zurück bis Sarytasch nach Taldyk und Jultscha. Das gesammelte geologische Material ist sehr beträchtlich; nur allein an Lepidopteren wurden 17000 Exemplare beschafft, darunter eine Menge neuer Arten. In ethnographischer und anthropologischer Hinsicht muß die Expedition gleichfalls als gelungen bezeichnet werden. Ferner sind viele Höhen gemessen und auf der ganzen Reise thermometrische Beobachtungen angestellt worden. Unter anderen begegnete der Reisende verschiedenen Formen, welche, wie es scheint, die Existenz einer Gletscherperiode für Mittel-Asien bestätigen; wenigstens läßt sich nur unter dieser Annahme die Anwesenheit von Formen in Tiën-schan erklären, welche bisher nur in Nordamerika (Labrador, Grönland), in Lappland und den Schweizer Alpen gefunden worden sind. Im nächsten Jahre gedenkt der Reisende die westlichen Ausläufer des Tiën-schan zu untersuchen, weil die betreffende Gegend in geologischer Hinsicht noch niemals durchforscht wurde.

— Eine unterhaltende feuilletonistische Lektüre gewähren Wilhelm Petersen's Reisebriefe „Aus Transkaukasien und Armenien" (Leipzig, Duncker und Humblot, 1885, Preis 3 Mk.). Der Autor unternahm seine Reise im Auftrage der Petersburger Geographischen Gesellschaft, um das neu erworbene Batumsche Gebiet zoologisch zu untersuchen (übrigens ist die dortige Fauna, welche durchaus mitteleuropäischen Charakter trägt, im Verhältniß zu der prächtigen Flora geradezu armselig) und schlug sein Hauptquartier in Artwin auf, einem Orte von 5328 meist armenischen Einwohnern, der sich durch seine schönen Frauen auszeichnet. Seine zuerst in der deutschen Petersburger Zeitung abgedruckten Berichte bringen die ersten zusammenhängenderen Nachrichten aus jener Gegend und sind, wenn auch nicht geographisch, so doch kulturhistorisch von großem Interesse. Das Räuberwesen steht daselbst noch in voller Blüthe, ja wird sogar von den mit der Aufrechterhaltung der Ordnung betrauten Milizen, besonders den Guriern (S. 109, 113) nachdrücklich betrieben. Eigenthümlich ist das Mittel, dessen sich die Regierung zur Bekämpfung desselben bedient. Man läßt nämlich einen Räuber, den man gefangen und seines Verbrechens überführt hat, wie durch Zufall entspringen und schenkt ihm provisorisch unter der Bedingung die Freiheit, daß er die Köpfe mehrerer anderer schafft. An eine wirklich erfolgreiche Durchforschung dieser Gegenden wird man erst denken können, wenn sich die öffentliche Sicherheit gründlich gebessert haben wird, und bis dahin scheint es noch gute Weile zu haben. Die Bevölkerung ist noch immer im Ziehen begriffen, noch immer finden sich Wanderlustige, welche die türkische Herrschaft der russischen vorziehen. Im ganzen aber scheint jetzt ein Zuzug von türkischer Seite her vorzuherrschen, trotzdem die türkischen Behörden selbst Gewaltmaßregeln nicht scheuen, um denselben zu hindern, und stets dafür sorgen, daß es in den Grenzbezirken an unruhigen Elementen nicht fehlt. Vielleicht am meisten hat durch Auswanderung das herrliche Thal des Murgül, welcher unterhalb von Artwin von Westen her dem Tschoroch zuströmt, gelitten (S. 99). Ueberall verlassene Dörfer mit Häusern, deren Bauart auf große Wohlhabenheit der früheren Besitzer schließen ließ. So ritt Petersen durch ein Dorf, in welchem von hundert Feuerstellen nur noch acht geblieben waren; ein anderes war ganz verlassen. Diese durch türkische Agitation bewirkte Auswanderung ist um so mehr zu beklagen, als gerade das Murgülthal eines der von der Natur am meisten gesegneten vielleicht in ganz Transkaukasien ist und einem einzigen großen Fruchtgarten gleicht. Sein Tabak erfreut sich eines guten Rufes, der Oelbaum gedeiht stellenweise außerordentlich üppig, die Weintrauben reifen prachtvoll und die schönsten Aepfel, Birnen, Pflaumen, Wallnüsse und anderen Früchte sind in Menge vorhanden, ohne daß sich irgend ein Mensch nur darum kümmert; und doch wäre der Export derselben nach Batum kein allzu schwieriger. Wie stark müssen die Beweggründe gewesen sein, welche eine arbeitsame und friedliche Bevölkerung veranlassen konnten, ein so paradiesisches Heim aufzugeben. Sobald aber beim Mohammedaner der Religionsfanatismus mit ins Spiel kommt und besonders die Frauenfrage gefährdet scheint, wird alles geopfert: das wußten die türkischen Emissäre nur zu gut. Neben diesen Schattenseiten, der Auswanderung, der großen Unsicherheit des Lebens und Eigenthums, der allgemeinen Korruption (S. 96), fehlen aber auch lichtere Seiten nicht. So darf sich Batum einer überraschend schnellen Entwickelung rühmen; seine Bevölkerung war schon 1881 auf das Vierfache gestiegen, überall erheben sich stattliche Steingebäude und selbst elegante Kaufläden. Allerdings soll man den einfachen Holzbaracken, aus welchen der Ort früher ausschließlich bestand, in sehr eigenthümlicher Weise, nämlich durch Brandstiftung, zu Leibe gegangen sein.

Afrika.

— Unter den Aktenstücken zur Kolonialpolitik, welche jüngst dem Deutschen Reichstage mitgetheilt wurden, ist der Bericht Dr. Nachtigal's vom 16. August 1884 über seine

Thätigkeit in der Biafra-Bai von besonderem Interesse, da er die Ausdehnung deutschen Besitzes dort etwas anders angiebt, als man bisher annahm, und über die stille Annexionsthätigkeit der Franzosen nördlich vom Gabun Licht verbreitet. Danach beginnt der deutsche Besitz im Meerbusen von Biafra am Flüßchen Mosimoselle, durch welches das Bimbia-Land von dem eben von England besetzten Victoria-Bezirke an der Ambas-Bai getrennt wird. Bimbia umfaßt die drei Ortschaften King Williams-Town, Money Town und Dukulln-Town, reicht vom Mosimoselle bis zum Bimbiaflusse und zwar fünf Meilen (Seemeilen?) landeinwärts und war vor der am 21. Juli erfolgten Aufhissung der deutschen Flagge von den Hamburger Firmen C. Woermann und Jantzen und Thormählen käuflich erworben worden; eben denselben waren durch besonderen Vertrag die Hoheitsrechte abgetreten worden. Die dazu gehörige Insel Nicoll war von C. Woermann allein gekauft worden. — Auf Bimbia folgt Camerun mit den „Städten" der „Könige" Bell, Aqua und Dido, die ihre Hoheitsrechte gleichfalls an jene Firmen abgetreten haben. Südlich von Camerun folgt eine große Insel, umschlossen von dem Meere, dem Quaqua-Flusse und dem Nordarme des Edea (Borno-Fluße), welche möglicherweise als französisches Protektoratsgebiet reklamirt werden wird. Malimba ist wiederum deutsch, ebenso die Distrikte Klein-Batanga, Plantation und Criby, welche die Küste von etwa 3° 10,6' nördl. Br. bis circa 3° nördl. Br. einnehmen (die bisherigen Seekarten lassen uns hier im Stiche) und etwa 10 Seemeilen landeinwärts reichen. Auf den nun folgenden Bezirk Awuni (etwa unter 2° 10' nördl. Br.) scheint Frankreich nicht ganz unanfechtbare Ansprüche zu haben, weshalb auf das Aufhissen der deutschen Flagge einstweilen verzichtet wurde. Dagegen wurde das Land zu beiden Seiten des Benito-Flusses (Mündung desselben 1° 34' nördl. Br.) unter deutschen Schutz gestellt, auf dem Südufer allerdings mit Vorbehalt. Der französische Gouverneur des Gabun, wohin sich Dr. Nachtigal darauf begab, erklärte denn auch, daß Frankreich ein vertragsmäßiges Recht auf Küstengebiete südwärts von Batanga habe und der Besitz eines Theiles dieser Küste auch für die Zukunft des Gabun unentbehrlich sei. Es wird also noch weiterer Verhandlungen bedürfen, ehe wir mit Sicherheit unseren westafrikanischen Besitz auf den Karten werden abgrenzen können.

— Von dem am 5. Juli 1884 unter deutschen Schutz gestellten Togo-Lande, mit den Orten Lome (Bey Beach), Bagida und Porto Segnro (?) berichtet Dr. Nachtigal (in den dem Reichstage mitgetheilten Aktenstücken über Westafrika), daß es bezüglich der in das Innere führenden Handelswege vielversprechend sei. Von Lome führt bereits jetzt ein Weg nach Salaga, jenem, von dem Franzosen Bonnat 1875 zuerst besuchten Handelsplatze unweit des oberen Volta-Flusses, wohin die Leute ebensowohl aus Timbuktu, als aus den Haussastaaten und selbst aus Bornu zum Kaufe der Kolanüsse ziehen. „Bei den exorbitanten Einfuhrzöllen — schreibt Dr. Nachtigal —, welche in der englischen Goldküste-Kolonie von nichtenglischen Artikeln erhoben werden, und welche 100 Procent (Tabak, Gin), 200 Procent (Pulver) und 25 Procent (Rum) vom Einkaufspreise betragen, würde überdies ein daneben gelegenes Freihandelsgebiet einer glänzenden Zukunft entgegengehen, da der englische Besitz an der Goldküste sich, soviel ich habe in Erfahrung bringen können, rechtlich nur über 10 Seemeilen ins Innere erstreckt und sich also die Hinterländer aus jenem Gebiete mit den genannten Waaren versehen würden." Es ist natürlich vom deutschen Standpunkte aus von Herzen zu wünschen, daß der legitime Binnenhandel des Togolandes sich kräftig entwickeln möge, und es ist auch wohl möglich, gerade den Verkehr mit dem wichtigen Salaga zu pflegen; aber andererseits darf man sich nicht verhehlen, daß die englische Macht bedeutend weiter landeinwärts reicht, als 10 Seemeilen, und daß man sich auf eine scharfe Konkurrenz gefaßt machen muß. An seiner schmalsten Stelle ist das unbestritten unter englischem Schutze stehende Gebiet immer noch 44, an seiner breitesten fast 100 Seemeilen breit, und auch auf das nördlich von dem Protektorate gelegene Aschantireich, ja selbst auf die Landschaft Ganam im Nordwesten von ersterem erstreckt sich neuerdings englischer Einfluß, wie die letzten Blue-books über die Goldküste und die darin enthaltenen Berichte von Hart, Lonsdale, Graves und anderen Beamten darthun. Haben sich doch bereits (vergl. Globus Bd. 46, S. 192) eine Anzahl Aschantihäuptlinge an den Gouverneur der Goldküste gewendet und gebeten, ihr Land unter englischen Schutz zu stellen.

— In der Wüstenstadt Aranan, nördlich von Timbuktu, giebt es (nach O. Lenz, Timbuktu II, S. 162) vielfach kleine Steine von der Größe eines Taubeneies, welche sehr geschätzt werden und angeblich ein vorzügliches Mittel sind gegen Vergiftung. Etwas davon, in eine Tasse Thee gerieben, soll die Wirkung des Giftes aufheben. Es sind Knollen von phosphorsaurem Kalk, die man im Leibe eines Emhor genannten Thieres findet, wahrscheinlich einer Antilopenart (vielleicht auch das Zebra, da es heißt, das Thier gleiche einem Pferde); sie werden sorgfältig gesammelt und von Aranan aus nach allen Richtungen des mohammedanischen Afrika zu hohen Preisen verkauft; selbst in die Türkei gelangen viele von diesen Steinen.

— Der französische Marinearzt Dr. Colin hat kürzlich im Auftrage des Marineministers eine anderthalbjährige Reise in dem Gebiete südlich von Bakel und Medina, zwischen dem Senegal und seinem Zuflusse Faleme, vollendet, durch welche der französische Einfluß in Senegambien wieder bedeutend verstärkt worden sein soll. Mit den Häuptlingen der beiden goldreichsten Landschaften jener Gegend, denen von Tambaura und von Diebedugu hat er Verträge abgeschlossen, durch welche den Franzosen allein das Recht eingeräumt wird, Bergwerke auf Gold, Wege und Baulichkeiten herzustellen.

Australien.

— Die Zahl der Deutschen (d. h. der in Deutschland Geborenen) in Australien belief sich am 3. April 1881 auf 42203 Seelen (27349 männliche, 14854 weibliche); davon lebten in Victoria 8571 (6144 männliche, 2427 weibliche), in Neusüdwales 7521 (5367 männliche, 2154 weibliche), in Queensland 11638 (6891 männliche, 4747 weibliche), in Südaustralien 8801 (5234 männliche, 3567 weibliche), in Westaustralien 71 (61 männliche, 10 weibliche), in Tasmanien 782 (464 männliche, 318 weibliche) und in Neuseeland 4819 (3188 männliche, 1631 weibliche). Man bemerkt in obigen Ziffern ein außerordentliches Ueberwiegen des männlichen Geschlechts über das weibliche; eine Folge davon sind eheliche Verbindungen mit nichtdeutschen Frauen und damit Aufgeben der eigenen Nationalität.

Berichtigung. Bd. 46, S. 380, Spalte 1, Zeile 4 und 35 von unten lies 28. September 1871 (anstatt 1878).

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVII. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1885.

Reisen in Gurien und am oberen Kur.

Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.

III. (Schluß.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Wenn der Reisende Achaltziche von weitem erblickt mit seinen modernen Kirchthürmen und alten verfallenen Minarets, so ahnt er, daß er sich einer Stadt nähert, wo lange Zeit Kreuz und Halbmond um die Herrschaft gerungen haben. Achaltziche (der Name bedeutet im Georgischen „Neue Festung") liegt 3124 Fuß über dem Spiegel des Schwarzen Meeres am Ufer des Potschov-tschai; sein Bezirk bildete ehemals die Provinz Ober-Karthli, die Domäne der Dschagheli, welche den Titel Achaltzicheli (Herren von Achaltziche) trugen. Im 12. Jahrhundert empfingen dieselben noch den Titel Atabeg, wonach die Landschaft den georgischen Namen Sa-Atabago (Land der Atabeg) annahm. Als die Türken sich im Jahre 1579 des Landes bemächtigten, beließen sie die Regierungen den titularen Fürsten; als aber später Murad IV. das Paschalik Achaltziche errichtete, verlegte der neue Pascha seine Residenz von Olti, einer kleinen, weiter südwestlich an einem Zuflusse des Tschoroch gelegenen Stadt, nach Achaltziche, welches befestigt wurde und seitdem der militärische und kommercielle Mittelpunkt der alten Landschaft Samtzche blieb. Dorthin ging das Getreide aus Kars und Erzerum, und auch ein Sklavenmarkt wurde dort eingerichtet. 1810 vom russischen General Tarmasow belagert und 18 Jahre später vom Feldmarschall Paskiewitsch, dem späteren Vicekönig von Polen, erobert, wurde es im folgenden Jahre durch den Frieden von Adrianopel an Rußland abgetreten. In neuerer Zeit, 1853, schlug General Fürst Andronikow auf der Ebene von Suplis unweit der Stadt die Türken, eine entscheidende Waffenthat, deren Andenken durch ein dort errichtetes Denkmal der Nachwelt aufbewahrt ist.

Ursprünglich christlich, wurde diese georgische Provinz Ober-Karthli von einem ihrer Fürsten, dem Atabeg Rostom, der seinerseits zum Islam übergetreten war, um Pascha des Landes zu werden, gezwungen, gleichfalls sich dem Mohammedanismus zuzuwenden. Dagegen hat sich die georgische Sprache im Lande erhalten, wenigstens bis in die jüngste Zeit, wo das Türkische Fortschritte gemacht hat.

Achaltziche besteht aus zwei Städten, der alten, hauptsächlich von Georgiern, Tataren und Türken bevölkerten und der neuen, von deren rund 20 000 Einwohnern drei Viertel Armenier, nicht wenige Juden, aber wenig Georgier und noch weniger Russen sind. Noch existirt dort die Familie des eben erwähnten Rostom Atabeg; sie hat sich nach ihren etwa 12 Werst von der Stadt entfernt gelegenen Gütern im Bezirke Koblian jetzt den Beinamen Koblianskÿ beigelegt und ist vollständig mohammedanisch; zu ihr gehörte Ahmed-Pascha, welcher die Moschee in der alten Festung erbaut hat, welche die Russen später in eine orthodoxe Kirche umgewandelt haben. Umgekehrt hat derselbe Ahmed Pascha, ehe er zum Islam übertrat, mit zweien seiner Brüder das Kloster Safara gegründet; dasselbe liegt auf einem Berge 8 Werst von der Stadt Achaltziche und existirt

Achalziche.

noch heute. Die dortige Kirche aber ist das ganze Jahr hindurch geschlossen und wird nur am Tage Mariä Himmelfahrt den aus der Stadt kommenden Pilgern geöffnet.

Die ganze Gegend, mit Einschluß von Atzchur und dem kleinen befestigten Dorfe Cherthwis, südöstlich von der Hauptstadt, erzeugt prachtvolle Aepfel und ist außerordentlich reich an Obstgärten; ein Zufluß des Kur, des Potschow (tatarisch Potschov-tschai) durchströmt sie in malerischen Windungen, und ein zwiefacher Bergwall scheidet sie einerseits von Gurien, andererseits von dem Bezirke Erzerum. Seit 1830 ist die Pest, welche früher dort häufig wüthete, nicht mehr erschienen, und nur die noch geübte Quarantäne und der besondere Kirchhof erinnern an jene Zeiten. 1844 brach indessen an mehreren Stellen des Kaukasus, und namentlich in Alexandropol, eine Pestepidemie aus; später entsandte die russische Regierung den Quarantänearzt von Achaltziche nach dem persischen Kurdistan, wo die Krankheit ausgebrochen war, um ihre Ursachen und Bedingungen zu untersuchen. Derselbe fand bei näherem Nachforschen, daß die Epidemie ihren Ursprung in Gebirgshöhlen, die Schafen zum Aufenthalt dienten, genommen habe; um dieselben zu lüften, hatte man einen Schacht nach dem Gipfel des Berges gebohrt, und gerade dort waren vor etwa 40 Jahren Pestleichen beerdigt worden, deren Gebeine nun in die Höhlen hinabfielen. Ein in denselben hausender Hirte war der erste, welchen die Krankheit ergriffen hatte — ein Beweis dafür, wie lange Zeit der Ansteckungsstoff seine latente Kraft bewahren kann, und wie er sofort wieder auflebte, als er mit der Luft in Berührung kam.

Eine hölzerne Brücke über den Potschow setzt das alte und das neue Achaltziche in Verbindung; auf dem linken Ufer liegt ersteres, von meist katholischen Georgiern, Tataren und Türken bewohnt, auf dem rechten die zwischen den Jahren 1830 und 1833 von Armeniern gegründete Neustadt. Ueberall krumme, schmutzige, elende Straßen. Die frühere Festung am Ufer des Flusses ist heute Militärhospital; die einst von Derwischen bewohnten Arkadenbauten dienen jetzt zur Aufbewahrung von Uniformen und die Moschee als

Unterirdische Wohnungen in Achaltziche.

orthodoxe Kirche, in welcher die im Minaret aufgehängte Glocke die Stimme des Muezzin ersetzt hat. Welcher Zeit die Festung angehört, ist nicht genau bekannt; eine Tradition will sogar wissen, daß auf dem Wiesenplane, wo sie steht, einst eine vom Apostel Andreas erbaute Kirche gestanden habe. Bei der letzten Belagerung haben die von dort aus kommenden Kanonenkugeln einen Theil der alten Stadtquartiere zerstört. Heute sind die meisten Wohnungen unterirdisch und liegen in Terrassen über einander, indem das Dach der einen sich vor den Thüren der darüber befindlichen als Weg hinzieht; so mag sich der Fremde beim Durchwandern dieser halb begrabenen Stadt fragen, wo denn eigentlich die Einheimischen hausen? Von Häusern sieht er keine Spur; nur von Zeit zu Zeit stößt er auf eine kegelförmige Erhöhung von Thonerde von 1 bis 6 m Höhe, welche oben mit einer Art Schiebefenster von Oelpapier geschlossen ist. Dasselbe dient dazu, den Hauptraum (darbazi) einer darunter befindlichen Behausung zu erleuchten. Eine rohe Thür, an welcher als Gegengewicht ein dicker Holzklotz angebracht ist — Schlösser giebt es nicht — führt in einen finsteren Gang, und dieser durch eine zweite Thür in den runden Wohnraum, dessen Boden der mit Teppichen belegte nackte Fels bildet. Ringsum an den Wänden sind Nischen mit Holzthüren angebracht, welche als Schränke dienen. Andere mit Vorhängen versehene Vertiefungen dienen als Betten für die Familienglieder; mit Teppichen belegte Bänke und ein gußeiserner Ofen bilden die ganze Ausstattung. Am merkwürdigsten ist die Decke, eine nach oben zu sich verengende achtseitige Kuppel, deren Flächen aus je zwanzig, immer kleiner werdenden hölzernen Stufen bestehen, gleichsam eine umgekehrte Treppe, die zu der Luke ganz oben hinaufführt. In gleicher Höhe liegen kleinere Kammern und andere ein paar Stufen tiefer; dieselben haben kleine viereckige Oeffnungen, deren Holzrahmen statt mit Glas mit geöltem Papiere verschlossen sind. Diese Katakomben, an deren Wänden Heiligenbilder angebracht sind, werden meist von Georgiern oder katholischen Armeniern bewohnt, die sich zuweilen eines gewissen Wohlstandes erfreuen.

Fast das einzige Gebäude in Achaltziche, welches diesem

allgemein verbreiteten Typus nicht angehört, ist die Synagoge, ein moderner Bau aus Steinen mit schrägem Zinkdache und wie die russischen Kirchen hellgrün angestrichen. Die Behausungen der Juden dagegen gleichen denen der übrigen Einwohner. In ihrer körperlichen Beschaffenheit nähern sich die Kinder Israels mehr den Georgiern, als ihren Stammesgenossen in Polen, Rußland, Jerusalem oder selbst denen im Kaukasus. Ihre Frauen verstecken sich, wenn ein Fremder naht, wie die Mohammedanerinnen und Armenierinnen.

Die Neustadt hat zwar ein anderes Gepräge, steht aber an Häßlichkeit der Altstadt nicht nach. Die dortigen Häuser von Armeniern, welche in Folge des Friedens von Adrianopel aus der Türkei nach Achaltziche wanderten, sind nur elende Hütten aus Lehm und Rollsteinen mit papierverklebten Fenstern. Nichts Traurigeres als diese Wohnungen, die unreinliche, nicht gepflasterte und nicht erleuchtete Straßen einfassen. Der Bazar entspricht ihnen gleichfalls.

Hier wie in Tiflis und anderen Städten Kaukasiens bilden die Angehörigen verschiedener Völkerschaften, obwohl

Armenierinnen von Achaltziche.

sie anscheinend im Verkehre mit einander stehen, dennoch ebenso viele geschlossene Gesellschaften; die Mitglieder des militärischen Klubs sind meist Russen, diejenigen des bürgerlichen Georgier. Der Russe verachtet den Georgier in gewissem Grade; dieser sieht wieder den Armenier von oben herab an, welcher seinerseits den Juden mit mitleidiger Miene mustert. Die Frauen erscheinen nicht in der Oeffentlichkeit; sie leben unter sich und haben ihre eigenen Gesellschaften, denen es nicht an Originalität fehlt. Bei den Armenierinnen besonders herrscht trotz der äußeren Armseligkeit der Behausungen ein gewisser Komfort, der sich in dem Vorhandensein von europäischen Stühlen neben den landesüblichen Bänken ausspricht. Die Kinder nehmen an den Gesellschaften theil, in denen ein gemüthliches Sichgehenlassen herrscht; nachdem Zuckerwerk und Thee gereicht ist, finden monotone Rundtänze statt, bei denen fortgesetzt dasselbe Wort Pari! Pari! (Tanzt! Tanzt!) ertönt. Wie fast alle Orientalinnen haben diese Armenierinnen schöne Augen, Haare und Zähne; dagegen welkt ihr Teint vor der Zeit und ihr Rücken ist meist ungraciös gekrümmt, eine Folge ihres sitzenden Lebens und ihres ewigen Kauerns bei geschlossenen Thüren. Ihre sehr elegante Tracht besteht

aus einem seidenen Kaftan, der vorn viereckig ausgeschnitten ist, mit glatten engen Aermeln, aus welchen andere Aermel, die zur Weste gehören, hervorgucken; ferner aus einer großen, goldgestickten Schürze aus rothem Tuche, die bis auf den Saum des Kleides hinabreicht; einem rothen Fez mit langer Troddel und vorn mit einem Kranze künstlicher Blumen geschmückt. Zu beiden Seiten des Gesichtes hängen Perlenschnüre herab, an deren Ende eine Menge von alten und darum hochgeschätzten Goldmünzen befestigt sind; die Stirn verschwindet unter mehreren Reihen ebensolcher Münzen, mit denen oft noch selbst Hals und Brust bedeckt sind. Die Haare hängen in Flechten auf den Rücken hinab. Junge Mädchen tragen keinen Schleier, aber verheirathete Frauen befestigen an ihrem Fez ein Stück mit Goldflittern besetzter rother Gaze, wie überhaupt die rothe Farbe in ihrer Tracht vorherrscht. An den Füßen tragen sie Pantoffeln von rothem Marroquin mit zurückgekrümmter Spitze. Niemals zeigen sie sich öffentlich mit unverhülltem Gesicht; beim Ausgehen werfen sie sich wie die Türkinnen einen großen Mantel über, der sie von Kopf bis Fuß einhüllt; derselbe besteht jedoch aus weißer durchsichtiger Wollengaze, die gemustert und mit dunkelblauen Franzen besetzt ist, und läßt das reiche Kostüm nach Wunsch durchscheinen. Diese Mäntel werden übrigens nur in Achaltziche fabricirt.

Fast 30 km oberhalb Achaltziche liegt an der Einmündung des von Osten kommenden Toporowan-tschai in den Kur das Dorf Cherthwis, über welches Mme. Serena nach Tiflis zurückkehrte. Ein officielles Empfehlungsschreiben

Frauen von „Geisteskämpfern".

verschaffte ihr den Vorzug, beim Ortsvorsteher übernachten zu können. Sie besuchte dort die Reste troglodytischer Wohnungen, welche in die Felsen des gegenüberliegenden Kurufers gegraben sind, und zu denen jenseits der Brücke, welche den Fluß überspannt, ein ziemlich guter Weg im Zickzack hinaufführt. Die unterirdischen Kammern sind überaus merkwürdig, wahre fürstliche Räume, welche König Georg von Georgien angefangen und seine Tochter, die berühmte Königin Tamara, im 12. Jahrhundert vollendet hat. Eine andere Merkwürdigkeit der Gegend ist das unterirdische Kloster Wardzia, wo derselbe König Georg und mehrere seiner Nachfolger begraben liegen; dasselbe soll ebenso viele Zellen enthalten, als das Jahr Tage hat. Außer den unterirdischen Zellen, die in mehreren Stockwerken über einander liegen, ist auch eine geräumige gewölbte Kirche mit Seitenkapellen vorhanden. An den Wänden haben sich Reste von Malereien, darunter das Bildniß der im ganzen Kaukasus hochberühmten Königin Tamara, erhalten; die reichen Verzierungen aber, von denen die georgische Chronik spricht, sind im Laufe der Zeit und durch Kriege verschwunden. An bestimmten Tagen hält ein Priester aus der Umgegend Gottesdienst in dem alten Heiligthume ab, welches einst ein weitum berühmtes wunderthätiges Bild besaß, und wo noch obendrein der Leib der Tamara ruhen soll; alsdann bringen die Gläubigen noch immer auf dem verfallenen Altare ihre Spenden an Wachskerzen und Geldstücken dar.

Am folgenden Tage fuhr Mme. Serena zuerst nach

Kakalakevi, das heute ein elender Flecken, aber früher eine Stadt von einiger Bedeutung gewesen ist; dort wird in einer alten Kirche ein Nagel vom Kreuze Christi aufbewahrt. Die Chaussee von dort nach Achalkalaki ist nicht schlecht; ganz allmählich steigt sie auf ein Plateau hinauf, das 5545 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Achalkalaki, d. i. Neustadt, hat nichts bemerkenswerthes außer seiner Lage. Die hoch auf einem Felsen gelegene Burg überragt den Taporowan-tschai, der von hier an den Namen der Stadt annimmt; der dominirende Gipfel in den umliegenden Gebirgszügen ist der Abul von ungefähr 11000 Fuß Höhe. Die Bevölkerung der Stadt besteht, wie in Achaltziche, aus einem Gemisch von mohammedanischen Georgiern, Armeniern, Juden und Russen, während in den umliegenden Dörfern Anhänger der verbannten russischen Sekte der Duchoborzen (Geisteskämpfer) wohnen, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts in der Krim entstanden ist. Gleich den Quäkern berufen sich die Duchoborzen auf ein inneres Licht, legen der äußeren Kirche nebst Sakramenten, Gottesdiensten und Priestern keinen Werth bei, leisten weder Eid noch Kriegsdienste, verwerfen die Lehre von der Trinität und der Gottheit Christi und glauben an eine Präexistenz der menschlichen Seele. Ehen werden zwischen ihnen auf die einfachste Weise geschlossen, indem das betreffende Paar nur die Gemeinde von seinem Entschlusse benachrichtigt; will es sich am nächsten Morgen oder später wieder trennen, so macht sich das ebenso leicht. Die Kinder werden getheilt oder auf allgemeine Kosten erzogen. Alles wird unter diesen Sektirern in freundschaftlicher Weise behandelt und geordnet.

Im Dorfe Garielowka, 10 Werst von Achalkalaki, wohnt die Oberin der „Geisteskämpfer“, Witwe eines Anverwandten des Sektenstifters, die eine Art königlichen Ansehens genießt und „Heilige Jungfrau“ oder „Gottesmutter“ genannt wird. Alle durchreisenden Fremden bewirthet dieselbe in großartiger Weise und selten fehlt bei solcher Gelegenheit Champagner auf der Tafel. Uebrigens stehen die Duchoborzen im Lande im Rufe der Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit; sie treiben Ackerbau, Personen- und Waarentransport und haben eine Anzahl Posthaltereien inne, speciell auf der Straße zwischen Achalkalaki und Alexandrapol. In Tracht, Lebensweise und entsprechender Reinlichkeit ihrer Wohnungen gleichen sie mehr den deutschen Kolonisten als den Russen; von ersteren haben sie auch den in Deutschland üblichen Bauernwagen angenommen.

Von Achalkalaki kehrte Mme. Serena nach Tiflis zurück.

Skizzen aus Algerien.

Von W. Kobelt.

2. Um den Dschurdschura herum.

(Schluß.)

Verwundert blickten wir um uns, als wir dem engen Rumpelkasten entstiegen. Hatte uns irgend eine neckische Fee an den Südfuß der Alpen und an einen der oberitalienischen Seen versetzt? Vor uns lag ein weiter, tiefblauer See, ringsum von mächtigen Bergen eingefaßt, deren Schneekuppen im ersten Morgensonnenschein erglänzten. Keine Welle regte sich in dem weiten Becken und nur die großen Seeschiffe am Ufer verriethen, daß es zum Mittelmeere gehöre. Auf senkrecht abfallendem Kalkfelsen liegt eine maurische Citadelle, und daran schließt sich am steilen Abhange der Stadt in üppigem Grün zerstreut, von Palmen und gewaltigen Laubbäumen beschattet, überragt von dem mächtigen Gouraja, der in schwindelnder Höhe ein Fort trägt. Ich kenne keine zweite Stadt am ganzen Mittelmeere, welche einen ähnlich freundlichen und lieblichen Eindruck macht, wie die alte Königsstadt, die rechtmäßige Hauptstadt Algeriens, die nur durch einen Zufall ihrer Stellung beraubt wurde. In der geschützten Bucht, fast dem einzigen wirklichen Naturhafen zwischen Karthago und Mers el Kebir, hatten schon die Phönizier eine Niederlassung, die Karthager eine ihrer Metagonitenstädte, und vom römischen Saldae liefen Straßen aus sowohl nach beiden Seiten der Küste entlang, als auch nach Setif und Konstantine. In Saldae schlug der siegreiche Vandalenkönig Genserich seine Residenz auf, bis ihm die Eroberung von Karthago gelang; aber nach der Niederwerfung der Vandalenherrschaft scheinen auch hier die wilden Bergstämme die Anarchie benutzt zu haben, um die gehaßte Zwingburg niederzubrechen. Saldae verschwindet aus der Geschichte und erst 1067 n. Chr. nimmt En Nacer den Kabylen den Gouraja wieder ab und gründet hier seine neue Residenz, die er nach seinem Namen En Naceria nennt, die aber im Volksmunde stets Suk el Bedsch'aia heißt oder einfach Bedschaja nach dem Kabylenstamme, dem der Berg gehörte und unter dessen Schutze auf dem Jûl Barûk, der Ebene hinter dem Stadtberge, seit Urzeiten der große Markt für die Kabylen abgehalten worden war. Gegen solche tausendjährige Gewohnheit kommt selbst der Wille eines orientalischen Despoten nicht auf und der kabylische Name ist der Stadt geblieben, denn Bougie ist nur eine Verstümmelung von Bedschaja. Beinahe vier Jahrhunderte blühte die Maurenstadt trotz ewiger Bürgerkriege und wechselnder Schicksale. Als die berberischen Hammaditen hier residirten, hatte es in seinen 24 Quartieren, die sich hoch am Gouraja hinaufzogen, 20000 Häuser, und Edrisi erzählt Wunderdinge von der Pracht seiner Paläste und dem Reichthum seiner Bewohner. Die Katalanen, die Genuesen, die Pisaner, die Amalfitaner, die Gaetaner und die Provenzalen hatten hier ihre Fonduks und trieben einen gewinnbringenden Handel mit dem reichen Lande. Auch die mohammedanische Wissenschaft blühte in einem Grade, daß die Stadt den Namen Mekka es Sreira, Kleinmekka, führte, ein Ruhm, den besonders Sidi et Tnati, ein Zeitgenosse En Nacer's, begründete. Als aber die Spanier die Mauren immer mehr aus der Iberischen Halbinsel herausdrängten und die Flüchtlinge nun den Krieg aufs Meer verlegten und die Piratenfahrten begannen, wurde auch Bougie ein Hauptsitz der Seeräuber. Sein Reichthum

nahm damit noch ungeheuer zu, aber als schließlich unter Abd el Aziz die Sache zu arg wurde, sandte Ferdinand der Katholische seinen Admiral Pedro de Navarra mit einer großen Flotte gegen sie aus. Ganz unerwartet erschien er am 5. Januar 1509 vor der Stadt, die im Winter am wenigsten einen Angriff erwartete und landete mit 15 000 Mann dicht an den Mauern. Im ersten Schrecken flüchteten die Einwohner in die Berge und überließen den Angreifern die Stadt, hoffend, daß dieselben sich mit einer Plünderung begnügen und dann wieder einschiffen würden, aber die Spanier, die damals nach der Niederwerfung Granadas ernstlich an die Eroberung ganz Nordafrikas dachten, verstärkten die alten Befestigungen, erbauten eine neue Citadelle und richteten sich in der verlassenen Stadt häuslich ein.

Es war das die Zeit, wo die Macht der Barbarossen sich zu heben begann; die Furcht vor den Spaniern war ihre beste Bundesgenossin und trieb ihnen die ganze Maurenbevölkerung in die Arme. Ihrem scharfen Blick entging die Wichtigkeit Bedschajas nicht und zweimal setzten sie ihre ganze Macht an seine Eroberung, beide Male umsonst. Horuk verlor dabei 1512 Flotte und Armee und seinen rechten Arm, und drei Jahre später erging es Haireddin kaum besser, obwohl die Bergstämme in Scharen zu seiner Unterstützung herbeiströmten. Erst dann wandten sich die Türken nach Algier und machten es zu ihrer Hauptstadt. Bougie blieb den Spaniern, eine nutzlose Besitzung, mehr eine Last, denn sie verstanden es nicht, die Bergstämme für sich zu gewinnen und konnten sich nicht vor die Ringmauern hinauswagen. Die neuen amerikanischen Kolonien nahmen Spaniens beste Kraft in Anspruch, die Erwerbung der deutschen Kaiserkrone lenkte die Blicke seiner Herrscher vom Mittelmeere ab und der Kampf gegen die Reformation nahm sie bald so in Anspruch, daß die Städte an der Barbareskenküste fast vergessen wurden. Als 1555 Salah Reis mit 40 000 Mann und einer starken Flotte vor Bougie erschien, reichte die spanische Besatzung nicht aus, um die Festungswerke zu besetzen und mußte nach dreiwöchentlicher Vertheidigung des Hauptforts kapituliren. Wohl wurde der Kommandant, Alfonso de Peralta, in Valladolid zur Strafe enthauptet, aber die Niederlage blieb ungerächt und Bougie, von dem eifersüchtigen Algier auf jede Weise niedergehalten, verkam immer mehr und war nicht viel Anderes als ein Haufen Ruinen, als im September 1833 der General Trézel dort erschien und sich nach dreitägigem Kampfe mit dem Kabylenstamme der M'zaïa der Stadt bemächtigte. Die Einwohner wanderten bis auf wenige aus, aber sie gaben den Kampf nicht auf. Zwanzig Jahre lang konnte kein Franzose wagen, die Mauern zu verlassen, denn in geringer Entfernung lauerten die Eingeborenen; erst nach der definitiven Besiegung der großen Kabylie haben sie sich unterworfen, aber sie gelten noch immer für unzuverlässig. In der Stadt wohnen heute noch verhältnißmäßig sehr wenige Eingeborene, über die Hälfte sind Europäer. Noch ist der Handel trotz der beiden Straßen, welche Bougie jetzt mit dem Innenlande verbinden, nicht sehr bedeutend, da das Sahelthal noch wenig kolonisirt ist und die Hochebene von Setif bequemer mit der Bahn über Konstantine und Philippeville exportirt, während eine fahrbare Verbindung mit der großen Kabylie ganz fehlt und die noch kaum kolonisirte kleine Kabylie in Djidjelli einen eigenen Hafen besitzt; doch beträgt die Hafenbewegung immerhin schon über 4 Mill. Franken und ein bedeutender Aufschwung ist sicher, sobald die beiden schon bewilligten Bahnlinien eine bequemere Verbindung herstellen. Dann wird man auch wohl das längst fertige Projekt ausführen und den Hafen durch einen 1800 m langen Damm auch gegen den Scirocco, dem er eben noch ausgesetzt ist, der aber als Landwind selten gefährlich wird, decken.

Einstweilen ist Bougie eine stille Provinzialstadt, in welcher die Besatzung fast die Hälfte der Bevölkerung ausmacht. Nur selten kommt ein Tourist auf längere Zeit hierher; die meisten begnügen sich auf der Fahrt von Algier nach Philippeville-Konstantine, die wunderschöne Gegend vom Hafen aus zu bewundern und fahren nach wenigen Stunden weiter. Das einzige Hotel ist in ganz Algerien als unsauber und theuer verrufen, nicht mit Unrecht, doch ließ es sich schon darin eine Zeitlang aushalten und die Aussicht aus den nach dem Hafen zu gelegenen Zimmern über die Bucht und auf die Kette des Grand Babor, den fast ebenbürtigen Nebenbuhler des Dschurdschura, entschädigt für manches, die herrliche Umgebung für alles. Nur gehört Bougie zu den Gegenden, wo es mehr regnet, als dem Touristen lieb ist; mit ca. 1300 mm Regenhöhe gehört die Stadt zu den regenreichsten Punkten an der nordafrikanischen Küste und selbst im hohen Sommer sind Gewitterregen nicht selten. Als Ueberwinterungsstation ist darum Bougie trotz seiner reizenden Umgegend, auch abgesehen von dem schlechten Hotel, nicht zu empfehlen, aber ich kann jedem Reisenden, der sich von Algier nach dem Osten begiebt, nur aufs dringendste rathen, in Bougie auszusteigen und von dort aus durch Chabet el Akra, die Schlucht des Todes, die Bahn in Setif zu gewinnen.

Die Stadt liegt am Abhange des 700 m hohen Dschebel Gouraja auf einem von mehreren tiefen, mit üppigem Grün erfüllten Schluchten zerrissenen Plateau, das bis ins Meer hinein vortritt und nach drei Seiten steil, fast senkrecht abfällt. Vom Hafen aus ist die Senkung weniger steil und führt eine Fahrstraße in steilem Anstieg zur Stadt; eine andere hat man auf der entgegengesetzten Seite mühsam dem steilen Hang abgewonnen und die Verbindung zwischen dem Hafen und der Ebene auf der Südseite, wo sich die Unterstadt zu bilden anfängt und ein spekulativer Kopf schon ein Café de la Gare future errichtet hat, haben schon die Mauren in den senkrechten Kalkfelsen gesprengt. Die Häuser liegen zerstreut den Ravins entlang, alle von Gärten umgeben, von Fruchtbäumen beschattet. Die Feigen wie die Orangen von Bougie sind berühmt. Die maurischen Wasserleitungen führen noch die Quellen vom Berge herunter und wenig Städte in Algerien sind so überreich an köstlichem Trinkwasser wie Bougie. Die Franzosen wissen recht gut, daß Bougie die Achillesferse von Algerien ist. Die geschützte Bucht gestattet jederzeit das Einlaufen von Flotten und das Landen von Armeen, und sie wissen genau genug, daß ihre getreuen kabylischen Unterthanen jedem landenden Angreifer in Masse zuströmen würden. Darum hat man sich nicht wie in anderen Städten damit begnügt, die beiden Plateauecken, welche auf dem steilen Felsen ca. 50 m über dem Meere den Hafen direkt beherrschen, zu befestigen und die Stadt mit einer krenelirten, vielfach mit Thürmen verstärkten Mauer zu umgeben, sondern man hat auch in der Ebene nach der Sahelmündung hin ein paar Batterien angelegt, über die Rhede von Sidi Yahia das starke Fort Abd el Kader mit zahlreichen Blockhäusern und landein das ebenfalls starke Fort Groselles errichtet, und schließlich den fast unersteiglichen Felsengipfel mit einem Fort gekrönt, das freilich im Frieden nur von ein paar Mann besetzt wird, aber Stadt und Hafen völlig beherrscht und bei genügender Verproviantirung als absolut uneinnehmbar bezeichnet werden muß. Ein vorzüglich tracirter, bis obenhin fahrbarer Weg führt bis zu dem senkrecht abfallenden Gipfelfelsen und bietet einen

reizenden Spaziergang. Unmittelbar vor den Thoren beginnt der Buschwald: man will offenbar im Gebiete der Festungswerke keine Ansiedelung und hat die früher hier hausenden Kabylen vertrieben. Anfangs mischen sich zwischen die Büsche noch blüthenbedeckte Oelbäume und einzelne Johannisbrotbäume, die Ende April schon mit jungen Schoten behangen waren, Ueberreste der maurischen Kultur; weiter oben wird die Vegetation auf dem sonnendurchglühten Boden magerer, bietet aber dem Botaniker reiche Ausbeute. Der Fels ist Kalkschiefer, durchzogen von Adern von Cipollin, hier und da mit kleinen Grotten, in denen sich die heute noch am Berge lebenden Schneckenarten subfossil finden. Nach Wirbelthierknochen sah ich mich vergeblich um. Kurz unter dem Gipfel liegt ein kleines Plateau, wo man ausgezeichnete Pflastersteine und Platten aus marmorartigem Kalk bricht. Hier liegt von Gärten und Feldern umgeben eine kleine militärische Ansiedelung, deren Insassen das Fort Gouraja auf der Höhe bewachen. Trümmer von arabischem Mauerwerk beweisen, daß auch schon früher hier eine Ansiedelung bestand, vielleicht bestimmt für die Wallfahrer zu dem hochverehrten Heiligthume der Lella Gouraja[1]), einer der heiligen Frauen, die man bei den Kabylen nicht selten, bei den Arabern aber nie findet. Doch deuten Gräben und starke Mauerfundamente auch auf die Existenz einer maurischen Befestigung in dieser Höhe. Die Aussicht muß bei schönem Wetter sehr umfassend sein; wir sahen uns bei unserem Besuche schon auf diesem Plateau in dichte Wolkennebel gehüllt und mußten, auf die Besteigung des höchsten Gipfels verzichtend, froh sein, ohne gründliche Durchnässung das Hotel wieder zu erreichen.

Noch schöner ist ein Spaziergang nach dem etwa anderthalb Stunden von der Stadt entfernten Grand Phare, dem großen Leuchtthurme auf dem Kap Carbon. Man verläßt die Stadt durch ein mehr nördlich gelegenes Thor. Unmittelbar vor demselben liegt der Friedhof, ein liebliches, von Eukalypten und Cypressen dicht beschattetes Plätzchen. Am Wege stehen ein paar riesige Eschen, Charakterbäume der Kabylie, wo sie von den Eingeborenen überall angepflanzt werden, um mit ihrem Laube das Vieh im Winter zu ernähren. Eine Zeitlang bleibt man dann noch in der schmalen Zone der Oelbäume und Karruben; der Weg zieht immer am steilen Hange der Rhede Sidi Yahia hin, dem sichersten Theile der Bucht von Bougie, dann übersteigt er den schmalen Kamm, welcher weiter draußen das Fort Abd el Kader und den kleinen Leuchtthurm trägt, und senkt sich in eine Mulde, die, ringsum von senkrechten, unersteiglichen Felsen eingefaßt, steil zum Meere abfällt. Es ist ein wunderschönes Fleckchen, von aller Welt abgeschieden, von üppigem Grün erfüllt, mit hochstämmigen Eichen, wilden Oelbäumen, Strandkiefern und unzähligen blühenden Sträuchern. Hier ist auch ein Lieblingsplatz der Affen, aber wieder waren wir nicht so glücklich, einen zu Gesicht zu bekommen, das regnerische Wetter hielt sie in ihren Verstecken zurück. Ein guter Maulthierpfad führt durch das Gebüsch direkt auf die Felswand zu, welche nach Westen hin weit ins Meer hinein vorspringt. Eine Strecke weit läuft er, durch eine Mauer nach der Seeseite hin geschützt, am senkrechten Hang entlang, dann durchbricht er den Vorsprung in einem kurzen Tunnel, und nun steht man unmittelbar dem gewaltigen Felskegel gegenüber, welcher den Leuchtthurm trägt. Nur ein schmaler, nach beiden Seiten dachförmig steil abfallender Landrücken führt tief unten vom Festlande hinüber und auf kurzen, steilen Serpentinen steigt man an dem schwindelnden Hang hinab; fast die Hälfte des Weges ist in den Felsen gehauen, es ist eine Riesenarbeit gewesen, diese Verbindung herzustellen. Nach beiden Seiten hin erstrecken sich steile, senkrechte Felsenwände, von nimmer rastender Brandung gepeitscht, absolut unzugänglich selbst für das kleinste Boot; nur am Abhange der Landenge ist bei günstigem Winde eine Landung möglich und ein schwindelnder Pfad leitet von da herauf; vor Durchbruch des Tunnels war der Leuchtthurm oft auf Wochen unzugänglich und mußte immer auf längere Zeit verproviantirt sein, wie ein Schiff auf hoher See. Auf der Landenge selbst stehen hochstämmige Strandkiefern; mit ihren gewaltigen Wurzeln klammern sie sich so fest an den Schieferfelsen, daß ihnen auch die schwersten Stürme nichts anhaben können, obschon es hier zwischen den steilen Wänden nicht selten so furchtbar wüthet, daß man an beiden Seiten des verbindenden Grates Pfade in den Felsen gehauen hat, um immer auf einer Seite Schutz zu haben. Auch auf der anderen Seite ist der Pfad wieder in den Felsen gehauen und zieht sich steil ansteigend um den Felskegel herum zur Spitze, welche den Leuchtthurm trägt. Der Aufseher nahm die Prussiens recht freundlich auf und verabreichte uns, dem Reglement entgegen, sogar einige Erquickungen; im Fremdenbuche fand ich, obschon es über mehrere Jahre zurückging, nicht einen einzigen deutschen Namen.

Auch nach der Landseite hin kann man sehr genußreiche Exkursionen machen. Durch einen Hain von wunderschönen Oelbäumen und Eschen, wie man sie eben nur in der Kabylie sehen kann, führt die Straße in Serpentinen auf den Marktplatz hinunter, wo an dem Brunnen ein Prachtexemplar des Zirgelbaumes (Celtis australis, französisch Micocoulier oder Perpignan, kabylisch Ibikes), steht, mit Blüthendolden bedeckt, die dem Deutschen an dem sonst ganz eschenartig aussehenden Baume eigenthümlich vorkommen. Dicht daneben haben die Franzosen eine große überdeckte Markthalle für den Getreidemarkt errichtet, rings von Läden umgeben, die aber nur am Tage des Suk, des Wochenmarktes, geöffnet werden; daran schließt sich von Bäumen beschattet der Platz für den Viehmarkt, oft kaum ausreichend für die Menge Vieh, welche von den Hochebenen und aus dem Sahelthal zugetrieben wird. Weiterhin am Hügelabhange sind Felder und Weinberge, hier und da mit wilden Oelbäumen besetzt, mit deren Veredelung man eben beschäftigt war. Die Kabylen haben dazu ein natürliches Geschick und die Pfropfreiser schlagen regelmäßig aus, so roh auch ihr Verfahren erscheint. Es giebt unter ihnen Familien, die seit alten Zeiten sich mit dem Pfropfen abgeben, und zwar thun sie es unentgeltlich, um Allahs willen. Nur die Kost nehmen sie dafür an. Ihnen war die Veredelung der Bäume eine religiöse Pflicht, gerade wie einer anderen Klasse von Kabylen die Verfertigung der Pflüge, für die sie nichts annahmen, als die spärliche Nahrung. Beide Klassen werden aber von Jahr zu Jahr seltener und werden bald nur noch der Sage angehören und Pflüge kommen jetzt als regelmäßiger Handelsgegenstand überall auf die Märkte. Orangen sieht man hier nur wenig. Die Hauptpflanzungen liegen zwei Stunden landein beim Dorfe la Réunion am Südhange des Dschebel Tudscha, wo die Kabylen seit Jahrhunderten sich der Agawenkultur widmen. Es war das früher eine Ausnahme im Kabylenlande und die Orangenbäume galten immer als eine Art Luxusgegenstand; im Kriegsfall machte

[1]) Die arabische Tradition leitet den Namen der Heiligen von dem des Berges ab, nicht umgekehrt. Der Berg soll seinen Namen von den Vandalen erhalten haben und nach Ibn Khaldun bedeutet Gouraja in der „vandalischen Sprache“ einen Berg. Wahrscheinlicher dürfte aber eine Ableitung aus dem Phönizischen sein. Die Kubbah der Heiligen ist innerhalb der Festungswerke noch erhalten.

man sich auch gar kein Gewissen daraus, sie dem Feinde abzuhauen, was bei Oelbäumen, Feigen und Karruben für eine schwere Sünde gehalten worden wäre. Erst seit 1854 nimmt die Orangenzucht im Kabylenlande zu und mitunter wurden uns von Landleuten ganz wunderbar schöne Früchte zum Kauf angeboten. Doch gelten die Orangen von Bougie für weniger haltbar, als die von Blidah.

Einen reizenden Spaziergang bietet auch die Promenade aux oliviers mit ihrer Fortsetzung bis zum Cap von Sidi Yahia, der Grabstätte der Hammaditenfürsten. Man geht an dem vierthürmigen Maurenkastell vorbei, das auf nach drei Seiten senkrecht abfallendem Felsen den Hafen nach Nordwesten abschließt. Hier entspringen dicht am Strande zahllose kleine Quellen; sie sind meistens gefaßt und speisen eine Wasserleitung, aus der die Schiffe im Hafen sich versorgen. Die Strandfelsen bieten eine reiche Conchylienfauna und auch wer sich nicht für dergleichen interessirt, wird durch die wunderbare Aussicht auf die Bucht und die Berge der kleinen Kabylie entschädigt. Als wir von dort zurückkamen und durch die schmale Pforte zwischen dem Hafendamme und dem Kastellfelsen auf den Hafenquai hinaustraten, fanden wir ein ungewöhnliches Leben. Ein paar Hundert Kabylen, mit Sensen, Sicheln und Proviant auf ein paar Tage ausgerüstet, die charakteristische Kürbisflasche an der Seite, warteten auf den Dampfer der Kompagnie Touache, um nach Bône und La Calle zu fahren und dort bei der Ernte zu helfen. Seit undenklichen Zeiten steigen sie um den ersten Mai von ihren Bergen herab; die Aussaat ist beendet, die Bäume sind in Ordnung, die Herden mit ihren Hirten auf den Bergweiden, und sie können die Zeit nicht besser ausnützen, als indem sie in den heißen Küstenebenen die Ernte einbringen helfen; sind sie dort fertig, so kommen sie immer noch früh genug für ihre dürftigen Gerstenfelder, die ihnen oft kaum die doppelte Aussaat und in schlechten Jahren das kaum ergeben. In diesem Jahre kamen sie freilich viel zu früh, die abnorme Temperatur und die vielen Regen hatten das Reifen des Getreides verzögert und als wir drei Wochen später nach Bône kamen, hatte das Schneiden noch immer nicht begonnen und die armen Kerle mußten sehen, wie sie sich durchschlugen. Auffallend waren uns die vielen Blonden mit hellen Augen unter diesen Bergbewohnern; „ces sont vos frères“, sagte mir ein Franzose, den wir kennen gelernt, aber ich glaube kaum, daß man diese Eigenthümlichkeit auf Vandalenblut zurückführen kann; viel eher möchte ich blondes Haar für eine Rasseneigenthümlichkeit des iberischen Stammes ansehen, dem auch die vielen Blondins in Südspanien und Sicilien zuzuschreiben sind. Beim Kabylen kann man als Regel annehmen, daß er nie so schwarze Haare und schwarze Augen besitzt wie der Araber, nicht einmal in der Wüste. Auch unter den Tuareg, bei denen wie bei den Oasenberbern jeder Gedanke an eine germanische Blutbeimischung ausgeschlossen ist, sollen ja blaue Augen durchaus nicht selten sein. Handelte es sich wirklich um deutsches Blut, so würden die Herren Kabylen sich wohl auch nicht mit so dürftigen Bärten begnügen müssen, wie man sie bei ihnen beobachtet. Vielfach hat man behauptet, daß nur einzelne Stämme blond seien und daß diese von flüchtigen Vandalen abstammten, aber die Schawija in den Aurés, von denen man dies besonders behauptet hat, sind durchaus nicht blonder als die Kabylen um Akbu und Bougie, und sind offenbar ebenso reinblütige Berber wie diese auch. Die Mortalitätsziffern der gegenwärtigen Kolonisten deutscher oder nordfranzösischer Abstammung liefern den überzeugenden Beweis, daß es dem germanischen Stamme unmöglich ist, bei Reinhaltung des Blutes in diesen Ländern auszudauern; bei Mischung aber würde das einheimische Element längst so die Oberhand gewonnen haben, daß vom fremden keine Spur mehr nachzuweisen wäre.

Der fünfte Amerikanistenkongreß.

Von R. Andree.

Amerikanistenkongresse haben in Zwischenräumen von je zwei Jahren bisher in Nancy, Luxemburg, Brüssel, Madrid und Kopenhagen stattgefunden. Die Geschichte, Archäologie, Anthropologie, Ethnographie und Linguistik Amerikas wurden auf denselben erörtert und zahlreiche Gelehrte, meist aus den romanischen Ländern, betheiligten sich an den Sitzungen. Ist auch manche werthvolle Arbeit, namentlich auf linguistischem Gebiete, zu Tage gefördert worden, so kann man doch nicht gerade behaupten, daß diese Amerikanistenkongresse viel Neues und Wichtiges uns darboten, ja theilweise steht es außer Frage, daß grobe Kritiklosigkeit und selbstgefälliger Dilettantismus sich auf denselben breit machen. Das ist namentlich in Nancy und Luxemburg der Fall gewesen, weniger in Kopenhagen. Schön ausgestattet liegt vor uns der Compte rendu der fünften Session, die 1883 in Kopenhagen stattfand, und über diese polyglotte Schrift, in welcher französisch, deutsch, englisch, spanisch und dänisch mit einander wechseln, wollen wir hier kurz Rundschau halten [1]).

Zunächst mögen jene Vorträge hier Erwähnung finden, denen wir das Prädikat trauriger Kritiklosigkeit nicht vorenthalten dürfen und die etwa auf der Höhe von Rudolf Falb's peruanischen „Studien“ stehen. Die Analogie auf die Völkerkunde angewendet, ist eine sehr segensreiche Sache, mißverstanden wird sie aber zu einem gefährlichen Irrweiser, der in den Sumpf lockt. In einen solchen ist denn auch Mr. Beauvois gerathen mit seinem Vortrage über die vorkolumbischen Beziehungen der Irländer zu Mexiko, welcher in der Behauptung gipfelt, daß der mexikanische Quezalcoatl ein Irländer und zwar ein Priester vom Orden des heiligen Columba gewesen sei. Die Auslassungen des Herrn Bamps aus Belgien über das Zeichen des Kreuzes in Amerika in der vorkolumbischen Zeit, sowie über die amerikanischen Traditionen von weißen Menschen stehen auf der gleichen Höhe wie jene des Herrn Beauvois. Er wärmt den Apostel Thomas wieder auf, der nach Amerika ging, dort das Christenthum predigte und das Zeichen des Kreuzes hinterließ. Il était très facile à des zélateurs des premiers temps du christianisme de pénétrer en Amérique, nämlich vermittels der Insel Atlantis. Herr Bamps vertrat die Ansicht eines gewissen Abbé Schmitz, der bereits

---

[1]) Congrès international des Américanistes. Compte rendu de la cinquième session. Copenhague 1883. (Imprimerie de Thiele.)

in Nancy und Luxemburg sein Licht vor den Amerikanisten leuchten ließ. Als dritter in der Reihe der Eiferer, welche das vorkolumbische Dunkel Amerikas aufhellten, ist dann noch Mr. Stephen Blackett aus London zu erwähnen, welcher die Insel Atlantis genau beschrieb und der wußte, daß Uranus der erste König derselben war. Die Titaniden der Alten sind die Totonaken Mexikos; Japetus, Sohn des Titan, findet sich wieder in den Zapoteken; Deukalion ist „Coluas“, ein altmexikanischer Name; Atlas entspricht den Aztlans, Herkules den Irokesen.

Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß solche Blüthen unfreiwilliger Komik durch den verdienten französischen Sprachforscher Lucien Adam und unseren Landsmann W. Reiß Zurückweisungen fanden. Indessen werden in Zukunft die kritiklosen Dilettanten von den Amerikanistenkongressen ganz fern gehalten werden müssen, wenn letzteren die Würde gewahrt bleiben soll.

Gehen wir zu den erfreulicheren Resultaten des Kopenhagener Amerikanistenkongresses über und da ist denn hervorzuheben, daß die Skandinavier sich mit mehreren höchst wichtigen Beiträgen betheiligten. K. Steenstrup beschrieb die alten normännischen Ruinen im südlichen Grönland und legte sehr lehrreiche Abbildungen derselben vor, welche der Architekt Groth an Ort und Stelle gezeichnet hatte, und unter denen die Kirchenruine von Julianehaab hervorragt; auch von Privathäusern sind noch Ruinen vorhanden. Japetus Steenstrup brachte ein anderes nordisches Räthsel zur endgültigen Lösung; er erläuterte nämlich die Reisen und die vielgedeutete Karte der beiden Brüder Niccolo und Antonio Zeno aus Venedig. Das Resultat dieser mit großem Scharfsinn und großer Gelehrsamkeit durchgeführten Untersuchung ist Folgendes. Das Feisland der Karte der Zeni ist die Insel Island, während das Frisland im Texte derselben unser Nordfriesland, namentlich Strandfriesland ist. Engroneland der Karte der Zeni ist nicht, wie man annahm, Grönland, sondern „gegrabenes Land“, aufgeworfenes, dem Meere abgewonnenes Spatenland, vielleicht Eiderstedt; Engroneland ist eine Mosaikbildung von isländischen und friesischen Namen und Gestaltungen. Die Zeni waren niemals in Grönland und alle Muthmaßungen, daß sie 150 Jahre vor Kolumbus schon Amerika entdeckten, sind hinfällig.

Als eine Arbeit von originaler Auffassung und hervorragender Wichtigkeit erwähnen wir den Vortrag des Schweden Stolpe über die Ornamente der amerikanischen Völker, in welchem er theils deren Originalität zeigt, theils durchaus mit Recht betont, wie unter den verschiedensten ethnisch und räumlich getrennten Völkern unabhängig von einander dasselbe Ornament erfunden werden kann[1]).

Vor dem Kongresse entwickelte der Amerikaner Brinton sein (bereits ins Leben getretenes) Unternehmen, die Herausgabe der Denkmäler einheimischer amerikanischer Litteratur, alles, was von Aboriginern in amerikanischen Sprachen an Erzählungen, Liedern, Dramen (wie in Peru) ꝛc. sich erhalten hat. Dr. Macedo aus Lima entwarf eine sehr zutreffende Parallele zwischen dem mexikanischen und peruanischen Kulturreiche, Monumente, Religion, Schriftwesen, die Wissenschaften, Staatseinrichtungen u. s. w. berücksichtigend, wobei er zu dem richtigen Ergebnisse kam, daß diese alle fueron distintos en ambos imperios. Beide Staatswesen hatten sich unabhängig und ohne Kenntniß von einander entwickelt.

[1]) Dieses ist der springende Punkt in derlei Fragen. Wenn ein Volk den Kreis oder das Viereck gebraucht, so ist es nicht nöthig, daß es dieselben erst von einem anderen Volke gelernt und entlehnt haben muß. Tausenderlei Dinge sind bei den verschiedensten Nationen gleich, ohne daß man an Anleihen gedacht hat. Und wenn dieses Borgsystem in seinen Konsequenzen weiter geführt wird, so muß man doch schließlich auf ein einziges Volk, auf ein Individuum zurückkommen, von dem alles ausgeht. Entlehnungen sind ja keineswegs ausgeschlossen und oft vorhanden; wer sie aber annimmt, dem fällt in jedem Falle die Last des Beweises zu. Der muß geführt werden, sonst verschone man uns in der Ethnographie mit dem echt billigen Borgsysteme.

Streifzüge in Portugal.

Von Spiridion Gopčević.

3. Ausflüge in Bragas Umgebung.

An prächtigen Ausflügen von Braga aus ist kein Mangel; freilich nehmen sie viel Zeit in Anspruch. Einer der berühmtesten Punkte in der näheren Umgebung ist die Kapelle S. Mamede, 21 km nordöstlich an der Straße nach Chaves gelegen.

Zuerst steigen wir fast zwei Stunden lang durch äußerst liebliche Landschaften bis Carvalho d'Este, wo sich uns eine prächtige Aussicht über Braga und Umgebung bis an den Ocean eröffnet. Nachdem wir uns an diesem Panorama gesättigt, setzen wir den Weg fort, indem wir den Berg wieder hinabsteigen und das wunderschöne Val do Geraz zur Linken lassen — freilich mit schwerem Herzen! Die grünen Föhren, Rhododendren, Lorbeerbäume, — diese bunte Blumenwildniß ist gar zu verlockend!

Nach einer starken halben Stunde erreichen wir Pinheiro, wo eine niedere steile Klippe die Ruine des Schlosses bezeichnet, in welchem D. Affonso Henriquez nach der berühmten Schlacht von S. Mamede (1128) seine Mutter D. Thereza gefangen hielt. In Pinheiro nehmen wir einen Führer nach dem noch dritthalb Stunden entfernten São Mamede. Auf diesem seitwärts der Straße liegenden Berge steht eine Kapelle, von deren Spitze man eine der schönsten Aussichten von Iberien genießt. Ich wäre in Verlegenheit zu sagen, ob S. Mamede oder Sameiro den Vorzug verdiente. Nach Westen zu liegt das waldige Thal des Cávado zu unseren Füßen, dessen Hintergrund der Ocean bildet. Nach Norden zu begrenzt die mächtige Serra de Gerez (1430 m), nach Osten die sich noch stattlicher ausnehmende, einem Riesenwalfisch gleichende Serra da Cabreira (1220 m) den Horizont; im Süden schweift das Auge über reizende Hügellandschaften. Besonders charakteristisch sind die ungeheueren Felsen jenseits der Kapelle,

welche zusammengenommen, aus einiger Entfernung gesehen, sich wie die Wälle einer Riesenfestung ausnehmen. Von S. Mamede sind es nur noch 18 km nach dem wildromantischen Bade Caldas de Gerez, doch erfordert das unwegsame Terrain einen sechsstündigen Marsch, so daß wir es vorzogen, nach Braga zurückzukehren.

Eine meiner unvergeßlichsten Fahrten ist jene von Braga über Ponta de Lima nach Valença und zurück über Ponte da Barca. Ein portugiesischer Advokat und ich hatten uns zusammen einen Wagen gemiethet, da die gewöhnliche Post uns der freien Bewegung und Aussicht beraubt hätte. Von vier Maulthieren gezogen, rollten wir also in nordwestlicher Richtung den Ufern des Cávado zu, welchen wir bei Ponte de Prado überschritten. Die Gegend ist hier ganz hübsch und konnte ich gar nicht glauben, daß Prado — ein Flecken von 1500 Seelen — so ungesund sei, wie uns der Kutscher glauben machen wollte. In historischer Beziehung wird der Ort zweimal genannt: als Geburtsort des Staatsmannes und Rathgebers D. João's I. João das Regras (von Herculano in seinem ausgezeichneten Werke „O Monje de Cister“ sprechend eingeführt), und 1826 durch ein Gefecht zwischen Miguelisten und Konstitutionellen, deren Führer Graf Villaflor den Marquis Chaves besiegte.

Bei Moure beginnt die Straße anzusteigen und die Gegend bereitet uns durch ihre immer bezaubernder werdende Großartigkeit auf die bevorstehenden Genüsse vor. Nachdem wir durch einen stattlichen Pinienwald gefahren, erreichten wir bei Portella da Cabra den Gipfel der Serra. Die Bewohner dieses elenden Dörfchens leben in einem Paradiese. Die Erhabenheit des Panoramas läßt sich kaum schildern und wir hielten eine Steigerung für unmöglich. Obschon es jetzt bergab ging und der Kutscher die Maulthiere ausgreifen lassen wollte, gestatteten wir es ihm doch nicht, damit unser trunkenes Auge recht lange die Reize der sich bei jedem Schritte unseren Blicken entrollenden Scenerien in sich aufnehmen könne.

Endlich, nach 3½ stündiger Fahrt, war die Ponte do Lima erreicht. Ich war bereits auf Großartiges vorbereitet, denn man hatte mir gesagt, daß diese Brücke über den Lima der herrlichste Punkt Portugals sei. Meine Erwartungen waren nach dem bisher Gesehenen schon hoch gespannt, und dennoch fand ich mich nicht enttäuscht. Eine volle halbe Stunde standen wir auf der Brücke und nahmen die uns von der Natur gebotenen Eindrücke in uns auf, um sie festzuhalten und nie wieder zu vergessen. Mit Sicherheit kann ich wohl behaupten: Ponte de Lima liegt in einem der schönsten Punkte der Welt, ohne fürchten zu müssen, daß mir jemand widerspreche. Wenn ich mich hier jeder Beschreibung enthalte, hat dies seinen Grund darin, daß keine Feder im stande ist, dem Leser auch nur annähernd eine Idee des Panoramas zu geben. Alles zusammen, Berge, Thäler, Flüsse, Wälder, Felder, Wiesen, Gärten sind derart zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen, daß nicht die Wirkung eines einzelnen Objektes, sondern der Gesammteindruck der ganzen Landschaft unsere Begeisterung hervorruft. Noch heute bedauere ich, daß es mir nicht möglich war, in einem Boote den ganzen Lauf des Lima zu befahren, denn die Aussichten von den drei Brücken (de Vianna, do Lima und da Barca) zeigten uns doch nur einen kleinen Theil des Flußlaufes.

Der Lima ist unstreitig der schönste Fluß Portugals, ja vielleicht (wenigstens verhältnißmäßig, seinen kurzen Lauf in Betracht gezogen), der schönste Europas. Kein Wunder, daß ihn zahlreiche Dichter besungen haben. Diogo Bernardes taufte nach ihm seine Liedersammlung und spricht von ihm mit Begeisterung:

„Claras aguas de nosso doce Lima“,

(„Klare Wässer unseres süßen Lima“) und an einer anderen Stelle:

„Junto do Lima, claro e fresco rio,
„Que Lethe se chamou antiguamente“;

(„Neben dem Lima, dem klaren und frischen Flusse, welcher im Alterthume Lethe hieß“). Die Römer wußten nämlich seine Reize ebenfalls zu würdigen, nannten seine Umgebung „Elysäische Felder“ und ihn selbst den Fluß der Vergessenheit — Lethe —, weil sie der Ansicht waren, daß seine Reize auf den Wanderer die Wirkung der Lotosblumen haben: Heimat und Vergangenheit zu vergessen, um an seinen Ufern das Leben zu beschließen. Daß auch die rauhen römischen Legionäre für Naturschönheiten eingenommen waren, zeigt uns Livius in seiner Schilderung von Decimus Brutus' Uebergang über den Lima. Seine Soldaten wollten hier verweilen und weigerten sich, dieses irdische Paradies zu verlassen. Es blieb ihm nichts übrig, als den Adler zu ergreifen und in den Fluß zu waten, seinen Soldaten zurufend: „Der Adler und euer Feldherr wollen über den Fluß; es ist euere Pflicht als Römer und Soldaten, dem Feldzeichen und dem Imperator zu folgen!“

Der Lima enthält Lachse, Forellen, Barben, Seeaale (moreias), Seezungen und Lampretten. Das Städtchen Ponte de Lima hat etwa 3000 Einwohner, große Reste alter Befestigungen und enge schattige Straßen.

In Ponte de Lima theilte uns der Wirth mit, daß die Straße von Labruja bis Valença so schlecht sei, daß wir besser thäten, den Wagen nach Braga zurückzusenden und nach Valença zu reiten. Wir befragten unsern Kutscher, welcher gleichmüthig antwortete: „Pode ser; eu não conheço o caminho!“ (Kann sein; ich kenne den Weg nicht.) Wir trauten unseren Ohren kaum. „Das sagen Sie erst jetzt?“ schrie ich ihn entrüstet an; „weshalb übernahmen Sie denn die Fahrt?“ „Weil mein Herr es mir befahl“, war die lakonische Antwort.

Nun ist es aber nicht meine Gewohnheit, mich ungestraft narren zu lassen. Ich berechnete daher, wie viel wir, nach dem für die ganze Reise akkordirten Preise, für die zurückgelegte Strecke schuldig wären, bezahlte den Kutscher und schickte ihn trotz seines Protestes nach Braga zurück. Seinem Herrn ließ ich sagen, wenn er übermorgen den Wagen nach Ponte da Barca senden wolle, würden wir ihn zur Rückkehr nach Braga benutzen. Dann mietheten wir uns einen Führer und zwei Pferde und brachen am folgenden Morgen nach Valença auf.

Bis Labruja na Serra war die Straße ganz annehmbar und die Herrlichkeit der Gegend ließ uns auch nicht an Beschwerden denken. Dann aber begann der Aufstieg in der Serra da Estrica und die Straße wurde immer schlechter. Wie uns der Führer sagte, wimmelt es hier von Wölfen und hielten wir daher unsere Revolver immer schußfertig. Doch keiner zeigte sich. Der Weg ist in Schiefer gebrochen und mit losen Steinfragmenten bedeckt. Die Gegend wird einsamer und die Dörfer verschwinden. Bei Rubiães überschritten wir den Coura-Bach auf einer hohen Steinbrücke und nach einer Stunde bot sich uns auf der Höhe des Berges, nahe der Kapelle S. Bento da Porta Alberta[1]) der erste Anblick auf Valença und Tuy, welche eine einzige Stadt zu bilden schienen. Imposant nahmen sich die den Hintergrund bildenden Berge Galiciens aus. Rechts ließen wir das Dörfchen Cerdal, und eine schwache Stunde später ritten wir in Valença do Minho ein, das ich dem Leser bereits geschildert. Hier verabschiedeten wir

[1]) Deutsch: „Heil. Benedikt von der offenen Thüre“.

Führer und Pferde und mietheten uns einen Wagen nach Ponte da Barca, wohin wir nach einem Imbiß um 2 Uhr nachmittags aufbrachen.

Zunächst rollten wir um den Abfall der Serra da Estrica herum durch liebliche Gegenden, bis der Sattel erklommen war, welcher die genannte Serra von der Serra da Peneda (Gaviarra) scheidet, nach einem Reisebuche der höchste Berg Portugals (7881 Fuß), während die Petermann'sche Karte ihm nur 4435 Fuß giebt. Welche Ziffer die richtige, vermochte ich nach dem Augenmaße nicht zu entscheiden, da ich nicht wußte, wie hoch wir selbst uns befanden. Die Ersteigung, wenn auch sehr lohnend, soll jedoch sehr beschwerlich sein und 5 Stunden in Anspruch nehmen. Seit meinen Besteigungen des Pentelikon, Maranaj, Vignemale, Vesuv, Snowdon und Pyrgas habe ich jedoch das Ersteigen besonders schwieriger Bergriesen verschworen.

Bei Vilella erreichten wir das Thal des Vez-Baches, in dem wir nun bis Ponte da Barca blieben. Der einzige größere Ort, den wir berührten, war Arcos de Valdevez mit etwa 2000 Einwohnern. Hier fand 1128 zwischen Affonso Enriques und Alfonso VII. von Leon eine Schlacht statt, in welcher letzterer eine entscheidende Niederlage erlitt. Das Thal wurde seither Veiga da Matança genannt.

Von Arcos aus eröffnete sich uns ein prachtvoller Blick auf das Limathal; die Gegend wurde immer romantischer und um 6½ Uhr erreichten wir Ponte da Barca, wo bereits unser in Ponte de Lima verabschiedeter Wagen unser harrte. Wir verschoben aber unsere Rückfahrt auf den nächsten Tag.

Auch von hier genießt man ein überwältigend schönes Panorama, doch kann es mit jenem von Ponte de Lima keinen Vergleich aushalten. In der Kirche von Ponte da Barca zeigt man das Grab einer gewissen D. Maria Lopez da Costa, welche 110 Jahre alt wurde und 120 Nachkommen hinterließ. Also sind in jenem glücklichen Erdenwinkel nicht bloß der Boden, sondern auch die Weiber von besonderer Fruchtbarkeit. Hier wurde auch der oben erwähnte Dichter der „Flores do Lima“, Diogo Bernardes, geboren, welcher D. Sebastião auf seiner unglücklichen Expedition nach Marokko begleitete und nach der Schlacht von Alcazar el Kebir Jahre lang als Gefangener in Afrika schmachtete.

Am folgenden Morgen kehrten wir nach Braga zurück. Gleich nach Passiren der schönen Steinbrücke bemerkten wir links auf einem Hügel die Schloßruine Aboim de Nobrega, von welcher man eine überaus prächtige Aussicht über das Limathal genießt. Bis Pico de Regalados fuhren wir auf der ziemlich gebirgigen Straße die Serra Oural hinan, wobei sich uns beständig die wunderbarsten Rückblicke bis nach Ponte de Lima hin boten. Dann ging es bergab, wir passirten den Cávado bei seiner Vereinigung mit dem Homem und langten endlich mittags wohlbehalten in Braga an.

Von hier fuhr ich mit der Flügelbahn nach Nine, wo ich in den nach Porto bestimmten Zug umstieg.

Zwischen Nine und Villanova de Famalicão nehmen die landschaftlichen Reize unsere Sinne gefangen. Zur Linken schweift der Blick über prächtige Kastanienwälder, deren Hintergrund von der Serra Catharina gebildet wird. Bald darauf überschreitet die Bahn den lieblichen Ave-Fluß auf einer Kettenbrücke und wir betreten den Distrikt von Porto. Die Anzeichen einer kompakteren Bevölkerung mehren sich. Wir passiren noch den Leça-Fluß, welcher zwar nur ein unbedeutender Bach ist, aber an Schönheit seiner Ufer mit dem Lima konkurriren kann. Der Lyriker Sá de Miranda besingt ihn folgendermaßen:

„O rio de leça,
Fructos em Janeiro
Nascerao primeiro
Que eu de te me esqueça!
Primeiro em Agosto
Nevará com calma,
Que o tempo d'esta alma
Aparte o teu rosto!“

(O Fluß Leça, eher werden im Jänner Früchte wachsen, als daß ich deiner vergesse! Eher wird es im August bei Hitze schneien, als daß die Zeit dein Antlitz von dieser Seele trennt [d. h. in meinem Herzen die Erinnerung an dich verwischt].)

Bald darauf fahren wir in den Bahnhof von Porto ein.

Kürzere Mittheilungen.

Wissenschaftliche Abschreiberei[1].

Von der „Urgeschichte des Menschen, ein Handbuch für Studirende, von Prof. Dr. A. Rauber in Leipzig“ ist im Verlage von F. C. W. Vogel in Leipzig vor kurzem der zweite Band[2]) erschienen. Herr Rauber behandelt darin die urgeschichtlichen Funde in den außereuropäischen Ländern — ein interessantes Kapitel! Da nur wenig zusammenfassende Vorarbeiten auf diesem Gebiete vorhanden sind, so ließ sich hier etwas Tüchtiges leisten; freilich ist die Arbeit eine sehr schwierige, denn eine ungemein zerstreute Litteratur muß bewältigt werden. „Gewiß hat der Leipziger Professor dieses gethan, und du kannst hier noch vieles lernen“, sagte ich mir; hatte ich doch selbst in meinem Buche „Die Metalle bei den Naturvölkern mit Berücksichtigung prähistorischer Verhältnisse“ (Leipzig, Veit & Comp. 1884) vor nicht langer Zeit versucht, alles zusammenzustellen, was sich auf das urgeschichtliche Vorkommen der Metalle in außereuropäischen Ländern bezog, wobei ich natürlich auch anderweitige prähistorische Verhältnisse mit in Betracht ziehen mußte. Es war dieses eine sehr mühevolle Arbeit, zu der jahrelange Studien gehörten. Die Unvollkommenheiten kannte niemand besser als ich, da, wie gesagt, zusammenfassende Vorarbeiten fast ganz fehlten.

In einem Handbuche der ganzen Urgeschichte, wie Herr Prof. Rauber es jetzt herausgab, hoffte ich natürlich weit mehr zu finden, als ich geboten hatte. Nachdem ich die Abschnitte über die Troas (nach Schliemann) und [illegible] den Kaukasus (nach Virchow) durchgegangen war, kamen Vorderindien, Hinterindien, China, Japan, der Norden Afiens und Amerika an die Reihe. Je mehr ich nun las, desto bekannter kam mir alles vor; die Thatsachen, die ich fand, und die Quellen, nach denen sie citirt

[1]) Die Redaction glaubte sich vor Abdruck der vorstehenden schweren Beschuldigungen von Seiten des Herrn Dr. Andree gegen Herrn Prof. Dr. Rauber zuerst von der Richtigkeit derselben überzeugen zu müssen und stellte deshalb die nöthigen Vergleiche zwischen den beiden in Rede stehenden Büchern an. Sie muß in Folge dessen leider die Richtigkeit von Dr. Andree's Behauptungen bezeugen.

[2]) Vergl. über den ersten, „Globus“ Bd. 46, S. 160.

wurden, schließlich der Styl und die Worte — wiewohl etwas anders gestellt, damit man's nicht so schnell merkte — das hatte ich ja zum großen Theile in meinem oben erwähnten Buche selbst niedergeschrieben! Das verhältnißmäßig wenige und neue, welches Professor Rauber hinzufügt, ändert kaum etwas an der Sache, daß der Haupttheil der Abschnitte Vorderindien, Hinterindien u. s. w. nicht von Herrn Rauber, sondern von mir herrührt. Ich würde gegen eine so ausgiebige Benutzung meines Buches schließlich nichts einwenden, wenn Herr Rauber nur ehrlich genug gewesen wäre, seine Quelle anzugeben. Das hat er nicht gethan, denn er erwähnt meinen Namen in diesen Abschnitten mit keiner Silbe.

Herr Rauber, der in seinem ganzen Buche nur unregelmäßig und ungenau Quellen citirt, der die Litteraturangaben auffallend vernachlässigt, wird nun in den prähistorischen Abschnitten über die außereuropäischen Länder plötzlich sehr genau; er citirt englische und französische Zeitschriften, Abhandlungen u. s. w. nach Serien, Jahreszahlen u. s. w., die er gar nicht benutzt, sondern aus meinem Buche entnommen hat, wie aus den kleinen Ungenauigkeiten zu ersehen ist, die ich mir zu Schulden kommen ließ, und die Herr Rauber copirte. Hätte Herr Rauber wirklich alle jene Zeitschriften, Abhandlungen, Werke in der Hand gehabt, die er in den betreffenden Abschnitten (sonst aber nicht wieder in seinem Werke!) anführt, welchen Reichthum an Material hätte er daraus für sein Handbuch ziehen können! Aber er kannte jene Werke gar nicht, und so ist es natürlich, daß sich bei ihm die ganze Urgeschichte jener Länder auf die Metalle zuspitzt (und gelegentlich die vorangehende Steinzeit), ganz einfach, weil mir diese Beschränkung für mein Werk geboten war, das Herr Rauber ohne Quellenangabe einfach aus- und abschrieb.

Ich müßte einen Bogen im Globusformat mindestens in Anspruch nehmen, wollte ich durch Gegenüberstellung meines Buches und der Rauber'schen Urgeschichte hier den Nachweis führen, in welch ausgedehntem Maße Herr Rauber mich ausgeschrieben hat. Da dieses zu weit führen würde, begnüge ich mich mit der Angabe der ausgeschriebenen Seiten.

Aegypten. Der Verfasser der Urgeschichte nimmt sich nicht einmal die Mühe, sich direkt die Lepsius'sche Abhandlung über die Metalle bei den Altägyptern anzusehen, sondern excerpirt Andree S. 50, wobei er so gewissenhaft ist, Druckfehler mit zu copiren (Vauguelin statt Vauquelin).

Vorderindien. Hier beginnt mit S. 55 Rauber's ausgedehntes Abschreibesystem. Schon die herrenlose Fußnote S. 54 bei Rauber zeigt seine flüchtige „Arbeitsweise“, denn diese gehört ganz wo anders hin. Aus- und abgeschrieben, nur mit wenig verstellten Worten, hat Professor Rauber S. 55 von Andree S. 67; was er S. 56 über Worsaae und dessen Ansichten über die Bronzeentstehung in Indien sagt, ist von Andree S. 58 entnommen. Rauber's S. 56 ist componirt aus Abschriften und Excerpten von Andree S. 58, 60, 61. Dabei vermischt und entstellt er in liederlicher Art die Quellennachweise. — Rauber's S. 57 ist größtentheils von Andree S. 77, 78 excerpirt.

Hinterindien. Rauber S. 61 ist aus Andree S. 98, 99, 84, 86 fast wörtlich abgeschrieben.

China. Wo in diesem Abschnitte Rauber durch das Werk von Richthofen's — seine einzige benutzte Quelle — im Stiche gelassen wird, behilft er sich mit der Ausschreibung Andree's. So z. B. S. 65 unten von Andree S. 101; 66 oben von Andree S. 107; 67 in der Mitte von Andree S. 106 meist wörtlich oder mit geringen Wortverstellungen, welche letztere die wissenschaftliche Arbeit Rauber's repräsentiren.

Japan betreffend, so ist Rauber's S. 71 fast ganz aus Andree S. 111, 113, 114 componirt.

Der Norden Asiens. Dieser ganze Abschnitt, Rauber S. 72 ff., ist aus Andree S. 114 ff. ausgeschrieben, vielfach wörtlich oder mit geringen Wortverschiebungen.

Endlich zeigt sich Rauber's Anleihesystem ohne Quellenangabe auch im Abschnitte Amerika, wo Rauber S. 81 aus Andree S. 151 und 153 excerpirt ist und Rauber S. 82 aus Andree S. 156 und 160.

Genug! Nach diesen charakteristischen Proben von der Gründlichkeit und litterarischen Ehrlichkeit des Herrn Prof. Dr. Rauber verzichte ich auf die Besprechung des übrigen Inhalts seines Buches und überlasse es dem Leser, die richtige Bezeichnung für die Handlungsweise des Herrn Rauber zu wählen.

Leipzig. Dr. Richard Andree.

Die Erforschung des Xingú.

Ueber die von den Steinen'sche Expedition durch den unbekanntesten Theil Brasiliens (s. „Globus“, Bd. 45, S. 286 und Bd. 46, S. 336) lagen bisher nur sehr unvollkommene Nachrichten vor, aus denen nicht einmal hervorging, ob dieselbe den Xingú oder einen anderen Nebenfluß des Amazonenstroms hinabgefahren war. Jetzt versendet die Geographische Gesellschaft in Bremen die ersten ausführlichen Nachrichten, welche einem Briefe des Dr. Clauß, eines der Mitglieder der Expedition, an Dr. Lindemann, d. d. Bahia, 11. November, entnommen sind und uns melden, daß in der That der Xingú ganz erforscht worden ist. Die Expedition hatte am 26. Mai 1884 Cuyabá, die Hauptstadt der brasilianischen Provinz Matto Grosso, verlassen, hatte dann am 20. Juli vom Rio Batovy aus nochmals Nachricht von sich gegeben und war Ende Oktober in Pará an der Mündung des Amazonenstroms eingetroffen. Dr. Clauß schreibt nun aus Bahia: „Es ist jetzt schon einen halben Monat her, daß wir wieder unter civilisirten Menschen leben. Wir hatten das Glück, unser Programm vollständig durchführen zu können. Nach zweimonatlichem Marsche von Cuyaba aus in Nordostrichtung schifften wir uns in einem ca. 50 m breiten Flüßchen ein, das nach unseren deutschen Karten schon dem Xingúgebiete angehören mußte. Die Canoes waren von unseren Leuten aus der Rinde des Jatobabaumes gefertigt. Wir hatten mit den Fahrzeugen viel Malheur, indem eines nach dem anderen auf den zahllosen Steinbarren des Flusses brach. Glücklicherweise trafen wir Indianer, von denen wir neue Böte bekamen. Dort im Quellgebiete des Xingú vom 15. bis 10. Grade leben zahlreiche Stämme, die noch nie mit Weißen verkehrt haben und nur mit Stein- und Knochenwerkzeugen arbeiten. Unter 12 Grad Breite erreichten wir den Hauptfluß, den Xingú. Wir hatten viel von Hunger zu leiden, die Cachoeiras (Katarakte) waren unsere größten Feinde. Mit den Indianern wurden wir fertig.“ So weit der Brief an Dr. Lindemann. Letzterer hat nun noch von einem Verwandten eines der Reisenden Abschrift eines weiteren Briefes des letzteren erhalten, aus dem wir Folgendes mittheilen:

„Aus meinem von Rio Batovy Euch geschriebenen Briefe wißt Ihr ungefähr die Gegend, wo wir uns einschifften. Es war ca. 14° s. Br. Die Canoes, von uns selbst aus der Rinde des Jatobabaumes gefertigt, sahen nicht nur aus wie die echten Nußschalen, sondern erwiesen sich auch bezüglich ihrer Leistungsfähigkeit als solche. Man durfte sich nicht darin rühren, sonst kippten sie um und für die Beförderung von Lasten, wie wir sie mitführten, waren sie gar nicht geeignet.

So wurde der erste Theil der Flußreise auf dem Batovy sehr entmuthigend. Es war trockene Jahreszeit; der Fluß hatte wenig Wasser, so daß jeder auf dem Grunde liegende Stein ein Hinderniß war. Aber was die größte Schwierigkeit bereitete, waren die zahllosen Katarakte (Cachoeiras), wo das Wasser zwischen, unter und über Steinen derart läuft, daß das Passiren mit Canoes unmöglich ist. Dieselben

mußten entladen werden. Die Last ging von Stein zu Stein und die Canoes wurden gezogen; aber eins nach dem anderen brach, und so gab es immer wieder neuen Aufenthalt, um andere Canoes anzufertigen. So hatten wir drei angestrengte und eigentlich recht hoffnungslose Wochen durchzumachen; wir kamen in unserer Route täglich nicht mehr als 1 bis 2 Wegstunden vorwärts. Die Lebensmittel ebenso wie unsere Sachen waren häufig ins Wasser gefallen und verdorben, wir hatten eben noch knapp für einen Monat Bohnen — sonst gar nichts weiter — als wir die ersten Indianer — Baccairis — trafen. Ein zahmer Baccairi war ja in unserem Gefolge; wir konnten uns verständigen, bekamen Lebensmittel und neue Canoes, allerdings auch aus Rinde, und gingen muthig weiter.

Am 30. August unterm 12. Grade waren wir auf dem eigentlichen Xingú, er ist dort schon ein recht stattlicher Fluß, gegen 400 m breit. Lernten neue Indianerstämme kennen; wir mußten aufs vorsichtigste mit ihnen verkehren, um sie nicht zu unseren Feinden zu machen und möglichst viel von ihnen zu erlangen. Da ist am oberen Xingú (spr. Schingu) ein Nest von Indianerstämmen, die noch nie mit Weißen, nie mit außerhalb ihres Bezirks wohnenden Stämmen in Berührung getreten sind. Natürlich völlig nackt leben dort an 30 Stämme noch in der Steinzeit. Unsere Tauschartikel wie Messer u. dergl. waren sehr begehrt. Die letzten dieser Indianer waren die Sugas, welche wie die Botokuden Mund- und Ohrenpflöcke tragen. Mit dem 10. Grade kamen wir in unbewohntes Terrain. Der Fluß, vorher prachtvoll fahrbar, war jetzt von vielen Steinen durchsetzt; es kamen Stromschnellen; die Lebensmittel gingen völlig aus — wir lebten nur vom Fischfang, die Canoes wurden schlecht, hielten auch den Wellengang auf dem jetzt schon einen Kilometer breiten Fluß nicht mehr aus — viele unserer Leute wurden fieberkrank — da kamen wieder Indianer, die Jurunas. Einer derselben verstand schon einige Worte Portugiesisch, wir erfuhren einiges über den weiteren Verlauf des Flusses, bekamen reichlich Lebensmittel und, was das Werthvollste war, sie gaben uns feste aus Baumstämmen gefertigte Canoes.

Der Fluß wurde wild. Nach kurzer Zeit wären alle unsere Rindenschalen verloren gewesen. Aber unter Führung eines der Indianer passirten wir in den festen Böten die reißendsten Fälle und kamen so, von Indianerdorf zu Dorf weiter begleitet, am 15. Oktober glücklich bei den ersten brasilianischen Ansiedlungen an, 4° Breite.

Unsere Arbeiten haben wir alle glücklich gerettet; freilich haben sie durch das Wasser vielfach gelitten. K. v. d. Steinen hat eine sehr hübsche Sammlung von Indianersachen angelegt; dieselbe ist bereits von Para nach drüben gegangen."

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Hoffnung, zwischen **Indien und Tibet** über Dardschiling eine dauernde **Handelsverbindung** herzustellen, ist, wie den „Times" am 16. November aus Calcutta gemeldet wird, wenigstens vorläufig durch einen Vertrag, den Tibet und Nepal geschlossen haben, zerstört worden. Die Nepalesen, eifersüchtig auf jeden anderen Weg, haben darauf bestanden, daß der Handel wie zuvor durch ihr Land gehen soll; in Folge dessen muß derselbe einen großen Umweg machen und kann sich nicht kräftig entwickeln. Die reichsten Provinzen Tibets liegen nur wenige Tagereisen genau nördlich von Dardschiling, die Pässe sind dort verhältnißmäßig leicht und außerdem hätte der Handel in Dardschiling direkte Eisenbahnverbindung mit Calcutta. Es läge also im gemeinsamen Interesse von England, Indien und Tibet, die Dardschiling-Route so bald als möglich wieder zu eröffnen.

— Von dem auf Veranlassung der niederländisch-indischen Regierung veröffentlichten Bericht über Krakatau und den Ausbruch, der 1883 dort stattgefunden hat, liegt uns jetzt der erste Theil (**Krakatau** van R. D. M. **Verbeek**, mijn ingenieur) vor. In demselben sind die drei ersten Abschnitte abgedruckt, deren erster alle Mittheilungen enthält, welche über die Insel vor dem Ausbruch von 1883 bekannt waren; der zweite beschäftigt sich mit der Geschichte des Ausbruchs vom 20. Mai bis zum 26. August und der dritte behandelt die Katastrophe der zunächst darauf folgenden Tage. Wir empfangen in diesem Theile eine zusammenhängende Erzählung der Vorgänge, so gut sich eine solche bei den einander vielfach widersprechenden Berichten der Augenzeugen geben ließ; zahlreiche dem Anhange einverleibte Originalberichte — Herr Verbeek verfügte im ganzen über mehr als 1300 Mittheilungen — beweisen, wie schwer es ist, in diesem Chaos den richtigen Weg zu finden. Nach Erscheinen des zweiten Theils, der Abschnitt 4 bis 7 enthalten und die wissenschaftliche Seite besprechen soll, werden wir auf das Werk zurückkommen.

— Die **Baumwollenindustrie** Rußlands hat bekanntlich seit einigen Jahren einen ganz außerordentlichen Aufschwung genommen, so daß die Einfuhr von Rohbaumwolle aus den Vereinigten Staaten in dem Zeitraume 1876 bis 1883 von 25,1 Millionen Pfund auf 173,7 Millionen Pfund stieg, aber in noch höherem Maße ist man russischerseits bemüht gewesen, die **Baumwollenkultur** zu heben. Bisher wurde dieselbe im Kaukasus, im Kreise Kutais und an den Ufern des Kur und des Araxes betrieben; bedeutender aber war immer der Baumwollenbau in Centralasien, südlich von Aras und auch bei Taschkent. Sehr entwickelt ist derselbe in Chokand bei guter Qualität, noch besser ist aber die bocharische Baumwolle und die von Chiwa. Die jährliche Produktion Centralasiens wird in russischen Quellen auf 3,3 Millionen Pud angegeben, wovon zwei Millionen auf Bochara kommen. Doch steht diese Baumwolle an Reinheit und Güte der amerikanischen weit nach. Im Jahre 1882 entsandte daher die große Jaroslawer Baumwollenmanufaktur Bevollmächtigte nach Turkestan, Samarkand, Bochara, Chokand und Chiwa, um die Möglichkeit der Anpflanzung von amerikanischen Baumwollarten zu prüfen. Im Frühjahre 1883 kehrte die Expedition zurück und berichtete, daß die bisherigen Anbauversuche gelungen seien und daß namentlich auf den der Krone gehörigen Farmen in Chiwa ein zufriedenstellendes Resultat erzielt worden sei.

— Das Gebiet von **Merw** umfaßt nach einem Konsularbericht aus Moskau 4900 Quadratwerst, von welchen ungefähr der fünfte Theil, der aus Sumpf und Sand besteht, sich nicht zum Ackerbau eignet. Die verbleibenden 4000 Quadratwerst bilden einen vortrefflich kultivirten Boden von großer Fruchtbarkeit. Die Bevölkerung von etwa 20 000 Seelen vertheilt sich auf kleine Auls zu 200 bis 300 Kibitken; sie ist von der russischen Regierung bisher nicht zur Besteuerung herangezogen worden; nur für Besoldung der Polizei werden jährlich ganz unbedeutende Beiträge eingesammelt. Die Wichtigkeit der Annexion Merws liegt nicht in seiner Fähigkeit, russische Waaren zu konsumiren,

darauf dürfte man noch lange zu warten haben, aber als eine auf gerader Linie zwischen Rußland und Indien liegende Etappe dürfte Merw von hervorragender Wichtigkeit werden. Denn die kürzeste Route von Moskau nach Indien führt über Merw bezw. Sarachs. Ist einmal die Eisenbahnverbindung zwischen Kizilarwat, dem Endpunkte der transkaspischen Bahn, und Sibi bezw. Quettah, dem Endpunkte der indischen Nordwestbahn, hergestellt, so wird man in wenigen Tagen von Moskau nach Indien gelangen können. Augenblicklich beansprucht die Reise nach Kizilarwat 8 Tage, nämlich von Moskau nach Wladikawkas per Bahn 3 Tage, von dort zu Wagen nach Tiflis 1 Tag, von Tiflis per Bahn nach Baku 1 Tag, von Baku nach Krasnowodsk per Dampfschiff 1 Tag, von Krasnowodsk per Dampfschiff nach dem Michailowski Busen 12 Stunden und von dort nach Kizilarwat bei einer Fahrgeschwindigkeit von nur 10 Werst (10,7 km) in der Stunde mindestens 24 Stunden. Die Entfernung von Kizilarwat nach Herat beträgt 533, von Herat nach Sibi 599 engl. Meilen. Diese Strecke von zusammen 1132 engl. Meilen (1811 km) würde bequem mittels Bahn in 4 Tagen zurückzulegen sein, so daß man von Moskau nach Indien in etwa 12 Tagen gelangen könnte. Rechnet man noch 4 bis 5 Tage für die Strecke London-Moskau, so würde man in nicht zu ferner Zeit vielleicht in 16 bis 17 Tagen von England nach Indien reisen können.

Afrika.

— Eine sehr interessante Sammlung von Pflanzen hat, wie Professor Hooker mittheilt, Joseph Thomson von seiner letzten Reise ins Masailand nach Kew gebracht. Sie enthält etwa 35 Arten vom Kilimandscharo, von Höhen zwischen 9000 bis 10000 Fuß; ferner einige Arten von einem Krater am See Naiwasha, aus 7000 bis 8000 Fuß Höhe; 34 vom Kapté-Plateau (1½° s. Br.), 5000 bis 6000 Fuß; endlich 58 aus der Landschaft Lykipia am Westfuße des Kenia-Berges, 6000 bis 8000 Fuß. Diese Sammlung zeigt (worauf wir durch frühere Entdeckungen vorbereitet waren) die Vermischung von Typen der nördlich gemäßigten Zone mit anderen, welche für Südafrika charakteristisch sind. Von diesen sind am interessantesten, weil neu für das tropische Afrika: eine Anemone, ein Delphinium (sehr verschieden von dem abessinischen D. dasycaulon) und ein Cerastium von eigenthümlichem Habitus. Von südafrikanischen Formen ist die schöne baumartige Rutacee, Calodendron capense, die „wilde Kastanie“, von Natal am bemerkenswerthesten; bisher war sie nördlich von diesem Lande nicht angetroffen worden. Von nördlichen Formen findet sich ein Wachholder, gleichfalls eine dem tropischen Afrika sonst unbekannte Gattung; es ist der abessinische Juniperus procera. Dieser Baum bildet Haine in Höhen von 6000 bis 8000 Fuß und wird selbst 100 Fuß hoch. Ein Podocarpus, den man zugleich mit diesem Juniperus antraf und der auch eine Höhe von 100 Fuß erreicht, ist wahrscheinlich der Podocarpus elongata Abessiniens; dieser oder ein naher Verwandter desselben kommt auch in Südafrika vor. Die einzige Konifere, welche sonst noch in den äquatorialen Gegenden Afrikas angetroffen wurde, ist Podocarpus Mannii vom St. Thomas-Pic im Golf von Guinea (Nature, Vol. 30, pag. 635).

— Von großem aktuellem Interesse und durch seinen geringen Preis (1 Mk.) leicht zugänglich ist die 1. Abtheilung von Dr. J. Falkenstein's „Afrikas Westküste. Vom Ogowe bis zum Damara-Lande“ (Bd. 29 von „Das Wissen der Gegenwart“, Leipzig, G. Freytag). Dieselbe giebt eine kurze Geschichte der Entdeckungen, einen Abriß des Klimas, der Bodenbeschaffenheit, der Fauna und Flora und vor allem eine eingehende und vorzügliche Schilderung der Bewohner jener Küsten, über welche ja der Verfasser an Ort und Stelle jahrelange Studien hat machen können. Die wenigen Ausstellungen, welche wir zu machen haben, wären nur die Vernachlässigung des eigentlich Geographischen, die veraltete Karte und dergleichen. Auf S. 20 klagt zwar der Verfasser: „Man fragte bis dahin und vielleicht leider auch jetzt noch bei jedem Reisenden, welche geographische That hat er aufzuweisen, nicht aber, was hat er wissenschaftlich geleistet“ — aber auch er selbst verfällt in diesen Fehler, wie seine viel zu günstigen Urtheile z. B. über Grandy und Cameron darthun. Doch das nebenbei! Von ganz besonderem Interesse sind die 80 schönen Bilder, die, fast ausschließlich nach Photographien Falkenstein's angefertigt, uns besser als lange Beschreibungen mit dem Charakter jener Länder, ihrer Fauna und Bevölkerung vertraut machen. Um auf einzelnes aufmerksam zu machen, so erwähnen wir den Abschnitt über die sogenannten Zwergvölker (S. 127 bis 137), für welche der Verfasser den Namen der „Buschmänner“ verallgemeinernd anwendet. Er kommt zu dem Schlusse: „Die Buschmänner, welche am Ogowe Obongo, bei den Mombuttu Akka, am Kongo Batua, in Abessinien Doqno heißen, gehören mit den Buschmännern Südafrikas zu einer großen Völkerfamilie, die einst sehr zahlreich, allmählich dem Andringen stärkerer Stämme weichen mußte und wahrscheinlich dem Untergange entgegengeht.“ — Beachtenswerth ist S. 231 der Abschnitt über die Sklaverei, welche bekanntlich von der Berliner Kongo-Konferenz verboten werden soll. „Es kommt nicht eben selten vor, daß an den Strecken, wo noch Sklaverei herrscht, ein Weißer einem bevorzugten Neger den Freibrief giebt, wenn er selbst nach Europa zurückkehrt. Da passirt es denn fast regelmäßig, daß nach kurzer Zeit der Freigelassene in einem anderen europäischen Hause absichtlich sich bei einem unwesentlichen Diebstahl ertappen läßt oder etwas vernichtet, nur um wieder als Sklave in Dienst genommen zu werden. Er kann eben als Freier bei weitem nicht so gut leben, als in dem grundlos so häufig verschrieenen Joche. Er hat niemand, der ihm Nahrung, Kleidung, ja selbst eine Frau und eine Hütte bei recht geringer Arbeit giebt, und beeilt sich daher, das bestehende Gesetz auszunutzen, um sein Leben wieder behaglich zu gestalten.“

— In Hamburg ist unter der Leitung der dortigen Firma Jantzen und Thormaehlen ein Konsortium zusammengetreten, welches den Benuë-Erforscher Eduard Robert Flegel nach Adamaua zu senden beabsichtigt, damit er dort Vorbereitungen für das Wirken einer später zu errichtenden Niger-Benuë-Kompagnie treffe. Die Expedition sollte in den ersten Monaten 1885 abgehen, wird aber wohl durch die Erkrankung des Reisenden einen Aufschub erleiden müssen. Dieser hofft trotz seiner Verbindung mit dem Hamburger Hause die geplante Reise vom Benuë zum Kongo noch ausführen zu können.

— In Antwerpen hat sich eine „Société belge-libérienne“ gebildet mit dem Zwecke, nach der Westküste Afrikas und speciell nach Liberia Manufakturen auszuführen und Landesprodukte von dort zu importiren, namentlich Palmöl, Rothholz, Elfenbein, Reis, Goldstaub, Ingwer und Kaffee. Die Anglo-African Steam Ship Company läßt bereits ihre Schiffe Antwerpen anlaufen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Durch die Korvette „Elisabeth“ und das Kanonenboot „Hyäne“ ist auf verschiedenen Stellen der Nordostküste von Neu-Guinea, auf Neu Irland, Neu-Britannien und den Admiralitäts-Inseln, welche letzteren der Küste Neu-Guineas vorgelagert sind, die deutsche Flagge gehißt worden. Dieser Liste fügt der „Standard“ noch Neu-Hannover (nordöstlich von Neu-Irland), die Marshall-Inseln, Duke of York (zwischen Neu-Irland und Neu-Britannien) und Anderson (?) hinzu. Die wichtigste dieser Inseln ist wohl Neu-Britannien, welche auch

dem ganzen Archipel den Namen gegeben hat. Nachweislich zuerst gesehen wurde dieselbe 1616 von den Niederländern la Maire und Schouten, näher untersucht 1700 von Dampier, der ihre Inselnatur nachwies und 1767 von Carteret; dann folgten 1768 Bougainville, 1792 d'Entrecasteaux, 1827 d'Urville, 1872 Simpson, dann unsere „Gazelle", 1877 bis 1879 Wilfred Powell und zuletzt 1880 Dr. Finsch. Ihren Namen gab ihr Dampier wegen ihrer prächtig grünen Wiesen, die ihn an Alt-England erinnerten. **Neu-Irland** wurde zuerst am 7. September 1767 von Carteret für England in Besitz genommen, ebenso Neu-Hannover; 1879 unternahm Marquis de Ray seine berüchtigte Koloniegründung in jenem Archipel, den er „Nouvelle France" taufte. Er wurde für die dabei begangenen Schwindeleien im Januar 1884 in Paris zu vier Jahren Gefängniß verurtheilt. Am 4. April 1883 nahm dann die Regierung von Queensland diese Inseln und überhaupt alle zwischen 141° und 155° östl. L. Gr. in Besitz, ohne daß Lord Derby diesen Akt ratificirte, und zuletzt hat sich das Deutsche Reich zum großen Aerger der Australier dort festgesetzt, hoffentlich dauernder als England, Frankreich und Queensland vor ihm. Neu-Britannien, über welches wir eine ganz neue Reisebeschreibung von Powell besitzen (vergl. „Globus" 45, S. 327 „Powell's Aufenthalt auf Neu-Britannien"), wird als ein Land von vielfach großer Schönheit und Fruchtbarkeit geschildert, als ein Paradies, bewohnt von Teufeln. Vielleicht wird man bei näherer Bekanntschaft und guter Behandlung ein besseres Urtheil über sie gewinnen — vorläufig wird ihnen Argwohn, Mißtrauen, Hinterlist, Verrath, Grausamkeit und scheußliche Menschenfresserei zum Vorwurf gemacht. So erzählt Powell, daß Eingeborene selbst ihn gewarnt hätten, vor ihnen zu gehen, wenn sie bewaffnet wären, aus Besorgniß, daß die Mordgier sie überwältigen möchte. Es ist nur zu wahr — sagt er einmal — daß hier, wo die Natur ihre größte Kunst angewendet zu haben scheint, um die Erde zu verschönern, hier, wo ihre verschwenderische Hand nichts gespart hat, um diese Inseln als ihre erlesensten Lieblinge zu kennzeichnen, daß hier ihr vollkommenstes Werk, der Mensch, das einzige schlechte, verworfene Geschöpf ist.

— In Nukualofa auf der Insel **Tongatabu** befindet sich — so entnehmen wir Privatbriefen von dort — außer den Agenturen der **Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln** (früher Godeffroy) und der Firma Ruge & Comp., beide in Hamburg, noch eine Agentur der Firma Mc. Arthur & Comp. in Auckland. Während die beiden ersteren auf dem besten Fuße mit einander stehen, ist das Verhältniß zwischen den Deutschen und Engländern ein recht gespanntes, da letztere die ausgesprochene Absicht haben, unsere Landsleute einfach aus dem Geschäfte hinauszuwerfen. Zu diesem Zwecke ist die Agentur von Mc. Arthur & Comp. vor etwa anderthalb Jahren gegründet, hofft ihr Ziel aber in einem bis zwei Jahren zu erreichen und damit die Früchte derjenigen Saaten zu ernten, die die Deutschen in langjähriger Arbeit ausgestreut haben. Sind diese beseitigt, so steht nichts im Wege, die Inselgruppe für eine englische Besitzung zu erklären, denn das jetzige Königreich Tonga kann sich nicht lange halten. Daß jenes nicht schon längst geschehen ist, daran hat die Engländer nur der Schachzug der deutschen Regierung gehindert, indem sie das Königreich Tonga anerkannte. Hierdurch wurden sie gezwungen, ein Gleiches zu thun und dem König Georg seine Unabhängigkeit zu lassen. An der Spitze seiner Regierung steht Mr. Baker, der zu gleicher Zeit das Amt eines Chairmans der englischen (wesleyanischen) Mission bekleidete. Da er aber nicht genug im Interesse der Engländer arbeitete, sondern auch dasjenige seines Königs ins Auge faßte und den Traktat mit der deutschen Regierung abschloß, statt ihn zu hindern, wurde die Mission wüthend und setzte ihn ab. Trotz ihrer Bemühungen aber ließ sich König Georg, ein Mann von 88 Jahren, einfach aber durchaus ehrenwerth, der auf der Insel Vavau residirt, weil ihm die Parteistreitigkeiten in Nukualofa zuwider sind, nicht irritiren, sondern behielt Mr. Baker als Premierminister bei. Die englischen Missionen sind überhaupt nichts weiter, als Pioniere der Annexion. Aus den intelligenten und entwickelungsfähigen Tonganern haben sie ein heuchlerisches, eingebildetes, faules und falsches Volk gemacht. So lange wir Deutschen mit ihnen allein hier waren und sie unterstützten, waren die Missionare unsere besten Freunde. Seit sich die Engländer hier eingenistet haben, giebt es keine Intrigue, deren sie gegen uns nicht fähig wären. Namentlich suchen sie Mr. Baker, der vom Kaiser mit einem hohen Orden dekorirt ist, den zu tragen ihm aber die englische Regierung verboten hat, zu stürzen. Die übrigen Ministerposten sind in den Händen des Kronprinzen Wellington, des Enkels des Königs, eines ganz charakterlosen Menschen, und einiger Chiefs. Da die Regierung ihre Kopra kontraktlich an die Handels- und Plantagengesellschaft verkauft und alle Waaren für Regierungsbauten u. s. w. von ihr bezieht, ist der Einfluß der Deutschen noch immer sehr groß, aber gesichert ist er nicht, und es wäre sehr zu wünschen, wenn die deutsche Regierung sich ihrer auf das Kräftigste annähme.

Vermischtes.

Der Stil und die Völker. Professor **Franz Keller-Leuzinger** schreibt in einem Privatbriefe: „Sie bemerken, daß bei den Maoris, den Indianern Nordwestamerikas u. s. w. sich ein gewisser originaler Ornamentstil herausgebildet habe, den **für uns** in analoger Weise zu finden wir uns vergeblich bemühen. Aber jene Völker haben ja gerade **das**, was dazu nöthig ist und was **uns** heute abgeht! Ein Kunststil kann sich nur da eigenartig entwickeln, wo überhaupt die ganze Kultur sich aus sich selbst heraus weiter bildete und wo für Einflüsse von außen her keine allzu große, besonders keine fundamental umgestaltende Einwirkung möglich ist. Wenn Japan in dem jetzt angenommenen Tempo der Europäisirung weiter geht, so werden in hundert Jahren nur schwache Reste von dem übrig sein, was wir jetzt japanischen Stil nennen. Ich selbst habe in Brasilien erlebt, wie Indianerstämme, die in den betreffenden Missionen in nähere Berührung mit Weißen gekommen waren und bessere Werkzeuge in die Hand bekommen hatten, nicht nur keine besseren Erzeugnisse an Waffen, Geräthen, Geweben u. s. w. lieferten wie früher, sondern schlechtere. Wir Europäer sind heute viel zu kosmopolitisch durchsäuert, um etwas Neues, Eigenartiges auf diesem Gebiete erfinden zu können. Unsere Kunst beruht, wie unsere anderweitige Geisteskultur, auf dem klassischen Alterthum und der Renaissance, und dabei muß es bleiben."

Man sieht, wie hier ein Meister des Kunstgewerbes, der zugleich ethnographische Erfahrungen besitzt, ein Lied singt wie Adolf Bastian. „Nützet den Tag, denn es will Abend werden", so lautet in der Ethnographie die Parole.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVII. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen [1]).

X.

In Yachilan bieten sich dem Reisenden zwei Wege dar, um den See Peten zu erreichen: entweder er fährt den Fluß Usumacinta aufwärts, der einige Stunden von dort den Namen Rio de la Passion annimmt, oder er folgt quer durch die Wälder dem „Camino Real", der weiter nichts ist als einer jener abscheulichen indianischen Fußpfade, die jeder Reisende kennen gelernt hat. Gegen ersteren Weg spricht die reißende Strömung des Flusses und der weite Umweg, den man machen muß, ehe man Libertad erreicht. Charnay zog deshalb den Landweg vor und schlug mit seinen noch immer sehr herabgekommenen Maulthieren einen kleinen Pfad ein, der nach zwei Tagereisen in den Weg nach Peten mündet. Derselbe führte sie in weiteren vier Märschen nach Sacluc, welches heute Libertad genannt wird. Es ist der Hauptort des Distriktes Peten und der letzte bewohnte Punkt Guatemalas, wie Tenosique derjenige Tabascos; in seinem Aeußeren gleicht es durchaus den übrigen spanisch-indianischen Dörfern der heißen Klimate mit dem großen grasbewachsenen Platze, der armseligen Kirche und den wenigen Häusern daneben. An allem herrscht in Libertad Mangel, und Hungersnoth scheint dort in Permanenz zu sein; nur durch die Mahagoniholzsucher wird ihm einiges Leben eingehaucht.

Von dort wendet sich der Weg, der bis dahin eine ostsüdöstliche Richtung verfolgte, nach Norden; bis Flores am See Peten sind es 30 km. Es ist das alte Tayasal und liegt genau an der Stelle dieser Mayastadt; schon an sich reizend, ist es auch prachtvoll inmitten seines schönen Sees und einer großartigen Gebirgsumgebung gelegen. Die alten Bewohner des Ortes, Itzaes mit Namen, waren Abkömmlinge jener Auswanderer, welche unter Führung ihres Canek um 1440 die Stadt Chichen-Itza in Yucatan verließen, und von denen früher des längeren die Rede war. Dort in jener wunderbaren Gegend, umgeben von gleichsprachigen und besonders kriegerischen Stämmen, richteten die Itzaes ihr Volksthum wieder auf, und das in so kraftvoller Weise, daß es bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts gegen den Einfluß und die Eroberungsgelüste der Spanier Stand hielt. Ihre Häuser, Paläste, Tempel und Pyramiden sind zwar verschwunden, aber zum Glück läßt sich ihre Geschichte rekonstruiren und das geringe Alter der Monumente wiederum nachweisen. Erst im Jahre 1696 glückte es dem Gouverneur von Yucatan, Martin Ursua, sich der Stadt zu bemächtigen und die kleine Nationalität zu zerstören. Er bedurfte dazu einer wahren Armee und ließ eine Straße anlegen, welche sich von Campeche in gerader Linie durch die Wälder nach dem Petensee zog. Unterwegs traf die Expedition in Nohbecan auf eine Stadt mit großen Gebäuden voll Götzenbilder. Als der See erreicht war, mußte der Gouverneur, wie einst Cortez, Brigantinen erbauen lassen, um die Stadt Tayasal belagern zu können. Am 2. März 1696 fand der Angriff und die Eroberung statt. In einem Augenblicke war der Ort von seinen Bewohnern verlassen: Männer, Frauen und Kinder flüchteten in Booten oder schwimmend über den See und verschwanden für immer. Martin Ursua hatte

[1]) Fortsetzung von „Globus", Bd. 46, S. 119.

nur eine Einöde erobert. Diese ungewöhnliche Thatsache zeigt den unüberwindlichen Haß der Indianer gegen die Spanier, erklärt uns das plötzliche Verlassen bewohnter Städte zur Zeit der Conquista und widerlegt schlagend alle diejenigen, welche das geringe Alter dieser Städte bestreiten.

Tayasal enthielt im Jahre 1696 21 Tempel, 1618 dagegen erst 12, so daß im Laufe des 17. Jahrhunderts neun neue erbaut worden sind, und darunter, wie Villa Gutierre Soto Mayor berichtet, gerade der schönste von allen; dies giebt uns einen Begriff von der Leichtigkeit, mit

Das Dorf Libertad oder Saclue. (Nach einer Photographie des Mr. A. Maudslay.)

welcher die Indianer sie aufführten. „Der große Tempel war ganz aus Stein errichtet mit feiner Spitzbogenwölbung; er war von viereckiger Gestalt, mit einem schönen Säulengange und bestand aus gut bearbeiteten Steinen; jede seiner Seiten war 20 Varas lang und er war sehr hoch." Gleicht das Gebäude nach dieser Beschreibung nicht

Flores am See Peten. (Nach einer Photographie des Mr. A. Maudslay.)

durchaus dem Castillo von Chichen, das gleichfalls viereckig und von derselben Größe war und einen Säulengang besaß?

In Tayasal finden wir also eine Tochter von Chichen-Itza; die Mutter werden wir in Tikal kennen lernen. Ebendaselbst werden wir Aufklärungen erhalten über den Grund der Auswanderung der Itzaes nach Süden, über den Verlauf und die Wanderung der toltekischen Kolonisation in Yucatan und über den toltekischen Einfluß in den südlichen Städten Guatemalas, in Coban, Copan und

Quirigua. Tikal liegt etwa 45 km nordöstlich von Flores am südlichen Eingange zur Halbinsel Yucatan und wurde in letzter Zeit von zwei Forschern besucht. Der erste ist Bernonilli, dessen Arbeiten durch seinen Tod unterbrochen wurden und dessen Reisebeschreibung verloren gegangen ist. Dafür hat er uns etwa ein Dutzend geschnitzter Tafeln aus rothem Zapoteholz hinterlassen, die er den Tempeln entnahm, und welche uns gestatten, die Stadt selbst zu klassificiren und ihre Geschichte zu rekonstruiren. Der andere Reisende ist Alfred Maudslay, welcher die Antiquitäten Guatemalas zu seinem Specialstudium gemacht zu haben scheint; von seinen Notizen und Photographien ist in der nachstehenden Beschreibung Tikals Gebrauch gemacht worden.

Die wichtigsten Gebäude sind die Tempel, die auf hohen Pyramiden stehen, deren Seiten aus sich verjüngenden

Tempel und Stelen zu Tikal. (Nach einer Photographie von Mr. A. Maudslay.)

Stockwerken bestehen, wie unser drittes Bild zeigt. Vorn führt eine große Treppe zum Tempelthore hinauf; der Tempel selbst erhebt sich auf dem rückwärtigen Theile der oben befindlichen Plattform, und die hintere Seite der Pyramide fällt viel steiler nach unten ab als die drei anderen; dasselbe gilt für Lorillard City und Palenque. Die Basis der Pyramide mißt 184 zu 168 engl. Fuß, die Treppe ist 38 Fuß breit und 112 Fuß lang, die Pyramide 90 Fuß hoch, der Tempel 41 Fuß breit, 28 Fuß tief und mit Einschluß der dahinter befindlichen dekorativen Mauer, welche jetzt von Vegetation bedeckt ist, etwa 40 Fuß hoch. Alle diese Tempel gleichen einander; was sie aber am meisten charakterisirt, ist die enorme Stärke der Mauern, die Nischen zu beiden Seiten des Hauptraumes und das allmähliche Schmalerwerden des Gebäudes nach hinten zu. Das Innere besteht aus zwei oder drei schmalen, einander parallelen Gängen, welche sich mit breiten Thüren, deren Oberstürze aus prachtvoll geschnitztem Holze bestehen, auf

den vorderen Korridor öffnen. Innen sind die Mauern höher als in den Palästen, ebenso die Bögen, die auch in einen spitzeren Winkel auslaufen; dies ist wahrscheinlich eine Folge der mächtigen dekorativen Mauer, welche auf dem Gebäude lastet und dasselbe zerdrücken würde, wenn nicht der Baumeister die tragenden Mauern so stark, die Wölbung so spitz und die Räume so schmal gemacht hätte. Maudslay behauptet, in diesen Tempeln keine Idole noch andere Gegenstände der Verehrung gefunden zu haben; hätte er aber Lorillard City und Palenque schon gekannt, so hätte er auch gewußt, daß jene geschnitzten Holztafeln religiöse Vorgänge darstellten, die Götzenbilder ersetzten und zum Kultus gehörten. In dem prachtvollen Holzrelief, welches untenstehende Abbildung zeigt, erkennt man unschwer das Gegenstück zu den steinernen Altartafeln, welche aus Palenque bekannt sind; es hat fast dieselbe Größe (1,95 m Höhe und 2,28 m Breite) und stellt ebenso zwei Personen mit außerordentlichen Attributen dar. Die Zeichen der „Inschriften" rechts und links sind sehr gut erhalten und deuten keineswegs auf ein hohes Alter und sind identisch

Altarplatte aus einem Sonnentempel in Tikal. (Nach einem Abklatsch.)

mit denen von Lorillard, Palenque und Copan, wie wir gleich sehen werden. Die Hauptperson, deren Stirn etwas weniger zurückweicht als auf den Basreliefs der anderen genannten Städte, nimmt die Mitte der Tafel ein, anstatt die rechte oder linke Seite; das gleiche ist der Fall auf den Platten aus Palenque. Die Person steht aufrecht, den Kopf mit einem überaus reichen bizarren Aufputze bedeckt, der in mächtige Federbüsche ausläuft, die an Tabasco und Yucatan zugleich erinnern; in der Rechten hält sie einen Scepter, den ein Vogelschweif überragt, wie er auch in Lorillard vorkommt, und der linke Arm wird zur Hälfte von einem Schilde verdeckt. Sie trägt das fransenbesetzte Bischofsmäntelchen mit schwerem Halsbande aus vier Reihen Perlen und einem großen Medaillon als Schloß, darunter ein langes, fast bis zur Erde hinabreichendes kostbares Gewand. Rechts unter der Inschrift finden sich symbolische Verzierungen und ganz unten zwei treffliche menschliche Profile; unter der Inschrift zur Linken ist eine zweite Person mit ungeheuerlichem Kopfe dargestellt, welche auf einer Art Schemel mit Rück- und Seitenlehnen sitzt. Unter den

übrigen Ornamenten finden sich viele, die uns schon von früheren Basreliefs bekannt sind; das wichtigste aber ist das am oberen Rande über der mittelsten Figur. Es ist dieselbe Maske mit heraushängender Zunge, welche auf dem mexikanischen Kalendersteine, sowie der Altartafel aus dem Sonnentempel zu Palenque die Sonne personificirt. Die Flammen zu beiden Seiten lassen keinen Zweifel daran aufkommen, so daß das Basrelief danach einem Tempel der großen toltekischen Gottheit, der Sonne, angehört haben muß.

Tikal gehörte demnach derselben toltekischen Civilisation an, deren Verbreitung und Entwickelung wir von Comalcalco bis Palenque und Ocosingo verfolgt haben, welche bis an die Oberläufe der Flüsse sich verbreitete, Lorillard City gründete, nach Tikal gelangte und später sich einerseits in Yucatan, wo sie mit einer früheren Abzweigung ihrer selbst zusammentraf, andererseits im nördlichen Guatemala ausbreitete und dort Coban, Copan und Quirigua gründete. Tikal, das von dem Ausgangspunkte am weitesten entfernt ist, war natürlich jünger als die früher beschriebenen Städte, aber repräsentirt doch für uns eine der wichtigsten Epochen dieser originellen Civilisation. Als eine Zwischenstation, wo sich der Stamm, der diese Civilisation trug, gabelte, löst es uns Räthsel und erklärt uns Ereignisse, welche bis dahin unerklärt geblieben sind. Von hier aus drangen die Tolteken in den Norden Yucatans ein; das beweisen nicht nur die Städte, welche auf ihrem Zuge zerstreut erbaut wurden, wie das oben erwähnte Rohbecan, sondern auch historische Nachrichten.

Herrera erzählt uns, daß, als die Häuptlinge des ersten Zweiges der Tolteken, die Cocomes, herrschten, Fremde, die aus dem Lande der Lacandonen, Chiapas u. s. w. kamen, in das Land eindrangen. Dieselben ziehen 40 Jahre lang in den Einöden Yucatans umher und errichten 10 Stunden von Mayapan, in den Bergen von Uxmal, prächtige Gebäude. Sie standen unter Häuptlingen, welche Tutulxins hießen, und waren so friedfertig, daß sie nicht einmal Waffen besaßen, sondern zur Jagd sich nur der Lassos und Schlingen bedienten. Nach Landa erzählen ferner die Indianer, daß zahlreiche Stämme von Süden her in Yucatan eindrangen und daß sie anscheinend aus Chiapas stammten, was der Schriftsteller aus zahlreichen Worten und Konstruktionen schließt, die in den Sprachen von Chiapas und Yucatan identisch waren, und daraus, daß es dort ansehnliche Reste verlassener Ortschaften gab; diese Stämme zogen vierzig Jahre lang in der Wildniß umher und gelangten dann in die Sierra, 10 Stunden von Mayapan.

Charnay hat schon früher bei der Beschreibung von Palenque darauf hingewiesen, daß sich in den Basreliefs stets eine friedliche, religiöse Tendenz ausgedrückt findet, nie etwas, was auf kriegerische Neigungen deutet oder einer Waffe gleicht, und er meint, daß sie bei Beginn ihrer Wanderung, nachdem ihr Stamm fast ganz vernichtet worden war, ihre Rolle als Eroberer aufgaben, weil sie nicht mehr zu ihrer geringen Anzahl paßte, und dafür die von Civilisatoren und Missionaren ergriffen. Sie zogen aus, unterwarfen die Völker durch das Wort, lockten sie durch Predigen an und bekehrten sie, nahmen die Sprache der civilisirten Länder an und errichteten überall dieselben Tempel und Paläste. Davon legen die Basreliefs in Palenque wie die von Lorillard und Tikal ein vollgültiges Zeugniß ab.

Nach Yucatan sind, wie Charnay sich überzeugt hat, die Tolteken von Süden gekommen; und damit wird auch der eigentliche Grund offenbar, warum gegen das Jahr 1440 die Stadt Chichen-Itza von ihren Bewohnern verlassen wurde: obwohl Nebengründe dabei mit im Spiele waren, so war doch das Hauptmotiv die noch lebendigen Ueberlieferungen von Städten, die ihre Voreltern im Süden der Halbinsel gegründet hatten. Tikal, das damals vielleicht noch existirte, mußte der Mittelpunkt dieser Gründungen sein, mit denen die Kaziken wohl noch einige Verbindung unterhielten, und als die Wanderung nach Süden begann, so war es gleichsam ein Instinkt, der sie zur Rückkehr in ihre alten Sitze antrieb.

Coban, im Herzen Guatemalas gelegen, wurde noch von keinem Reisenden besucht und ist uns nur durch die Mittheilungen bekannt, welche der Pfarrer von Santa Cruz del Quiché an Stephens machte; nach Charnay's Ansicht muß es eine Station desjenigen Zweiges der Tolteken gewesen sein, welcher noch weiter nach Osten vordrang und in der Provinz Chiquimula die Städte Copan (an der Grenze des heutigen Honduras) und Quirigua gründete. Zur Zeit der Conquista blühte Copan noch, wie Utatlan, Itatlan, Xelahu, Patinamit und andere Orte Guatemalas, die Alvarado zerstörte; 1530 wurde Hernandez de Chaves, einer seiner Lieutenants, mit der Eroberung der Stadt beauftragt. Juarros zufolge, der sich auf den Augenzeugen Francisco de Fuentes beruft, war der große Circus von Copan noch im Jahre 1700 unverletzt. Die merkwürdigsten Denkmäler der Stadt sind steinerne Idole aus einem Stücke, wie sie ähnlich auch in Tikal vorkommen. Copan bietet dieselben Basreliefs und Gottheiten dar, wie die bereits beschriebenen Städte, nur ist es die jüngste unter allen, weil die entfernteste vom Ausgangspunkte. Stephens hat die Monumente von Copan nicht verstanden, weil es die ersten waren, die er sah; er glaubte zuerst an eine originale Civilisation, die er mit keiner anderen zu verknüpfen im Stande war. Er fing mit dem Ende an, ohne es zu wissen, und konnte nicht ahnen, daß er es mit den letzten Ausläufern einer alten Kultur zu thun habe. Später vermuthete er indessen den wahren Zusammenhang.

Quetzalcoatl. (Nach John Stephens.)

Das erste Bild, was wir aus seinem Buche reproduciren, ist ein schöner Kopf in einem gewaltigen Schlangenrachen, den er für einen König erklärt, während er offenbar, wie die Attribute, z. B. die verschlungenen Schlangen auf dem Kopfe, beweisen, den Quetzatcoatl darstellt. Nach dem, was uns Stephens über die Stadt berichtet, scheinen ihre Gebäude weniger denen der bisher besprochenen Orte des warmen Tieflandes (Comalcalco, Palenque, Chichen-Itza, Uxmal u. s. w.), als denen der Städte Mexikos und Guatemalas, also der auf dem Hochlande gelegenen, zu gleichen. Dies kommt wohl daher, daß der pacifische (südliche) Zweig

der Tolteken seine Ueberlieferungen aus Anahuac bewahrte und in Copan, wo er mit dem nördlichen Golfzweige (vergl. die Karte in der nächsten Nummer) wieder zusammentraf, in seiner Bauweise wie Lebensart zum Ausdrucke brachte. Die Götterbilder dagegen zeigen durchweg den uns bereits bekannten (tzendal-toltekischen) Stil; nur sind es nicht mehr Altarplatten, sondern enorme Monolithen von 12 bis 20 Fuß Höhe, 4 Fuß Breite und 3 Fuß Dicke.

Wir haben schon früher bei Besprechung von Kabah auf das Bestreben sämmtlicher Stile, auch derer der alten Welt, hingewiesen, gegen ihr Ende hin in Ueberladung, Affektation und schlechten Geschmack zu verfallen. Dasselbe Gesetz befolgen die Tolteken in Copan, wie ein Blick auf die beiden unten abgebildeten Götzenbilder zeigt; nicht nur allerlei architektonische Motive und Ornamente, welche frühere Künstler auf Idole, Basreliefs und Paläste vertheilten, sondern auch die Götterbilder selber erscheinen hier gehäuft. So lassen sich an dem von vorn abgebildeten Idole nicht

Idole aus Copan. (Nach John Stephens.)

weniger als vier toltekische Götter oder deren Abzeichen erkennen: in der Mitte der große Kopf im Schlangenrachen ist Quetzalcoatl, doch mit den Attributen Tlaloc's; weiter unten erscheint ein Kranz von Maiskolben, wie er sowohl der Chalchiuhtlicue, der Frau Tlalocs, als der Erntegöttin Centleotl zukommt. Die ersten drei Götter fanden sich auch in Mexiko oft vereinigt, und ihr Fest wurde an demselben Tage gefeiert. Die Ornamente des Idols finden bei näherer Vergleichung ihre vollständigen Gegenstücke in den Bildwerken von Izamal, Palenque, Lorillard City und besonders in der Holzplatte von Tikal. — Der Altar, welchen wir nach Stephens reproduciren, mißt 6 Fuß in der Länge und 4 Fuß in der Höhe; sein oberer Theil besteht aus 36 Hieroglyphen-Täfelchen (Katunes). Jede Seite zeigt vier, in orientalischer Weise auf Kissen sitzende Personen mit dem guatemalischen Turban auf dem Kopfe; es sind das für uns neue Erscheinungen, die neben alten wohlbekannten auftreten — ein Beweis mehr dafür, daß in Copan die

beiden, vielleicht seit zwei Jahrhunderten getrennten Zweige des Toltekenvolkes wieder zusammentrafen, nachdem der eine den Küsten des Meerbusens von Mexiko, der andere denen des Stillen Oceans entlang gezogen war. Die Personen sind quiché-toltekisch oder guatemalisch-toltekisch, die symbolischen Charaktere dagegen, welche theils neben den Figuren, theils auf deren Kleidern oder Sitzen angebracht sind und den Namen oder die Eigenschaft einer jeden bezeichnen, sind rein toltekisch. Besonders aber ist die Inschrift toltekisch, wie ein Vergleich mit der daneben abgedruckten aus Lorillard City sofort lehrt; auf beiden dieselben Zeichen mit kaum merklichen Abänderungen. Ein weiterer Beweis für den toltekischen Ursprung der Reste von Copan ist ein Brief, den Diego Garcia Palacio 1576 an Philipp II. von Spanien schrieb; er erzählt darin, daß er die Stadt in Ruinen fand, die er für höherstehend erachtete, als die sonstigen Bauten der Einwohner jener Gebiete. „Die Ueberlieferung dieser Indianer — schreibt er — schreibt diese Gebäude Einwanderern aus Yukatan zu", und er hält diese Angabe für richtig, weil der Stil dieser Monumente mit demjenigen in Yukatan und Tabasco identisch ist.

Zwei Seiten des guatemalisch-toltekischen Altars in Copan.

„Inschrift" des Altars von Copan.

„Inschrift" aus Lorillard City.

Wir sehen also in Copan das Ende einer alten Kunst und ihre Vermischung mit einer zweiten, gleichfalls alten; die Vereinigung beider hätte vielleicht ein neues Element in der amerikanischen Civilisation ergeben, wenn dieselbe nicht durch die Ankunft der Spanier unterbrochen und vernichtet worden wäre.

Im Lande der Basé.

D—r. Zu einer Zeit, wo über der Lösung der englisch-ägyptischen Frage im Sudan noch ein unheimliches Dunkel schwebt, muß besonderes Interesse durch ein Werk erweckt werden, welches die Bereisung sudanischer Landstriche kurz vor dem Ausbruch der jetzigen Unruhen zum Gegenstande hat. Der Engländer James brachte den Winter 1881/1882 im Sudan zu, um hier der Jagd obzuliegen, nachdem er schon vorher zu demselben Sport Wanderungen im tropischen Afrika unternommen hatte. Zu der eben erwähnten Zeit hatte er sein Augenmerk auf das fast noch unbekannte Land der Basé oder Kunama gerichtet, wohl des uncivilisirtesten Stammes dieser Gegenden, welcher zwischen der ägyptischen Provinz Taka mit der Hauptstadt Kassala und dem nördlichen Theile Abessiniens wohnt. Der Typus der Basé ist im Vergleich zu dem der Nachbarstämme ein besonderer; unter anderem ist ihre Hautfarbe dunkler, mehr zu der des reinen Negers hinneigend. Wenn sich nun auch James selbst in seinem Werke „The wild tribes of the Soudan" (London 1883) keineswegs als Ethnologen oder naturwissenschaftlichen Reisenden bekennt, sondern die Reise in der Hauptsache als einen interessanten Jagdzug schildert, so enthalten seine Be-

schreibungen doch viele werthvolle Notizen über Land und Leute. Ein Versuch, in das wegen seines Reichthums an Jagdwild als Reiseziel gewählte Gebiet vorzudringen, wurde von den ägyptischen Beamten in Kairo, denen James seine Reisepläne vortrug, für unmöglich gehalten, da die Basé als ein feindseliges, verrätherisches Volk gelten und der einzige von früher her bekannt gewordene gleiche Versuch gleichfalls gescheitert war, indem der Engländer Powell mit Gattin und Kind bald nach dem Ueberschreiten der Grenze von den Basé verrätherisch hingemordet wurden. Der Reisebericht von James zeigt, daß die einzigen Schwierigkeiten in dem ersten Eindringen in das Gebiet der Basé sowie in der Ueberwindung des Argwohns derselben lagen, ob die Expedition auch nur einen friedlichen, besonders keinen politischen Charakter habe; durch Vorsicht und richtiges Auftreten gelang es leicht, diese Schwierigkeiten zu beseitigen.

Die Expedition bestand außer aus James und seinen zwei Brüdern noch aus vier Engländern, Aylmer, Colvin, Philipps und einem Arzt, welche alle bis auf zwei schon Reisen in diesen Klimaten gemacht hatten, ferner wurden als Diener ein Engländer und zwei Schweizer, Jules Bardet und Anselmeir, sowie vier Eingeborene mitgenommen. Am 1. December 1881 brachen die Reisenden von Kairo auf, am 7. December schifften sie sich von Suez nach Suakin ein, wo sie am 11. December anlangten.

Der Aufenthalt daselbst wurde zur letzten Ausrüstung der Expedition, besonders zur Beschaffung von Kameelen benutzt, die theils gekauft, theils für den Preis von 5½ Dollars für die Reise bis Kassala, also auf die Entfernung von 280 engl. Meilen, gemiethet wurden. Auch einzelne Pferde waren als Reitthiere angeschafft worden, doch bewährte sich das Kameel mehr als jene, und ist auch auf die Dauer weniger ermüdend zu reiten. Die Kameeltreiber waren meist aus dem Stamme der Hadendowa, die langes, auf dem Scheitel aufrecht hochgebundenes Haar von wolliger Textur, welches vom Hinterhaupte in Flechten bis auf die Schulter herabhängt, tragen; über dem Ganzen liegt eine Schicht Fett, welches in besonderen Fällen, z. B. bei Heirathskandidaten, mit Sandelholz roth gefärbt ist. Ueberhaupt ist das Haar bei allen arabischen Stämmen, die sich durch kleine Merkmale in der Tragweise desselben leicht von einander unterscheiden lassen, ein Gegenstand großer Eitelkeit, und wird in der Hauptsache noch so getragen, wie wir es auf den Darstellungen der alten Aegypter, auf antiken Tempelbauten und Gräbern sehen.

Zur Reise von Suakin nach Kassala standen drei Wege offen: der eine folgt im Allgemeinen dem Laufe des etwas südlich von Suakin ins Rothe Meer einmündenden Chor Baraka (Chor ist ein Fluß, der nur in der Regenzeit fließendes Wasser führt, während der Bahr nie versiecht), ist zwar weiter, aber schattiger und wasserreicher als die übrigen. Die zweite Straße geht weiter westlich einer Hügelkette entlang, hat zwar auch reichlich Wasser, ist aber wegen des steinigen Bodens für beladene Kameele schwer passirbar. Die dritte von den Reisenden gewählte Straße liegt zwischen beiden und hat vor beiden den Vorzug der größeren Kürze, weshalb sie auch zur Anlage der Telegraphenleitung gedient hat.

Nur in der Zone der Küstenregen, etwa 20 bis 30 englische Meilen landeinwärts von Suakin fand sich in Folge des Regens aufgeschossenes Gras, später wurde die frische Vegetation seltener. Ein furchtbarer Sandsturm bei einer Temperatur von 113° F. (36° R.) erschwerte sehr das Fortkommen und legte sich erst nach mehreren Tagen. Auf der 24tägigen Wanderung bis Kassala erkrankte der schweizer Diener Jules Bardet an Dyssenterie, wurde aber mit vielen Schwierigkeiten mittels einer nothdürftigen Lagerungsvorrichtung auf einem Kameel bis nach Kassala gebracht, wo er starb. Schaudererregend ist die Schilderung von Todesfällen in der Wüste, wie sie oft und meist nur als die Folge der Indolenz und Gleichgültigkeit der Eingeborenen gegen menschliches Leiden vorkommen. So fand z. B. die Expedition mitten in der Wüste zwei Araber, Brüder, von denen der eine in den letzten Zügen lag, und auch kurz nach dem Auffinden starb. Sie waren in Mekka gewesen und im Begriff, in die Heimath zurückzukehren, setzten aber, um das am Heimwege liegende Dschiddah, wegen der dort herrschenden Cholera zu meiden, nach der afrikanischen Küste über, wo sie ungefähr 100 Miles südlich von Suakin landeten. Um der hier für alle Provenienzen aus Arabien vorgeschriebenen Quarantäne zu entgehen, beschlossen sie, obgleich mittel- und proviantlos, den Weg durch die Wüste zu machen, wo man sie in der desolatesten Lage, den einen von ihnen als ein unrettbares Opfer des Hungers und Ermattung fand. Noch entsetzlicher sind aber die nicht weniger häufig vorkommenden Fälle des rücksichtslosen Zurücklassens einzelner Unglücklicher mitten in der Wüste, wenn sie durch Krankheit oder Schwäche den Anstrengungen des Marsches nicht mehr gewachsen sind. Unter einer Anzahl von arabischen Mekka-Pilgern, welche sich den Reisenden angeschlossen hatten, war eine Frau, die überhaupt schlecht zu Fuß war und schließlich, als sie sich nicht mehr weiterschleppen konnte, mit Zustimmung ihres Mannes allein und ohne alle und jede Nahrung zurückgelassen wurde, um so zu sterben. Wenn die Araber es nur eines Wortes werth gehalten hätten, so würde die Unglückliche auf einem Kameel mit Leichtigkeit haben mitgenommen und vor ihrem schrecklichen Schicksale bewahrt werden können; so aber erfuhren die Reisenden erst später und ganz gelegentlich davon und konnten zu ihrer Rettung nichts mehr beitragen. Von dieser Verachtung des Lebens und der Gleichgültigkeit gegen das Leiden anderer beobachtete James auch auf früheren Reisen mehrere Beispiele. Während der Wüstenwanderung begegnete man nur sehr wenig Karawanen, wie diese Straße zwischen Suakin und Kassala auch wohl nicht als eine wichtige Verkehrsader für den Handel nach dem Sudan angesehen werden kann.

Am 7. Januar 1882 langte man in Kassala an, der größten Stadt im ägyptischen Sudan, mit einer Einwohnerzahl von 15 000 Seelen außer einer ansehnlichen Garnison. In der überaus fruchtbaren Umgebung der Stadt gedeiht besonders Baumwolle in vorzüglicher Qualität, doch lähmt die dem Eingeborenen eigene Trägheit und Apathie, sowie die durch die hohen Transportkosten bedingte Erschwerung der Ausfuhr eine jede Arbeit, die auf mehr als den allernöthigsten Lebensunterhalt hinauszielte. Kassala war damals das Hauptquartier einer deutschen Gesellschaft, welche die Erwerbung und den Fang lebender Thiere für zoologische Gärten und Menagerien betrieb[1]). Nachdem hier noch eine Anzahl Leute als Diener für einen Monatslohn von 4 Dollars und freie Station engagirt war, so daß die Zahl der Diener jetzt 14 betrug, erfolgte am 17. Januar 1882 der Abmarsch von Kassala nach Südosten. Dem Drängen eines arabischen Scheiks, der den Reisenden auch sonst seine Unterstützung zu theil werden ließ, nachgebend, mußten diese vier berittene Araber als Eskorte gegen Bezahlung von 25 Dollars pro Monat und

[1]) Gemeint ist wohl die Hagenbeck'sche Expedition, von welcher Josef Menges Karte und Beschreibung in Petermann's Mittheilungen 1881, Heft 5 veröffentlicht hat.

Kopf mitnehmen, wovon einer sich durch die Kenntniß der Sprache der Basé nützlich machen konnte. Nach vielfachen Jagdabenteuern, in deren Beschreibung sich James als passionirter Nimrod jedesmal ausführlich ergeht, und einem mehrtägigen Aufenthalte in den Ortschaften Haikota und Toadelook (bei Menges Todluk) gelangten die Reisenden am 31. Januar in das Gebiet der Basé, fanden aber das erste Dorf derselben von den Bewohnern verlassen; denn wie sie ihren Nachbaren stets Schrecken einflößen, so fürchten sie sich auch zunächst vor jedem Fremden; „sie sind jedes Menschen Feind und jeder ist ihr Feind." Während des Weiterwanderns sah man auf allen Höhen Feuer brennen, offenbar Signale, die die Anwesenheit von Fremden im Lande verkünden sollten. In der Nähe eines größeren Dorfes, Kuluku, wurde das Lager aufgeschlagen und nunmehr versucht, mit den hier wohnenden Basé Verhandlungen anzuknüpfen, welche sie der freundschaftlichen Absichten der Reisenden versichern sollten. Eine Deputation von ihnen, der Sohn des Scheiks und drei andere Honoratioren kamen zum Lager hinaus, bewaffnet nur mit Speer und Schild, dabei aber so excessiv einfach und anspruchslos gekleidet, wie man es überhaupt nur für möglich halten kann; ein schmutziger Fetzen baumwollenen Stoffes um die Hüften mit einer Unterlage von Leder war alles. Und doch waren dies die Honoratioren des Dorfes und es zeigte sich später, daß die Leute von niederem Range sich nicht einmal soweit wie diese in bezug auf Kleidung verstiegen. Geschenke von Kattun an die Abgesandten erweckten größte Freude und ein mit kleinem silbernen Zierrath besetztes Stückchen Sammt gewann das Herz des Sohnes des Scheiks vollständig; er begleitete denn auch die Reisenden während ihres ganzen Aufenthaltes im Lande der Basé und bewies stets die größte Treue und Ergebenheit. Obgleich aus edlem Blute stammend, hielt er keine Arbeit für zu gering, und er unterzog sich allen Dienstleistungen, wie Messerreinigen, Holz- und Wasserholen u. s. w. freiwillig aufs eifrigste. Als er später von den Reisenden schied, ging es diesen nicht weniger nahe als ihm selbst. Es dauerte nicht lange, daß sich auch die übrigen Dorfbewohner allmählich im Lager einfanden, darunter auch Weiber, die meist gleichfalls ganz unbekleidet waren, nur wenige mit einem schürzenartig getragenen Stück Fell versehen; außerdem trugen aber alle Perlen- und Muschelketten. Es fiel bei diesem ersten Zusammentreffen mit den Basé eine bei diesen und auch bei anderen Stämmen am Weißen Nil übliche sonderbare Art von Ruhestellung auf, die darin besteht, daß die Sohle des rechten Fußes gegen das linke Knie gestemmt wird und der Betreffende auf dem linken Beine steht, sich dabei auf einen anderen, in gleicher Stellung Stehenden, oder auf einen Speer stützend, eine Stellung zum Ausruhen, wie sie den Europäern wenig bequem erscheinen wird. Auch einige ihrer Sonderbarkeiten beim Essen konnten die Reisenden beobachten, als sie ihnen einiges erlegtes Jagdwild überließen. Die Procedur des Essens ist nichts weniger als appetitlich anzusehen; sie verzehren auch von großen Thieren alle Weichtheile bis auf die Haut und essen die Leber als Leckerbissen roh, nachdem sie den Inhalt der Gallenblase über das Organ ausgedrückt haben; außerdem ziehen sie angefaultes Fleisch dem frischen vor. Abends wurde eine kleine Vorstellung mit einer Laterna magica gegeben, die wie auch späterhin häufig genug die Wilden über alle Maßen entzückte und alles Mißtrauen beseitigte. Als nach mehrtägigem Aufenthalte die Wanderung fortgesetzt wurde, traf man öfter auf einzelne Trupps Basé, die aber meist vor den ihnen unbekannten Weißen die Flucht ergriffen. Hierbei zeigte sich der Ruf „maiidah" stets als von geradezu zauberhafter Wirkung, das Wort läßt sich nicht genau definiren, scheint aber ungefähr „wie geht's Euch" und „wir sind Freunde" gleichzeitig zu bezeichnen und die Bedeutung eines Talisman zu haben: die so Angerufenen kehrten stets sofort zurück und boten den Fremden von ihrem berauschenden Getränk, einer aus Durrahirse gebrauten Art Bier an. Sie bewahrten dieses, wie alle Getränke, in Körben, welche die Weiber aus Palmblättern sehr zierlich und sauber, vor allen Dingen auch wasserdicht, geflochten hatten, auf. In eben solchen Körben schleppen die Weiber auch das Wasser, welches stets in einiger Entfernung von ihren Dörfern zu haben ist, herbei.

Beim Passiren eines verlassenen Dorfes, dessen Bewohner von den eigenen Stammesgenossen aus einer benachbarten Ortschaft vertrieben waren, wie dies öfter dort geschieht, gewahrte man in einigen Hütten auch Kochgefäße, Trinkbecher und roh gezimmerte Bettstellen. Mit dem Scheik des Dorfes Mai-Daro (am Flusse Mareb oder Gasch) wurde ein Freundschaftsbund geschlossen; das Ceremoniel dabei bestand darin, daß jener sein Schwert in die Erde stieß und seinen Fuß so daran legte, daß die Klinge zwischen der Fußsohle und der Sandale stak, dann legte er die Hand auf den Schwertgriff und sprach seine Friedens- und Freundschaftsbetheuerungen aus.

Die Reiseroute lag längs des Flusses Gasch, der, in Abessinien entspringend, nur während der Regenzeit fließt und zwar dann als breiter reißender Strom, dessen Wässer aber niemals das Meer erreichen, sondern sich im Sande der Wüste verlieren. Es ist dies derselbe Fluß, der von den Arabern des Sudan Gasch, von den Abessiniern Mareb und von den Basé Sonah genannt wird. Die Temperatur nahm um diese Zeit einen intensiv heißen und trockenen Charakter an; es war im Schatten stundenlang 85 bis 95° F. (24 bis 28° R.), und in der Sonne stieg das Thermometer zuweilen bis auf 164° F. (circa 49,5° R.), während das gewöhnliche Maximum 150 bis 158° F. (38,5 bis 42,5° R.) betrug. Dem gegenüber waren die Nächte besonders gegen Morgen sogar kühl, indem die Temperatur bis auf 4 bis 8° R., einmal sogar bis auf 2° R. sank; für den Menschen ist diese Abkühlung nur von angenehmer Wirkung, da der Körper sich gleichsam von der Hitze des Tages erholt. Der Thau war dabei häufig so stark, daß es morgens so feucht wie nach einer Regennacht aussah, weshalb die Reisenden auch stets unter Zelten schliefen.

Bei einem der täglichen Jagdausflüge sahen sie ein ergreifendes Bild menschlichen Elends: sie fanden einen alten Basé, siech und am ganzen Leibe mit grauenerregenden Geschwüren bedeckt, der als Aussätziger der Sitte des Landes gemäß von seinem Stamme ausgestoßen, allein umherirrte und hungrig über die Eingeweide einer erlegten Antilope herfiel. Die die Reisenden begleitenden Basé schreckten vor jeder Annäherung an den Unglücklichen zurück und waren entsetzt, als jene ihm die besten Stücke des Thieres überließen.

Man war inzwischen in die Nähe der abessinischen Grenze gekommen und mußte dies leider schmerzlich empfinden. Bei einem Jagdausfluge nämlich, der in einzelnen getrennten Partien unternommen wurde, wurden zwei der Jäger mit ihren eingeborenen Dienern von einem großen Trupp aus dem abessinischen Stamme der Dembelas feindselig überfallen und als sie angesichts der Nutzlosigkeit jeder Gegenwehr der großen Masse gegenüber Freundschaftsbezeugungen bekundeten, zwar selbst verschont, aber ihrer Gewehre und eines Pferdes beraubt, während außerdem einer der arabischen Diener, fliehend, durch Speerwürfe so schwer verwundet wurde, daß er nach einige

Tagen qualvollen Leidens starb. Bei dieser Gelegenheit spricht James über den Werth der mitgenommenen Arzneimittel in diesen Gegenden. Eine wohlgefüllte Arzneikiste, sagt er, ist oft für den Reisenden in uncivilisirten Gegenden von größerem Nutzen als ein Revolver, denn nichts gewinnt das Herz eines afrikanischen Wilden mehr als eine tüchtige Dosis stark und rasch wirkender Medicin; eine herzhafte Dosis Crotonöl und Coloquinten (starke Abführmittel) oder Brechweinstein liebt er ganz besonders, vor Schneiden hat er um so mehr Respekt. Stellenweise, z. B. in Kassala, wurde der Arzt der Expedition von circa 200 Menschen täglich konsultirt, denen er unter anderem besonders sogenannte Holloway-Pillen (an Wirkung und Reklame wohl ähnlich den Brandt'schen Schweizer Pillen) verabfolgte. Diese Pillen sind im Sudan so populär, daß James keine Reise in diesen Gegenden ohne einen reichlichen Vorrath davon unternehmen mochte.

Es wurde jetzt nöthig, verschiedene Vorräthe an Lebensmitteln und besonders auch die Zahl der Kameele wieder zu ergänzen, von welchen letzteren auf der bisherigen Reise mehrere gefallen waren. James machte sich daher mit einigen schwarzen Dienern auf den Weg nach Amideb, mehrere Tagereisen nördlich gelegen und unter ägyptischer Hoheit stehend. Es ist dies ein elender Ort, mehr nur ein militärischer Posten mit 800 Mann Garnison und einigen Geschützen, mit den übrigen Städten des Sudan telegraphisch verbunden.

Hierher war die Kunde von dem Unfall der Reisenden an der abessinischen Grenze bereits gedrungen, doch so unbestimmt und unklar, daß James fürchtete, das Ereigniß werde durch die Weiterverbreitung des Gerüchtes in seinen Folgen schlimmer dargestellt und schließlich als ein ganz tragisches Schicksal der Expedition in englischen Blättern bekannt gemacht werden. Um dies möglichst zu verhüten und den Seinigen in der Heimath direkte Nachricht zu geben, telegraphirte er an ein bekanntes Haus in Kairo, von wo aus das Telegramm einer früheren Abmachung gemäß an einen Freund in London weiter befördert werden sollte. Durch eine fatale Verwechslung aber wurde von Kairo aus unter James' eigener Adresse nach London weiter telegraphirt und sein dortiger Hausverwalter hatte nichts eiligeres zu thun, als diese Depesche uneröffnet mit anderen Briefschaften seiner Instruktion gemäß nach Massawa zu schicken, wo James sie später auf seinem Rückwege in die Heimath vorfand. Ein direkter telegraphischer Verkehr aus dem Sudan nach London existirt nicht. Nachdem mit vieler Mühe und für schweres Geld einige Kameele und ein Vorrath der als Futter für dieselben höchst wichtigen Durrahirse erstanden waren, trat man den Rückmarsch zu dem Hauptlager der Expedition und dann mit dieser vereint den Weitermarsch an. Ein Uebelstand hierbei war, daß die Basé abweichend von den übrigen Stämmen gar keinen Zusammenhalt, daß die einzelnen, oft nur wenige englische Meilen von einander entfernten Ortschaften weder befreundete noch verwandtschaftliche Beziehungen unter einander haben, und die Reisenden immer wieder von neuem anfangen mußten, sich die Wilden zu Freunden zu machen. Aus dem eben angeführten Grunde sind Ehen unter nahen Verwandten sehr häufig und werden auch als selbstverständlich betrachtet, so daß es z. B. auch nicht weiter auffiel, daß der Scheik eines Dorfes seine eigene Schwester geehelicht und mehrere Kinder mit ihr erzeugt hatte.

Nachdem bisher meist der Lauf des Flusses Mareb die Richtung der Reise angegeben hatte, beschlossen die Reisenden nunmehr, andere Jagdgründe aufzusuchen und kehrten zunächst nach Haikota zurück, um sich mit neuen Vorräthen besonders an Brot, Zucker, Lichtern u. s. w. sowie mit noch einigen Kameelen zu versehen. Von letzteren waren ihnen bisher sieben gestorben und fünf andere mußten sie als krank in Haikota zurücklassen, wo sie später noch starben. Kameele sind überhaupt difficile Thiere; sind sie sandiges Terrain gewöhnt, so werden ihre Füße bei steiniger Bodenbeschaffenheit leicht unbrauchbar, den aus heißeren Strichen stammenden bekommen die kühlen Nächte nicht, und die an Grasnahrung gewöhnten vertragen kein aus Baumlaub bestehendes Futter und umgekehrt, dabei sind sie so stupide, daß sie sich nicht selbst die ihnen zusagende Nahrung suchen, sondern stets zu derselben hingeführt werden müssen; selbst Giftpflanzen vermögen sie aus eigenem Instinkt nicht zu meiden. Am Mareb verloren die Reisenden mehrere Kameele infolge des Genusses einer von den Eingeborenen Kikabit genannten Schmarotzerpflanze. Zu allem dem kommen noch die Folgen nachlässiger oder übermäßiger Beladung, um wieder diese Thiere für eine Zeit gebrauchsunfähig zu machen. Viele Krankheitszustände, denen sie unterworfen sind, werden von den Eingeborenen unter dem Namen Guffer zusammengefaßt, ohne daß darunter ein bestimmtes Krankheitsbild gemeint ist; manchmal geht Guffer mit Konvulsionen und anscheinend großen Schmerzen einher; die einen halten es für ansteckend, andere nicht, wieder andere führen das Leiden auf den Biß der Tsetse-Fliege während der Regenzeit zurück. Trotzdem giebt James dem Kameel auch als Reitthier in diesen Gegenden den Vorzug, auch weil auf die Dauer das Reiten darauf weniger ermüdend sei als auf Pferden und es sich durch eine kleine Portion Durra in gutem Zustande erhalten läßt.

Von Haikota wurde nun eine südliche Richtung nach dem Flusse Settit hin eingeschlagen, zu welchem der Weg durch eine öde, monotone, oft meilenweit nur von niedrigem, 12 bis 18 Fuß hohem Nadelholz bestandene Gegend führte. Auch der Fluß selbst bot an der Stelle, wo man zuerst an ihn gelangte, ein ödes Bild und trotz des großen Reichthums an Fischen beschlossen die Reisenden wegen des zu spärlichen Jagdwildes weiter flußabwärts zu wandern, um bessere Jagdgründe aufzusuchen. Die letzteren fanden sie denn auch in der Nähe der Ortschaft Om Hagar und zwar in einer Weise, daß James mit wahrer Begeisterung von dieser Zeit spricht; aus seinem wörtlich mitgetheilten Tagebuche über den Aufenthalt in diesem Landstriche (zwischen dem 14. und 15. Grade nördl. Br. und dem 36. und 37. Grade östl. L. von Greenwich gelegen) kann man allerdings auf einen erstaunlichen Reichthum und große Mannigfaltigkeit des Jagdwildes schließen. Antilopen, Büffel, Strauße und kleinere Vogelarten waren die gewöhnliche, Löwen, Flußpferde, Krokodile, Elefanten die oft genug, wenn auch seltener vorkommende Jagdbeute. Das Fleisch wurde meist, soweit es nicht zum eigenen Bedarf nöthig war, den Wilden überlassen, vom Flußpferde wurde nicht nur das in Streifen geschnittene und getrocknete Fleisch mitgenommen und gelegentlich gekocht genossen, sondern auch das Fett des Thieres als sehr willkommener Ersatz für Butter verwerthet, zumal letztere in diesen Gegenden, infolge ihrer Aufbewahrung in schlecht gereinigten Ziegenfellen, einen sehr unangenehmen Beigeschmack hat. Die Haut desselben Thieres wird von den Arabern hochgeschätzt, weil sie daraus Peitschen und zwar angeblich bei richtiger Eintheilung aus einer Haut gegen 200 Stück herstellen, und schließlich lassen sich auch die Zähne zu niedlichen Schmucksachen verarbeiten. Bei diesem vielseitigen Nutzen des Flußpferdes ist es kein Wunder, daß ihm eifrig nachgestellt und es deshalb bald in diesen Gegenden ausgerottet sein wird.

Nunmehr wurde der Rückmarsch angetreten, auf welchem

man noch das merkwürdige Baséдorf Lalatekurah besuchte, welches auf einem mit riesigen Granitblöcken übersäeten Bergabhange liegt. Am Fuße desselben bildet ein Felsenthor den Eingang zu einem schmalen Gebirgspfade, welchen erkletternd man in ungefähr halber Höhe des Berges an die Hütten gelangt, die einfach aus den durch Uebereinanderthürmung von Felsblöcken entstandenen Höhlen bestehen, deren Fugen durch Stroh und Reisig verstopft wurden. In den übrigen Basédörfern, die gleichfalls alle in halber Höhe an Hügel angebaut sind, fand man aus Zweigen gebaute niedrige Hütten mit konisch spitz zulaufendem Dache primitivster Art. Die Ortschaften zahlen theils der ägyptischen Regierung, theils dem König von Abessinien Abgaben, selbstverständlich angesichts ihrer Armuth nur sehr mäßige. Die Frauen werden ebenso wie Schafe und Ziegen als Besitzthum betrachtet. Von einer Gottesidee oder überhaupt von religiösen Vorstellungen fand James bei ihnen keinerlei Andeutung, doch scheint ein Brauch bei Begräbnissen auf die Vorstellung von einem Leben nach dem Tode hinzuweisen; stirbt nämlich ein Basé, so legt man ihm irgend einen von seinen Lieblingsgenüssen während des Lebens, etwa Früchte vom Baobabbaume, Tabak u. s. w. auf das Grab; sind dieselben nach einiger Zeit durch Wind oder auch durch menschliche Beihilfe verschwunden, so nimmt man an, daß der Geist des Todten sie an sich genommen und mit den Seelen der Nachbargräber getheilt habe. Geht das Verschwinden aber unerwartet rasch vor sich, so glaubt man, daß die Geister anderer Verstorbener in den daneben liegenden Gräbern sich die Gegenstände angeeignet haben, weil sie schon lange auf derartige Genüsse haben warten müssen, und man veranlaßt dann deren Angehörige, mehr Fürsorge für die Manen ihrer Verwandten aufzubieten. Die Formalität, mittels welcher ein Baséhäuptling mit einem andern ein Bündniß schließt, schildert James folgendermaßen: es wird eine schwarze Ziege geschlachtet und derselben von jedem der beiden abwechselnd ein Auge herausgenommen, ein Hinter- und ein Vorderbein abgetrennt; eine Andeutung, daß ein Bruch des Bündnisses für den Schuldigen den Verlust des einen oder anderen der genannten Organe zur Folge haben werde. Eine Art Gottesgericht für Diebe besteht darin, daß dieselben zu einem bestimmten, für heilig geltenden Baume in der Nähe des Dorfes geführt werden, von dem sie ohne irgend ein Werkzeug nur mit Hilfe der Finger ein Stück Rinde abzureißen haben; der Baum ist meist so gewählt, daß dies geradezu unmöglich und das Urtheil des Verbrechers von vornherein bestimmt ist.

Ueber den Ursprung der Basé brachte James nur sehr Unbestimmtes in Erfahrung. Sie sollen, wie die meisten Bewohner des Sudan, aus Arabien nach Afrika eingewandert sein, überhaupt nur in der Nähe von Kassala noch etwa 20 bis 30 Familien als die einzigen direkten Nachkommen der Ureinwohner des Sudan existiren. James neigt sich trotzdem mehr der Ansicht zu, daß die Basé zu den Ureinwohnern des Landes zu rechnen seien, wohl besonders im Hinblick auf die viel dunklere Hautfarbe gegenüber der der Nachbarstämme.

Die Heimwanderung ging über Amideb in östlicher Richtung nach Massaua zu, wobei man im ersteren Orte durch die Möglichkeit, im Laden eines griechischen Kaufmannes deutsches Bier zu genießen, sehr überrascht wurde. Der Weg führte an dem Berge Tschad-Amba vorbei, den James im Jahre vorher als der erste Europäer bestiegen hat. Es ist ein isolirter, steil ansteigender Bergkegel, auf dessen höchster Spitze acht abessinische Mönche wohnen, die niemals in die Ebene hinabsteigen, so daß einige derselben schon seit 40 Jahren den Berg nicht verlassen haben sollen. Ihre Nahrung soll hauptsächlich aus Feigen und Brot bestehen. In Senhit oder Keren besuchte man die Missionsstation des Ordens der Lazaristen, die durch sieben Brüder und neun Schwestern dort vertreten sind. In vollständig europäisch angelegten und eingerichteten Baulichkeiten wohnen hier 150 meist abessinische Kinder, empfangen Nahrung und Kleidung und werden erzogen und unterrichtet; außerdem wird die Schule allein noch von ca. 500 Kindern, meist aus Senhit, besucht. Die in der Anstalt aufgenommenen Kinder werden in der Regel ihrer Mutter abgekauft, so auch am Tage der Anwesenheit unserer Reisenden ein zwei- bis dreijähriger Knabe für den Preis von drei Dollars.

Am 15. April gelangte man in die Küstenstadt Massaua am Rothen Meere, wo man die Kameele verkaufte, die mitgenommenen eingeborenen Diener nach Abfütterung mit einem längst versprochenen Ochsen entließ und sich dann nach Suez einschiffte. Hier ging die Reisegesellschaft theils nach England, theils nach Indien aus einander, nachdem als Rendezvous für den darauf folgenden Winter Mexiko bestimmt worden, jedoch in der festen Absicht, in Bälde auch die gesegneten Jagdgefilde des Sudan wieder zu durchstreifen.

Kürzere Mittheilungen.

Paul Höfer über den Feldzug des Germanicus im Jahre 16.

Eine hoch interessante ergebnißreiche Schrift, auf welche wir unsere Leser aufmerksam machen möchten, ist Dr. Paul Höfer's „Der Feldzug des Germanicus im Jahre 16 n. Chr." (Gotha 1884). Nicht nur die historische Auffassung dieses römischen Rachezuges wird eine andere als die bisher gültige, auch für die alte Geographie erwachsen neue Resultate. Die einzige Quelle für jenen Zug ist bekanntlich Tacitus, der hier, wie Höfer nachweist, ausschließlich eine dichterische Quelle, ein Gedicht des Pedo Albinovanus benutzt hat, der den Germanicus zu dem ausgesprochenen Zwecke begleitete, seine in Germanien zu vollbringenden Heldenthaten zu besingen. Aus des Tacitus eigenen Worten aber folgert Höfer, daß der römische Prinz seinen Zweck nicht erreicht hat, vielmehr von den Cheruskern zum Rückzuge gezwungen worden ist, und daß Kaiser Tiberius vollkommen im Rechte war, auf den Prinzen ungehalten zu sein und ihn abzuberufen. Der Verlauf des Feldzuges, der die Niederlage des Varus rächen sollte, ist nach Höfer kurz folgender. Um die Waldgebirge, die seinem Vorgänger verhängnißvoll geworden waren, zu vermeiden, fuhr Germanicus die Ems aufwärts und näherte sich dem Cheruskerlande von Nordwesten her. Nördlich vom heutigen Meppen trat er den Landmarsch an, und zwar wahrscheinlich über die Höhe des Hümling, bei Bühren über die Hunte und dann den sogenannten „Folkeweg" über Mellinghausen bis Sebbenhausen an der Weser und auf deren linkem Ufer aufwärts bis Minden, wo er ein

Lager aufschlug. Möglich, daß der Name Minden aus munitio, der lateinischen Bezeichnung für Lager, entstanden ist; wenigstens erwähnt Ptolemäus in jener Gegend einen Ort Munition. Der erste Zusammenstoß mit den Cheruskern fand auf der Wiese **Idistavisa** statt, welche Höfer mit großer Lokalkenntniß in der Porta Westfalica selbst wiedererkannt hat, und zwar ist es die Uferebene zwischen Weser und Wiedegenberg, dem linken, westlichen Pfeiler der Porta, der jetzt irrthümlich in Wittekindstein umgetauft ist. Dort sowohl als auf dem gegenüberliegenden Berge, dem Tönies-berge (jetzt Jakobsberge) wurde Donnar verehrt, den die Römer mit Herkules identificiren; eine Reihe von Sagen weisen darauf hin, und Donnar selbst soll nach altem Glauben die Porta geöffnet und das Weserthal oberhalb derselben dadurch trocken gelegt und bewohnbar gemacht haben. In der Porta Westfalica erkennt darum Höfer die „**Säulen des Herkules**“ wieder, von denen Tacitus in der Germania spricht.

Bei Idistavisa hatte Germanicus die Germanen umzingelt, aber diese hatten seine Reihen durchbrochen; nur weil die Römer das Schlachtfeld behaupteten, konnten sie sich den Sieg zuschreiben. Daß es ein Pyrrhussieg war, beweist der Umstand, daß die Römer bald darauf den Rückmarsch nach Westen antraten. Denn die Germanen greifen sie zum zweiten Male am **Grenzwalle des Angrivarenlandes** an und dieses war an der Hunte gelegen, im Rücken der Römer, als diese in Minden lagerten. Auch hier gelingt es Germanicus, durch Verrath unterstützt, den Plan der Germanen zu vereiteln und am Abende des Schlachttages ein befestigtes Lager zu errichten und zu beziehen. Dann aber wurde ihm der Boden Germaniens zu heiß, und er kehrte zur Ems zurück, um nach zuletzt durch einen Nordseesturm schwer zu leiden. Den Angrivarenwall will nun Höfer, durch genaue Lokalkenntniß geleitet, beim heutigen Wehrendorf (nordöstlich von Osnabrück, unweit Osterkappeln) wiederfinden, eine Lokalität, die allerdings der Beschreibung bei Tacitus sehr befriedigend entspricht. Dort waren die Römer wie in einer Falle gefangen: zur Linken hatten sie das 170 bis 200 m hohe Gebirge, die westliche Fortsetzung des Wiehen-Gebirges, zur Rechten die Hunte, vor sich den Angrivarenwall und im Rücken die feindliche Reiterei. Von Verräthern gut bedient, konnte Germanicus einen Theil seines Heeres über das Gebirge hinweg den Deutschen in den Rücken senden und aus der Klemme entkommen. Sein dortiges Lager sucht Höfer in dem Gutshofe **Wahlburg**, dessen Name noch an jene Zeiten erinnert (Walahburc = Burg der Wälschen, Römer); derselbe liegt 6 km westlich von dem Punkte, wo die Hunte nach Norden umbiegt. In jener Gegend bei Barenau, Venne, Hunteburg, Engter, sind nun schon seit zwei Jahrhunderten (und wahrscheinlich länger) Münzfunde, fast durchweg den letzten Zeiten der Republik und der des Augustus angehörig, zu Tage gekommen, auf welche Höfer zuerst wieder hingewiesen hat, und die er mit dem Aufenthalte des Heeres des Germanicus in Zusammenhang bringt.

Diese kurze Inhaltsangabe erschöpft natürlich bei weitem nicht die mit tüchtiger Methode gearbeitete Höfer'sche Schrift, die bereits weitere Früchte zu tragen anfängt. Von anderer Seite wird nämlich die Möglichkeit betont, daß jene Münzfunde von der Varus-Niederlage herrühren könnten, und so hat die Berliner Akademie den Numismatiker Dr. Menadier nach jener Gegend entsandt, um die Münzen zu studiren. Im Frühjahre sollen dann topographische Studien und Ausgrabungen folgen.

Die Verwüstung der Wälder in Rußland.

Ueber die Verwüstung der Wälder wird in Rußland sehr bitter geklagt, da der verderbliche Einfluß unwirthschaftlichen Verfahrens sich schon schwer zu rächen beginnt. Zwar hat nach Lehr's Tabelle in Meyer's Jahressupplement V, S. 954 das europäische Rußland und Polen immer noch 194 172 000 Hektar Waldfläche und Finland 19 818 000 Hektar, d. h. es waren von der Gesammtfläche des ersten 38,8, von der des zweiten 56 Proc. mit Wald bedeckt, aber dieser Wald ist sehr ungleich über das Reich vertheilt. Während der Norden noch ungeheure Wälder besitzt, nimmt in den Privatwaldungen Mittelrußlands die Verwüstung schon seit Jahren ungestörten Fortgang. Der Verbrauch von Holz als Brennmaterial für die Fabriken ist ein massenhafter; die des Moskauer Gouvernements sollen 600 000 bis 700 000 Faden Holz im Werthe von 5 bis 6 Millionen Rubel verbrauchen, die Eisenbahnen verschlingen jährlich nahezu ebensoviel und um diesen Bedarf zu decken, müssen jährlich 80- bis 100 000 Desjatinen Wald niedergehauen werden. Von 100 000 Desjatinen Murowscher Wälder, die einst sprichwörtlich waren, sind kaum 35 000 geblieben. Aus allen Gouvernements Mittelrußlands werden bereits bedrohliche Erscheinungen infolge der sinnlosen Ausrottung der Wälder gemeldet. Während man früher im Murowschen Kreise Weizen baute, ist jetzt nicht mehr daran zu denken. Aepfel gab es ehedem im Ueberfluß, jetzt ist der Apfelbaum beinahe ganz verschwunden und der Kirschbaum wird mehr und mehr zum Strauch von kaum Manneshöhe und selbst in dieser Entartung kommt er seltener vor als früher. Nüsse sucht man vergebens; früher war im Murowschen die Gewinnung von Nußöl ein bedeutender Erwerbszweig. Ein Konsulatsbericht meldet, daß man auf den Demidowschen Gütern im Gouvernement Nischni-Nowgorod 1810 arnautischen Weizen, 1840 assyrischen Weizen und 1847 ungarische Gerste säete. Aber mit dem Jahre 1850 beginnt die Dampfschiffahrt auf der Wolga und das Abholzen der Wälder; von diesem Zeitpunkte datirt die Veränderung des Klimas und die verminderte Ertragsfähigkeit des Bodens. Schon 1853 wird kein assyrischer Weizen mehr gesäet, jetzt kommen nur noch nordische Arten fort. 1850 gab der Roggen sechzehnfachen Ertrag, 1855 nur noch zehnfachen, 1860 achtfachen, 1865 sechsfachen und 1870 fünffachen Ertrag. Hafer gab bis 1850 siebenfachen Ertrag, jetzt 1⅕ fachen; Gerste lieferte bis 1850 achtfachen, 1863 nur noch dreifachen Ertrag, jetzt kommt sie gar nicht mehr fort.

Aehnliche Erscheinungen machen sich in der Umgebung Moskaus bemerkbar. Die Sperlingsberge, von denen man eine so wundervolle Aussicht auf die Stadt hat, zeichneten sich ehedem durch ihren Reichthum an Kirschen aus und Aepfel gab es so massenhaft, daß man das Vieh mit ihnen fütterte. Jetzt sind die Aepfelbäume erfroren und die Kirschbäume zu Sträuchern zusammengeschrumpft. Die Birne wird bald gänzlich aus Mittelrußland verschwunden sein.

Die Ertragsfähigkeit des Tschernasom, des Gebietes der Schwarzen Erde, nimmt von Jahr zu Jahr ab, daher sind auch die Getreideexporte von Odessa, des Ausfuhrhafens für diese ganze Gegend, seit 1879, wo dieselben auf die enorme Menge von 15½ Millionen Hektaliter gestiegen waren, auf beinahe die Hälfte gesunken.

Auch auf die Flüsse übt der Waldraubbau seine verderblichen Wirkungen. Namentlich die Verseichtung der Wolga bietet für die wirthschaftlichen Verhältnisse Rußlands eine große Gefahr. Denn das Bassin dieser Hauptverkehrsader des Reiches umfaßt 6 823 000 Quadratwerst, auf denen 32 364 000 Menschen wohnen. Auf dem Strome werden jährlich etwa 635 Millionen Pud Güter befördert, deren Transport gegen 650 Dampfschiffe und etwa 3000 Barken mit einer Ladefähigkeit von etwa 60 Millionen Pud besorgen. Die Güter haben einen Werth von 82 Millionen Rubel und die Transportkosten beziffern sich auf annähernd 23 750 000 Rubel. Die Erhaltung, resp. Wiederherstellung einer genügenden Tiefe des Fahrwassers ist daher eine gebieterische Nothwendigkeit, soll nicht dieser blühende Handel vernichtet werden. Die russische Regierung hat die Gefahren, welche

durch die rücksichtslose Vernichtung der Wälder drohen, auch bereits erkannt und daher bereits im Frühjahre 1884 einen Fachmann aus Petersburg entsandt, um die Ursachen der Veränderung des Klimas, Verringerung der Ernteerträge und Abnahme der Wassermenge der Flüsse eingehend zu untersuchen. Ein Waldschutzgesetz dürfte jedenfalls die Folge dieser Untersuchung sein.

Die Reise des Panditen A...k durch Tibet.

Vor etwa zwei Jahren drangen die ersten Nachrichten über eine ergebnißreiche Reise eines indischen Forschers in die Oeffentlichkeit (vgl. „Globus" Bd. 43, S. 112); aber erst am 8. December 1884 gab General Walker, der frühere Surveyor-General von Indien, in der Sitzung der Royal Geographical Society darüber eingehendere Aufschlüsse, wie folgt:

Im Frühjahre 1878 wurde der Pandit A...k mit dem Auftrage nach Tibet entsendet, die große Hochfläche von Süden nach Norden zu durchkreuzen und in die Mongolei vorzudringen; der Rückweg sollte längs einer parallelen, jedoch neuen Linie gesucht werden. Die Ausrüstung eines buddhistischen Pilgers diente dazu, seine Instrumente zu verbergen, reiche Geldmittel ermöglichten ihm, Waaren zu Lhasa einzukaufen und in der Gestalt eines reisenden Kaufmannes aufzutreten. Gewarnt durch die Schwierigkeiten, welche einige Jahre vorher Nain Singh und andere Forscher bei dem Passiren der von der Regierung von Nepal zur Bewachung der nach Tibet führenden Himalayapässe aufgestellten Wachen gefunden hatten, beschloß er, das genannte Land ganz zu vermeiden und von Dardschiling durch das östlichste Thal von Bhutan seine Reise anzutreten. Mit zwei Begleitern brach er im April 1878 auf und erreichte über Tschumlei und Phari Dschong die Route, welcher Boyle 1774, Turner 1783 und Manning 1811 gefolgt waren, die aber seitdem von keinem Europäer betreten worden ist. Auf einem niedrigen und bequemen Passe überschritt er den Himalaya und drang in Tibet über Giangtsche und längs jenes ringförmigen Sees, der auf allen Karten durch die große, in ihm liegende Insel ins Auge fällt, nach Chambabardschi, auf dem rechten Ufer des Sangpoflusses, vor. Diesen überschritt er auf einer an eisernen Ketten aufgehängten Brücke, die so schmal ist, daß sie nur einem Manne genügende Breite bietet; hierauf erreichte er im September Lhasa. Sein Aufenthalt zog sich in die Länge; er kaufte Waaren und zog Erkundigungen über die nächste nach der Mongolei aufbrechende Karawane ein, um sich derselben anzuschließen; die Furcht vor Räubern verzögerte indessen die Abreise bis zum nächsten Herbst, wo eine Karawane von der Mongolei eintraf, deren eine Hälfte sofort den Rückmarsch antreten wollte. Er schloß sich mit seinen Leuten und einigen anderen Personen, die lange auf Reisegelegenheit gewartet hatten, dieser Gesellschaft an. Wiewohl er ein ganzes Jahr zu Lhasa aufgehalten worden war, hatte er diese Zeit nicht verloren; eine Aufnahme dieses tibetanischen Rom mit seinen Tempeln und heiligen Gebäuden und seinem Kloster von Potola, wo der Dalai Lama residirt, waren die Frucht seines Aufenthalts.

Am 17. September 1879 brach die Karawane auf. Dieselbe bestand aus etwa 100 Personen, zum größten Theile Mongolen, von denen viele von ihren Frauen begleitet waren. Alle Mongolen waren beritten, wie es bei diesem Volke Gebrauch ist, dessen Hirten selbst ihre Schafe zu Pferde bewachen. Die Leute von Tibet gingen größtentheils zu Fuß. Alle waren mit Speeren, Luntenflinten oder Schwertern bewaffnet, um sich gegen Räuber zu schützen, deren drohende Nähe sie in fortwährender Furcht erhielt; während des Marsches zogen der Karawane Berittene voraus, um vor etwaiger Gefahr zu warnen; man schloß enge auf, Nachzügler wurden nicht geduldet. Mit Sonnenaufgang wurde aufgebrochen und nur am Tage marschirt; bei Nacht sorgte eine Wache von zwei Mongolen und zwei Tibetanern für die Sicherheit der Uebrigen.

Sechzig englische Meilen von Lhasa wurde der 15 700' hohe Lani-la-Paß überschritten, worauf die Reisenden sich auf der Tschangtang genannten Hochfläche befanden, welche den größten Theil von Tibet einnimmt (die eigentliche Bedeutung des Namens ist: nördliche Fläche). Aus einem bebauten Lande war man in eine Weidefläche und von angesessenen Bewohnern zu einer nomadischen Bevölkerung gekommen. Man kam an den Gründen vorbei, wo 300 Zuchtstuten gehalten werden, von deren Milch ein zum Gebrauch des Dalai Lama bestimmter Branntwein bereitet wird — der beiläufig gesagt das einzige geistige Getränk ist, dessen diese erhabene Person sich bedienen darf. Während der ersten 180 Meilen war man an etwa 7000 Zelten vorübergekommen, während der übrigen 240 Meilen aber, die man auf dem Tschangtang machte, fand man die Gegend ganz unbewohnt; fünf Reiter, die man für Räuber hielt, und die Mitglieder einer einzigen Karawane, welche aus der Mongolei nach Lhasa zog, waren die einzigen lebenden Wesen, die man antraf. Diese Gegend bleibt den wilden Thieren überlassen; weder aus Tibet noch der Mongolei kommen Nomaden dorthin. Die Höhe, auf welcher die Lagerplätze auf der Tschangtangfläche sich befanden, wechselte zwischen 13 500 und 15 000 Fuß; der höchste Paß, den man überschritt, erreichte 16 400 Fuß. Er befand sich in der Donglakette, welche die Wasserscheide zwischen dem oberen Becken des Yang-tse-kiang und dem Mekong bildet. Nachdem die Reise in solcher Höhe fünf Wochen gedauert hatte, kam der Pandit zu einer Kette, welche die Eingeborenen Angirtakschia nannten. Sie bildet die nördliche Grenze des Tschangtang und wird für eine Fortsetzung der Kuen-lün-Kette gehalten. Die Karawane verließ die Hochfläche durch einen Paß, der genau dieselbe Höhe wie der Lani-la (durch den man auf dieselbe gelangt war) hatte, und kam nun in die Ebene von Zaidam; nach wenigen Tagen war man bis zu einer Höhe von 9000 Fuß hinabgestiegen und befand sich in einem verhältnißmäßig warmen Klima und einem gut angebauten und bewaldeten Lande. Man ruhte einige Tage in Thingkali aus und war im Begriffe, nach Hoiduthara aufzubrechen, als man von einer Schar von 200 Räubern angegriffen wurde. Dieselben wurden zwar zurückgeschlagen, hatten jedoch einen großen Theil der Waaren und sämmtliche Lastthiere des Reisenden mit fortgeführt; glücklicherweise rettete er seine Instrumente und Aufzeichnungen. Trotz seines Verlustes entschloß sich der Pandit, die Zaidamebene zu durchkreuzen und kam im December 1879 nach Hoiduthara. Hier blieb er bis zum März, reiste dann auf dem Wege nach Satschu weiter, wurde jedoch, weil er Verdacht erregt hatte, nach einigen Tagemärschen in der Nähe des Lob-nor zur Rückkehr gezwungen. Er wendete sich nun auf einer weiter östlich gelegenen Linie nach Dartschendo an der Grenze Tibets und des eigentlichen Chinas. Viele Händler, die in China Thee eingekauft hatten, dessen Menge der Pandit auf 300 000 Pfund schätzte, befanden sich hier auf dem Rückwege nach ihrer Heimath; von hier wendete er sich nach Westen und erreichte Lithang, eine der höchsten Städte in der Welt (13 300 Fuß). In diesem Distrikte herrschten die Pocken; zum Schutze gegen dieselben wurde auf Anordnung der chinesischen Aerzte eine Art Staub geschnupft, der aus getrockneten Pusteln von Pockenkranken bereitet war; hierdurch wurde, gerade wie durch Impfung, eine mildere Form der Krankheit hervorgerufen, welche dem Patienten Seuchenfestigkeit gegen die gefährlichere Form gab. In Sama, im tibetanischen Distrikt Zayul an der Grenze der Mischmis, befand er sich nur dreißig Meilen von der englischen Grenze, wagte jedoch nicht, das Gebiet dieses Räuberstammes zu betreten und mußte daher den großen Umweg über Lhasa machen.

Alle seine Beobachtungen während seiner Züge über das

Hochland beweisen, daß der Sangpo sich in den Brahmaputra ergießt. Im November 1882 erreichte der Pandit mit einem Begleiter — der Diener hatte ihn schon verlassen, ehe er den Rückweg antrat — Dardschiling, nachdem er in vier und einem halben Jahre 2800 Meilen zurückgelegt hatte; es war ihm geglückt, eine zusammenhängende Wegeaufnahme (die Distanzen abgeschritten, die Richtungen mit der Bussole bestimmt) und alle seine Aufzeichnungen zurückzubringen. Seine Nationalität und seine Kenntniß der tibetischen Sprache ermöglichte es ihm, in Gegenden einzudringen, die allen Europäern bis jetzt verschlossen geblieben sind.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Verein für Erdkunde zu Halle a. S., unter Leitung von Prof. Kirchhoff, entwickelt eine große Rührigkeit in der näheren Untersuchung der thüringisch-sächsischen Länder. Seine „Mittheilungen" für 1884 (Halle, Tausch & Grosse) enthalten außer dem bereits im „Globus" (Bd. 46, S. 31) angezeigten Rackwitz'schen Aufsatze „Zur Volkskunde von Thüringen" namentlich zwei Preisarbeiten, eine von Gustav Reichel über die orohydrographischen Verhältnisse des Thüringer Centralbeckens und eine zweite von B. Haushalter, welche unter Beigabe einer Karte die Mundarten des Harzes und Fichtelgebirges behandelt und dort die Grenzen zwischen Nieder- und Mitteldeutsch, hier diejenigen zwischen Obersächsisch, Ostfränkisch, Oberpfälzisch und Tschechisch zieht. Wohl derselben Initiative verdankt man das 1. Heft der „Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Thüringerwaldes", welche im Auftrage der wissenschaftlichen Kommission des Thüringerwaldvereins Dr. Fr. Regel herausgiebt. Dasselbe enthält von Prof. Kirchhoff eine Abhandlung über die Namen des Thüringerwaldes im Alterthume und Mittelalter und die Erstlingsergebnisse der Beantwortung des vom Verein umgesandten Fragebogens, welche manches Interessante über Natur- und Bevölkerungsverhältnisse beibringen; ferner phänologische Beobachtungen von Fr. Thomas.

— Charles Rabot hat seine geologischen und topographischen Arbeiten in Skandinavien während des verflossenen Sommers fortgesetzt und im Juli die Aufnahme des großen Gletschers Svartisen vollendet. Später im August und September nahm er den Pasvig, den Ausfluß des Enara-Sees in Russisch-Lappland und den Tulom von dem Notozero bis zu seiner Mündung in den Meerbusen von Kola auf.

— In Betreff der „neuesten" Zählung der Bevölkerung von Rumänien (s. „Globus" Bd. 46, S. 285), welche den „Times" entnommen war, werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß in neuerer Zeit kein Census in Rumänien stattgefunden hat. Dem Gothaer Almanach wurde officiell vom 2. Oktober 1878 geschrieben (s. Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde VI, S. 20) und seitdem bestätigt, daß keine andere Volkszählung als die von 1859 bis 1860 stattgefunden habe, und man nach dem jetzigen Gebietsumfange (d. h. mit der Dobrudscha) die Bevölkerung annähernd auf 5 376 000 Seelen schätze, eine Zahl, die allen statistischen Berechnungen zu Grunde gelegt werde.

— Die ostrumelische Regierung beschäftigt sich mit dem Projekte einer Eisenbahnverbindung zwischen der Hauptstadt Philippopel und dem Hafen Burgas am Schwarzen Meere und zwar direkt über Tschirpan und Eski-Zagra. Sie bezweckt damit, Burgas als Ausfuhrhafen zu heben; denn dies hat viel verloren, seitdem Dede-aghatsch am Aegäischen Meere mit Adrianopel durch eine Bahn verbunden und trotz seiner schlechten Rhede von der kaufmännischen Welt zum Exportiren bevorzugt wurde. Einfacher und billiger wäre es freilich, wenn nur zwischen Jamboli, welches bereits durch eine Bahn und zwar ganz auf ostrumelischem Boden mit der Hauptstadt in Verbindung steht, und Burgas Schienen gelegt würden.

Asien.

— Die persische Regierung hat in Bremen zwei Dampfer erbauen lassen, welche zu Anfang 1885 nach dem Persischen Meerbusen übergeführt werden sollten. Während der kleinere, „Susa" mit Namen, der erst Basra gegenüber bei Dubbash zusammengebaut werden wird, den Karunfluß als Polizeiboot befahren soll, wird der größere „Persepolis" in Buschehr stationiren, um die Perlfischereien des Persischen Meerbusens zu beaufsichtigen und die Ueberfahrt der Pilger von Buschehr nach Dschidda, dem Hafen Mekkas, zu bewerkstelligen.

— Aus Kalkutta wird berichtet, daß der Emir von Afghanistan einige Beamte nach Bombay gesandt hat, um Vorbereitungen für die Beleuchtung seiner Hauptstadt Kabul mit elektrischem Lichte zu treffen.

— Die räuberischen Stämme der Katschin (Kakhyen) oder Singphoos — nach anderer Angabe waren es Chinesen — haben kürzlich ihre oft wiederholte Drohung wahr gemacht und die birmanische Grenzstadt Bhamo am Irawadi zerstört. Dieselbe ist zwar nur ein kleiner verpallisadirter Ort von wenigen hundert Häusern, die von chinesischen und Schan-Kaufleuten und einigen birmanischen Beamten bewohnt werden, aber wichtig für den Handel; bis da hinauf befahren Dampfschiffe den Irawadi und von dort nimmt die wichtige Handelsstraße nach Talifu in Jünnan ihren Anfang. Eine Zeitlang hatte deshalb dort ein englischer Konsul seinen Sitz. Die Zerstörung ist ein trauriger Beweis für die Zerrüttung, in welche Birma durch König Thebaw's Mißwirthschaft gerathen ist.

— Vom 26. Juni 1881 bis 30. Juli 1882 hat J. S. Poljakow die wenig bekannte Insel Sachalin bereist und dort große zoologische und ethnographische Sammlungen zusammengebracht. Die Briefe, welche er von dort aus an den Sekretär der Petersburger geographischen Gesellschaft geschrieben, hat Professor A. Arzruni jüngst aus dem Russischen übersetzt und dadurch einem weiteren Kreise zugänglich gemacht (Reise nach der Insel Sachalin in den Jahren 1881—1882. Von J. S. Poljakow. Berlin, A. Asher & Co. 1884). Die Insel ist von großer landschaftlicher Einförmigkeit und hat ein rauhes, kaltes Klima, weil ihre Küsten von kalten Meeresströmungen bespült werden; die zahlreichen Flüsse und Bäche, welche von den 600 bis 900 m und mehr hohen Gebirgen herabkommen, neigen zu Ueberschwemmung und Sumpfbildung, so daß an Ackerbau, durch welchen die Regierung die Insel zu heben hoffte, dort nicht zu denken ist. Mehr läßt sich von Gemüsebau und Viehzucht erwarten; reichen Ertrag dagegen bietet die große Fischmenge (Salmoniden, Delphine, Walfische) in den Flüssen und im Meere, welche jetzt hauptsächlich von Japanern ausgebeutet wird. Auch besitzt Sachalin zahlreiche Kohlenflötze, deren Abbau indessen jetzt noch nicht lohnt. Ueber die Bewohner der Insel, sowohl die prähistorischen, welche wahrscheinlich Ainos waren,

als auch die jetzigen (Giljaken, die denselben verwandten Oroken, einige Russen und Japaner an der Ostküste), hat Poljakow viel Interessantes gesammelt, was späterer Veröffentlichung vorbehalten bleibt. Er weist einstweilen nur darauf hin, daß die Bewohner namentlich des südlichen Theiles von Sachalin von den Japanern, die im Sommer dort Fischfang treiben, stark beeinflußt werden, und daß dieser Einfluß Jahrhunderte lang angedauert hat. In den Sagen der Giljäken fällt dem Bären (Bujo-endur) die Rolle eines Halbgottes oder eines Gottes zu. Nur im Sommer erscheint er in thierischer Gestalt; im Winter dagegen baut er sich im Gebirge eine Jurte und lebt wie ein Giljäk oder Orok, sich mit denjenigen Speisen nährend, die er im Traume sieht. Er beschützt den Menschen beim Fischfange und geleitet denjenigen, der sich unterwegs verirrt, nach Hause, unter der Bedingung, daß der Mann eine bestimmte Zeitlang im ehelichen Leben Abstinenz üben soll, widrigenfalls ihn der Tod ereilt. Auch der Fuchs wird als Verkörperung der List, als dem Menschen Schaden zufügendes Princip vergöttert. Er erscheint dem Oroken oder Giljäken im Walde in Gestalt seiner Frau und sucht ihn zu verführen, in welchem Falle aber sofort der Tod des Sünders erfolgt. — Im Anschlusse hieran sei mitgetheilt, daß der Topograph Nikitin eine neue Karte von Sachalin vollendet hat, wonach die Insel wesentlich größer ist, als bisher angenommen wurde, nämlich 73 529 qkm, während Reclus 63 600, Strelbizki 67 018 qkm angaben.

— Die „Nowosti" theilen mit, daß das sogenannte Berg-Departement eine Expedition nach West-Sibirien ausrüsten wird. Der Zweck derselben soll eine genaue Untersuchung der jüngst entdeckten Schwefellager sein. Den Eingeborenen waren dieselben schon längst bekannt, nach Rußland aber kam die erste Kunde durch den Lieutenant Kalitin. Später wurde durch den Berg-Ingenieur Konschin in einem Hügel bis zu 500 Millionen Pud Schwefel entdeckt; solcher Hügel, in welchen man aus untrüglichen Kennzeichen Schwefel erwarten darf, sind mehr als zehn bekannt. Reiche Schwefellager sind im allgemeinen selten, bis jetzt wurde Europa vorherrschend durch Schwefel aus Sicilien versorgt. Im russischen Reiche wurden bisher Schwefellager in Dagestan und zwar in Tschirkot, nicht weit von Petrowsk, bearbeitet. Mit Rücksicht auf die obigen Nachrichten, meint die Zeitung, daß in kurzer Frist die sibirischen Schwefellager den sicilianischen starke Konkurrenz bereiten werden. — Die geplante Expediton soll St. Petersburg im Februar 1885 verlassen.

— Aus Werny schreibt man: Nach angestellten Erhebungen sind bis zum 1. Juli 1884 aus dem Kuldsha-Gebiete in das Gebiet von Semiretschensk übergesiedelt 4682 Dunganen (1147 Familien), welche in den Ortschaften Alexandrowskoje, in den Städten Pischbek, Werny, Dscharkent und in zwei Gemeinden des Kreises Werny Wohnplätze erhalten haben; ferner 45,373 Tarantschen beiderlei Geschlechts (in 9752 Familien), welchen in der Umgegend von Dscharkent und im Kreis von Werny Wohnplätze angewiesen wurden. Im Ganzen sind es 50,055 Individuen beiderlei Geschlechts, nämlich 21 067 weibliche und 2289 männliche, welche in 10 899 Familien leben. (Wostotschnoje Obosremje.)

— Nicht ohne Interesse sind die Nachrichten über die Ausbreitung des Christenthums unter den heidnischen Volksstämmen im fernen russischen Ostasien. Bis jetzt fand das Christenthum unter den Golden, Giljäken, Tungusen, Jakuten, Orotschonen, Tschukschten und Korjäken nur sehr wenig Eingang. Die Ursache dafür lag daran, daß die russischen Missionare ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich darauf richteten, die Quantität der Getauften zu vermehren, aber um die Erhaltung und Pflege der christlichen Religion unter den neubekehrten Heiden sich nicht bemühten. In der allerletzten Zeit nun hat die unter Leitung des Bischofs von Kamtschatka, Martimian, stehende Mission ihre Hauptthätigkeit in die Uebersetzung der Heiligen Schrift in die Sprache der Heiden und in die Erweiterung der für die Heidenkinder bestimmten Schulen gelegt. Gegenwärtig sind schon die Evangelien Matthäus, Markus und Lukas in das Koreische übersetzt; ebenso das Evangelium Matthäus ins Goldische; ein goldisches ABC und ein russisch-goldisches Lexikon sind zusammengestellt worden, und alles soll demnächst gedruckt werden. Schulen, welche von den Missionaren geleitet werden, giebt es sieben; es werden darin etwa 200 Heidenknaben unterrichtet. Leider haben die Schulen wegen der kargen Mittel nur ungenügende Lehrer und Lehrmittel. Das Conseil der orthodoxen Missionsgesellschaft zahlt für jeden Schüler jährlich 25 Rubel, was mit Rücksicht auf die große Entfernung gewiß nicht viel ist. — Da die Eltern ihre Kinder sehr gern in die Missionsschule schicken, so liegt es in der Absicht, in kürzester Frist noch einige ähnliche Schulen zu eröffnen, namentlich am Unterlaufe des Amur — Mit besonderem Erfolge verbreitet sich das Christenthum unter der koreischen Bevölkerung. (Nowosti 1884.)

Afrika.

— Die französische Regierung hat einen Kontrakt abgeschlossen wegen Legung eines Kabels von Zanzibar nach Mayotte, Nossi Bé, St. Mary und Tamatave, welches im kommenden Juni vollendet sein soll. Die Gesellschaft wird das Kabel nach Réunion und Mauritius weiter führen.

— Im November- und Decemberheft der „Proceedings of the Royal Geographical Society" veröffentlicht Konsul O'Neill in Mozambique die Beschreibung und Karte seiner vom 1. Juni 1883 bis 20. Januar 1884 dauernden Reise nach dem Schirwa- oder Kilwa-See (vergl. „Globus" Bd. 45, S. 207), welche einen gewaltigen, bisher gar nicht bekannten Theil Afrikas aufgeschlossen hat. Sein Hauptergebniß in geographischer Beziehung ist der Nachweis, daß der Ludschenda, der große südliche Zufluß des Rovuma, nicht aus dem Kilwa-See, sondern aus kleineren Seen nördlich davon entspringt, von welchen der Kilwa wenigstens heutigen Tages durch eine geringe Bodenanschwellung getrennt ist. Der Kilwa mag in früheren Zeiten größer gewesen sein und dem Ludschenda seinen Ursprung gegeben haben; heute ist er salzig, also abflußlos und im Eintrocknen begriffen. Der Reiseweg O'Neill's von der Küste nach dem Kilwa (zwischen 15° und 16° südl. Br.) hat sich als eine bequeme, leichte und sichere Straße nach dem innerafrikanischen Seengebiete herausgestellt; die Eingeborenen sind durchaus friedlich und entgegenkommend, die Gegend, namentlich bei dem zu 9000 Fuß ansteigenden Namuli-Gebirge, landschaftlich schön, gesund und für Anlage einer Station sehr geeignet. Das Innere ist dicht bevölkert, unter 15° südl. Br. von den Lomwe, südlich davon und längs der Küste von den Makua, zwei von einander verschiedenen Stämmen; der Küstenstrich jedoch, und zwar 2 bis 3 Längengrade landeinwärts, ist durch den Sklavenhandel verödet und es wird schwer halten, Ackerbau und legitimen Handel dort einzubürgern, weil sämmtliche Häuptlinge am Sklavenhandel betheiligt und an seinem Fortbestehen lebhaft interessirt sind. Seitdem hat Mr. O'Neill schon wieder eine neue Tour in jenen Gegenden ausgeführt, indem er von der Missionsstation Blantyre (im Becken des Kilwa-Sees) aus den Ruo, einen nördlichen Zufluß des Schire und angebliche Grenze des portugiesischen Kolonialbesitzes, untersucht hat.

— Mit ganz besonderer Liebe und größerer Ausführlichkeit behandelt, als andere Theile Afrikas in demselben Sammelwerke ist Prof. Gustav Fritsch's „Südafrika bis zum Zambesi" („Das Wissen der Gegenwart", 34. Band), indem die erste Abtheilung desselben, die ein ganzes Bändchen füllt, nur das Land selbst mit seinen thierischen und pflanzlichen Bewohnern bespricht. Hier kommen besonders Geographie und Geologie zu ihrem Rechte, das ihnen in anderen Bänden öfters gekürzt wird. Die genaue Sachkenntniß des Autors,

seine Kritik, sein guter Humor, vorzügliche Bilder, zum Theil nach Photographien, das alles macht das Büchlein zumal in gegenwärtigen Zeiten kolonialer Besitzergreifung überaus lesenswerth. Der Wunsch des Autors, den er in der Vorrede andeutet, daß anstatt des öden Namaqualandes „lachende Gefilde derselben Breiten" uns Deutschen dort zu Theil werden möchten, scheint ja sich rasch erfüllen zu sollen. Aber wohl ist zu beherzigen, was er von der afrikanischen Natur sagt. „Mag sie dem Fleißigen Gold und Diamanten bieten, Gemüthlichkeit bietet sie dem Kolonisten kaum; wer im Lande sich wohl fühlen will, muß hart und weich vertragen können; die afrikanische Natur ist bei aller Großartigkeit in ihrem Gesammtcharakter grausam und zur Grausamkeit hat sie die ihr zugehörigen lebenden Geschöpfe, Mensch und Thier, erzogen."

— Die Lüderitz'sche Expedition in das Herero-Land (vergl. „Globus" Bd. 46, S. 16) ist am 3. Oktober 1884 nach der Küste zurückgekehrt. Ihr Leiter, Lieutenant Israel, schreibt von dort unter anderem: „Kamaherero auf Okahandie, König der Damaras, erließ eine Proklamation, wonach er das gesammte, den Topnaars, Bastards und Swartboys gehörige Gebiet unter seine Protektion stellt. Dr. Pechuel-Lösche und Dr. Höpfner, unser wissenschaftlicher Berather, haben soviel wie nichts ausgerichtet, auch keine Koncession erhalten, die Minen zu bearbeiten. Das den Topnaars gehörende Gebiet (von der englischen Regierung anerkannt) konnte jedoch für Rechnung Lüderitz' angekauft werden. Wir haben massenhaft Kupfer gefunden und halten das Land für äußerst werthvoll. Mit dem nächsten Schiffe kommen die Herren Dr. Höpfner und Dr. Pechuel-Lösche nach Europa, etwa zehn Tage später als dieser Brief, also wahrscheinlich kurz nach Weihnachten." Okahandie, eine Missionsstation, liegt ca. 250 km landeinwärts von der Walfischbai, unter 23° südl. Br. Die Topnaars sitzen unmittelbar östlich von dem englischen Gebiete an der Walfischbai, die Swartboys einen Breitengrad weiter nördlich.

— In Leiden ist ein Bericht von der niederländischen Afrika-Expedition vom 18. November 1884 eingelaufen. Herr D. D. Veth ist endlich am 13. November in Banana angekommen, und gegen Ende November beabsichtigte die Expedition nach Mossamedes, dem eigentlichen Felde ihrer Thätigkeit, aufzubrechen.

— Die Vertreibung der amerikanischen Missionare aus Bihé (s. „Globus" Bd. 46, S. 351) hat eine gute Wendung genommen. Kaum hatten dieselben ihre Stationen in Bihé und Bailunda verlassen, als von Osten her der Glasgower Missionar F. Arnot, welcher zwei Jahre lang in Lialui am oberen Zambesi gewirkt hatte, eintraf. Er hatte von einem Häuptlinge geheimnißvolle Winke erhalten, das Land der Barotse zu verlassen, und als er das gethan, war Bürgerkrieg ausgebrochen und sein Freund, der König der Barotse, getödtet worden. Sein Erscheinen in Bailunda setzte die Eingeborenen dermaßen in Erstaunen und Verwirrung, daß er, dieselbe benutzend, ein Schiedsgericht der Aeltesten versammelte und die Rückberufung der Amerikaner erreichte. Arnot beabsichtigt, an den Zambesi zurückzukehren.

— Anfang 1885 geht eine italienische Expedition, bestehend aus den Schiffen „Garibaldi" und „Vespucci" mit 300 Matrosen und 40 Officieren, nach Lagos und dem Kongo ab. Der durch seine Reisen in Abessinien bekannte Kapitän Cecchi, welcher dieselbe begleitet, soll mit kleinen Dampfern bis zu den Katarakten des Kongo aufwärts fahren und von dort in das Innere eindringen. Die Dauer der zugleich wissenschaftlichen und politischen Expedition ist auf anderthalb Jahre veranschlagt.

Nordamerika.

— Der Umstand, daß Panama in der Kalmenzone liegt und Segelschiffe sehr häufig Schwierigkeiten finden, ohne Schlepper von dort wegzukommen, hat den englischen Kapitän Bedford Pim veranlaßt, ein neues Projekt zu einer Verbindung der beiden Meere mit Hilfe des Nicaragua-Sees und des San Juan-Flusses auszuarbeiten, daß sich auf dreijährige genaue Untersuchungen an Ort und Stelle stützt. Neu ist dabei der Gedanke, den Kanal nicht für den vollen Tiefgang der Schiffe einzurichten, sondern ihm nur 8 Fuß Tiefe zu geben und die Schiffe auf kolossale Pontons oder schwimmende Docks von nur 6 Fuß Tiefgang zu stellen, welche durch Dampfmaschinen gezogen werden. Es wäre das billiger und wohl auch bequemer und sicherer, als der Plan des Kapitän Eads, der bekanntlich die Schiffe auf einer kolossalen Eisenbahn über die Landenge von Tehuantepec transportiren will. Um die vielen Krümmungen des San Juan zu vermeiden, soll ein Kanal von seiner Mitte an etwas oberhalb der Einmündung des San Carlos nach Greytown geführt werden, wo man den verschlammten ehemaligen Hafen ohne übergroße Kosten wieder in Stand setzen könnte. Der Rücken zwischen dem Nicaraguasee und dem Stillen Ocean ist nur 40 Fuß höher, als das Niveau des Sees, also unschwer zu durchstechen; bei Brito an der Küste wäre leicht ein Hafen einzurichten. Der Kanal würde zwölf Schleusen erfordern, fünf auf der atlantischen und sieben auf der pacifischen Seite. Die Differenz in der Fahrzeit zwischen den nordamerikanischen Häfen und Kalifornien würde gegen vierzehn Tage betragen, da die Segelschiffe dann den großen Umweg sparen würden, den sie jetzt machen müssen, um günstigen Wind zu finden, in umgekehrter Richtung freilich nur vier Tage. — Inzwischen ist ein anderes Projekt des nordamerikanischen Ingenieurs A. G. Menscal, welcher etwa auf derselben Linie einen Schiffskanal zu erbauen gedenkt, Gegenstand eines Vertrages zwischen den Vereinigten Staaten und Nicaragua geworden, und schon am 20. December 1884 hat eine „naval surveying party" behufs Vervollständigung der Aufnahmen sich von New York nach Nicaragua begeben. Bei der bekannten Animosität der Amerikaner gegen den Panamakanal ist dieses Projekt wohl ernsthafter zu nehmen als sonst; doch läßt es sich nicht verkennen, daß ihm große Schwierigkeiten zunächst politischer Natur entgegenstehen. Denn da die Vereinigten Staaten sich außer den beiden Häfen Greytown und Brito auch einen Streifen Landes von je 3 Miles Breite zu beiden Seiten des Kanals mit allen Rechten wollen abtreten lassen, so gerathen sie dadurch in strikten Widerspruch mit dem Clayton-Bulwer-Vertrage von 1850 und setzen sich damit dem Veto Englands aus, vielleicht auch demjenigen ihres eigenen Senates und Congresses, welche sich außerdem mit dem Aufbringen des erforderlichen Kapitals von einer Viertelmilliarde Mark zu beschäftigen haben werden.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVII. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1885.

Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

XI. (Schluß.)

Nach dem, was in dem vorigen Artikel gesagt worden ist, wird die hier beigegebene Karte der toltekischen Wanderungen leicht zu verstehen sein. Als das Volk nach Zerstörung seines Reiches südlich und südöstlich ziehend die Küste des Meerbusens von Mexiko erreichte, trennte sich nach Torquemada's Angabe eine Abtheilung und stieg nordwestlich in die Huasteca hinauf, während die Hauptmasse der Küste des Golfs folgte. Letztere gründete Blasillo, wo sich Tempel und Paläste finden, und Comalcalco, das alte, oben erwähnte Centla. Hier zweigte sich wiederum ein Theil ab, ging um die Lagune von Carmen herum und drang über das heutige Campeche in Yucatan ein; das war der toltekische Zweig, von dem die Cocomes herstammten, und welchem man Ake, Izamal, Mayapan u. s. w. zuschreiben darf. Eine andere Abtheilung drang nach Süden vor und gründete Palenque, Ocosingo, Lorillard City und weiterhin Tikal. Dort fand wieder eine Gabelung statt, von der wir gesprochen: ein Theil, von welchem die Tutulxius herstammen, zog nach Norden und gründete in der Sierra die Städte Iturbide, Labna, Kabah, Uxmal und Chichen-Itza, während der andere erst Coban im Süden, dann Copan und Quirigua baute und sich dort wieder mit dem Pacificzweige vereinigte. Dieser, welcher sich schon etwas von dem Stamme von Tula unterschied, kam von Toluca und Cuernavaca her, war durch die Landschaft Misteca, dann durch das Land der Zapoteken und über Oaxaca und Tehuantepec gezogen, um in Guatemala die Fürstenthümer Utatlan, Xelahu, Atitlan und Patinamit zu gründen und in Copan wieder auf den nördlichen Zweig zu stoßen. Das sind natürlicherweise nur die allgemeinen Daten über diese Wanderungen; eine Masse von Ortschaften, die sich noch angeben ließen, sind hierbei übergangen, und eine ebensolche Menge kennt man bis heutigen Tages noch nicht und wird sie erst später entdecken. Schließlich findet man auf dem Kärtchen noch die Rückwanderung der Itzaes von Chichen nach Tayasal angegeben.

* * *

Charnay übergeht nun einen Theil seiner Reise in Centralamerika, welcher etwa zwei Monate in Anspruch nahm, und versetzt uns mit einem Sprunge von Copan an der Grenze Guatemalas gegen Honduras westwärts nach Oaxaca in Mexiko, um von dort aus die Ruinen von Mitla zu besuchen. Der Weg dorthin führt bei einem prachtvollen Kirchhofe, dem sogenannten Pantheon, vorbei, zunächst nach dem durch seine Hahnenkämpfe berühmten Santa Lucia; zwei Stunden weiterhin liegt, unter dem Grün von Gujava-, Cherimoja- und Granatbäumen versteckt, das hübsche Dorf Santa Maria del Tule, welches eine in der ganzen Republik bekannte Merkwürdigkeit umschließt, den alten, den Hof einer kleinen Kapelle beschattenden Baum Sabino. Von fern läßt seine Laubmasse auf die Existenz eines kleinen Gehölzes schließen; von nahem aber überrascht der Baum durch seine gewaltige Entwickelung. Der größte Durchmesser des Stammes mißt 14 Schritt oder 13 m; an einer anderen Stelle mag er deren 10 haben, und noch in einer Höhe von 20 Fuß bewahrt er dieselben Dimensionen. Dort spaltet er sich,

und seine gewaltigen Aeste, die hundertjährigen Eichbäumen gleichen, breiten sich von da an etwa 100 Fuß weit aus. Seine Höhe steht zu seinem gewaltigen Umfange nicht im richtigen Verhältnisse und übersteigt wahrscheinlich nicht 90 Fuß. Außer den gewaltigen Dimensionen überrascht den Beschauer noch besonders seine erstaunliche Lebenskraft; er strotzt von Saft, und Einschnitte in die Rinde sind nicht länger als ein Jahr nachher zu bemerken. Allerdings wachen auch die Indianer darüber, daß keine profane Hand sich an dem ehrwürdigen Pflanzenriesen vergreife; wie alles, was mit der Vergangenheit ihres Volkes zusammenhängt, bringen sie auch ihm eine abergläubische Verehrung entgegen. Niemand darf ihn besuchen, ohne daß sie ihn beaufsichtigten; Tag für Tag wird der Boden um seinen Fuß herum gefegt und gereinigt, und sie dulden nicht, daß man auch nur den kleinsten Zweig von ihm abbricht. Einige Reisende meinen, daß dieses Wunder von Baum durch Zusammenwachsen von drei verschiedenen Stämmen entstanden sei; Charnay hat ihn jedoch sorgfältig untersucht und nur einen einzigen Stumpf entdecken können, dem bei seiner Kraft noch Jahrhunderte der Existenz bevorzustehen scheinen.

Oestlich von Santa Maria del Tule verengt sich das Thal; man passirt zuerst Tlacolula und dann Hügel mit zu Tage liegenden Steinbrüchen, in denen sich noch Blöcke finden, die von den alten Erbauern Mitlas halb vollendet hinterlassen worden sind. Rechts führt nun der Weg nach San Dionysio, dem letzten Dorfe der Ebene, links nach einem fast gar nicht bebauten und von nackten Bergen umgebenen Thale, welches die Ruinen von Mitla umschließt. Es herrscht dort beständig ein heftiger Wind, welcher alles austrocknet, und von Pflanzenwuchs finden

Karte der toltekischen Wanderungen.

sich fast nur die fleischigen Pitayales, welche als Zäune dienen und die köstliche Pitayafrucht liefern. Dieselbe hat die Größe eines Schwaneneies, rothgelbes, mit schwarzen Punkten durchsetztes Fleisch und einen Geschmack wie die Erdbeere; sie dient in der Hitze als beliebte Erfrischung und die Bewohner verdienen mit ihr auf dem Markte von Oaxaca ein hübsches Stück Geld.

Die Ruinen von Mitla, welche zur Zeit der Conquista einen weiten Raum bedeckten, bestehen heute nur noch aus einer Gruppe von sechs zerfallenen Palästen und drei Pyramiden. Das erste Gebäude im Norden auf dem Abhange eines Hügels ist das sogenannte Haus des Pfarrers, ein Durcheinander von Höfen und Gebäuden mit Zierrathen von Reliefmosaik von sehr reiner Zeichnung. Unter den Vorsprüngen der Einfassungen und an jeder gegen das Wetter geschützten Stelle im ganzen Palaste finden sich Reste sehr primitiver Malereien, grobe Götzenbilder und Mäanderlinien, deren Bedeutung uns unbekannt ist. Dieselben stechen dermaßen von der korrekten Architektur und ihrer wunderbar gearbeiteten Mosaikausschmückung ab, daß man fast zu dem Schlusse kommt, so verschiedene Kunstübungen könnten nicht von demselben Volke herrühren.

Die daneben stehende Kirche ist durchweg aus Materialien, die ursprünglich zu diesem Palaste gehörten, erbaut. Darunter liegt zur Linken eine indianische, abgestumpfte Pyramide, auf welcher eine moderne Kapelle erbaut ist; sie besteht aus Adobeziegeln und hat eine steinerne Treppe. Der Tempel, den sie einst trug, haben die Spanier sorgfältig bis auf den letzten Stein fortgeräumt. Der große Palast, welcher bis auf das Dach vollständig erhalten ist, besteht aus einem großen Gebäude in der Gestalt eines T, dessen nach Süden gekehrte Vorderseite das schönste, ansehnlichste und besterhaltene der verschiedenen Denkmäler von Mitla ist. Sie mißt 40 m in der Länge und um-

Gesammtansicht der Ruinen von Mitla. (Nach einer Photographie.)

Der große Palast in Mitla (Provinz Oajaca). (Nach einer Photographie.)

schließt einen Innenraum von derselben Ausdehnung, dessen Decke von sechs monolithen Säulen von etwa 14 Fuß Höhe getragen wurde. Drei niedrige, breite Thüren führten in diesen Saal hinein, dessen Boden mit einer dicken Cementschicht bedeckt war. Zur Rechten befindet sich ein dunkler Gang, der in einen gleichfalls cementirten, inneren, viereckigen Hof führt, dessen Mauern wie die Hauptfaçade selbst mit Mosaikfüllungen und in Stein eingefaßten Zeichnungen bedeckt sind. Von dort gelangt man in vier schmale, lange Gänge, die von oben bis an das Dach mit Reliefmosaiken bedeckt sind. Die Thürschwellen bestehen aus riesigen Blöcken von 5 bis 6 m Länge.

Am meisten zerstört sind das zweite und dritte Palais; nur die Thür des zweiten mit ihrem skulpirten Sturze und im Innern zwei Säulen stehen noch aufrecht. Der vierte Palast zeichnet sich durch die viel längeren Füllungen der Ostfaçade aus; seine hier abgebildete Südseite ist eine der elegantesten. Das dazu verwandte Material ist gestampfte und mit großen Kieseln vermischte Erde, die mit Steinziegeln überkleidet ist. Südwestlich von dieser Ruinengruppe liegen vier weitere Paläste, vielleicht die größten von allen; sie sind halb abgetragen und verschüttet und sind nur noch 3 bis 4 Fuß über dem Boden hoch, dabei aber bemerkenswerth durch ihre riesigen Steinblöcke und Lagen. Jetzt haben sich die Indianer dieser Ruinen bemächtigt und in den Gängen ihre Hütten errichtet.

Ueber die Geschichte Mitlas fehlt es an Berichten; wir kennen das genaue Alter der dortigen Denkmäler nicht.

Südseite des vierten Palastes in Mitla. (Nach einer Photographie.)

Sie dürften aber kaum älter sein, als die früher besprochenen. Indessen sind sie früh zerstört worden, und zwar nach Orozco y Berra (Historia antiqua de la conquista de Mexico II, p. 377) durch Ahuizotl, d. h. zwischen 1490 und 1500. Jedenfalls besteht zwischen diesen Gebäuden und den toltekischen und mexikanischen eine Verwandtschaft: man findet in Mitla dieselben Masken und kleinen Thonfiguren wie in Teotihuacan, und in den Füllungen des großen Palastes und denen der Südseite des vierten kommen dieselben kleinen Kreuze vor, wie auf dem Priestermantel des Quetzalcoatl in Lorillard City. Auch Torquemada (Buch 3, Kap. 7) schreibt diesen Denkmälern einen toltekischen Ursprung zu, denn er sagt: „Nachdem sich Quetzalcoatl nach seiner Flucht aus Tula in Cholula niedergelassen, sandte er mehrere seiner Schüler in die mixtekischen und zapotekischen Provinzen, die sie civilisirten, und sie erbauten dort die berühmten Paläste von Mitla."

Zapoteken und Mixteken nannten sich Autochthonen; sie kannten ihren Ursprung nicht und ebensowenig die Zeit, wo sie sich im Lande, dessen Hauptstadt Teotzapotlan war, niederließen. Was Mitla anlangt, so hieß es mexikanisch Mictlan (die Unterwelt), zapotekisch Lyobaa (Ort der Ruhe) und es befand sich dort ein berühmtes Heiligthum und die Begräbnißstätte der Könige von Teotzapotlan. Zur Zeit seines Glanzes bestand das Heiligthum, dessen schöne Ruinen für die hohe Civilisation seiner Erbauer Zeugniß ablegen, aus vier oberen, schön mit Bildhauerarbeit geschmückten Räumen, denen ebensoviele unter der Erde entsprachen.

Einer der ersteren diente dem Oberpriester zur Wohnung, ein zweiter den Priestern, der dritte dem Könige, so oft er nach Mitla kam, und der vierte den großen Herren. Das Zimmer des Oberpriesters war mit größerer Sorgfalt ausgeschmückt als die anderen; in ihm befand sich ein Thron, dessen mit Daunen und feinen Kräutern gefülltes Kissen und Rückwand mit Tigerfell überzogen war, während in den übrigen Gemächern die Ausstattung nur aus feinen bemalten Matten, gegerbten Fellen und Stoffen bestand. Von den unterirdischen Räumen diente einer als Heiligthum, wo die Götzen auf einer großen, die Stelle des Altars vertretenden Platte standen; der zweite und dritte zum Begräbniß der Oberpriester und Könige. Der vierte, von Säulen getragene, soll sehr groß gewesen sein und sich weit unter der Erde hin erstreckt haben; sein Eingang war mit einer großen Steinplatte verschlossen. Dort hinein warf man die Leichen der Schlachtopfer und der im Kriege gefallenen Häuptlinge, die von den Schlachtfeldern, und mochten dieselben noch so weit entfernt sein, dorthin gebracht wurden. Es fanden sich auch Fanatiker und Büßer, welche an diesem heiligen Orte zu sterben verlangten; sobald ihre Bitte gewährt war, bemächtigten sich die Priester derselben, führten sie zum Eingange, hoben die Platte auf, sagten ihnen Lebewohl und begruben sie dann durch Schließen des Eingangs lebendig (Burgoa, Kap. 53). Der Oberpriester, welcher den Titel Huiyatoo („der alles sieht") führt, war absolut und mächtiger als der König, der ihn fürchtete und respektirte; ein Mann aus dem Volke durfte sein Antlitz nicht sehen, ohne todt nieder zu fallen. Er war der einzige Vermittler zwischen Göttern und Menschen, der einzige Urquell aller Gnaden und Wohlthaten, ein Dalai Lama oder Papst.

Was könnten hier systematische Ausgrabungen an wissenschaftlichen und anderen Schätzen noch zu Tage fördern!

„Kurz, man findet — sagt Orozco y Berra, a. a. O. II, 2. Theil, Kap. 4 — zwar große Unterschiede zwischen der zapotekischen und toltekischen Civilisation; aber wenn man sie mit einander vergleicht, scheinen sie doch aus einer und derselben Quelle zu stammen. Sie hatten fast dieselbe Schrift, denselben Kalender und hatten in der Baukunst und Keramik große Fortschritte gemacht. Bei tieferem Studium treten die Unterschiede mehr hervor; obgleich auf denselben Principien beruhend, zeigt die zapotekische Schrift doch andere Bilder und die Dinge hüllen sich in andere konventionelle Formen, die Farben sind schreiender, und es ist unmöglich, selbst auf den ersten Blick eine zapotekische Handschrift mit einer toltekischen, acolhuanischen oder mexikanischen zu verwechseln."

Charnay hat die Ruinen von Mitla nicht so genau untersucht, wie die der früher genannten Städte; aber er betont, daß selbst Orozco durchaus auf die Verwandtschaft derselben mit dem toltekischen Stile hinweist.

Aus dem samoanischen Familienleben.

Von J. S. Kubary.

I.

Den Ausgangspunkt für die gesellschaftliche Einrichtung der Samoaner bildet die „Ainga", die Familie, und da zur Beurtheilung derselben, wie auch überhaupt des moralischen Zustandes des Volkes die Verhältnisse der Ehe am maßgebendsten sein dürften, so beginnen wir unsere Betrachtungen mit einem jungen Ehepaare, von welchem die Ehefrau gerade Mutter werden soll.

Wir befinden uns im Innern eines einheimischen Hauses, einem einzigen länglich runden, von allen Seiten offenem Raume; der mit Korallenstückchen ausgelegte Fußboden ist mit Matten bedeckt. An einem Ende dieses Raumes liegt die junge Wöchnerin, ihr Haupt auf den Knien ihres Gemahls, der der Sitte gemäß bei der Geburt anwesend sein muß, ruhend, und der die Schmerzen seiner Frau durch zärtliche Zurede und Bestreichen und Drücken der Glieder zu beruhigen sucht. Der Vater und wo möglich der älteste Bruder sitzen hinter seinem Rücken, zu Füßen der Kranken die Mutter und die Schwestern, und rund um den Raum warten die verschiedenen Mitglieder der beiden Familien auf die Ankunft des jungen Weltbürgers. Eine Niederkunft ist ein sehr wichtiges Ereigniß für die beiderseitigen Familien und ebenso auch für die ganze Dorfbewohnerschaft. Alle Begebenheiten und Zufälle, die sich gleichzeitig mit der Niederkunft ereignen, werden durch die Anwesenden beobachtet und eifrig besprochen. Sie bilden die Vorgeschichte des Neugeborenen, bis dieser, zum Manne erwachsen, sich seine eigene bilden wird.

Die Verwandten des Mannes, von dem bevorstehenden Ereignisse benachrichtigt, kommen mit Geschenken nach dem Elternhause der Frau, wo sie so lange verweilen, bis die ganze Sache vorüber ist. In dieser, so kritischen Zeit wird die ganze Drangsal der Lage, die Wehen der Wöchnerin, die Verzögerung der Geburt dem Ehemanne zur Schuld gelegt. Wahrscheinlich lief er, während seine Frau schwanger war, anderen Frauen nach . . . ! Wenn all das Zürnen auf den zerknirschten Sünder nicht hilft, beginnt man sich zu erinnern, daß die Wöchnerin manchmal unartig gegen ihre Schwiegereltern war. Sie war geizig mit Nahrung oder „nutu wale", unsinnigen Mundes. Alle dergleichen Vergehen werden bei der Niederkunft bestraft. Während nun Alle mit begütigenden Zureden den Muth der Frau zu heben suchen, erblickt auch endlich das Kind das Tageslicht. Stets empfängt die Großmutter dasselbe, und sie scheut keine Mühe und Entfernung um dieser Pflicht zu genügen. Sollte sie aber, sowie andere weibliche Verwandte, der Frau fehlen, so muß der Mann seine Frau bedienen.

Im Augenblicke der Geburt verläßt der Mann das Haus um ganz junge Kokosnüsse zu pflücken, er entzündet dann ein Feuer im Kochhause und bereitet eine aus Arrowroot bestehende Masoa-Speise, die er seiner Frau und den Verwandten bringt. Das Kind wurde währenddem abgewaschen und zwischen den Anwesenden herumgetragen, die es genau betrachteten und, verschiedene Bemerkungen machend, über seinen Namen berathschlagten. Dann wird es dem ungeduldig wartenden Vater übergeben.

Die Familie des Mannes überreicht dann der Familie der Frau die „Fanaúnga"-Geschenke und erhält dafür nach einiger Zeit einen weiteren Theil der Tonga-Aussteuer.

Während der ersten dann folgenden Tage bringt das ganze Dorf kleine, in Lebensmitteln bestehende Geschenke.

Das Kind wird mit der äußersten Sorgfalt gepflegt, und besonders wird während der ersten Tage der Kopf mit flachen Steinen belegt, um demselben eine schöne Gestalt zu sichern. Nach samoanischen Schönheitsbegriffen sind Köpfe mit ausgewölbtem Hintertheile und mit vorstehender Stirn häßlich; sie heißen „ùlu tói", „ùlu sípa", durch das Belegen mit Steinen bezweckt man daher eine kurze, mehr abgerundete Gestalt[1]). Ebenfalls sind nicht nur Adlernasen, sondern auch unsere gerade Nase ein Abscheu für die Samoanerinnen, die sie „isu wa" (Kahnnasen) nennen. Deshalb wird auch die Nase ein Gegenstand längerer Manipulationen, indem die Mutter während des Säugens dieselbe mit der Hand niederpreßt und zu formen sucht.

Die Sitte des Austausches von Geburts- und Aussteuer-Geschenken seitens der beiderseitigen Familien hat manchmal traurige Folgen für die Vermählten, die zuweilen dadurch ganz getrennt werden. Ist nämlich eine Seite mit den erhaltenen Geschenken nicht zufrieden, so entsteht zwischen beiden Familien bitterer Zwist und es folgen Intriguen, denen die beiden Eheleute ganz machtlos gegenüberstehen und wobei sie der leidende Theil sind.

„Unsere Schwiegertochter ist arm, ihre Aussteuer sehr dürftig", heißt es mit einem Male im Dorfe, und das Gerücht verfehlt nicht, in Blitzeseile die junge Frau und ihre Eltern zu erreichen. Die letzteren antworten mit boshaften Bemerkungen über die „Olóa" des Mannes, die in keinem Falle dem gegebenen „Tonga" gleichen. Einmal auf den Zungen des Dorfes, lodert der Zwist in hellen Flammen auf und der arme Ehemann, der noch mit seiner Frau in ihrem Elternhause lebt, hat schwere Zeiten zu durchstehen. Die alte Mutter, durch boshafte Verleumdungen aufgereizt, wiederholt ihm fortwährend: „Gehe doch, gehe! Was bleibst Du denn hier? Du Manaia?" (mit Spott angewandt, bedeutet sonst hübscher Mann). „Gehe, suche Dir eine reiche Aussteuer, unsere Arme bleibt bei uns." Umsonst versichert der Mann, daß er mit dem Streite nichts zu thun habe. Die spöttischen Mahnungen wiederholen sich alltäglich, und endlich ermüdet weichend, sagt er zu seiner Frau: „Ich werde wohl gehen; sobald Euer Zorn sich gelegt hat, komme ich wieder." Die Frau, wenn sie ihn auch halten möchte, fürchtet ihre Verwandten, und der Vermählte, auf beide Familien wüthend, geht nach seinem eigenen Hause. Indessen gehört Familienkrieg bei diesem leichtlebigen Volke zur Lebenswürze und die Erregung äußert sich bald in milderen Formen. Trotz des bestehenden Zwistes fragt der Mann durch Vertreter nach dem Befinden der Frau und des Kindes und endlich bittet er um letzteres auf kurze Weile. Nachdem er es geherzt hat, schickt er es mit Geschenken zurück. Der Arme hat wohl manche Qual auszustehen. Manche Nacht schleicht er um das Haus herum, in welchem die Seine schläft und vielleicht eben an ihn denkt. Aufgeregt eilt er auf den Strand, um in der Seebrise, dem Rauschen der Brandung, Kühlung und Ruhe zu erlangen. Indessen es ist Nacht .... die Zeit der Geister .... und er ganz allein im Freien! Plötzlich erschallt über seinem Haupte der unheimliche Ruf der Eule. Es befällt ihn ein Grausen. Zahlreiche Leuchtkerse, wohl Geister der Verstorbenen, kreuzen und schwirren in der Dunkelheit umher. — Vor Angst zitternd eilt er nach Hause, ermüdet und froh daß ihn kein böser Geist gepackt hat.

Nach einiger Zeit muß sich aber der Zorn auf beiden Seiten legen. Die Klagen beginnen zu verstummen und der junge Ehemann, seinen Muth zusammenraffend, begiebt sich nach dem Hause seiner Lieben. Er geht langsam und bedächtig, als ob er nicht sicher wäre an welcher Seite der Eingang sich befindet. Er bückt sich, als ob er etwas aufhebt; dann verliert er es wieder.... Die ganze Zeit hindurch jedoch bewacht er scharf das Innere, um wahrzunehmen, welchen Eindruck seine Annäherung hervorruft. Er überlegt genau seine Anrede, er sucht nach der besten Weise, seine Frau aus dem Elternhause zu entfernen. Endlich mit sich im Reinen, geht er geradezu aufs Haus los und eintretend setzt er sich schweigend und ganz bescheiden auf den unbedeckten Boden. Weiter im Innern sitzt seine Frau, scheinbar mit dem Kinde so beschäftigt daß sie ihren Gemahl nicht wahrnimmt. Der alte Vater bessert ein altes Fischnetz aus; er sitzt nicht fern von dem Ankömmling, aber das Netz fesselt seine ganze Aufmerksamkeit. Die Mutter, dicht bei der Tochter sitzend, ist ganz in das Flechten einer Matte vertieft. Alle schweigen, selbst der muthige Ehemann, der stumm vor sich hinblickt.

Endlich beginnt der Hausherr, als wenn niemand anwesend wäre, seine alten Beschwerden wieder anzuheben. Alle Grade der Erregung und des Zornes durchlaufend, und plötzlich sich zu dem Schwiegersohne wendend, zählt er ihm ganz genau vor, wie viele schöne Matten, wie viele Stücke ausgezeichneten Tapa u. s. w. die „Tonga" seiner Tochter ausmachten. Er beweist ihm dann, daß die „Oloa"-Geschenke seinerseits gar nichts taugten, und schließt damit, daß seine sämmtlichen Verwandten gierige Lügner und Dummköpfe sind. Der auf solche Lobrede seiner Verwandten völlig vorbereitete Schwiegersohn schüttelt bejahend mit dem Kopfe und wiederholt mit möglichst zufriedener Miene: „mongi, mongi lawa!" „Ja, das ist wirklich wahr." — Der alte Vater bestellt dann etwas Essen, und ohne dieses abzuwarten, eilt der wieder in Gnaden Aufgenommene zu seinen beiden Lieben.

So ist endlich der Zwist geendet. Die Verwandten des Mannes kommen mit weiteren Geschenken, und nachträglich nimmt der Mann Frau und Kind und zieht froh und wieder beschenkt nach der eigenen Heimath.

Die Mutter säugt das Kind sehr lange, manchmal sogar einige Jahre, um, wie es heißt, „es in Kräften aufwachsen zu lassen". Der Säugling wird auf den gekreuzten Lenden gepflegt, wo das Schütteln derselben die Wiege vertritt. Einige Monate alte Kinder werden von der Mutter auf der Seite über einer der Hüften getragen, wobei die Beine des Kindes den Leib der Mutter und die Arme der letzteren den Rücken des Kindes umfassen. Trotz der übermäßigen Liebe, die den Kindern gezollt wird, kann man nicht sagen, daß sie weichlich erzogen werden. Die Mutter nimmt das ganz kleine Kind ins Wasser und zieht und renkt ihm alle Glieder aus, eine Behandlung, die auf die Gesundheit und Behendigkeit desselben nur den besten Einfluß ausüben kann.

Die Töchter bleiben bis zur Verheirathung bei der Mutter, die Söhne nur bis gegen das siebente Lebensjahr, wo sie dann unter die Aufsicht des Vaters oder eines der männlichen Verwandten kommen. Sie fangen früh an, das Leben und die Kunst, seine Bedürfnisse zu befriedigen, kennen zu lernen. In dieser Zeit erhält der Knabe seinen Namen und unterliegt einer Art von Beschneidung, einer auch auf anderen Inseln Polynesiens geübten Sitte, die jedoch keine religiöse Bedeutung hatte. Die Operation geschieht ohne besondere Ceremonien, indem einige Knaben zusammen zu einem sachkundigen Manne gehen, der gegen ein Geschenk aus Matten dieselbe ausführt.

[1]) Siehe Schmeltz und Krause: Die ethnogr.-anthropol. Abtheilung des Museum Godeffroy, S. 472.

frühesten Zeit mit der Wirklichkeit des Lebens vertraut, haben nichtsdestoweniger einen Begriff von Sittlichkeit. Sie laufen zwar in der ersten Lebenszeit nackt und schlafen mit den Erwachsenen zusammen, wodurch sie rasch eine Reifheit der Sprache und der Begriffe erreichen, indessen dieser freie Verkehr der beiden Geschlechter mit einander zieht nicht nothwendigerweise eine sinnliche Zügellosigkeit nach sich. Im Gegentheil, die früher bestehende Sitte des „Faiainga", auf die näher einzugehen hier nicht der Ort, und in Ausübung welcher die Neuvermählten öffentlich ihre Würdigkeit beweisen mußten, zeigt, daß die Samoanerinnen die Keuschheit auch vor der Vermählung kannten.

Ihre Arbeiten lernend, sind die Kinder schon früh im Hause nützlich. Der Sohn begleitet den Vater nach den Pflanzungen, lernt das Tarofeld bebauen und Bananen und Yams pflanzen. Er folgt ihm in dem Kahne aufs Wasser, seine Hand an die Paddel, den Speer und das Netz gewöhnend. Im Walde lernt er durch ihn die nützlichen Pflanzen und wirksamen Kräuter kennen. Er erkennt gesunde Stämme für Hauspfosten und für Kanoekörper, er lernt sie mit der Axt behauen und aushöhlen. Im Hause lernt er das Dach nähen, Körbe flechten, Schnüre drehen, Speere schnitzen und Angeln für Fische bereiten.

Die Tochter hilft der Mutter vor allem bei der Pflege ihrer Geschwister und im Flechten feiner Matten, Fächer und Taschen. Sie lernt singen und tanzen, um zu gefallen, um von einem Tapferen geliebt zu werden; sie lernt weinen, um ihn jeden Augenblick beweinen zu können.

Mit der Zeit nimmt der Knabe an Jahren zu und fühlt, daß er auf gleicher Stufe steht mit der anderen Jugend, die schon die Mühen und Vorrechte der Erwachsenen theilt. Es wartet seiner aber noch eine schwere Prüfung!.... Ehe es ihm die Sitte erlaubt, sich um das Lächeln einer Schönen zu bewerben oder seine junge Hand nach dem gefallenen Haupte eines Kriegers auszustrecken, muß er sich der schmerzhaften Operation des Tatuirens unterwerfen.

Trotz all der Versuche der Missionare, diese Sitte zu ersticken, würde sich ein junger Mann schämen, in der Mitte seiner Genossen zu erscheinen, ohne diesen Beweis seiner Mannbarkeit aufweisen zu können. Bei dieser Probe seiner Standhaftigkeit, die er sammt einer Anzahl Genossen gleichen Alters unternimmt, ist er bedeutenden Schmerzen ausgesetzt, indem der ganze Untertheil des Leibes, von unterhalb des Nabels bis zum oberen Drittel des Oberschenkels mit einem dichten Muster, unserer Schwimmhose gleich, bedeckt wird. Ihrer Schmerzhaftigkeit halber wird diese Operation nicht mit einem Male fertig vollendet, sondern nach und nach ausgeführt, so daß einige Monate vergehen, ehe sie ganz beendigt wird. Geschieht dieses aber, so ist der Jüngling ein Mann geworden und er wählt sich einen Häuptling, bei dem er verbleiben will, wenn er nicht bei seinem Vater bleibt.

In Samoa giebt es keine Diener oder bezahlbare Arbeiter und die Hausbeschäftigungen werden daher auf sämmtliche Familienmitglieder vertheilt. Die jüngeren befassen sich mit dem untergeordneten Theile der Küche und mit Herbeischaffen der Nahrung. Der eine sorgt für Feuerholz und den Steinbackofen, der andere geht auf den Fischfang oder die Jagd. Die Hausfrau, wenn sie nicht mit anderem beschäftigt ist, vertauscht ebenfalls gern ihr besseres „Lavalava" mit einem „Lapa" und geht zur Küche, wo ihr dann natürlich das Leichteste zufällt, das Anordnen, Lachen und vielleicht die Brotfrucht abzuschälen. Das wirkliche Bereiten der besonderen Speisen, der schmackhaften Palsami, Faiai u. a. liegt einem erfahreneren Mitgliede ob.

Gewöhnlich schon früh des Morgens ist der „Umu", der Steinbackofen, fertig, der die gebackene Taro und Brotfrucht für einige Tage liefert. Nach dem Morgenessen geht der Hausherr auf Besuch oder seiner Beschäftigung nach. Die Frauen ordnen das Wohnhaus und das Empfanghaus und befassen sich mit Plaudern und Mattenflechten. Die junge Welt, den ganzen Tag vor sich habend, denkt an Schmuck, und hier sind es die Frauen, die eine gewichtige Rolle spielen: sie schneiden das Haar, reiben es mit Kalk oder Oel ein, berathen über die einzusteckenden Blumen und Guirlanden und beurtheilen das Aeußere eines jungen Mannes, der nach dem nachbarlichen Dorfe auf eine „Malanga" (zu Besuch) geht. Die Samoaner sind äußerst gastfreundliche und Gesellschaft liebende Menschen, und „Besuche machen" steht immer auf der Tagesordnung; durch Besuche verständigen sich die Nachbarn, halten sich die zerstreutesten Familien zusammen, werden Frieden und Kriege entschieden.

Oskar Lenz' Reise durch Nordwest-Afrika.

Der ersten kurzen Anzeige des Lenz'schen Reisewerkes (s. oben S. 16) lassen wir heute einige ausführlichere Mittheilungen folgen. Der allgemeine Verlauf der Reise ist unseren Lesern bereits aus einigen vorläufigen Mittheilungen („Globus" Bd. 38, S. 88 u. 104 und Bd. 39, S. 302) bekannt; im Folgenden heben wir einige wichtigere Punkte aus dem lange erwarteten Werke hervor, zu dessen gerechter Beurtheilung man stets den schwerwiegenden Umstand im Auge behalten muß, daß die Reise durch z. Th. fanatisch mohammedanische Länder führte und Lenz der Menge gegenüber sich als Mohammedaner ausgab, eine Maskirung, die indessen nicht immer und überall aufrecht zu erhalten war. „Das Mißtrauen der Bevölkerung — schreibt er in der Vorrede — ging soweit, daß ich häufig die Tagebuchnotizen nur während der Nacht, wenn alles schlief, schreiben konnte, und oft kam es vor, daß ich mich nicht einmal nach dem Namen einer der durchzogenen Ortschaften erkundigen durfte; insbesondere gilt das von der Strecke Timbuktu-Medina, die auch manche Lücke aufweist."

Der erste Band der Reisebeschreibung behandelt die Durchwanderung Marokkos; hier ist es besonders die Uebersteigung des Atlas und des diesem im Süden parallel ziehenden sogenannten Anti-Atlas, welche das Interesse der Geographen auf sich zieht, die mit Lenz sich in dem Bedauern vereinigen, daß die Bevölkerung bisher ein genaueres Studium dieses ausgezeichneten Kettengebirges unmöglich gemacht hat. Der marokkanische Theil desselben besteht aus einer Anzahl ausgedehnter Längsthäler, welche Art von Thalbildung entschieden vorherrscht gegenüber den Querthälern. Von letzteren giebt es wenig; dieselben sind kurz, schmal und wenig tief eingeschnitten. In Bezug auf die geologische Zusammensetzung muß hervorgehoben werden,

daß nach Norden zu jüngere Schichten entwickelt sind, während nach Süden hin nur die ältesten Formationen auftreten; es hat der Atlas also nicht einen symmetrischen Bau, wie etwa die Alpen, wo sich um einen centralen älteren Kern nach beiden Seiten hin jüngere Formationen anschließen. Eine aus rothem Sandstein bestehende Bildung spielt im westlichen Atlas eine sehr bedeutende Rolle; eine genauere Fixirung der Formation ist bisher nicht möglich gewesen. Im Gegensatze hierzu scheinen im Rif-Gebirge am Nordrande Afrikas ältere Bildungen bis an das Mittelmeer zu reichen und jüngere Formationen treten nach Süden zu auf. Der marokkanische Atlas steigt von Norden aus langsamer an und fällt nach Süden steil ab ins Wad Sus. Beim Anti-Atlas ist es umgekehrt; hier fällt der Nordrand, welcher aus denselben Gesteinen wie der Südrand des Atlas besteht, sehr steil ab, während nach Süden zu der Anti-Atlas allmählich abfällt und sich in eine Anzahl immer flacher und niedriger werdender Hügelreihen auflöst. Aehnlich wie das Thal des Wad Sus bildet das Wad Nun noch einmal einen tiefen, aber weniger breiten Einschnitt in die paläozoischen Schichten des Anti-Atlas. An diesen schließen sich dann die flach geneigten Kohlenkalkschichten der nördlichen Sahara, welche bis tief hinabreichen, bis in jene Region, wo Granit- und Porphyrdurchbrüche die Grenze der reinen Sandwüste bezeichnen, in der nirgends ein Gestein zu Tage tritt, bis erst wieder tief im Süden, beim Abstieg ins Thal des Senegal, die das Plateau el-Hodh zusammensetzenden Schichten sichtbar werden.

Den Schluß des ersten Bandes machen zwei Kapitel „Marokko als Staat", welche, mit großem Fleiße nach originalem Materiale gearbeitet, eine Uebersicht der Geographie, der Bevölkerung, der Verwaltung und Rechtspflege, des Finanzwesens, der Militärverhältnisse u. s. w. u. s. w. geben; ein Stoff, wie geschaffen zum Zugreifen für Bearbeiter von Handbüchern der Geographie und Statistik. Hinsichtlich der Bevölkerungsziffer weicht Lenz bedeutend von G. Rohlfs ab. Dieser schätzte dieselbe 1872 (Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin 1872, S. 56 ff.) auf 6½ Mill., davon zwei Drittel Berber, ein Drittel Araber, etwa 100 000 Juden, ca. 50 000 Neger, einige Hundert Renegaten (meist Spanier) und 4000 bis 5000 Europäer in den Hafenstädten. 1883 dagegen möchte er sich „viel lieber zu der von Klöden vertretenen Ansicht bekennen, welcher die Bevölkerung von Marokko auf nur 2 750 000 veranschlagt" (Petermann's Mitth., 1883, S. 212). Lenz dagegen pflichtet für das gesammte Marokko, also inklusive Tuat, Tafilalet u. s. w., der schon von Trent Cave ausgesprochenen Ansicht bei, daß acht Millionen Einwohner nicht zu hoch gegriffen sind. Zur Begründung dieser Annahme weist er u. a. auf die zahlreiche Berberbevölkerung in den Gebirgen, auf eine ganze Anzahl Städte mit stattlicher Einwohnerzahl (Fas, Marrakesch, Miknasa, Mogador, Qasr-el-Kebir, Wasan, Udschda, Thesa) xc. hin. „Die am häufigsten von Touristen zurückgelegte Strecke Tanger-Fâs — sagt Lenz (I, S. 355) — ist allerdings verhältnißmäßig schwach bevölkert; wenn man aber z. B. von Rabat nach Marrakesch reist, so folgt eine große Qasbah nach der anderen und das ganze Gharb ist mit zahlreichen Duars bedeckt. Der Kinderreichthum der Familien ist nicht gering, und wenn auch die marokkanischen Frauen infolge einer zu frühen Verheirathung im allgemeinen nicht viel Kinder haben, so ist doch durch die allmein herrschende Sitte der Mehrweiberei und durch den Umstand, daß auch häufig Negerinnen geheirathet und deren Kinder anerkannt werden, für Nachwuchs reichlich gesorgt." Ueber die Zusammensetzung der Bevölkerung spricht sich dagegen Lenz nicht direkt aus. Er nennt (I, S. 360) die Berber den „Hauptbestandtheil der Bevölkerung Marokkos", sagt aber andererseits (I, S. 362), daß die ackerbautreibenden und nomadisirenden Araber und die städtebewohnenden Mauren, letztere aus der Vermischung der Araber und Berber hervorgegangen, „zusammengenommen ebenso viel Bewohner geben dürften als die Berber." Die Zahl der Juden schätzt er mit Rohlfs auf 60 000, die der Neger auf etwas höher, die der Christen in den Küstenstädten auf einige Tausende.

Der zweite Band wird mit der Beschreibung des beschwerlichen dreißigtägigen Wüstenmarsches durch die Sahara eröffnet. Gefährlich erwies sich dieselbe nur für einen Diener des Reisenden, der durch eigenes Verschulden von der Karawane getrennt wurde und wahrscheinlich verschmachtet ist. Aber durchaus anders stellt sich die Sahara dar, als man sie sich gewöhnlich vorstellt: statt Tiefebene — Hochebene (der tiefste Punkt des ganzen Itinerars liegt immer noch 120 bis 150 m über dem Meere); statt unendlicher Einförmigkeit — große Mannigfaltigkeit in der Configuration; statt unerträglicher Hitze — durchschnittlich 30° C.; statt absoluter Wasserarmuth — reichliche Brunnen, sogar wasserführende Flüsse! Die Thierwelt ist überaus ärmlich, und wer etwa in der Sahara zu jagen hofft, dürfte bitter enttäuscht werden. Nur wilde Rinder, Gazellen und Antilopen finden sich in der Nähe großer Aregregionen, wo Futter wächst. Das Gebiet des Löwen beginnt erst in dem großen Mimosenwalde el-Azauad, südlich von Aranan, wo es schon eine reichere Vegetation und mehr Wasser giebt. Sonst traf Lenz auf Schlangen, Schakale, große Eidechsen, Singvögel, die in einzelnen Aregregionen leben, und deren anmuthiger Gesang wesentlich zur Erheiterung beiträgt, ferner große schwarze Laufkäfer, schwarze und silberglänzende Ameisen, Fliegen in zwei Arten und Skorpione. „Es ist in der Wüste eine außerordentlich reine und gesunde Luft, und Krankheiten kennt man dort nicht, mit Ausnahme von Augenleiden, die aber nur der Unreinlichkeit der Bevölkerung zuzuschreiben sind. — Die Wüste ist schön, sehr schön, trotz der Hitze und der Dünen. Die ungeheuere Einöde hat etwas Gewaltiges, Erhabenes, wie der weite unendliche Ocean. Ein Sonnenaufgang in der Sahara oder eine milde Mondnacht daselbst sind von unbeschreiblichem Zauber, von großartiger Schönheit und rufen Eindrücke hervor, die unverwischbar sind. Wer dann ausgestattet mit Empfänglichkeit für alles Große und Schöne in der Natur und beglückt ist mit einem leichteren Sinn, wen nicht die beständige Furcht vor etwaigen Gefahren befangen macht in der Betrachtung all dieser Herrlichkeit, der wird gewiß mit aufrichtiger Freude der in der Sahara verbrachten Zeit gedenken, dankbar einem freundlichen Geschick, welches ihn all diese Wunder bei gesundem Leibe und gesunder Seele genießen ließ." Weniger zuträglich erwies sich der achtzehntägige Aufenthalt in dem baumlosen Timbuktu, wo Lenz viel am Fieber zu leiden hatte, wie vor ihm Heinrich Barth, eine Folge der Ueberschwemmungen des Niger. Die Bedeutung der Stadt, deren Bevölkerung Lenz auf ca. 20 000 Einwohner, freilich mit Einschluß von vorübergehend anwesenden Tuarik und Fulbe, schätzt, liegt in ihrem Handel; es ist eigentlich nur ein großer Markt oder Entrepôt, ein Sammelplatz von Händlern, welche hier die Produkte des Südens und Nordens austauschen, und gehört keinem Staate an, weder dem Fulbereiche Massina (oder Moassina, wie Lenz gehört hat), noch den Tuarik. Beide streiten sich immer nur um das Recht, Steuern zu erheben, während die Regierung der

Stadt dem Kahia oder Bürgermeister zufällt, der es stets mit dem augenblicklich Stärkeren von jenen beiden halten muß. Diese mißlichen politischen Verhältnisse tragen die Schuld daran, daß der Handel der Stadt gegen früher bedeutend herabgegangen ist.

War die allgemeine Richtung der Reise bisher eine südliche gewesen, so wurde sie von Timbuktu aus mehr eine westliche; sie führte fast beständig durch ebenes Land, das fast durchweg zwischen 230 und 330 m Meereshöhe gelegen ist. Erst kurz vor Erreichung des Senegal liegt der Abstieg von rund 200 m Höhe. Es ist ein Gebiet, welches durch den Mangel an fließendem Wasser charakterisirt wird und nur Dajas oder stehende Teiche besitzt, die in der Regenzeit viel, in der trockenen Zeit wenig und schlechtes Wasser enthalten; dabei ist es bis Bassikunnu hin reichlich mit Futterkräutern bestanden, eine Uebergangszone von der Sahara zum tropischen Sudan, wo verschiedene mehr oder weniger mit Tuareg- oder Negerblut vermischte Araberstämme, die Turmos, Uasra, Dileb und Alusch ihre Herden weiden. Von den Turmos freundlich aufgenommen und beschenkt, von den Alusch dagegen ausgeplündert, erreichte Lenz doch glücklich Bassikunnu, wo er südwärts in die Gebiete der Neger abschwenkte. Kurz vor dieser kleinen Stadt nahm der Boden eine andere Beschaffenheit an; an Stelle des sandigen Lehmes traten kleine Steine auf, Quarzitbrocken, eine eisenschüssige Quarzitbreccie, die, zu Grus zerfallen, den Boden mit einem groben Sande bedeckte, welcher demselben eine große Festigkeit verlieh. Ferner fanden sich Körner und Knollen von Brauneisenstein, geglättet wie Bohnerze, kurz, es war das, was man „Laterit" nennt, eine die Oberfläche des Bodens bedeckende Bildung, die im äquatorialen Afrika, Asien und Amerika eine ungeheuere Verbreitung hat. Ihr Auftreten hier bei Bassikunnu, einem zumeist von ackerbautreibenden mohammedanischen Negern bewohnten Städtchen, bezeichnet gewissermaßen die Nordgrenze der Tropenregion, welche sich außerdem auch durch eine reichere und kräftigere Flora, dichten Waldbestand, enorme Negerhirse, Mais, Zuckerrohr, Kürbisse, Melonen und gurkenartige Gewächse ankündigte. Jenseits (südlich) von Bassikunnu erschienen zum ersten Male auch fleischige Euphorbiaceen. Von diesem Orte aus führte der Weg etwa vierzehn Tagereisen weit durch das Gebiet der Bambaraneger über Sokolo (6000 Einwohner) und Gumbu (15 000 bis 20 000 Einwohner), beides Städte, deren Negerbevölkerung mehr oder weniger stark mit Arabern gemischt ist. Jenseit Gumbu bis Bachuinit (8000 bis 10 000 Einwohner) hin haben sogar die Assuanikneger von den eingedrungenen Arabern deren Sprache angenommen; leider ist hier die Reiseschilderung weniger ausführlich, weil dort die ganze Expedition fortgesetzt von schweren Erkrankungen heimgesucht wurde. Dazu kamen noch Erpressungen seitens der Machthaber in den größeren Orten, knappe Mittel, schlechte Verpflegung, um diesen Abschnitt der Reise zu dem unbehaglichsten von allen zu machen. Besonders widerwärtig war der Verkehr mit dem Negerstamme der Futa, in der Landschaft Kaarta, aus welchem der Eroberer Hadsch Omar, der Vater des jetzigen Herrschers von Segu, stammt. Den fanatischen Religionskriegen desselben und deren Greueln schreibt Lenz die Verwilderung der Futa zu; er nennt sie „unruhig, herrschsüchtig und anmaßend". Scharf unterscheiden sie sich von den zwischen ihnen wohnenden **Fulani** (Fulbe, Fulf), welche erst Hadsch Omar auf einem seiner Kriegszüge vom Niger her als Gefangene nach Kaarta geschleppt und dort angesiedelt hat. Die Dörfer derselben sind sehr schön, wohlhabend, groß und gut bevölkert, ihre Felder und Herden gut gepflegt; Reinlichkeit und Ordnung sind unverkennbar, Bettler giebt es nicht. Körperlich und geistig stehen eben die Fulani höher als die sie umgebenden oder begrenzenden Neger; sie selbst möchten sich gern von den Arabern herleiten; Ethnologen und Linguisten (F. Müller, Krause) dagegen sehen sie als einen Uebergang von der Negerrasse zum mittelländischen, speciell hamitischen Typus an, und zwar nähern sie sich dem letzteren mehr als der ersteren. Die unvermischten Fulani haben eine lichte Haut, ein den Ariern vollkommen gleiches Gesicht, eine schön entwickelte, schwach gebogene Nase, gerade Stirn, feurige Augen, elegante schlanke Glieder, langes schwarzes Haar und hohe magere Figur. Ihre ruhige, vornehme Haltung, die sanfte Sprache imponiren entschieden; nur haben die meisten einen etwas düster-fanatischen Blick im Auge, eine religiöse Schwärmerei, die zu einem unversöhnlichen Haß gegen Ungläubige ausarten kann. Sie haben schon früh den Islam angenommen und gehören zu den glühendsten Vertheidigern der Lehre Mohammed's. Das Studium des Koran wird eifrig betrieben und in jeder kleinen Gemeinde befinden sich Schulen, so daß jeder reine Fule lesen und schreiben kann; und zwar wird vorzüglich das Arabische gelehrt, obgleich es auch fulanische Grammatiken giebt mit von den arabischen nur wenig abweichenden Schriftzeichen. Bemerkenswerth ist ferner die außerordentliche Thätigkeit, die Werthschätzung der Arbeit überhaupt, sowie ihre Ehrlichkeit, die mit ihrer tiefen Religiosität in Verbindung steht. Diese Eigenschaften finden sich selbst noch bei den Mischlingen, den schwarzen Fulbe (so genannt im Gegensatze zu den rothen oder unvermischten), die bei weitem nicht die Trägheit und Halsstarrigkeit des stumpfsinnigen Negers haben.

Als Lenz den französischen Posten Medina am Senegal erreicht hatte, nahmen seine Entbehrungen und Strapazen sofort ein Ende; von Seiten der französischen Behörden und Officiere fand er überall das liebenswürdigste Entgegenkommen. Mit einer sehr anerkennenden allgemeinen Schilderung des französischen Senegambien schließt die eigentliche Reisebeschreibung. „Trotz der so häufig gehörten Phrase, — sagt er — Frankreich verstehe nicht zu kolonisiren, hat dieses Land in Afrika schon sehr viel gethan, und man kann nur wünschen, daß die großen Projekte, die man in Senegambien hat, ihrer Realisirung entgegengehen." Speciell über die Senegaleisenbahn urtheilt er folgendermaßen: 1) „Die technischen Schwierigkeiten scheinen, abgesehen vom schlechten Klima, nicht bedeutend zu sein. 2) Der Verkehr der Küste mit dem Innern dürfte derart steigen, daß die übrigens nicht einmal so bedeutenden Herstellungskosten der Bahn durchaus nicht als verlorenes Kapital anzusehen wären. 3) Die politischen Verhältnisse für die Franzosen sind nicht ungünstig und würden vollkommen beruhigend sein, wenn es gelänge, den schädlichen Einfluß des Sultans von Segu und seiner Futa-Clique in irgend einer Weise zu brechen." Bei der projektirten Saharabahn dagegen wären die technischen Schwierigkeiten wohl mit Zeit und Geld zu überwinden, nicht aber die politischen, und jede Rentabilität sei zunächst ausgeschlossen.

Mit einem Kapitel über die ehemalige Bewohnbarkeit und reichere Bewässerung der Sahara und einem anderen, „Schlußbetrachtungen" überschrieben, welches die Bedrohung der Afrikareisenden durch den Islam behandelt, schließt das lesenswerthe Buch.

Kürzere Mittheilungen.

Die angebliche neue Insel bei Kap Reykjanes.

Vor einiger Zeit lief aus Island die Nachricht ein, daß in der Nähe der südwestlichsten Landspitze der Insel, des Kap Reykjanes, zuerst am 26. Juli d. J. eine neue Insel, die aus dem Meere aufgetaucht, gesehen worden sei (vergl. „Globus“, Bd. 46, S. 224). Entdeckt war dieselbe von dem Leuchtthurmwärter auf Reykjanes, der seiner vorgesetzten Behörde einen amtlichen Bericht erstattete, nach welchem die Lage der Insel sich etwa drei dänische Meilen (1 Meile = 7532,48 m) südwestlich vom Kap Reykjanes in der Richtung der Felseninsel Eldey (bekannter unter dem Namen Melsäkken) befinden sollte. Am 24. August nahm der Kommandant der französischen Fregatte „Dupleix“ eine Untersuchung der Gegend vor, in welcher die Insel liegen sollte. Dieselbe war von negativen Erfolgen begleitet. Glücklicher waren zwei Officiere des französischen Transportdampfers „La Romanche“, die am 26. August vom Leuchtthurme von Reykjanes die Insel (die inzwischen ihre Gestalt verändert hatte und etwas zusammengesunken war) erblickten und ihre Lage ausmachten. Wiederum gegentheilige Resultate erzielte dagegen der Chef des dänischen Kriegsschoners „Fylla“, Kapitän Normann, welcher am 25. von Grönland Reykjavik anlaufend, zwei Tage darauf, am 27. August, eine sehr gründliche Absuchung des in Frage stehenden Terrains begann, während zweier Tage eine Fläche von 5 bis 6 Quadratmeilen durchforschte, trotz durchaus klarem und sichtigem Wetter indeß keine Spur von der Insel zu entdecken vermochte (vergl. „Globus“, Bd. 46, S. 240), die noch am 26. August von den französischen Officieren vom Leuchtthurm zu Reykjanes gesehen worden war. Dasselbe Resultat erzielte der Kommandant des französischen Transportdampfers „Romanche“, der zwei Tage später die Oertlichkeit untersuchte, wo nach dem Berichte seiner Officiere die neue Insel liegen sollte, trotzdem der Leuchtthurmwärter auf Reykjanes dieselbe sowohl an diesem wie an den folgenden Tagen bei klarem Wetter zu erblicken vermochte. Wie letzterer vom Glück begünstigt war endlich am 10. September der englische Konsul in Reykjavik, Herr Spence Paterson, der die Insel mehrere Stunden lang, „einem Nebelfleck gleichend“ erblickte und über dieselbe zuerst am 26. September in einem englischen Tageblatte und weiter am 13. November in der „Nature“ Bericht erstattete, welch letzterer sogar noch durch zwei Abbildungen verdeutlicht wurde, deren eine die Gestalt zeigt, welche die Insel bei ihrem Entstehen besaß, während die andere die Insel zeigt, wie sie zu Anfang November dem Auge erschien (vergl. „Globus“, Bd. 46, S. 383).

Nach den äußerst bestimmten Angaben, die namentlich von Konsul Paterson über die neu entstandene Insel gemacht worden sind, schien also die Existenz derselben unanfechtbar, trotzdem noch niemand einen Fuß auf die Insel gesetzt hat. Man erklärte letzteres durch Hinweisung auf die stürmische Witterung, die bisher an den isländischen Küsten geherrscht hat, ein Einwand, der indeß vollständig hinfällig wird, wenn man in Betracht zieht, daß die Kriegsschiffe „Dupleix“, „La Romanche“ und „Fylla“ sehr gutes Wetter hatten und, wie aus einer Korrespondenz der Kopenhagener „Nationaltidende“ aus Reykjavik vom 18. Oktober hervorgeht, die isländischen Fischer bis dahin sehr häufig die Gegend besuchten, wo die Insel liegen soll. Doch weder diese Fischer, die von ihrem Geistlichen eingehend befragt wurden, noch auch der Führer des dänisch-isländischen Postdampfers, der, um das Vorhandensein der Insel zu konstatiren, sowohl bei seiner Hin- als Rückfahrt nach und von Island einen weit westlicheren Kours steuerte, als er sonst üblich ist, vermochten irgend etwas von derselben zu entdecken. Und dies ist leicht erklärlich. Die Insel existirt überhaupt nicht, noch hat sie jemals existirt. Der Leuchtthurmwärter auf Reykjanes, die französischen Officiere und Herr Paterson sind sämmtlich Opfer einer Verwechselung geworden, die durch den Feuerwärter verschuldet ist. Vor einiger Zeit bereits machte Kapitän Normann von der „Fylla“ darauf aufmerksam, daß eine Verwechselung mit der äußersten der Eldeyjar (Feuerinseln, bekannter unter der Bezeichnung Vogelschreeren), der „Grenadierkappe“ oder dem „Geirfuglabrangr“ vorliegen müsse. Diese Annahme hat sich zwar nicht als zutreffend erwiesen; trotzdem ist jedoch eine Verwechselung passirt und zwar mit der seewärts von dem „Melsäkken“ liegenden, sich etwa 80 Fuß über den Meeresspiegel erhebenden kleinen Felseninsel „Eldeyjadrangr“. Die Officiere des französischen Stationsschiffes haben nach einer isländischen Korrespondenz der schon oben erwähnten Kopenhagener „Nationaltidende“ vom 27. November bei ihrer Abreise eine abermalige Inspektion der fraglichen Meeresgegend vorgenommen und die bestimmte Erklärung abgegeben, daß die Insel, von der sie im August vom Leuchtthurme von Reykjanes eine Skizze entworfen, die Insel „Eldeyjadrangr“ sei, und auch Konsul Paterson ist zu der Erkenntniß gelangt, daß die erwähnte Verwechselung vorliegt. Letztere ist um so leichter möglich gewesen, als der Leuchtfeuerwärter sich erst seit dem vorigen Jahre auf seinem Posten befindet und noch nicht genügend mit der Umgebung seiner Station bekannt ist. Obschon es an und für sich keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehörte, daß eine neue Insel entstanden sei (es sind deren in der Nähe der isländischen Küste mindestens zu dreien Malen aufgetaucht), so ist durch Vorstehendes doch zur Genüge erwiesen, daß solches dieses Mal nicht der Fall gewesen ist. H. Boy.

Johnston's Aufenthalt auf dem Kilimandscharo.

H. H. Johnston berichtete am 31. December über seine zum Abschluß gebrachte Kilimandscharo-Expedition (vergl. „Globus“ Bd. 46, S. 111 und 224) an den Herausgeber der „Times“ folgendes: „Die von mir jüngst unternommene Expedition hat sich zu einem angenehmen und gesunden Aufenthalte in einer der schönsten und interessantesten Gegenden der Welt gestaltet. Anfangs Juni langte ich an dem Gebirge an und ließ mich zuerst in Mandara's Gebiet an dem Südabhange nieder. Hier erbaute ich ein kleines Dorf von ca. 20 Häusern und verbrachte vier Monate mit Sammeln und zahllosen Ausflügen nach rechts und links. Das Klima glich dem eines Devonshirer Sommers; Lebensmittel waren reichlich, billig und von großer Verschiedenheit, und ich hatte nur die eine Furcht, daß diese herrliche Gegend für mich ein Capua werden und mich von den wichtigeren Arbeiten in größerer Höhenlage werde abhalten können. Als ich daher von der Küste eine Verstärkung von abgehärteteren Männern erhalten hatte, ließ ich mich in 11 000 Fuß Höhe nieder und baute dort ein noch größeres Dorf in herrlicher Lage; ein Gebirgsstrom rauschte hinter dem Kreise gedeckter Hütten vorbei, die auf der Spitze einer grasigen Anhöhe lagen. Nach Süden hin genoß man eine wunderbare Aussicht auf sonnenbeschienene Ebenen und ferne Ströme, eine

wahre Karte von Ostafrika, und nordwärts erhoben sich die unsagbar großartigen Gipfel des Gebirges, der blendend weiße Dom des Kibô und der Kimawenzi, ein gescheckter Pik von schwarzem, zackigen Gestein, das stellenweise mit Schnee bedeckt war. Von dort stieg ich so weit empor, als es in einem Tage möglich war; was mich jedoch an der vollständigen Ersteigung eines der beiden Gipfel hinderte, war die Unmöglichkeit, auch nur einen meiner Begleiter zu veranlassen, mir höher als bis 14000 Fuß zu folgen. Denn höher hinauf litten sie so sehr von der Kälte und Bergkrankheit, daß weder Zureden, noch Geld im stande war, sie zu weiterem Klettern zu bringen, geschweige denn zum Tragen von Gepäck. Infolge dessen konnte ich mich nie über eine gewisse Entfernung hinaus von der Niederlassung entfernen, denn wegen der Kälte durfte ich mich nicht von der Nacht im Schnee überraschen lassen. Doch erreichte ich eine Höhe von 16200 Fuß, etwas mehr als 2000 Fuß unter dem Gipfel des Kibô (18800 Fuß). Ich fand warme Quellen in 14000 Fuß Höhe, entdeckte keine Spuren früherer Gletscherthätigkeit und war von der geringen Anzahl von Pflanzen an der Schneelinie etwas enttäuscht. Vögel waren in einer Höhe von mehr als 10000 Fuß sehr selten und unterhalb derselben sehr zahlreich. Eidechsen, Chamäleons und Frösche kamen bis zur Schneegrenze hin vor. Klippschliefer waren zwischen 8000 und 13000 Fuß Höhe gewöhnlich und nach meiner Ansicht durch eine neue Species vertreten. Büffel und Elefanten steigen bis 14000 Fuß hinauf. Die Gewitterstürme, welche oft um die unteren Abhänge rasen, sind schrecklich und die Winde zuweilen so heftig, daß sich niemand auf den Füßen halten kann.

Die Eingeborenen, welche das Gebirge bis 6000 Fuß Höhe bewohnen, sind lenksam und haben eine wahre Passion für den Handel, der bei ihnen als großer Friedensstifter wirkt. Sie gehen völlig nackt oder tragen doch selten mehr als Lederkappen auf den Schultern. Ihre Dialekte gehören sämmtlich zu dem großen Bantu-Sprachstamme. Ich habe mehrere derselben sorgsam studirt und, wie ich glaube, einige höchst interessante Punkte in ihrem Bau gefunden, welche Licht über die archaischen Formen der Bantu-Präfixe verbreiten werden.

Nach einem sehr glücklichen Aufenthalte in der lieblichen Waldregion von Taveita am Fuße des Berges wurde ich durch Mangel an Mitteln gezwungen, Ende November nach der Küste zurückzukehren . . . Meine Sammlungen sind glücklich in England eingetroffen und werden hoffentlich genügen, um den wahren Charakter und die Verwandtschaften der Fauna und Flora des Kilimandscharo klarzulegen."

Die charakteristischen Züge der nordamerikanischen Vegetation.

Bemerkungen über die charakteristischen Züge der nordamerikanischen Vegetation gab Prof. Asa Gray auf der letzten Versammlung der British Association. Der erste Eindruck, welchen die atlantische Küste auf einen europäischen Besucher hervorruft, ist die Aehnlichkeit der Flora mit derjenigen Englands. Der größere Theil der Pflanzen ist augenscheinlich eingeführt. Wollkraut, Leinkraut, Spitzwegerich, Schafgarbe und Klee wachsen überall an der Landstraße, wie in England und vielleicht sogar in größerer Ueppigkeit, da die Mitbewerbung eine schwächere ist. Je mehr man nach Westen und Süden fortschreitet, desto merklicher wird der Unterschied, indem der europäische Typus allmählich verschwindet. Aber die europäischen Ansiedlungen dehnen sich aus und die Ansiedler nehmen ihre Pflanzen mit; die Pflanzen sind Kinder der Zeit und reisen mit der Eisenbahn. Andererseits sind einige Pflanzen, aber eine weit geringere Anzahl, von Amerika nach Europa gebracht und dort einheimisch gemacht worden. Dahin gehören Impatiens fulva und Erigeron canadensis. Wenn wir uns von dem Uebereinstimmenden zu den Unterschieden wenden, so fällt dem Europäer vor allem der große Reichthum an Bäumen und Sträuchern auf. Der Grund hierfür ist wahrscheinlich in den verschiedenen Bedingungen der beiden Continente während der Eiszeit zu suchen. Die Flora von Europa ist ausnehmend arm an Bäumen, da bei dem Wiedereintritt eines wärmeren Klimas die Rückkehr nach Norden für diejenigen, welche im Süden der Vernichtung getrotzt hatten, durch das Mittelmeer gehemmt wurde. Die fossilen Ueberreste von Bäumen, welche zu vielen tropischen Ordnungen gehören, werden in unseren Miocän- und Pliocänschichten gefunden; in Amerika dagegen gab es nichts, was ihre allmähliche Rückkehr aus dem Süden hindern konnte, und wir finden daher vereinzelte Repräsentanten oder auch in einigen Fällen eine große Zahl von Vertretern verschiedener tropischer Ordnungen unter den Bäumen der Nordstaaten. Solche sind Menispermum (Menispermaceae), Liriodendron (Magnoliaceae), Diospyros (Ebenaceae), Tecoma (Bignoniaceae) und viele andere. Diese Verschiedenheit wird auch durch die größere Hitze begünstigt, welche den amerikanischen Sommer im Gegensatz zu demjenigen Europas auszeichnet. Auf dem Hochlande von Nordamerika finden sich auch viele arktische Pflanzen, welche nach dem Entschwinden der Eiszeit zurückgeblieben waren; aber diese Flora ist unbedeutend im Vergleiche mit derjenigen Europas. Einer der interessantesten Züge der nordamerikanischen Pflanzenwelt ist eine Region mit echt tropischer Flora, welche sich an der atlantischen Küste nordwärts bis zu den „Pine-Barrens" von New-Jersey erstreckt. Für den westlichen Continent charakteristisch ist der außerordentliche Reichthum an Kompositen, welche etwa ein Achtel der ganzen Phanerogamenflora Nordamerikas ausmachen; groß ist die Zahl der Arten von Aster, Solidago, Eupatorium, Silphium und anderen Gattungen. Zwischen der Waldregion der atlantischen und der Waldregion der pacifischen Küste dehnt sich eine ungeheure Strecke waldlosen Prärielandes aus, die Heimath des Büffels und vieler Gräser; auch die Zahl der Kräuter mit farbigen Blumenkronen ist im Frühlinge sehr groß. Diesen Ebenen mangelt es an Wasser; wahrscheinlich trugen sie niemals Bäume; sie vermögen nur krautartige Pflanzen hervorzubringen, welche in der heißen und trockenen Sommerzeit völlig verschwinden. Die große Kette der Rocky Mountains ist an ihren Seiten wohlbewaldet und hat auf ihren Gipfeln eine Flora von etwa 200 arktischen Arten. Wenn der Reisende die Sierra Nevada erreicht, so betritt er vielleicht den schönsten Nadelholzwald der Welt. Aber während die pacifische Küste an Koniferen außerordentlich reich ist, so sind Arten aus anderen Ordnungen weniger zahlreich vertreten, als an der atlantischen Küste; die gänzliche Abwesenheit von Eichen, Eschen und Ahornen ist besonders bemerkenswerth. (Nature.)

Das Protektorat Englands über das südöstliche Neu-Guinea.

H. Gr. Am 2. November 1884 traf das Admiralschiff „Nelson" mit einem Tonnengehalt von 7323 und mit 12 Geschützen, unter dem Commodore J. E. Erskine, welcher die aus sieben Kriegsschiffen bestehende und in Sydney stationirte Südsee-Flotille kommandirt, in Port Moresby ein, um dort die englische Schutzherrschaft über einen Theil des südöstlichen Neu-Guinea in feierlicher Weise zu verkünden. Es begleiteten den „Nelson" die vier Kriegsschiffe „Espiègle", „Raven", „Swinger" und „Harrier". Port Moresby liegt an der südöstlichen Küste von Neu-Guinea in 9° 27' südl. Br. und 147° 7' östlich von Gr. und wurde im Jahre 1873 von Moresby, dem Kapitän des englischen Kriegsschiffes „Basilisk" entdeckt. Man gelangt in diesen schönen Hafen durch die 2,41 m breite und 8 km vom Festlande entfernte Basiliskönnung im Great Barrier Reef, und findet 2 km von der Küste in einer Wassertiefe von 1,83 m einen sicheren Ankerplatz. Port Moresby bildet

den Hauptort in dem mittleren Missionsdistrikte der Küste von Bald Head (7° 45′ südl. Br. und 144° 46′ östlich von Gr.) bis zur Orangery-Bay (10° 30′ südl. Br. und 149° 35′ östlich von Gr.) und steht unter der Leitung der Revs. F. G. Lawes und J. Chalmers. Die Mission ist von der London Missionary Society abhängig.

Der Commodore beorderte sofort zwei seiner Begleitschiffe nach verschiedenen Punkten der Südostküste, um von dort so viele Häuptlinge wie möglich herbeizuholen. Sie kehrten am 5. November zurück, und es konnten sich fünfzig Häuptlinge, von denen freilich der größere Theil aus Repräsentanten der Motu-Stämme, welche ihren Wohnsitz um Port Moresby herum haben, bestand, an Bord des „Nelson“ versammeln. Hier wurden sie mit gekochtem und überzuckertem Reis, der ihnen außerordentlich zu munden schien, sowie mit Schiffszwieback regalirt. Der Kommodore machte sie dann mit dem Zwecke der Ceremonie, welche am nächsten Tage, dem 6. November, stattfinden sollte, näher bekannt, und die Missionare Revs. Lawes und Chalmers dienten dabei als Dollmetscher. „Das Protektorat“, begann er, „besagt, daß ihr von jetzt ab unter dem Schutze Ihrer Majestät, der Königin von England, steht. Uebelgesinnte Menschen sollen sich eures Landes nicht bemächtigen, sollen euch nicht aus euren Wohnplätzen vertreiben, oder euch gar aus eurer Heimath fortführen [1]). Ich bin angewiesen, euch in dieser Beziehung des Schutzes Ihrer Majestät in den stärksten Ausdrücken zu versichern und erkläre hiermit, daß die, welche euch in solcher Beziehung Leid zufügen, die strengste Bestrafung treffen wird. Das Land soll euch verbleiben und eure Weiber und Kinder geschützt werden. Sollten Weiße euch Unrecht zufügen, so wollt ihr bei den königlichen Beamten sofort Anzeige davon machen und euch soll Recht geschehen. Weiße dürfen sich überhaupt nur mit besonderer Erlaubniß des High Commissioner unter euch niederlassen und ihr wollt sie als neue Freunde und als Unterthanen der Königin betrachten. Wer euch Unrecht zufügt, darf nicht länger unter euch wohnen. Andererseits ist es euch ebenso strenge untersagt, aus irgend einem Grunde Rache auszuüben. Das Strafen muß allein Sache der Beamten sein [2])“.

[1]) Offenbar eine Anspielung auf die Zuckerplantagen im nördlichen Queensland. Es waren in letzter Zeit Fälle vorgekommen, daß Eingeborene auf Inseln an der Küste von Neu-Guinea von rohen Schiffskapitänen gewaltsam ergriffen und ohne ihren Willen auf die Plantagen in Queensland geschleppt wurden.

[2]) Es sind dies soweit schöne Worte, wenn sie nur gehalten würden oder gehalten werden könnten. Der Rechtsboden, auf welchem diese Eingeborenen und die Europäer stehen, ist aber ein zu verschiedener, und diese Verschiedenheit wird von den Eingeborenen nicht verstanden. Kollisionen werden sehr bald eintreten. Okkupation, Schutzherrschaft, Annexion und absolute Herrschaft — das sind die Stadien, welche auch Neu-Guinea wird durchzumachen haben.

Gedruckte Exemplare der Proklamation in englischer Sprache wurden dann den Häuptlingen verabreicht mit dem Bemerken, daß Uebersetzungen davon in der Motusprache in nächster Zeit nachfolgen sollten.

Am folgenden Tage fand die eigentliche Ceremonie statt. Sie soll eine sehr imposante gewesen sein und einen tiefen Eindruck auf die Häuptlinge gemacht haben. Von der Besatzung der Kriegsschiffe waren 200 Officiere, Marinesoldaten und Matrosen gelandet. Der Commodore ernannte den Häuptling der Motu-Stämme, mit Namen Boe Vagi, zum Oberhäuptlinge und überreichte ihm einen Stab aus Ebenholz, an dessen oberem Ende ein Florin, mit dem Bilde der Königin Victoria und mit einem Silberbande umgeben, eingefügt war. „Dieser Stab“, begann der Commodore, „den ich dem Boe Vagi hiermit übergebe, ist das Emblem seiner Autorität. Der Stab repräsentirt das Haupt der Königin von England. In streitigen Fällen haben sich die Angehörigen der einzelnen Stämme, deren Häuptlinge hier versammelt sind, immer zuerst an den Inhaber dieses Stabes zu wenden, und dieser wird dann ihre Beschwerden und Klagen vor die königlichen Beamten zur Untersuchung und Entscheidung bringen [1]). Auch habe ich noch zu erklären, daß der Besitz von keinem innerhalb des Protektorates bisher erworbenen Lande — wann und zu wessen Gunsten es immer geschehen sein mag — von seiten der Königin anerkannt werden wird.“

Das Protektorat soll sich auf den südöstlichen Küstendistrikt von 141° östl. von Gr., wo die holländische Besitzung aufhört, bis zum East Cape in 10° 13′ südl. Br. und 150° 55′ östl. von Gr. erstrecken, mit Einschluß aller anliegenden Inseln südlich von East Cape bis Kosmann Island und mit Einschluß der Inseln in den Goschen Straits in 10° 4′ südl. Br. und 150° 55′ östl. von Gr. Am Schlusse der Feier wurden dann noch allerlei Geschenke an die Häuptlinge vertheilt.

Es hat in Australien, unter Führung des Mr. James Service, Premierministers der Kolonie Victoria, großen Unwillen erregt, daß nicht das ganze östliche Neu-Guinea unter englisches Protektorat gestellt worden ist, und das um so mehr, als bald darauf die deutsche Flagge an der Nordküste aufgehißt wurde.

[1]) Diese Anordnung erscheint als unausführbar, wenn sie für alle Stämme an der langgestreckten südöstlichen Küste von Neu-Guinea, welche zum Theil in tödtlicher Feindschaft zu einander stehen, gelten soll.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Auf der vorjährigen Versammlung der British Association zu Montreal besprach der Vorsitzende, General Sir J. H. Lefroy auch die Arbeiten der **indischen Triangulation** und ihre Verdienste auf verschiedenen Gebieten. Wir entnehmen diesen Mittheilungen folgendes: Die im Jahre 1800 begonnene primäre Triangulation ist jetzt thatsächlich vollendet, wiewohl noch einige Arbeit zu thun ist, um dieselbe einerseits bis Ceylon, andererseits bis Siam fortzuführen. Dagegen ist besonders außerhalb der Grenzen des eigentlichen Indiens noch viel an der sekundären Triangulation zu thun. Durch die bisherigen Arbeiten, bei welchen die höchsten Berge in der Welt manchmal von 120 Meilen entfernten Stationen bestimmt worden sind, wird der Wunsch, nach jenen Gegenden unbehindert vordringen zu können, noch mehr erhöht. Die lange verbreitete Meinung, daß in Tibet ein Berg noch höher als der Mount Everest bestehe, ist durchaus noch nicht verschwunden; möglicherweise ist jedoch dieser schneebedeckte Gipfel der „Mount Everest“ der ursprünglichen Aufnahme. Und dennoch macht die Wissenschaft trotz der Hindernisse, die ihr der Fanatismus in den Weg legt, Fortschritte; es möge nur an die Aufklärungen erinnert werden, die Sir H. Rawlinson vor einigen Jahren über den oberen Oxus zu geben im stande war. Dieser Fluß ist nun von seinen Quellen an hauptsächlich durch eingeborene

Landmesser markirt, und eben solchen verdanken wir beinahe alles, was wir über Nepaul wissen.

Aber auch für die Ethnographie sind die Berichte der Officiere der indischen Vermessung, welche mit ihren Instrumenten überallhin vordringen, von der höchsten Wichtigkeit; wir erinnern nur an die Mittheilungen, welche Mr. G. A. Mc Gill 1882 über die Bishnoies von Radschputana machte, einen Stamm, der, wie er berichtet, für sich lebt und selten mit anderen Kasten in demselben Dorfe gefunden wird. „Diese Menschen“, sagt er, „halten alles, was lebt und nicht lebt, für heilig, so daß sie nicht einmal einen grünen Baum fällen; ja sie suchen auch andere davon zurückzuhalten, insofern dies in ihrer Macht liegt; dies ist der Grund, weshalb sie in Absonderung leben, um nicht zu sehen, wie ein Leben zerstört wird. Ihren Nachbarn unähnlich, vermeiden sie es auf das strengste, Opium zu trinken, zu rauchen oder zu essen, da ihnen dies durch ihre Religion verboten ist. Auch zur Monogamie und zur pünktlichsten Erfüllung der vorgeschriebenen täglichen Abwaschungen sind sie durch strenge Gesetze verpflichtet. Unter diesen Umständen bilden die Bishnoies eine wohlhabende Gemeinde, werden jedoch von ihren Nachbarn verabscheut, besonders da sie infolge ihrer einfachen Gewohnheiten bald reich werden und in den Besitz der besten Felder gelangen.“

Zum Schluß eine Bemerkung technischer Art. Wie General Walker mittheilt, zeigt sich eine immer mehr gesteigerte Nachfrage nach neuen Aufnahmen in großem Maßstabe zum Ersatz der vor einem Menschenalter ausgeführten Vermessungen, die eigentlich nur geographische Rekognoscirungen waren; es ist zu hoffen, daß man in anderen Ländern hierauf aufmerksam sein und sich nutzlose Kosten sparen wird, daß man neue Aufnahmen von vornherein in genügend großem Maßstabe ausführen läßt.

— Im Jahre 1883 wurden in British Indien 22 905 Personen durch wilde Thiere und Schlangen getödtet (1882 : 22 125), davon 20 067 durch Schlangen, 985 durch Tiger, 287 durch Wölfe und 217 durch Leoparden. Fast drei Viertel aller dieser Todesfälle ereigneten sich in Bengalen und den Nordwestprovinzen. Durch dieselben Ursachen gingen 47 478 Hausthiere zu Grunde, 771 mehr als im Vorjahre. Bemerkenswerth ist, daß, während die ganz überwiegende Mehrzahl von Menschen durch Schlangenbiß starben, nur 1614 Stück Vieh dadurch umkamen. An gefährlichen Thieren wurden im Jahre 1883 19 890 Stück getödtet und an Prämien dafür mehr als $1\frac{1}{2}$ Lakh Rupien (288 000 Mark) gezahlt.

— Im Norden des Dorfes Wartaschera (Kreis Nuchal im Kaukasus, in der Nähe des Dorfes Arschan, ist, wie die Zeitung „Nor-dar“ mittheilt, Silber entdeckt worden. Das gewonnene Erz giebt $\frac{1}{3}$ reinen Silbers. Zwei Werst vom Dorfe Dshalet nach Osten in den Bergen Nawr-Bulach ist ebenfalls Silbererz entdeckt, welches aber die Hälfte reinen Silbers giebt. Proben der Erze sind nach Tiflis zur Untersuchung geschickt worden.

— Das Ministerium der kaiserl. russischen Reichsdomänen will in Bälde Fachmänner zur Untersuchung der Fischfauna des Goktschai-Sees (Gouv. Eriwan in Kaukasien) und der in denselben einmündenden Flüsse aussenden. Gleichzeitig beabsichtigt man die bereits begonnenen Arbeiten, welche eine Beschreibung der Reichsdomänen in dem Terek- und Kuban-Gebiete bezwecken, bedeutend zu beschleunigen.

Afrika.

— Clemens und Gustav Denhardt, welche in den Jahren 1878—79 den Unterlauf des Tana-Flusses ($2\frac{1}{2}^{\circ}$ bis 1° südl. Br.) erforscht haben, befinden sich seit Ende December wieder in Zanzibar, um ihre Untersuchungen in Ostafrika fortzusetzen.

— Vom Kongo kommt vom 15. November die Nachricht, daß die vor einiger Zeit von Ambrizette aus ins Innere abgegangene deutsche Expedition durch die Eingeborenen zur Umkehr gezwungen worden und nach Ambriz an die Küste zurückgekehrt sei. Es ist das die „Westafrikanische Expedition der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“, welche aus den Herren Schulze, Kund, Wolff, Büttner und Tappenbeck besteht (vergl. „Globus“, Bd. 46, S. 224).

— Portugal hält seine Ansprüche auf die afrikanische Westküste nördlich der Kongo-Mündung bis 5° 12′ südl. Br. aufrecht und wird darin, wie es scheint, von Frankreich unterstützt. Aus Lissabon wird gemeldet, daß kürzlich ein portugiesisches und ein französisches Kanonenboot den Ort Landana an der Mündung des Tschiloango besuchten, um dort Zwistigkeiten zwischen den Eingeborenen und französischen Missionaren zu schlichten. Bei dieser Gelegenheit wurde der Parallel 5° 12′, die von Portugal beanspruchte Nordgrenze, von den Officieren der beiden Schiffe fixirt und darüber ein Protokoll aufgenommen.

— Im letzten Jahre betrug die Einfuhr in Hamburg von Westafrika 238 813 Doppel-Centner im Werthe von 9 105 150 Mk., und zwar Palmkerne 5 012 230 Mk., Palmöl 2 292 320 Mk., Elefantenzähne 346 510 Mk., Gummi elasticum 922 620 Mk., Rothholz 95 700 Mk. Die Ausfuhr von Hamburg nach dort betrug 442 774 Doppel-Centner. Die Hauptartikel waren Genevre 153 206, Rum 111 706, Salze 47 618, Reis 3961, Gebinde und andere Holzwaaren 11 300, Schießpulver 11 297 Doppel-Centner. Glasperlen wurden allein 87 800 kg ausgeführt. Außerdem geht ein Theil des westafrikanischen Verkehrs via Bremen und Holland.

— In den schwarzen Tirailleurs haben sich, wie O. Lenz (Timbuktu II, S. 290) erzählt, die Franzosen eine für Senegambien sehr nützliche, geradezu unentbehrliche Truppe geschaffen; es sind zum großen Theile frühere Sklaven, die von ihren Herren den Franzosen überlassen wurden. Der Vorgang beim Aufnehmen der Söldlinge ist folgender: Irgend ein Fulbe, Araber, Futa oder wer immer braucht Geld und will sich einiger seiner Sklaven entledigen. Er geht mit diesen zu dem nächstgelegenen Posten; sobald der Sklave das linke (französische) Ufer des Senegal betritt, ist er natürlich von selbst schon ein freier Mann. Hier werden die angebotenen Leute untersucht und, wenn tauglich befunden, als Tirailleurs angeworben, und zwar auf sechs Jahre. Während dieser Zeit erhalten sie Sold, Verpflegung, eine sehr kleidsame Uniform, werden überhaupt als französische Soldaten betrachtet; außerdem wird bei der Werbung ein Handgeld von einigen hundert Franks ausgezahlt. Dieses Handgeld bekommt nun freilich der ehemalige Sklave nie zu sehen, das nimmt einfach sein Herr mit fort. Uebrigens ist die Einrichtung eine sehr gute. Die Franzosen ziehen auf diese Weise eine Menge brauchbarer und nützlicher Menschen heran, die, sobald ihre Dienstzeit vorüber ist, infolge ihrer Sprach- und anderen Kenntnisse imstande sind, sich auf ordentliche Weise fortzubringen; sie erzielen auf diese Art mehr, als die Missionare mit anderen Mitteln zu erreichen suchen, und haben dabei auch noch den Vortheil, eine gute, mit dem Klima vertraute Truppe zu gewinnen.

— Der Streit um die S. Lucia-Bay, wie die Mündung des Hauptflusses des Zululandes, des Umvolosi, heißt, hat Großbritannien zur Vorsicht ermuntert. Aus Natal wird vom 6. Januar gemeldet, daß die Küste des Pondolandes unter britisches Protectorat gestellt worden ist; es ist dasselbe rings von britischem Gebiete, im Westen vom Kaplande, im Norden vom Basutolande und im Nordosten von Natal, begrenzt und wird wohl von keiner Macht England streitig gemacht werden. Etwas anders steht es mit der S. Lucia-Bay, wo Herr Einwald die 100 000 Acres Land für Lüderitz angekauft hat. Das Zulugebiet wurde

freilich stets von England als so durchaus zu seiner Interessensphäre gehörig betrachtet, daß es die Einmischung fremder Mächte anscheinend für gänzlich ausgeschlossen hielt. So bezeichnete Sir Rawson Rawson in seiner Uebersicht über die Territorialvertheilung der Küste Afrikas (Proceed. R. Geogr. Soc. November 1884, also noch vor dem Einwaldschen Kaufe) die S. Lucia-Bay ohne weiteres als britisch; ebenso geschah das z. B. auf Blatt 72 des Stieler'schen Atlas. Auch veröffentlichen die „Times" jetzt einen Vertrag zwischen dem Zulukönige Panda und dem Kommissär für Natal, Henry Cloete, vom 5. Oktober 1843, wodurch ersterer die Mündung des Umvolosi und die dortige Bay (d. h. die S. Lucia-Bay) an England abtritt. Ehe man also auf den Karten diese Bay als deutsch wird bezeichnen können, wird es wohl noch längerer Verhandlungen bedürfen. Uebrigens wird aus Natal gemeldet, daß die Küste des ganzen Zululandes nördlich bis 26½° südl. Br., wo der portugiesische Besitz anfängt, unter englischen Schutz gestellt sei, „da jedes daran fehlende Stück Thür und Thor für endloses Unheil in der Zukunft offen stehen ließe". Auf Deutsch heißt letzteres, daß dann die Transvaal-Boern einen Zugang zum Meere gewinnen und sich vom Kaplande kommerciell unabhängig machen würden — ein „endloses Unheil" wäre das eben nicht.

Nordamerika.

— Ueber den im Jahre 1883 im Beringsmeere neu entstandenen Vulkan Bogoslaw entnehmen wir dem in „Science" 1884, S. 432 veröffentlichten officiellen Berichte des Hydrographic Office folgende Daten: Der genaue Beginn der Eruption kann nicht festgestellt werden, scheint aber schon zeitig im Jahre 1883 stattgefunden zu haben; aufmerksam wurde man erst im Oktober, als das Phänomen bereits seinen Höhepunkt erreicht hatte. Am 16. Oktober verfinsterte sich der Himmel nördlich von Unalaschka, und unter merklichem Steigen der Temperatur senkte sich eine dunkle Wolke bis dicht auf die Erde, worauf ein dichter Aschenregen alles überdeckte. Da der Vulkan von Makushin auf Unalaschka sich damals ganz ruhig verhielt und der Ausbruch keinem anderen Vulkane zugeschrieben werden konnte, nahm man die Entstehung einer neuen Insel an. Kapitän Hague bekam bereits im Oktober 1883 den Ausbruch zu Gesicht, konnte aber nicht nahe genug heranfahren, um ihn genauer zu beobachten. Am 27. Mai 1884 sah der zu genaueren Untersuchungen ausgesandte Lieutenant Stoney zum ersten Male den Rauch des neuen Vulkans, und als er am folgenden Morgen an seinem Fuße vor Anker ging, erkannte er, daß der neue Vulkan mit der Insel Joanna Bogoslova durch eine niedere Landenge verbunden war, welche ihm einen sicheren Ankergrund bot; ein noch besserer Platz findet sich auf der anderen Seite. Der Vulkan war meistens völlig in Rauch gehüllt, welcher nicht nur aus dem Gipfelkrater, sondern auch aus zahlreichen Seitenspalten hervorbrach. Flammen wurden nur zweimal gesehen, doch ist zu berücksichtigen, daß die Mainächte in diesen Breiten nicht mehr dunkel werden. Unterirdisches Getöse, wie ferner Kanonendonner, wurde zeitweise gehört, auch öfter Stöße gefühlt, doch kein dauerndes Erzittern der ganzen Masse, wenigstens nicht ohne besondere Instrumente; das Quecksilber eines künstlichen Horizontes erschien dagegen in ständiger Bewegung, so daß es schwer hielt, eine sichere Bestimmung zu machen.

Die geologischen Angaben sind leider wenig befriedigend; die Hauptmasse soll aus einer Art Sandstein bestehen, mit auf der Oberfläche zerstreuten großen schwarzen Blöcken; Lava wurde nicht beobachtet, Bimsstein nur ganz einzeln. Feiner Aschensand, in den man bis zu den Knöcheln einsank, machte streckenweise jedes Vordringen unmöglich. Viele Felsen machten den Eindruck, als wären sie lange der Wirkung des Wassers ausgesetzt gewesen, doch wurden keine Muscheln daran gefunden. Es gelang einem Mitgliede der Expedition, den Gipfel zu erreichen, aber der Krater war so mit Dampf erfüllt, daß seine genauere Beschaffenheit nicht erkannt werden konnte. Die Höhe wurde auf 357 Fuß bestimmt. Das anscheinend kochende Wasser erwies sich als kaum oder gar nicht wärmer als sonst, aber von Fischen war keine Spur zu finden. Dagegen fanden sich auf dem alten Vulkane Unmassen von Vögeln, welche, wenn durch einen Kanonenschuß aufgescheucht, den Himmel verfinsterten und mitunter in der Angst in den Qualm hineinflogen, wo sie sofort erstickten. Auch Seelöwen lagen zu Hunderten am Ufer.

Stoney schlägt statt des von Dall dem neuen Vulkane beigelegten Namens Grewingk den des Kapitäns Hague, als des ersten Entdeckers, vor.

— Längs der ganzen Nordwestküste Amerikas wird nach Kapitän Jacobsen in ungeheuren Quantitäten Fischfett zubereitet und in hermetisch dichten Holzkisten während des ganzen Winters aufbewahrt. Dasselbe stammt von einem kleinen, überaus fettreichen Fische her, der etwa die Größe unseres Stints besitzt und eine circumpolare Verbreitung hat. Im Frühjahre steigt dieser Fisch, eine Salmoneenart, in unermeßlichen Zügen aus den Tiefen des Eismeeres, wo er als Nahrung der Dorsche dient, in die Höhe, um an seichten Stellen der Fiorde, meist am Ufer der Flußmündungen, zu laichen. Dort werden die wohlgenährten, wenig widerstandsfähigen Thiere gewöhnlich vom Strome erfaßt und fortgerissen. Hierauf bauend, errichten die Indianer quer durch den Strom lange, beutelartige Stellnetze, die sich bald mit den kleinen Fischen füllen. Ein Canoe liegt inzwischen unmittelbar über dem Netz vor Anker; die im Fahrzeuge befindlichen Indianer ziehen von Zeit zu Zeit die hintere Hälfte des Netzes an Bord, binden das zusammengeschnürte Ende auf und schütten die Fische in den Bootsraum. Unmittelbar am Ufer werden Feuer angezündet und die Fische so lange gekocht, bis das Fett sich in einer Schicht oben ansammelt. Dann füllt man es in die schon erwähnten dichten Kisten, wirft das ausgekochte Fischfleisch weg und beginnt die Procedur von neuem.

— Ueber die Entstehung des Chinook-Jargon (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 360), welcher fast von allen denjenigen, welche einige Jahre an der Küste von Britisch-Columbien leben, verstanden wird, wird erzählt (Kapitän Jacobsen's Reise an der Nordwestküste Amerikas, S. 7), daß im vorigen Jahrhundert ein Kaufmann aus China, Namens Meares, seine Schiffe nach dem Stamme der Chinook-Indianer, nördlich vom Columbia-River entsandte, um Seeotterfelle einzuhandeln. Hierbei bildete sich eine Sprachmischung, deren Grundstock die Chinooksprache hergab, wozu eine erhebliche Zahl von chinesischen, hawaiischen und englischen Ausdrücken hinzutrat. Als sich später der Handel weiter ausdehnte und sich auch die Hudsonsbay-Kompagnie betheiligte, nahm das Chinook-Jargon auch noch viele französische Bezeichnungen auf. Gegenwärtig ist dieses Pêle-Mêle so allgemein bekannt, daß sich mitunter selbst Weiße an der Küste darin ausschließlich unterhalten. Es scheint, daß die Chinook-Indianer, welche inzwischen bis auf wenige Familien ausgestorben sind, mit den Einwohnern der Westküste von Vancouverinsel sprachlich verwandt sind.

— Unter dem Pseudonym B. Aba hat der kürzlich verstorbene österreichische Minister von Kriegsau „Skizzen aus Amerika" (Wien, C. Gerold's Sohn, 1885) herausgegeben, welche, abgesehen von manchen Austriacismen und Härten des Stils, eine unterhaltende Lektüre abgeben. Der Haupteindruck, welchen man empfängt, ist der einer unverhohlenen Bewunderung der noch immer mehr aufblühenden Union. „Die lohnende Arbeit dürfte wohl — heißt es S. 231 — der Hauptmotor für den amerikanischen Unternehmungsgeist sein. Ein Reich, das zwei große Meere zum Schutze seiner Produktion besitzt, kann sich eben leicht schützen, und das Resultat dieses Schutzes liegt hier offen da. Um gleich recht kühn zu

sprechen, sage ich, hier, so wie Nordamerika jetzt aussieht, ist die sociale Frage gelöst. Jeder, der arbeiten will, findet Arbeit, und jede Arbeit lohnt sich, d. h. jeder Arbeiter hat dreimal des Tages reichliche Fleischkost, und der Apfelkuchen fehlt nie; er verdient genug, um vor- und nachmittag Bier, Wein oder Schnaps zu trinken, und erspart noch soviel, um sich ein Lot Baugrund zu kaufen, darauf eine Hütte zu bauen, aus der wohl nach und nach ein Haus wird, zu dem mit der Zeit auch das Buggy (Wagen) kommt. Wer das nicht kann, der ist kein fleißiger Arbeiter. Der Ackersmann, der Tagelöhner arbeitet in Handschuhen, die zwei Dollars kosten und verdient das Geld hierzu. Der ganze Mittelstand lebt im eigenen Hause, der Reiche in Palästen, er verlebt weit mehr, als europäische Reiche dermalen zu verleben wagen." Schade, daß das nicht immer so bleiben wird.

Polargebiete.

— In der am 28. November abgehaltenen Sitzung der norwegischen Gesellschaft der Wissenschaften sprach Professor Mohn über den Weg, welchen die am 18. Juni von einem Grönländer auf dem Eise im Julianehaabsfjord gefundenen, von der Jeannette-Expedition herrührenden Gegenstände genommen haben könnten. Er erinnerte daran, daß die „Jeannette" vom Tage ihres Einfrierens am 4. September 1879 und bis zum 13. Juni 1881, wo das Schiff sank, von der Heraldinsel bis etwas östlich von den neusibirischen Inseln mit dem Eise forttrieb, bald westwärts, und bald ostwärts, im Ganzen genommen aber im Großzirkelbogen. In den 647 Tagen wurde das Schiff 660 engl. Meilen fortgeführt, oder beinahe 1 engl. Meile täglich. Frage man nun, welchen Weg die gefundenen Gegenstände ferner eingeschlagen, so erscheine der westwärts um Grönland nicht wahrscheinlich, denn was aus dem Smith-Sound hinaustreibe, nehme den Weg längs der Küste von Labrador, und unter der Küste von Südgrönland laufe der Strom nach Westen und Norden als eine Fortsetzung der kalten, eisführenden Strömung, die von Norden nach Süden längs der ganzen Ostküste von Grönland gehe. Mit letzterer Strömung müsse die Eisscholle mit den Sachen gekommen sein; indem sie die Eisgrenze, wo das Eis beständig vom wärmeren Wasser und dem Wellenschlage zerfressen werde, nicht erreichte, wurde sie in den inneren Theil des treibenden Packeises hineingeführt. Der kürzeste Weg von den neusibirischen Inseln bis Julianehaab gehe dicht am Nordpol der Erde vorbei bis zur Küste von Grönland. Die Entfernung bis hierher (80° nördl. Br.) betrage 1380 engl. Meilen und dann bis Julianehaab 1620 engl. Meilen, mithin zusammen 3000 engl. Meilen; diese wurden in 1100 Tagen zurückgelegt, was eine durchschnittliche Geschwindigkeit von täglich 2¾ Meilen gebe. Die Strömungsgeschwindigkeit auf diesem letzten Theile des Weges sei indessen sehr gut bekannt. Der grönländische Polarstrom laufe in der Nähe des Landes mit einer Geschwindigkeit von 4 engl. Meilen, aber bei der Eisgrenze mache er 10 bis 12 engl. Meilen täglich. Rechne man mit dem geringsten Werthe, als dem wahrscheinlicheren, da die Eisscholle jedenfalls im inneren Packeise geblieben sei, so hätten die Gegenstände 405 Tage gebraucht, um die 1260 engl. Meilen längs der Ostküste von Grönland zu treiben. Der Rest von 695 Tagen würde also auf die Fortbewegung von den neusibirischen Inseln bis zur Küste von Grönland unterm 80° nördl. Br. entfallen. Werde der kürzeste Weg dicht am Pole vorbei gewählt (1380 engl. Meilen), so betrage die Geschwindigkeit durchschnittlich täglich 2 engl. Meilen, eine Größe, welche die Mitte halte zwischen der Fortbewegung der „Jeannette" in dem ostsibirischen Polarmeere (1 engl. Meile) und der Strömung an der Küste von Ostgrönland (4 engl. Meilen). Sollten die Sachen den Weg westwärts zwischen Franz-Josephs-Land und Spitzbergen genommen haben, so würde das eine ziemlich unregelmäßige Linie geben, so daß der Weg bedeutend länger geworden und mithin eine größere Geschwindigkeit erforderlich gewesen sei. Ein Stück dieser Route sei das österreichische Expeditionsschiff „Tegethoff" im Winter vor der Entdeckung von Franz-Josephs-Land getrieben, aber die Fortbewegung des Schiffes habe kaum ¾ engl. Meilen täglich betragen. Der Weg am Pol vorbei nördlich von Franz-Josephs-Land und Spitzbergen sei deshalb der wahrscheinlichste. Das Treiben der Jeannettesachen zeige uns, ebenso wie das aus sibirischem Lerchenholz bestehende Treibholz auf Spitzbergen, Grönland und Jan Mayen, daß das sibirische Eismeer seinen Beitrag zu den Strömungen des Atlantischen Oceans liefere, nämlich zu dem ostgrönländischen Polarstrom, speciell scheine aber das Forttreiben dieser Sachen die nicht unwahrscheinliche Annahme zu bestärken, daß die Gegenden auf der europäischen Seite des Nordpoles aus Meer bestehen, — freilich beständig bedeckt mit Eismassen, welche gegen Westen und Süden treiben. W. Finn.

— Der Dampfer „Tschischow" der Murman-Gesellschaft machte im Anfange dieses Sommers seine gewöhnliche Fahrt nach Nowaja-Semlja. An Bord des Schiffes befand sich auch der Kommandant des Hafens von Archangel, Kontreadmiral Fürst Uchtowski, mit der Absicht, die Kolonie und Rettungsstation Karmakuly auf Nowaja-Semlja zu inspiciren. Nach glücklich erfolgter Ankunft in Nowaja-Semlja wurde den dort wohnenden Samojeden der Vorschlag gemacht, mit dem Dampfer nach Archangel zu reisen, damit sie sich die Stadt ansehen und ihre Wintervorräthe selbst einkaufen könnten; bei der nächsten Fahrt des „Tschischow" sollten sie wieder nach Karmakuly zurückbefördert werden. Alle Männer nahmen den Vorschlag an, so daß auf der Insel nur die Frauen und Kinder zurückblieben. Der Dampfer fuhr mit den Samojeden nach Archangel und trat nach einiger Zeit seine zweite Fahrt nach Nowaja-Semlja an. Allein dieselbe glückte nicht. In der Nähe der Insel überzeugte sich der Kapitän von der Unmöglichkeit, durch das Eis hindurch in eine der Buchten einzudringen, um die Samojeden und die Ladung auszuschiffen, und er mußte, ungeachtet der Klagen der Samojeden, nach Archangel umkehren. Es war dies das erste Mal, daß das Polareis sich so früh an der Westküste von Nowaja-Semlja zeigte. Die Lage der auf der Insel zurückgebliebenen Samojedenfamilien erschien sehr kritisch. Mit Rücksicht hierauf erbat sich Fürst Uchtowski telegraphisch vom Minister die Erlaubniß, ein Kriegsschiff „Bakan" aus Archangel abfertigen zu dürfen, um noch einen Versuch zu machen, die Samojeden nach Nowaja-Semlja zu schaffen. — Der Minister willigte ein, der „Bakan" führte die Samojeden glücklich nach Nowaja-Semlja und kehrte wohlbehalten nach Archangel zurück.

(„Nowosti.")

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVII. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1885.

Brügge.

(Nach dem Französischen des M. Camille Lemonnier.)

I.

Brügge, die Hauptstadt der belgischen Provinz Westflandern, einst der Mittelpunkt des Welthandels, die Königin des Nordens, ist heute eine tief gesunkene Stadt; aber in ihrem Aeußeren hat sie ihre frühere Pracht sich bewahrt. Zum Ausgangspunkte unserer Wanderung nehmen wir eines jener mittelalterlichen Thore, welche in gewissen Abständen die alten Wälle durchbrechen; heute vermitteln sie nur den Verkehr der Stadt mit dem platten Lande, aber ihr verwittertes Mauerwerk verräth noch überall ihre einstige kriegerische Bestimmung. Senkrecht erhebt es sich aus dem Graben, der die Stadt umzieht, und steht mit dem äußeren Ufer nur durch hölzerne Brücken, die meist noch ihre malerischen Ketten zum Aufwinden besitzen, in Verbindung. Zwischen dem Ostender- und Genterthore geht man zuerst an grünen, mit Windmühlen besetzten Erdhügeln entlang, durch deren Einschnitte man das versteinerte Meer von Spitzen und Thürmen im Inneren erblickt, während nach außen sich, soweit das Auge reicht, feuchte, üppige Wiesen erstrecken. Allmählich verschwinden die Hügel und an ihre Stellen treten die letzten Ausläufer von Vorstädten, ein Durcheinander von gezackten Giebeln, schiefen Essen, krummen Dächern und spitzen Thürmchen, von modernen Façaden mit regelmäßigen Fensterreihen, und zuletzt befindet man sich in einer Art Park, wo die Wälle zu schön bepflanzten Anhöhen geworden sind, zwischen denen Rasenplätze mit Blumenbeeten sich hinziehen. Dann erblickt man durch eine Allee von Weißbuchen die kleinen weißen Häuser des Beguinenklosters und steht plötzlich vor dem stillen poetischen „Minnewater“ (Liebessee), den große schattige Bäume umgeben, blühende Wasserrosen bedecken und prächtig grüne Rasenteppiche einfassen. Am Ufer hin führt ein schmaler Steg zu dem Eingange des Beguinenklosters, der zu einem mit hohen Ulmen bepflanzten Erdaufwurfe führt. Im Schatten derselben bewegen sich langsam und gebeugt dieselben Gestalten, wie in den Beguinenhöfen Mechelns, Gents und Courtrais, mit denselben weißen Hauben, dem Symbole der Reinheit ihres einförmigen Lebens. Zur Frühmette und Vesper drängt sich die fromme Frauenschar zwischen den Säulen der kleinen Kapelle, welche neben der Eingangspforte steht, und nach Beendigung des Gottesdienstes schleichen sie die grasbewachsenen Gäßchen, die sie gekommen sind, wieder hinab und verschwinden eine nach der anderen hinter den Thüren ihrer kleinen Wohnungen, in denen sie ihre Tage mit Gebet und häuslichen Beschäftigungen hinbringen.

Von dem Walle, welcher sich neben dem Kloster erhebt, hat man einen prachtvollen Blick über die Stadt; es zeigt sich dort dem Auge ein Bild, wie es der anspruchvollste Künstler nur wünschen könnte, mit Vorder-, Mittel- und Hintergrund, mit Gegensätzen von Licht und Schatten, einem bewegten Linienspiele und allen Bedingungen jener versteckten Schönheit, die ein echtes Kunstwerk ausmachen. Und namentlich, wenn im Frühling das helle Grün der jungen Blätter sich dazu gesellt, so ist die Landschaft von

einer unvergeßlichen Schönheit. Vorn heben sich hellrothe und weiße Häuser von dem Laube der den See umgebenden Bäume ab; im Mittelgrunde ein Durcheinander von Dächern und Giebeln und gezackten Architekturen, zwischen denen

Eingang in den Beguinenhof von Brügge. (Nach einer Photographie.)

Die Porte Maréchale. (Nach einer Photographie.)

man noch eine Strecke weit den Zug der Straßen verfolgen kann. Dann aber verdichtet sich die Häusermasse zu einem kompakten Blocke von Mauerwerk, den hier und da Thürme, Spitzen, Dachreiter u. s. w. unterbrechen; endlich folgt im

Das Minnewater in Brügge. (Nach einer Photographie.)

Hintergrunde der zinnengekrönte Belfried, der riesige Zeigefinger, den man ringsum am Horizonte zuerst bemerkt und der den Fremden in dem Gewirre der Gassen und Kanäle Brügges stets wieder auf den richtigen Weg geleitet.

Die Porte des Baudets (Eselsthor). (Nach einer Photographie.)

Ein Brügger Kanal bei Regenwetter.

Gleich als wenn der Zufall auf einer und derselben Stelle alles Elend und Leiden hätte versammeln wollen, bildet der Beguinenhof den Mittelpunkt eines Viertels von Spitälern und Stiftungen für allerhand Alte, Elende und

Unglückliche. Schon in Ypern ist man erstaunt über die Menge von Hilfsbedürftigen, die von den verschiedenen milden Stiftungen unterstützt werden; die ganze Rue de Lille wimmelt von zerlumpten Leuten, die sich nach dem Thore der Maison Belle drängen; in Brügge aber ist ihre Zahl noch viel größer. Im Jahre 1854 waren 22 256 Personen, fast die Hälfte der Bevölkerung, als unterstützungsbedürftig auf dem Armenamte eingeschrieben, und 1880 war deren Anzahl trotz der Ausbreitung des Handwerks nur auf 13 207 gesunken. Keine Worte vermögen die Erschöpfung der Lebenskraft in diesen einst so blühenden Städten besser zu schildern als jene Ziffern. Schon die Irrenhäuser, die God's Huysen, bilden eine kleine Stadt inmitten der großen; hier aber stimmen sie den Besucher weniger traurig als anderswo, hier passen sie durchaus in die melancholische Umgebung hinein. Dazu kommt freilich, daß bei diesem Volke, welches Anstand und Reinlichkeit so sehr liebt, auch die Armuth nicht in Lumpen und Schmutz sich zeigt, wie in den Großstädten anderer Länder, sondern daß man bis in die untersten Schichten hinab auf ein anständiges Aeußere hält. Längs der Wälle sieht man auf den Bänken zur Seite der Spazierwege eisgraue Alte, triefäugige, nasenlose, unter der Last der Jahre und Gebrechen gebeugte Greise, die sich noch gewissermaßen putzen. Liegt aber nicht eine Art Scheu in solcher Wohlthätigkeit, die sich hinter dem Namen Gottes verbirgt und den Glauben erweckt, als käme die Hilfe, die sie den Enterbten bringt, vom Himmel und nicht von Mitmenschen? Ein ebenso an-

Ein Brügger Kanal im Winter.

muthender Zug ist es, daß ein jedes dieser zwar dürftigen, aber reinlichen, luftigen, sauber geweißten Häuschen von einem lieblichen Blumengarten umgeben ist, wie sie sich auch in den Beguinenklöstern finden.

Nun erreicht der Wanderer das alte Thor de la Bouverie, das an den Aufstand Brügges gegen Philipp den Gütigen erinnert; er war mit einem Schwarm hungriger Gesellen aus Frankreich daher gekommen und hätte das ganze Land aufgezehrt, wenn nicht Brügge seiner Gier sich widersetzt hätte. Das nächste Thor ist die Porte Maréchale, welche ihren Namen zu Ehren der Hufschmiede trägt; sie zeigt uns eine jener Durchsichten, die in engem Raume den ganzen Charakter und die ganze Poesie einer Stadt enthüllen. Sie besteht aus einem Mittelgebäude, das auf zwei massiven Bastionen ruht. Ueberschreitet man die Brücke und tritt unter die dicke Thorwölbung, so erblickt man die Rue Maréchale, zwei lange Häuserzeilen, die sich ganz hinten fast berühren, ein köstlicher Wirrwarr spitzer Giebel, stufenförmiger Dächer und bunter Façaden, das sich bis zum Belfried hin fortsetzt, der ganz im Hintergrunde riesig groß in die Luft ragt. Dazu kommt, daß diese Architektur durch die wunderbaren Farbenbrechungen, den feinen Dunst und die halben Töne, welche die durch die Feuchtigkeit des nahen Oceans gesättigte Atmosphäre über alle Gegenstände ausgießt, gewaltig gehoben wird.

Der Kanal, dem man bis hierher gefolgt ist, verlängert sich nun in das flache Land hinein, wo die Natur rasch wieder in ihre Rechte tritt. Links zeigt sich eine dunkle

Straße, über deren Bäumen die Porte des Baudets oder Ezelpoort (Eselsthor) aufragt; der Weg führt nach der Nordsee, deren Nähe die vom Sturme nach der einen Seite gebogenen Bäume und das verkrüppelte Gebüsch auf den Feldern anzeigt. Von dort her brausen die Winde herbei, welche zuweilen über Brügge und seinen Giebeldächern ein Getöse wie am Meeresstrande erregen.

Niemals genug kann man den eigenthümlichen Reiz preisen, der über den Kanälen der Stadt liegt. Nach allen Richtungen durchziehen sie die Stadt, überall spiegeln sie den Ruhm vergangener Jahrhunderte wieder, überall aber verbreiten sie auch einen Hauch tiefer Melancholie über die seit nahezu drei Jahrhunderten in Todtenschlaf verfallene Stadt. Hier gemahnt wirklich alles an den Tod und das Leben selbst ist langsam und träge. Wenn man die Trägheit und Empfindungslosigkeit eines Theiles der Bevölkerung sieht, so möchte man fast glauben, daß aus diesem mit Ruinen bedeckten Boden nichts mehr emporwachsen könnte. Diese körperliche Trägheit vermehrt die Zahl der Müssiggänger, für welche die Armenämter als Milchkühe fungiren, und die sowohl durch das Fehlen von Arbeit als auch durch die Ungewohntheit, Hand anzulegen, zu Bettlern geworden sind. Zum Glücke sind nicht alle Industriezweige dermaßen gesunken, wie diejenigen, welche körperliche Anstrengungen erfordern; namentlich lebt noch in den Erzeugnissen einiger Goldschmiedewerkstätten ein Anklang an jene Zeit, wo die flandrischen Ciseleure es so wunderbar verstanden, das edle Metall in Blätterwerk und Spitzen auszuarbeiten. Aber die Statistik lehrt, daß Jahr für Jahr die Bevölkerungsabnahme wächst, daß der Ueberschuß, der schon so menschenarmen Stadt, welche ihre Kinder nicht mehr zu ernähren vermag, sich nach der Landeshauptstadt und der Fremde wendet. 1854 gab es noch 51 484 Einwohner, 1880 nur noch etwa 45 000 und seit 1878 beträgt die durchschnittliche Abnahme der Bevölkerung etwa 100 Köpfe jährlich. Dabei gab es im Jahre 1880 etwa 6000 Frauen mehr als Männer.

Wer nicht an einem nebeligen, regnerischen Novembertage an den Kanälen der Stadt Brügge entlang gewandert ist, vermag die tiefe Traurigkeit, die in ihnen liegt, nicht zu verstehen; in dem Träufeln der Dachrinnen, dem Herabfallen der Blätter, dem Gurgeln des Wassers unter den Brücken glaubt der Wanderer Thränen und Seufzer zu vernehmen, den Wiederhall einer dumpfen Verzweiflung, Eindrücke, denen sich seine Seele nicht zu entziehen im stande ist. Seine Einbildungskraft wird auf das höchste in Anspruch genommen, und was Zeit und Klima hier geschaffen haben, das kommt derselben an solchen Stellen wunderbar zu Hilfe. In der feuchten Luft nimmt das unscheinbarste, mit Moos bewachsene Gemäuer den Spiegelglanz der köstlichsten Marmorarten an, vom Roste zerfressenes Eisen erscheint wie Hepatit, grünspanbedecktes Kupfer blitzt wie Flußspath, und alles überzieht sich mit Licht, Farbe und Leben. Die Jahrhunderte gestalten den Stein auf tausenderlei Weisen um: er wird von ihnen abgerieben, zerstückelt, ausgeändert, und so entsteht aus einem einfachen Ziegelsteingiebel zuletzt ein Meisterwerk, gegen welches sich florentinische Ciselirarbeit verstecken muß. Nirgends aber vollzieht sich diese doppelte Arbeit von Zeit und Wetter schneller, als an feuchten Orten, unter der lösenden Einwirkung niederfallenden Wassers, das nach und nach Ziegelstein und Holz angreift. Zu Hunderten tauchen längs der Kanäle bewunderuswerthe Baulichkeiten aus den Wassern auf und entfalten ihre Façaden, die bunt gemustert sind, wie der Chorrock eines Priesters. In dieser Gestalt zeigte sich vor kurzem noch, ehe sie durch eine sorgfältige Restaurirung wieder in ihren ursprünglichen Zustand versetzt worden war, die ganze Reihe prachtvoller Giebel des „Franc de Bruges“; man möchte fast bedauern, daß der abgekratzte glatte Stein denselben jetzt ein ganz junges Ansehen giebt, wenn nicht das Abtragen der zersetzten oberen Schicht eine für die Erhaltung der Gebäude durchaus heilsame und nothwendige Operation gewesen wäre.

Aus dem samoanischen Familienleben.

Von J. S. Kubary.

II. (Schluß.)

Gegen Mittag bietet Samoa ein wunderbar ruhiges Bild dar. Die mit Sand bestreuten Vorplätze, bei den Häusern zusammentreffend, bilden den „Malae“, der zu dieser Zeit leer steht. Ueberall herrscht Ruhe. Nur die senkrechten Sonnenstrahlen brennen auf die schlafende Natur, und die von der Seebrise geschaukelten Palmenkronen rauschen, zuweilen eine kleine Seria, den Sperlingspapagei (Coryphilus fringillaceus) verscheuchend, der dann mit seinem abgerissenen Gekreisch die herrschende Stille unterbricht. Selten, daß aus einem der Häuser der gedämpfte Schall eines Liedes oder eines unterdrückten Lachens das Ohr erreicht; dort versammelten sich ein paar Mädchen um die Häuptlingstochter, um mit ihr zusammen Matten zu flechten.

Wenn die Sonne jedoch dem Versinken hinter den Bergen nahe, dann beleben sich die Wege und das „Malae“ bevölkert sich mit Gruppen lustiger Mädchen und lebhafter Jünglinge. Die älteren, weniger laut, tauschen die Erlebnisse des Tages aus. Die Häuptlinge schreiten ernst in der Mitte, Pläne machend, alte Zwiste ausgleichend oder neue anfangend. Dazwischen laufen in der goldenen Sorglosigkeit der Jugend die Kinder, springen und zanken sich, lachen, weinen und freuen sich, so viel sie nur können.

Hier, im Kranze einiger Schönen, steht ein im Kampfe schon erprobter Jüngling. Es muß ein Manaiia sein, sein Haar ist sorgfältig geordnet. Er riecht nach Mosooi und Ula, die sein Halsband bilden. Das Lavalava ist frisch, der Fliegenwedel groß; er ist sichtlich der Sohn eines reichen Vaters. Er steht aufrecht und gestikulirt mit den erhobenen Armen derart daß der ganze Kopf schüttelt. Er stampft mit dem Fuße, er tritt hervor und zieht sich zurück, er streckt den Arm hervor als wäre er mit einem Speer bewaffnet, dann wieder schwingt er ihn im Kreise herum, als sei er im Begriffe mit einer Keule den Feind zu zerschmettern. Zweifellos, es ist ein Krieger, der seinen schönen Zuhörerinnen seine Thaten, seine Siege erzählt.

Diese sind ganz Ohr und Auge. Willenlos schütteln sie die kleinen Köpfchen. Der brennende Blick verfolgt jede seiner Bewegungen, aus dem halbgeöffneten Munde, dessen Perlenreihen dicht geschlossen, entschlüpft von Zeit zu Zeit ein kurzer Ausruf. Sie horchen, sie ergötzen sich . . . Und als endlich der Erzähler geendigt und sich neben einer der Schönsten niederließ, da belohnen allgemeine Ausrufe: Malie! Malie! oute ino ino! oute fefe! (Oh, wie hübsch, wie hübsch! Oh, wie abscheulich! Oh, ich fürchte mich!), den tapfern Krieger und geschickten Redner. Dieser, sich seines Erfolges bewußt, fühlt die Gunst und möchte sich ferner dankbar erzeigen. Er erblickt einige Genossen und fragt sie aufmunternd: „Wollen wir nicht ein Lied anstimmen?" und schon gruppiren sich die Chöre, und alle Theilnehmer setzen sich dichter zusammen, einen Kreis zwischen sich frei lassend. Unser Erzähler ist der Vorsänger, alle Anwesenden bilden den Chor; jedoch das Singen dauert nicht lange.

Der Krieger steht auf und stellt sich einer der schönsten Jungfrauen gegenüber. Sie zögert, ja beinahe unwillig läßt sie sich von ihren Freundinnen herzudrängen und von dem hübschen Tänzer ins Freie herausziehen. Sie steht nun im Kreise und mit niedergeschlagenen Augen, mit ihren zarten Fingern das die üppigen Hüften umgebende Lavalava glättend, stellt sie das Bild einer süßen Verzagtheit dar. Der Chor, die Tänzer bereit sehend, ändert den Gesang und fängt im Takte des gewöhnlichen Tanzes ein Lied an; anfangs langsam und leise, stufenweise lebhafter und lauter. Schauen wir nun unsere Tänzer an.

Er erhebt seine Arme, und um sein Haupt Kreise ziehend, schlägt er den Takt mit den Fingerspitzen. Seine Füße bewegen sich ohne den Boden zu berühren, er scheint ihn von sich abstoßen zu wollen. Er erhebt sich in höhere, überirdische Regionen, seiner Tänzerin, der er die Seite zukehrt, noch nicht gewahr. Sie schlägt ebenfalls leise den Takt mit den Fingern und ihre Füßchen stoßen gleich ihm den Boden ab. Beide schweben einem höheren Gebiete zu... und hier werden sie sich gewahr. Der Ausdruck des Gesichtes des Tänzers, jede Bewegung seiner Glieder, seines ganzen Körpers drücken ein Erstaunen und Entzücken aus. Sie, wie eine Göttin, blickt gleichgültig; ja, um sich des Eindringlings zu erwehren flieht sie, den kleinen Mund spöttisch verziehend, ihm aus dem Wege. Er fürchtet sie zu verscheuchen und sucht sie durch Flehen anzulocken. Er steht unbeweglich, durch jede Geberde seines Körpers das Bitten ausdrückend. Er streckt sehnsüchtig seine Arme aus, er bewegt sie leer vor dem Antlitze, Abwesenheit andeutend, er drückt seine Brust, um sie vor dem Zerplatzen zu schützen. Er bittet und fleht. Und siehe! bewältigt durch solch Uebermaß des Gefühls lächelt die schöne Tänzerin anmuthig. Mit gesenktem Blicke, mit nach hinten gebeugtem Haupte streckt sie ihre sinkenden Arme ihm entgegen . . . sie ergiebt sich! . . . Der berauschte Tänzer glaubt noch nicht seinen Augen. Rückwärts gebogen, steht er mit aufgerissenem Auge unbeweglich, einem Steine gleich. Jedoch nur einen Augenblick! Schon rast er in einem chaotischen Netze von Sprüngen und Grimassen wie ein vom Speere getroffener Fisch. Er ist schon neben ihr . . . aber der Unvorsichtige! Anstatt das sich darbietende Glück zu ergreifen, beginnt er der Willigen bittere Vorwürfe ihres Zauderns halber zu machen. Er droht ihr mit dem Finger, er schüttelt den Kopf, verdreht die Augen . . . und wie er sich ihr endlich nähern, sie ergreifen will, entweicht sie ihm wie ein vom Winde hinweggerissener Nebel und flieht höhnisch lächelnd nach der anderen Seite des Kreises zum unendlichen Ergötzen der Zuschauer, die die zauberische Verführerin nicht genügend loben und über das Unglück des ungeschickten Bewerbers sich nicht genug freuen können. Der letztere, natürlich ganz aus den Wolken gefallen, begreift kaum was geschehen . . . Er denkt an das vorher gesungene Lied: Teino talá olé! Oólilaj!

> Das Mädchen sprach, Oólilaj!
> Komm, wir wollen eilig schreiten,
> Wolle für Gespinnst bereiten. Oólilaj! Oólilaj!
> O du Mund mit schönsten Lippen,
> Warum sprichst du so begehrlich,
> Warum lügst du so gefährlich? Oólilaj! Oólilaj!

Schmerzlich enttäuscht führt der Tänzer die verzweiflungsvollsten Grimassen aus, aber er sinnt auf Rache! Er steht wieder dicht neben ihr, aber nicht als flehender Bewerber. Jede seiner Bewegungen athmet jetzt unverhüllte Bosheit, mitleidslose Verhöhnung. Mit spöttisch gezücktem Zeigefinger droht er ihr den Rücken zu durchbohren. Er verzieht spöttisch den Mund, lacht höhnisch und prahlt hinter ihrem Rücken. Das kann das junge Mädchen nicht lange ertragen. Sie will Aug in Auge die unwürdigen Angriffe abweisen. Aber umsonst wendet sie sich um, Spott und Nörgeleien verfolgen sie wie ein Irrlicht überall, von allen Seiten. Die Arme fühlt sich besiegt, sie senkt das früher stolze Haupt, sie drückt die Hände ans Herz als ob sie dem Schmerze den Eintritt verwehren wollte. Das entwaffnet den rachsüchtigen Verfolger wieder. Er bekundet Reue, er bittet um Vergebung, um Erbarmen. Das Antlitz unserer Verführerin erhellt sich, sie ist nicht mehr unwillig, obwohl sie noch wankt und schweigt. Der Bittende verdoppelt, verzehnfacht seine Bemühungen. Er umkreist sie mit den anmuthigsten Sprüngen, er vollführt Wunder der Geschicklichkeit . . . er fleht immer, und endlich läßt sie sich von dem Wirbel ergreifen. Sie tanzen zusammen, sich gegenüber, mit einer Bewegung und einem Athem. Immer rascher . . . leidenschaftlicher . . . rasender. Ihre Körper scheinen zu blinken . . . die einzelnen Glieder sind beinahe nicht zu erkennen. . . Es ist ein Chaos, in welchem sich die Beiden verstehen, ein Chaos das die ganze Versammlung in äußerstes Entzücken versetzt. Alle tanzen im Herzen mit. Alle sind der Erde entrückt und vergessen die Sorgen des Lebens. Wilde Rufe: malie! malie! lelei! lelei! (o süß! o hübsch!) mit heftigem Händeklatschen untermengt, übertönen die Chöre und der Tanz löst sich in allgemeinem Wirrwarr der Zufriedenheit und des Lobpreisens auf.

Besuchen wir nun auch die anderen sich bildenden Gruppen. Hier sitzt ein Kreis verheiratheter Frauen in lebhaftem Gespräch begriffen. Ah! sie hecheln die Gemahlin eines nachbarlichen Häuptlings durch die Zähne. Genug der Klatschereien! . . . laß uns weiter ziehen. Dort schwatzen alte Frauen . . . sie besprechen die Aussteuern ihrer Urgroßmütter. Die Schilderungen sind so genau, als seien die werthvollen Matten erst gestern geflochten worden.

Weiter im Kreise fortschreitend, treffen wir einen ergrauten Mann. Es muß ein alter Häuptling sein, denn er hat den Fue und den Ili neben sich liegen (den Fliegenwedel und den Fächer). Er ist von Jungen und Alten umgeben, die ihm eifrig zuhören. Ein Buch der Vergangenheit, übergiebt er der Gegenwart die alten Sitten und Sagen für die Zukunft. Er erzählt eben, wie einst der Berg Tofua Upolu ein Freund des Tapatapao auf Savaii war. Beide Berge waren sich gleich. Aber der letztere wollte größer sein und es entstand ein heftiger Kampf. Deshalb ragt der Tapatapao mit zerschlagener Spitze aus den Wäldern Savaiis hervor.

Ueberall, wo wir uns umblicken, finden wir Sorglosig-

keit und Lebenslust. Man sieht keine umwölkte Stirnen, denn welche Sorge sollte sie drücken? Der Fremde kommt hier nicht, die Lebenslust zu verscheuchen und zu beschmutzen. Die Idylle gefällt ihm nur, wenn vom Schalle des Thalers begleitet. Auch die Götter waren dem Dorfe gnädig, es giebt keine Kranken, keine Todten zu beweinen, denn sonst wäre das Malae stumm und leer.

Indessen ist die Zeit der Abendgebete und des Abendmahles herangerückt und die Kreise zerstreuen sich. Von allen Seiten hallen in der Luft die Abschiedsgrüße: Tofa! tofa! kreuz und quer und Alle gehen nach ihren Häusern.

Wer jedoch in der Nähe des sich zerstreuenden Kreises der Tänzer war, der konnte zwischen den hingeworfenen Abschiedsgrüßen einige vielbedeutende Worte auffangen. „Tofa inga", „tofá soifúa" sind mehr als gleichgültige Grüße, und ein rasches „tóro" als Antwort würde das Ohr des Horchers treffen. Mit diesem Räthsel beschäftigt, treten wir in eins der Häuser ein, um mit einem gemeinsamen Gebet und dem Abendmahl den glücklich durchlebten Tag zu beenden.

Wieder sehen wir eine Familie auf dem Fußboden im Kreise sitzend. Alle ordnen sich und räuspern oder unterhalten sich mit gedämpfter Stimme. Der Vater, ein Christ, erhebt sein Haupt, hustet und überblickt seinen Familienkreis. Alles beruhigt sich . . . Die gesenkten Stirnen, die die Augen zudeckenden Hände bekunden die Absicht der Beendigung profaner Gespräche. Nach beendigtem, laut ausgesprochenem Gebet erheben sich wieder aller Häupter und die Speisen werden in Körben herbeigebracht und auf Blättern zertheilt. Dies thut die Mutter, und der erste und beste Theil wird dem Gaste, wenn einer vorhanden, sonst dem Hausherrn dargereicht. Der Reihe nach werden alle Anwesenden bedacht, die Kinder essen mit den Eltern und alle von den Blättern und mit den Fingern.

Nach noch einiger Unterhaltung macht man Veranstaltungen zur Nachtruhe. Die aus Tapa verfertigten Tainamus werden ausgespannt, manchmal mehrere in einem Hause, und in ihnen schlafen die Eltern und Kinder geschützt vor Mücken. Die übrigen Verwandten suchen Unterkunft in den umliegenden Häusern. Sie schlafen . . . Oh, mögen sie glücklich schlafen! Mögen ihnen ihre Geister, die heidnischen Götter und der Gott der Christen, liebliche Träume gewähren! Mögen die dem Grabe nahen Alten in der Wonne der goldenen Jugendzeit aufleben! Mögen die Jungen die Zukunft in rosigen Farben erblicken! Mögen sie schlafen und träumen! . . . Wir aber wollen nicht schlafen und träumen, wir wollen weiter eilen und neue Eindrücke suchen.

Wir erinnern uns des geheimnißvollen — tóro — welches unser Ohr bei dem Aufbrechen der Tänzer streifte. Tóro bedeutet Zuckerrohr, und hier neben dem Wege sehen wir ein damit bestelltes Feld. Treten wir hinein! Der feuchte, einem Teppich gleiche Boden dämpft unsere Schritte. Nur der Wind lispelt in den Zuckerrohrhalmen. Wir schlängeln uns immer weiter hinein. Es ist Nacht . . . dunkel . . . der Mond noch nicht da, sonst würden wir vielleicht das — tóro — nicht gehört haben. Aber was ist das? Ganz leise, kaum hörbar, ertönt der Ruf der samoanischen Eule . . . von einer anderen Richtung ereilt uns wieder ein Gekreisch, wie es die kleine Gecko-Eidechse hervorbringt . . . Nachts . . . auf dieser Stelle, das ist ungewöhnlich! Plötzlich erschrecken wir beinahe. Unfern von uns sehen wir einen Kopf zwischen den schwankenden Halmen versteckt. Wir erkennen unseren Tänzer. Nun, dann wird wohl auch die schöne Eidechse nicht weit entfernt sein . . . Und wirklich, bald gleitet an uns eine Gestalt vorbei, rasch und leicht wie ein Traum. Die beiden Köpfe vereinigten sich, wankten, sanken und verschwanden und in der Ferne erschallte dieses Mal wirklich der Ruf einer samoanischen Eule (Strix delicatula Gld.).

Ein Zuckerrohrfeld ist des Nachts ein sicherer Versteck für zwei Liebende. Niemand wird sie hier in der Zeit der Geister und Gespenster stören. Unser Pärchen weiß es und unbesorgt um einen Lauscher kann man sie sprechen hören.

— Du weißt, Lilomajava, daß meine Eltern dich hassen; uns bleibt nur die „awenga" über.

— Wann und wo, meine kamaikai (Herrin)?

— Wenn der Mond um diese Zeit über diesem Felde steht, wirst Du mich am Bache treffen. Sei aber vorsichtig, denn die Unserigen haben scharfe Augen.

— Ah, meine Herrin, bis zu dieser Zeit werden noch drei lange Nächte vergehen müssen. Warum nicht gleich? Die morgende Sonne kann uns schon in Palauli finden. Meine Leute sind bereit, die See ist ruhig, der Wind ist günstig. O komm! komm! . . .

Sie schweigt, aber ihr Arm windet sich kräftiger um seinen Nacken. Er erhebt sich wie ein Riese und einem Pfeile gleich eilt er mit seiner süßen Bürde durch die wogenden Halme. Sie sind verschwunden. Laß uns an den Meeresstrand gehen.

Es herrscht hier vollkommene Stille . . . kaum unterbrochen von dem leisen Geräusch der den weißen Sandstrand benetzenden Fluth. Nur aus der Ferne schallt das grimmige Tosen der am Riffe zerschellten Brandung. Die kühle Landbrise bewegt die herabhängenden Palmwedel kaum. Die Natur ruht aus.

Auch am Strande des nachbarlichen Dorfes herrscht Stille, aber auf dem weißen Sande bewegen sich dunkle Gestalten. Ein Toumalua, das einheimische Reisekanoe wird ins Wasser hinuntergeschoben. Die dunkeln Gestalten sind verschwunden, ein aufrechtes dreieckiges Segel entfaltet sich und dem Strande entlang gleitend entschwindet es dem Blicke. Erst aus weiter Ferne erreicht uns der gedämpfte Schall eines Tritonshornes, dieser Schall begleitet das glückliche Liebespaar der Küste entlang, deren aus dem Schlafe gestörten Bewohnern etwas Besonderes anzeigend. Er eilt ihm voraus nach Palauli, wo die Liebenden den Zorn der Eltern vorübergehen lassen wollen.

Am nächsten Morgen Aufruhr in beiden Dörfern. Die Freunde des glücklichen Bräutigams durchschreiten ihr Dorf und rufen aus: Awánga!! Awánga!! die schöne Tánetási und der tapfere Lilomaiáva sind Awánga!! Awánga!! Awánga!! Die stolzen Eltern der Braut hören mit verbissener Wuth die öffentliche Ausrufung, die das Schicksal ihrer Tochter besiegelt. Während einiger Zeit böses Blut auf beiden Seiten. Die alten Väter vermeiden sich, die jungen Männer betrachten ihre Keulen und Speere, die hauptsächlichste Rolle spielen aber die Zungen.

Nach ein paar Wochen legt sich alles, und die Eltern schicken ihrer Tochter eine weiße Matte, als Zeichen der Verzeihung. Das Paar, das sich bis jetzt noch fremd blieb, kommt zurück. Es wird die „feiainga" vorgenommen und die weiße Matte, mit Spuren der Würdigkeit der Braut, wird gegen einen Theil der Aussteuer ausgetauscht. Der andere wird bei der ersten Niederkunft ausgehändigt.

Heirathet das Paar nicht aus Liebe oder stehen keine Schwierigkeiten bevor, so wird alles von den Verwandten geordnet. Früher war die „Awánga" (die Brautflucht) in Samoa an der Tagesordnung.

Artesische Brunnen in Colorado.

Vom Commissioner of Agriculture beauftragt, hatten C. A. White und S. Aughey im Jahre 1881 einen Theil jener großen Ebenen des Staates Colorado, welche ungefähr 40 000 Quadratmeilen (engl.) umfassen, bereist, um zu untersuchen, ob sich dort nicht artesische Brunnen und mit deren Hilfe aus Wüste Weide und Acker herstellen lassen. Ihre Aufgabe war eigentlich umfänglicher gewesen; handelte es sich doch um die ganze Fläche, welche zwischen Meridian 102 im Osten und den Rocky Mountains im Westen, und zwischen den Nord- und Südgrenzen der Vereinigten Staaten liegt. Aber zwingende Gründe veranlaßten die Reisenden, sich auf das oben angegebene Gebiet, das ihnen schon von früher her bekannt war, zu beschränken. Im Westen desselben steigt, steil wie eine Mauer, die Hauptkette der Rocky Mountains, in einzelnen Spitzen bis mehr als 14 000 engl. Fuß über dem Meere, auf, die untersuchte Strecke selbst aber, deren höchster Punkt in den als tertiäres Hochland zu bezeichnenden Stellen 4450 Fuß, deren tiefster 3129 Fuß über dem Meere liegt, senkt sich 10 bis 12 Fuß auf die Meile vom Fuße der Rocky Mountains nach Osten zu. Durchflossen wird sie vom South Platte und dem Arkansas, aber diese Flüsse sind durchaus nicht im stande, an die von ihnen durchlaufenen Landschaften Feuchtigkeit abzugeben, weil sie häufig, anstatt mit der Länge des Laufes anzuschwellen, durch Verdunstung und Aufsaugung wasserärmer werden, stetigen Zufluß aber überhaupt nur von ihren zahlreichen, in den Rocky Mountains gelegenen Quellflüssen erhalten. Diese letzteren wieder verdanken ihr Entstehen zahlreichen vereinzelten Lagern ewigen Schnees und den verhältnißmäßig reichlichen Regenfällen, welche die Berge, nicht aber die Ebenen treffen; sie sind aber nur zum Theil das ganze Jahr wasserhaltig, andere trocknen im Sommer ganz und gar aus. — Die großen Ebenen haben viel Aehnlichkeit mit den großen Prärien des oberen Mississippithales. Aber während nahrhafte Gräser und verschiedene krautartige Pflanzen vorherrschen, bedecken sie doch den Boden auch nicht annähernd so dicht, wie es in den Prärien der Fall. Der Boden der großen Ebenen ist nach den angestellten Versuchen ziemlich derselbe, wie der der Prärien, und würde durch Zuführung von Wasser auch dieselbe Fruchtbarkeit erreichen. Ausgenommen sind die schon oben erwähnten, in der Nähe der gegen die Rocky Mountains verschwindenden Vorberge gelegenen, aber von denselben deutlich abgesetzten, von 100 bis 800 Fuß aus den Ebenen aufragenden tertiären Hochländer, Bluffs genannt, wie z. B. Chalk Bluff, 25 Meilen südöstlich von der Stadt Cheyenne.

Die Geologie des untersuchten Gebietes ist sehr einfach zu nennen. Die unterlagernden Schichten, leicht zu sehen, weil sie bei den Rocky Mountains aufgerichtet sind, verflachen sich ganz sanft nach Osten zu, und zwar sind sie in nachstehender Reihenfolge gelagert: Tertiärgestein in 200 bis 1400 Fuß, Laramie in 200 bis 1000 Fuß, Kreideformation in 2250 bis 2900 Fuß, Jura in 400 bis 800 Fuß und Trias in 1500 bis 2000 Fuß Mächtigkeit. Die beiden Commissioners sind nun nach ihrem officiellen Bericht, betitelt: „Artesian Wells upon the great Plains, being a Report of a Geological Commission etc.“, Washington, Government Printing Office, 1882, 8°, dem eine nach dem Atlas of Colorado (bearbeitet vom U. S. Geological Survey of the Territories) hergestellte Karte beigegeben ist, zu folgenden Schlüssen gekommen. Die weite Landschaft ist eine sehr trockene zu nennen. Demzufolge und wegen der Undurchlässigkeit der obersten Schichten dürfte kein auf die Oberfläche des Gebietes fallendes Wasser die tiefer liegenden Schichten in genügender Menge erreichen, um artesische Brunnen zu liefern. Die Hauptneigung der Schichten des Gebietes ist eine solche, daß kein Wasser sich in oder unter denselben ansammeln dürfte, ausgenommen solches, welches auf die aufgerichteten Enden der Schichten an den Vorbergen fällt, oder ein Theil von dem, welches als Strom über dieselben wegfließt. Die sekundären Neigungen der Schichten sind solche, daß die Bohrungen artesischer Brunnen im östlichen Theile des Gebietes zwischen Arkansas und South Platte River mehr Aussicht auf Erfolg haben als anderswo. Die obersten und tertiären Ablagerungen sind so beschaffen, daß sie zur Bohrung nicht verleiten können, und deshalb dürften Bohrungen von nur geringer Tiefe nirgendwo innerhalb der eigentlichen Grenzen des Gebietes von Erfolg begleitet sein. Nur zwei der unter den großen Ebenen lagernden Schichten dürften sich als wasserführend erweisen, nämlich der Dakotasandstein der Kreideformation und der Triassandstein. Um zu ersterem zu gelangen, müßte 1200 bis 2000 Fuß tief gegangen werden, während das Erreichen des anderen noch 600 bis 800 Fuß mehr erfordern würde. Möglich ist es, daß wegen gewisser lokaler Neigungen der Schichten Bohrungen im südwestlichen Theile des Gebietes Erfolg hätten; es kann auch sein, daß genug Wasser aus dem Arkansas durch den Dakotasandstein in die unter dem südwestlichen Theile des Gebietes liegenden Schichten sickert, aber es dürfte nicht zu Tage treten, wenn gebohrt würde. Jedenfalls wäre zu empfehlen, daß, wenn einmal hier ein Versuch gemacht werden sollte, erst streng wissenschaftliche Untersuchungen vorausgingen, weil wiederholte mißglückte Versuche die Regierung auf die Dauer von Bohrungen überhaupt abschrecken würden. Wenn auch nicht sichere Schlüsse zulassend, jedenfalls aber erwähnenswerth ist, daß man bei Fort Lyon in Colorado, 100 Meilen östlich von den Rocky Mountains am Arkansas auf Tertiär gelegen, im Jahre 1881 bis auf 719 Fuß tief bohrte, ohne einen anderen Wasserzufluß zu finden, als bei 430 Fuß 3 Gallonen in der Stunde, und daß dieser nicht einmal aushielt, sondern nach einiger Zeit verschwand.

Nekrologe.

I.

— J. F. Julius Schmidt, bekannter Astronom und Meteorologe, geboren 26. Oktober 1825 zu Eutin, gestorben 8. Januar 1884 in Athen. Nachdem er seit 1842 auf den Sternwarten in Hamburg, Bilk, Bonn und Olmütz gearbeitet hatte, wurde er 1858 Direktor der Sternwarte in Athen; freilich hat er seine dortigen Beobachtungen nicht auf diesem Institute, sondern in seinem Privatobservatorium angestellt, weil es auf jenem — an Instrumenten fehlte. Abgesehen von seinen rein astronomischen Arbeiten und besonders seiner großen Karte des Mondes in 25 Blättern (Berlin 1878), hat er sich große Verdienste um die physikalische Geographie, namentlich Griechenlands, erworben. 1866 beobachtete er die vulkanischen Erscheinungen bei Santorini und veröffentlichte darüber und über frühere Beobachtungen in Italien seine „Vulkanstudien" (Leipzig 1874), denen 1875 „Studien über Erdbeben" folgten. Für Meteorologie, Hypsometrie &c. sind seine „Beiträge zur physikalischen Geographie Griechenlands" (3 Bde., 1861 bis 1869) von Bedeutung.

— Paul Schumacher, Ethnologe und Archäologe, ein Deutschungar von Geburt, starb Mitte Januar 1884 in Guaymas in Mexiko am Fieber. Er war einer der besten Reisenden und Sammler der Smithsonian Institution, besonders bekannt durch seine Ausgrabungen in der County Santa Barbara (Kalifornien) und den dazu gehörigen Inseln, und hat in den Schriften der Smithsonian Institution, sowie in deutschen Zeitschriften vortreffliche Arbeiten zur Ethnographie und Archäologie der pacifischen Küste Nordamerikas veröffentlicht.

— Richard Eugène Cortambert, französischer Geograph, geboren in Paris 1836, gestorben 26. Januar 1884 in Hyères. Er war 1856 bis 1878 bei der geographischen Abtheilung der großen Nationalbibliothek in Paris angestellt und 1865 bis 1873 Mitglied der Commission Centrale der Pariser Geographischen Gesellschaft. Besonders suchte er die Geographie zu popularisiren und schrieb außer einer großen Menge von Journalartikeln in den Jahren 1864 bis 1868 mehrere populäre Bücher, wie „Les Grands Voyages Contemporains", „Aventures d'un artiste dans le Liban", „Les Illustres Voyageuses", „Impressions d'un Japonais en France" und „Géographie commerciale des cinq parties du monde".

— Arnold Henry Guyot, schweizerisch-amerikanischer Geograph, geboren 28. September 1807 in Neuchatel, gestorben 30. Januar 1884 in Princeton (New Jersey). Er studirte in Neuchatel, Stuttgart und Karlsruhe, wo er mit Agassiz eng befreundet wurde, widmete sich dann mehrere Jahre der Theologie in Berlin, wandte sich schließlich aber ganz den Naturwissenschaften zu. Bei einer Schweizerreise im Jahre 1838 entdeckte er zuerst die blätterige Struktur des Gletschereises und wies nach, daß die Bewegung des Gletschers eine Folge der Verschiebung seiner Moleküle ist. Sieben Sommer hindurch untersuchte er nun die Vertheilung der Gletscherblöcke zu beiden Seiten der Alpen und bestimmte ihre Höhengrenzen und die Gesetze ihrer Wanderung. 1848 siedelte er nach Amerika über, hielt zuerst Vorlesungen in den Normalschulen von Massachusetts, richtete im Auftrage der Smithsonian Institution ein System meteorologischer Beobachtungen ein und wurde 1855 Professor der physikalischen Geographie in Princeton. Dort veröffentlichte er 1866 „Primary Geography", 1870 „Intermediate Geography" und 1873 „Physical Geography", nebst einer Reihe von Wandkarten.

— Heinrich Karl Berghaus, der bekannte, überaus fruchtbare Geograph und Kartograph, geboren 3. Mai 1797 zu Cleve, gestorben 17. Februar 1884 zu Stettin. Von seinem Vater und auf dem Gymnasium in Münster vorgebildet, wurde er schon im Jahre 1811 zum Zeichner im Bureau des Chefingenieurs des damals französischen Lippe-Departements angestellt und nahm an den Vorarbeiten für einen Kanal, der Lübeck und Hamburg mit Paris verbinden sollte, theil. Während der Freiheitskriege wurde er in der Militärökonomie verwandt, studirte dann in Berlin, arbeitete seit 1816 an der preußischen Landesvermessung mit und lehrte 1821 bis 1855 an der Berliner Bauakademie praktische Geometrie, Situationszeichnen und Maschinenbaukunst. 1839 bis 1848 leitete er bei Potsdam eine geographische Kunstschule, die u. a. Petermann und Hermann Berghaus besuchten. 1863 siedelte er nach Stettin über. Außerordentlich groß ist die Anzahl der von ihm vorhandenen Karten und Bücher, von seiner Karte von Frankreich (Weimar 1824) angefangen. Die wichtigsten sind der Atlas von Asien (15 Karten, Gotha 1833 bis 1843), der Physikalische Atlas (93 Karten, Gotha 1837 bis 1848), die Sammlung hydrographisch-physikalischer Karten der preußischen Seefahrer (1840 bis 1847) und verschiedene Karten in den Atlassen von Stieler und Sohn. Von 1825 bis 1852 gab er fünf verschiedene geographische Zeitschriften heraus: „Hertha" 1825 bis 1830, „Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde" 1830 bis 1843, „Almanach" 1837 bis 1841, „Zeitschrift für Erdkunde" 1847 bis 1848, „Geographische Jahrbücher" 1850 bis 1852. Außerdem schrieb er: „Allgemeine Länder- und Völkerkunde" (5 Bde), „Grundriß der Geographie", „Die Völker des Erdballs" (2 Bde), „Landbuch der Mark Brandenburg" (3 Bde), „Landbuch des Herzogthums Pommern" und zuletzt das „Wörterbuch der altsassischen Sprache".

— Karl Victor Müllenhoff, der hervorragendste Germanist unserer Zeit, geboren 8. November 1818 zu Marne in Dithmarschen, gestorben 19. Februar 1884 zu Berlin, 1846 bis 1858 Professor in Kiel, 1858 bis 1884 in Berlin, darf in einem ethnographisch-geographischen Nekrologe nicht fehlen wegen seiner Abhandlungen zur alten Geographie und Völkerkunde und des ersten Bandes seiner „Deutschen Alterthumskunde", welcher die Kenntnisse der klassischen Völker vom Norden behandelt. Von seinen hierher gehörigen Schriften nennen wir außerdem: „Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg" (1845); 1849 veröffentlichte er in der Zeitschrift für deutsches Alterthum „Abhandlungen über die Semnonen und die Sudeta", 1856 das Universitätsprogramm „Ueber die Weltkarte und Chorographie des Kaisers Augustus", 1866 die akademischen Schriften „Ueber das Sarmatien des Ptolemäus" und „Ueber die Abkunft und Sprache der pontischen Skythen und Sarmaten", 1875 im „Hermes" „Ueber die römische Weltkarte", 1883 „Ueber den südöstlichen Winkel des alten Germaniens" (Sitzungsberichte der Berliner Akademie).

— Ernst Behm, deutscher Geograph, Mitbegründer und seit 1878 Redakteur von Petermann's Mittheilungen, geboren 4. Januar 1830 zu Gotha, gestorben ebenda 15. März 1884. Er studirte 1849 bis 1853 Medicin, beschäftigte sich dann viel mit Lektüre von Reisewerken und trat 1856 in das Perthes'sche Institut, wo er sich bis zu seinem Tode ganz den „Mittheilungen" widmete, die zahllose Aufsätze, Notizen und Besprechungen aus seiner Feder enthalten. Er ver-

faßte ferner die Ergänzungshefte 8 (Das Land und Volk der Tebu) und 19 (Die modernen Verkehrsmittel), redigirte seit 1866 sieben Jahrgänge des geographischen Jahrbuchs, schrieb seit 1872 mit H. Wagner zusammen die sieben ersten Hefte der „Bevölkerung der Erde" und seit 1876 die Bevölkerungs- und Verkehrsstatistik im „Gothaer Almanach". Seit 1877 gab er in den Mittheilungen seine „Geographischen Monatsberichte", die wohlbekannte Uebersicht über neue Litteratur, Karten und Reisen. Von besonderer Bedeutung unter seinen Abhandlungen ist „Dr. Livingstone's Erforschung des oberen Kongo" (Mittheilungen 1872), weil er darin die Beweise für die Zusammengehörigkeit des Lualaba mit dem Kongo beibrachte; im Gedächtniß der meisten scheint freilich diese wissenschaftliche That bereits wieder verwischt zu sein.

— Paul Pogge, der erfolgreiche deutsche Afrikareisende, geboren 27. December 1839 in Zierstorpf in Mecklenburg, gestorben 16. März 1884 in S. Paulo de Loanda. Anfangs Landwirth, dann Jurist (er promovirte 1860 zum Doktor der Rechte), unternahm er 1865 zu Zwecken der Jagd eine Reise nach Capland und Natal, lebte dann wieder einige Jahre als Landwirth in seiner Heimath und betheiligte sich Ende 1874, zunächst als Freiwilliger, an der dritten Expedition, welche die Deutsche Afrikanische Gesellschaft nach dem südlichen Becken des Kongo aussandte. Von den fünf Mitgliedern derselben kehrten indessen vier um, und so war es Pogge allein, der am 9. December 1875 die Residenz des Muata Jammo erreichte und die ersten eingehenden Schilderungen seines Reiches veröffentlichen konnte. („Im Reiche des Muata Jammo". Berlin 1880.) Diese Reise sowohl als seine zweite, mit Lieutenant Wißmann zusammen unternommene, deren glückliche Durchführung ganz wesentlich Pogge zu danken ist, sind unseren Lesern durch zahlreiche Mittheilungen wohl bekannt. Als das schwerste Stück Arbeit gethan, Njangwe am oberen Kongo erreicht war, ließ er selbstlos seinen Begleiter Wißmann in die civilisirte Welt zurückeilen, um selbst nach der neubegründeten Station im Lande der Tuschilange zu ziehen und dort noch länger als ein Jahr auszuharren. Gerade als er die rettende Küste des Atlantischen Oceans erreicht hatte, erlag er den Jahre lang ertragenen Strapazen und Entbehrungen. Er war, wie einer der erfolgreichsten, so auch einer der bescheidensten und liebenswürdigsten Reisenden der Neuzeit.

Streifzüge in Portugal.

Von Spiridion Gopčević.

4. Porto.

Als ich das erste Mal Porto betrat, kam ich von Lissabon. Dies hatte zwar einerseits den Nachtheil, daß mein Herz noch voll der Eindrücke der herrlichen Lisboa und ihres noch reizenderen Sprößlings Cintra war, andererseits brachte es aber den Vortheil mit sich, daß sich mir die Stadt kurz vor Passiren der Eisenbahnbrücke und während desselben von ihrer vortheilhaftesten Seite präsentirte. Unwillkürlich rief ich aus: „Das ist ja noch schöner als Lissabon!" und ein im Coupé sitzender Portuenser bekräftigte in edlem Lokalpatriotismus: „Ja natürlich! Porto ist ja die schönstgelegene Stadt der Welt!"

Ich antwortete nicht, obschon ich mir dachte: „Armer Teufel, du hast weder Konstantinopel, noch Neapel, noch Genua, noch Stockholm gesehen!" denn diese Städte sind doch noch imposanter gelegen als Porto. Aber selbst mit Lissabon kann Porto nicht so bestimmt rivalisiren. In Lissabon besticht die große Ausdehnung der auf mehreren Hügeln gelegenen Stadt, die enorme Breite des Tejo mit dem malerisch hingeworfenen Almada auf der anderen Seite, das in der Ferne sichtbare Meer und die anmuthigen Gestade von Belem. Porto ist bedeutend kleiner, das Meer bleibt unsichtbar, der Douro ist nicht sehr breit und so gewunden, daß man immer nur ein kleines Stück von ihm sieht. Der Hauptreiz Portos besteht jedoch in den ungemein malerischen steilen Ufern des Douro, welche, sofern sie nicht von Häusermassen eingesäumt werden, von der üppigsten Vegetation bedeckt sind, und in einzelnen besonders markanten Punkten, wie dem Convento da Serra, der Eisenbahnbrücke, der Kettenbrücke und den aus der Häusermasse emporragenden Gebäuden und Kirchthürmen.

Porto ist bekanntlich die zweitgrößte Stadt Portugals. Obschon bloß 110 000 Einwohner zählend, macht sie doch einen viel größeren Eindruck. Als Handelsstadt kann sie sich mit den ersten Hafenstädten Iberiens messen. Seeschiffe können bis zur Brücke fahren, doch ist die Einfahrt in den Douro wegen der vorliegenden Barre sehr schwierig und gefahrvoll. Warum sie nicht entfernt wird, was bei den heutigen technischen Mitteln eine Kleinigkeit wäre, weiß ich nicht. Der Vorwand, sie trage zum Schutz Portos gegen feindliche Angriffe bei, ist nicht stichhaltig, denn auch nach Entfernung der Barre ließe sich durch Strandbatterien und Torpedos der verhältnißmäßig schmale Douro leicht schützen. Bei der großen Steilheit der Ufer genügte eine Mörserbatterie, um durch Bewerfen des Verdeckes der Panzerschiffe diese zum Rückzug zu zwingen. Während ich in Porto weilte, scheiterte ein prächtiger Dampfer an der Barre; das Wrack bot einen schaurig interessanten Anblick.

Porto[1]), welches seit der tapferen Vertheidigung im Erbfolgekriege der dreißiger Jahre den Titel führt: „a leal e invicta cidade" (die loyale und unbesiegte Stadt), liegt am rechten Ufer des hier gegen 300 m breiten Douro, ungefähr sechs Kilometer von seiner Mündung in den Ocean. Im Alterthume Portus Cale genannt, gab es dem Namen Portugal seine Entstehung. Von den Arabern 716 erobert, fiel es auf kurze Zeit Alfonso I. von Leon in die Hände, wurde jedoch 820 oder 825 von Almansur von Córdoba wiedergewonnen und gänzlich zerstört. Erst 948 (nach Anderen 999) siedelten sich wieder Gascogner an, von denen die Stadt Portus Gallicus oder Portus Gallorum genannt worden sein soll. Zu Anfang des 12. Jahrhunderts wurde Porto befestigt. In der neueren Zeit zeichnete sich

[1]) Mit dem Artikel O Porto, „Der Hafen", in Deutschland fälschlich zu Oporto zusammengezogen.

die Stadt durch unruhigen Geist der Einwohner aus. 1628, 1661 und 1756 kam es zu Aufständen, und auch 1807 gab Porto das Signal zur allgemeinen Erhebung gegen die Franzosen. 1809 fand hier Wellington's berühmter Douroübergang statt, im Angesicht der von Soult befehligten Armee. 1832 und 1833 gewann Porto unsterblichen Ruhm durch die Vertheidigung gegen D. Miguel's Heer. 1836 ersetzten die Portuenser die Konstitution durch die Charte, um 1842 wieder zur ersteren zurückzukehren, was nicht hinderte, daß sie 1846 doch wieder die Charte proklamirten. Es scheint also, daß das gallische Blut der Bevölkerung noch nicht ganz in das kühlere lusitanische aufgegangen ist.

Meinen ersten Spaziergang begann ich vom Hafen aus, durch die belebteste Straße Portos, die Rua Nova dos Inglezes, so genannt nach der englischen Faktorei am Hafen. Gegenüber derselben hat der Bischof seinen Palast. Um die Ecke biegend gelangen wir in die Rua Nova de S. João, der schönsten und regelmäßigsten der Stadt mit hohen Häusern und bunten oder vergoldeten Balkonen. Sie steigt sehr steil an und unter ihr fließt unter massiven Steinbogen der Rio da Villa. Als diese Straße 1765 gebaut wurde, erließ man den bizarren Befehl, daß die jeweitig einander gegenüberliegenden Häuser in demselben Stile gebaut werden müßten. So geschah es z. B., daß auf der einen Seite ein ebenerdiges Häuschen dasselbe prächtige Portal und die durchbrochenen Bogenfenster hatte, wie ein gegenüberliegender fünfstöckiger Palast. Da es in Portugal Sitte ist, daß die verschiedenen Gewerbe je eine Straße für sich einnehmen, so darf man sich nicht wundern, hier fast alle Gewürzkrämer beisammen zu finden. Die Straße mündet in den Largo de S. Domingo (die „largos“ sind gleich den neapolitanischen „larghi“ bloß platzartige Erweiterungen der Straßen), wo die Kirche da Misericordia ein interessantes, dem Gran Vasco zugeschriebenes Bild enthält, dessen Figuren Profile des Königs D. Manuel, seiner Familie und Zeitgenossen sind.

Rechts vom Platze biegen wir in die Rua das Flores ein, welche eigentlich Rua do Ouro heißen sollte, da hier, wie in der Lissaboner Rua Aurea sämmtliche Juweliere und Goldarbeiter ihre glitzernden Läden haben. Porto ist nämlich berühmt durch seine Goldfiligranindustrie, und thatsächlich kann man hier in den Auslagen die wunderbarsten Arbeiten sehen. Besonders stolz sind die Portuenser auf den Feingehalt ihres Goldes.

Uns links haltend gelangen wir in die Calçada dos Clerigos, auf derem höchsten Punkte — zugleich dem höchsten der Stadt — der Thurm dos Clerigos sich erhebt. Dieser, 210 Fuß hoch und somit nach Masra der höchste Portugals, gewährt die schönste Aussicht auf die Stadt und Umgebung. Von hier erst kann man die köstlichen Reize ihrer Lage gebührend würdigen. Schade, daß ein geradezu entsetzlicher Wind den Aufenthalt im Thurme unangenehm machte. Die Aussicht erstreckt sich bis auf 10 Meilen jenseits der Mündung.

Unweit der Torre dos Clerigos haben die Damen der Halle in hölzernen Baracken ihren Stand. Auf der anderen Seite erhebt sich die Academia. Die medizinische Abtheilung derselben, welche 100 Studenten und 400 bis 500 Patienten zählt, befindet sich jedoch im Hospital de S. Antonio. Uebrigens giebt es in Portugal eine Menge Privatspitäler, welche von den **Irmandades** (Brüderschaften; span. Hermandades) unterhalten werden. Jedermann kann Irmão resp. Irmã werden, welcher einen Beitrag von 80 bis 100 Mark entweder auf einmal oder einen entsprechenden Jahresbeitrag zahlt. Dafür wird er, so oft er erkrankt, unentgeltlich aufgenommen und liebevoll gepflegt. Selbst Reiche und Vornehme sind Mitglieder; so z. B. war auch Königin D. Maria II. „Irmã“ einer solchen Brüderschaft. Das Kapital derselben vermehrt sich durch Legate verstorbener Mitglieder in erfreulicher Weise. Alte Leute erwerben durch Einzahlung einer bestimmten Summe das Recht, sich bis zum Tode verpflegen zu lassen.

Ueber den Largo de S. Ildefonso, in dessen Umgebung die Sattler und Hutmacher ihre Läden haben, gelangen wir nun zur Italienischen Oper auf dem Largo da Batalha. Die Arbeiter haben hier dem Musterkönig D. Pedro V. mittelst Subskription eine Statue errichtet. Von hier ist es nicht weit zu der mit Anlagen bepflanzten großen Praça de S. Lazaro, von welcher wir rechts zum Passeio das Fontainhas hinabsteigen, einem aussichtsreichen Spaziergange, wie ihn nur wenige Städte aufweisen können. Er ist in den Abfall des 90 m hohen Ufers geschnitten, aber merkwürdigerweise nur von den unteren Volksklassen besucht. Wir stehen gerade dem auf dem anderen Ufer malerisch gelegenen Kloster Serra gegenüber, zu unseren Füßen tief unten den belebten Fluß, rechts die Kettenbrücke, ein durch seine kühne Anlage und Höhe imponirendes Werk, links hohe, hier und da mit Bäumen bepflanzte Klippen.

Nur schwer trennen wir uns von dem bezaubernden Panorama und suchen die Kathedrale auf, welche sich auf der Spitze eines Hügels erhebt, der ehedem ein suevisches Kastell trug. Portugal ist im ganzen arm an hervorragenden Kirchen, daher will es nicht viel sagen, wenn die Kathedrale eine der interessantesten des Landes ist. Imponirender als diese nimmt sich jedoch die Igreja de S. Francisco aus. Sie — oder vielmehr das anstoßende Kloster — ist berühmt durch das während der Belagerung von 1832 dort ausgebrochene Feuer, welches zur Aufhebung aller portugiesischen Klöster führte. Die Pfaffen, welche natürlich auf Seite des ehrlosen D. Miguel standen, hatten nämlich beschlossen, gleichzeitig sämmtliche Klöster Portos anzuzünden, um sowohl die in ihnen einquartierten Truppen zu verbrennen, als auch um den Herzog von Bragança zu ermorden. Durch Irrthum wurde jedoch das Kloster S. Francisco um eine Stunde zu früh angezündet, in Folge dessen scheiterte der teuflische Plan und verbrannten bloß drei Soldaten mit ihrer Fahne. Von den Pfaffen wurde einer sofort niedergeschossen, zwei andere eingekerkert, aber trotz ihres Geständnisses sonderbarerweise nicht hingerichtet. Dagegen dekretirte der Kaiser D. Pedro als Regent Portugals die Aufhebung aller Klöster. So hatte also diese Schandthat ihre segensreiche Wirkung.

Neben diesem Kloster erhebt sich die Börse, das schönste Gebäude der Stadt und deren Stolz. Ihre Räumlichkeiten sind so ausgedehnt, daß die Ausstellung von 1861 dort untergebracht wurde. Von der Börse haben wir nicht weit zum Passeio das Virtudes, wörtlich: „Spaziergang der Tugenden“, offenbar von irgend einem Spötter so getauft, denn die hier promenirenden Damen schienen mir eher der Demimonde anzugehören. Auch dieser Passeio ist auf einer steilen Felsenterrasse des Ufers angelegt und mit Bäumen und Steinsitzen versehen. Man genießt von hier eine prächtige Aussicht über die Douromündung.

Durch die Travessa do Calvario gelangen wir auf den großen Platz, Campo dos Martyres da Patria, dessen schöne Bäume während der Belagerung als Brennmaterial benutzt wurden; doch ist er jetzt wieder in einen prächtigen Volksgarten verwandelt worden. Hier befindet sich die Relação (Gerichtshof), wo zahlreiche Sträflinge eingesperrt sind, welche nur durch kleine glaslose Fenster Licht erhalten. Daneben steht das Findelhaus, welches jährlich 1000 bis

2000 Besuche empfängt. Den Gesetzen der Vernunft und Menschlichkeit gemäß, welche bei uns leider noch viel zu wünschen übrig lassen — in diesem Punkte wenigstens — wird bei der Aufnahme von Kindern weder gefragt noch geforscht, man legt ungesehen das Kind in das Rad (daher der Name casa de roda), zieht die Glocke und die Sache ist abgethan. Dadurch werden jährlich Hunderte von Müttern vor dem Verbrechen bewahrt und Kindesmord ist unbekannt.

Im äußersten Norden der Stadt sehen wir den Riesenplatz Campo da Regeneração mit Kasernen für 3000 Mann und hinter diesen die Kirche N. S. da Lapa, welche, weil sehr hochgelegen, ebenfalls eine hübsche Aussicht hat. Sie beherbergt das Herz des Kaisers D. Pedro I., welcher 1834 starb. Von hier führt die endlos lange und gerade Rua d'Almada mit ihrer Verlängerung Rua das Hortas nach dem Rocio, jetzt Praça de D. Pedro genannt, dem schönsten Platze der Stadt. In der Mitte befindet sich eine Reiterstatue D. Pedro's IV. (des Kaisers). Auf diesem Platze ließ D. Miguel zwölf Liberale unter den scheußlichsten und bestialischesten Martern, welche ein verthiertes Gemüth ersinnen kann, hinrichten. Glücklicherweise hatte diese Schandthat den Sturz des Elenden zur mittelbaren Folge.

Von einem anderen Platze „Praça dos Voluntarios da Rainha" — in langen Namen sind die Portugiesen groß! — gelangen wir auf die kleine Praça de Carlos Alberto, woselbst der König zuerst nach seiner Abdankung residirte. Dann besuchen wir die alte Kirche Cedofeita und kommen nach Entre Quintas hinaus, so genannt nach fünf schönen Quintas (Landhäuser), von denen die eine durch ihre Riesenmagnolia berühmt ist. Der Stamm hat 15 Fuß Umfang, 60 Fuß Höhe und die Zweige bilden ein Dach von 70 Fuß Durchmesser. In demselben Garten steht auch ein an 100 Fuß hoher Tulpenbaum von 17 Fuß Stammumfang. In einer anderen Quinta starb Carl Albert an gebrochenem Herzen.

Von hier begeben wir uns zum Krystallpalast, welcher auf einem großen Platze mit schöner Aussicht steht. Er wurde 1865 für die Weltausstellung gebaut und dient seither als Vergnügungslokal. Er enthält ein kleines Museum und Bildergallerie, einen prächtigen Koncertsaal mit Orgel, Restaurant, Billard-, Lese- und Toilettezimmer 2c. Der Park ist recht geschmackvoll.

Im ganzen sind die Straßen Portos gleich jenen Lissabons steil, und in der Altstadt auch winkelig und eng. Auch das Leben in denselben erinnert an Lissabon. Die unzähligen Weiber, welche die Stadt durchziehen und ihre Waaren ausschreien, sind jedoch etwas hübscher und besser gekleidet. Sie tragen einen koketten, runden Hut von dem Schnitte der ungarischen Männerhüte, der ihnen ausgezeichnet zu Gesichte steht, schweres Goldgeschmeide in den Ohren und um den Hals, und kurze bis an die Knie reichende Röcke. Von Strümpfen und Schuhen sind sie jedoch ausgemachte Feinde. Ihre Formen sind meistens voll.

Eine seltsame Art Regenmantel tragen die Fuhrleute, Straßenkehrer 2c.; derselbe besteht nämlich aus lauter künstlich aneinander gereihten Strohhalmen. Etwas Komischeres als einen so durch die Straßen wandelnden Strohmann kann man sich nicht denken.

Kürzere Mittheilungen.

Die Ansiedelung am Port Darwin.

Die Nachrichten aus der zu Südaustralien gehörigen Ansiedelung am Port Darwin an der Nordküste von Australien lauten wenig befriedigend, und von den glänzenden Prophezeiungen, welche der jetzige Government-Resident Mr. J. L. Parsons bei seinem Antritte machte, ist bisher eben nichts in Erfüllung gegangen. Der Australier nimmt in solchen Dingen den Mund immer gern sehr voll, was er, mit einem ihm eigenartigen Ausdrucke, „blowing" nennt. Mit Ausnahme der Beamten an dem dort einlaufenden Kabel und am Ueberlandtelegraphen, sowie derer im Dienste der Regierung, besteht die kaum 4500 zählende Bevölkerung fast nur aus Chinesen. Die wenigen Europäer verringern sich immer mehr und neue kommen nicht dazu. Aber die Chinesen erregen nun einmal die Feindschaft der Europäer, obgleich es stille und friedliche Menschen sind und den Behörden keine Veranlassung geben, gegen sie einzuschreiten. Als im Oktober 1884 der Kapitän des an der Nordküste stationirten Regierungsdampfers seine störrigen Matrosen entließ und dafür willige Chinesen engagirte, erhob sich darüber in der ganzen Kolonie ein solcher Lärm, daß man hätte glauben sollen, das Vaterland sei in Gefahr. Man möchte den Chinesen eine sehr hohe Kopfsteuer auferlegen, um sie los zu werden, und dagegen sogenannte Eurasians aus Ostindien auf Staatskosten importiren. Man versteht darunter Ostindier, welche von europäischen und indischen Eltern abstammen, also Mischlinge sind. Sie sollen intelligente, fleißige und nach Versicherung von Engländern, auch brauchbarere und nützlichere Menschen sein, als viele der auf Kosten der australischen Kolonie aus Europa eingeführten Emigranten. Sie betreiben meistens ein Handwerk, sind jedoch zu arm, um die Fahrt aus eigenen Mitteln bestreiten zu können. Wir wüßten nicht, was für ein Gewinn aus diesem Wechsel für die Ansiedelung, wie sie einmal ist, hervorgehen sollte, es sei denn, daß man auf billigere Arbeitslöhne — für Gewerbe, die nicht da sind? — rechnete. — Die Erwerbszweige, welche bisher versucht wurden, mußten, nachdem sie große Summen verschlungen hatten, größtentheils wieder aufgegeben werden. Dies gilt namentlich von den Zuckerrohr- und anderen Plantagen. Im September 1884 löste sich auch die Adelaide and Port Darwin Sugar Company, welche im Mai 1882 unter großen Hoffnungen ins Leben getreten war, mit einem Verluste von 20000 Pfd. St. auf, und ebenso im nächsten Oktober Poett's Northern Territory Plantation Company. Ob der Deutsche, Otto Brandt, welcher jetzt, angeblich im Interesse einer großen Lagerbierbrauerei, damit beschäftigt ist, an der Shoal Bay, in 12° 15' südl. Br. und 131° östlich von Gr., auf einem Areale von vorläufig 310 Hektar eine Zuckerrohrplantage anzulegen, besser fahren werde, als bisherige Erfahrungen an die Hand geben? Wir bezweifeln es. — Im Oktober 1881 wurde am Mc Kinlayflusse unweit Mount Wells in ungefähr 13° 30' südl. Br. und 131° 30' östl. v. Gr. ein Zinnlager mit Beimischung von Gold, von, wie in allen Zeitungen ausgeschrien ward, sehr hohem Werthe entdeckt. Dieser hat nun darin bestanden, daß, nachdem die Mine einige Zeit mit Verlust bearbeitet worden, die Arbeiten, angeblich wegen der hohen Transportkosten, eingestellt wurden. Vor ungefähr einem Jahre wollte man an der Nordküste in der Nähe von Port Darwin reiche Perlmuschellager aufgefunden haben, und große Hoffnungen wurden darauf gesetzt. Leider hat sich aber bald ergeben, daß es auch damit nichts

ist. Die Muscheln liegen in zu tiefem Wasser, und letzteres ist so morastig, daß die Taucher darin nicht arbeiten können.

Den einzigen Erwerbszweig bilden zur Zeit die Goldfelder, meistens von Chinesen besucht. Sie sind nicht ergiebig genug, um Europäer anzuziehen, abgesehen davon, daß letztere in einem tropischen Klima Arbeiten im Freien nicht lange aushalten. Das Alluvium enthält sehr wenig Gold, und die goldhaltigen Quarzriffe, zu deren Bearbeitung aber Geldmittel gehören, würden wohl einen besseren Nutzen abwerfen, wenn nicht die Transportkosten in der Verbindung mit Port Darwin zu bedeutend wären. Diesem Uebelstande wird, wie es scheint, nach Verlauf einiger Jahre, wenn dann noch Goldfelder existiren, abgeholfen sein. Das südaustralische Parlament hat nämlich den Bau einer 240 km langen Bahn von Port Darwin südlich nach Pine Creek, also bis in die Gegend der Goldfelder, deren Kosten auf 959 300 Pfd. St. veranschlagt sind, genehmigt, und nähern sich die Vorarbeiten bereits der Vollendung. Es ist dies ein kühner Entschluß von einer Kolonie wie Südaustralien, welche erst 315 000 Bewohner zählt und, bei zur Zeit ziemlich zerrütteten finanziellen Verhältnissen, mit einer öffentlichen Schuld von bereits 15 511 000 Pfd. St., also 50 Pfd. St. pro Kopf der Bevölkerung, belastet ist. Kühn um so mehr, als an eine Verzinsung des Baukapitals wohl auf lange Zeit hinaus nicht zu denken ist.

Im centralen Northern Territory sind sehr ausgedehnte Areale von mehr oder weniger zweifelhaftem Werthe zu Viehweiden in Pacht genommen. Die Erfolge muß man abwarten. Für Schafe ist diese Gegend wenig geeignet, mehr aber für Pferde und Rindvieh. H. Gr.

Rassenbecken.

Nicht mehr einseitig auf Schädeluntersuchungen erstrecken sich die anthropologischen Messungen. Auch das Becken in seiner Bedeutung für die Rassenunterschiede wird neuerdings von den Anthropologen mehr gewürdigt, doch liegt hier ungleich weniger Material zur Verarbeitung vor, als bei den Schädeln. Einen fleißigen Beitrag zur Kenntniß der Rassenbecken hat jetzt Dr. Paul Schröter in seiner Inauguraldissertation „Anthropologische Untersuchungen am Becken lebender Menschen" (Dorpat 1884) geliefert und zwar ist auch hier, wie bereits in vielen anthropologischen Untersuchungen, die Anregung von Prof. L. Stieda ausgegangen. Dr. Schröter hat im ganzen bei 271 Personen beiderlei Geschlechts und zwar bei 114 Polen, 102 Juden und 55 Russen seine Messungen angestellt und die ganze vorhandene Litteratur zum Vergleiche herangezogen, so daß er zu einigen allgemeinen Schlüssen wohl berechtigt ist und auch in der wichtigen Frage der Beckenneigung zu einer bestimmten Ansicht gelangen und zeigen konnte, daß verschiedenen Rassen auch verschiedene Neigungsverhältnisse des Beckens zukommen.

Schröter hat gefunden, daß das Becken der Estin und Deutschen ein stärker entwickeltes ist, als das der Polin und Jüdin, daß das Becken der letzteren überhaupt das in allen Maßen kleinste ist; und so ist es ähnlich bei den Männern, wo Russen und Polen größere Maße als die Juden in Bezug auf das Becken zeigen (z. B. Beckenumfang der Juden 78,6, der Polen 81,2, der Russen 83,6).

Was die Neigung der anthropologischen Beckenebene betrifft, so findet man von den untersuchten oder verglichenen Völkern, daß die stärkste Beckenneigung bei den Deutschen, eine geringere bei den polnischen Frauen, eine noch geringere bei den Jüdinnen und die geringste bei den Estinnen vorhanden ist. Und so auch bei den untersuchten Männern, wo auch noch die Russen den Juden vorgehen.

Die Beckenneigung ist übrigens nicht bei allen Rassen derart, daß sie bei Frauen eine stärkere als bei den Männern derselben Rasse ist; bei den Polen und Juden ist nämlich die Beckenneigung der Frauen eine geringere als die der Männer. Eine konstante Größe ist die Beckenneigung bei einem und demselben Individuum auch nicht: eine Veränderung der Stellung des Individiums ruft eine Veränderung in der Größe der Beckenneigung hervor.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der Versammlung des Historischen Vereins von Oberbayern am 1. December 1881 sprach Herr Johann Freßl über die Verbreitung des bayerischen Stammes. Nach der „Allgemeinen Zeitung" (3. Dec. 1881) beklagte er, daß die Deutschen sich wenig um ihre Urgeschichte und die Richtigstellung verbreiteter falscher Angaben über ihre Herkunft kümmerten. Was speciell Bayern betreffe, so könne man in einer akademischen Festrede, die vor sieben Jahren gehalten wurde, lesen, daß es doch wunderbar sei, daß das heutige Bayern Königreich Bayern genannt werde, während doch der fränkische und schwäbische Volksstamm im jetzigen Bayern den überwiegenden Theil des Volkes bilden. Von der richtigen Ansicht ausgehend, daß derlei Bestimmungen nur an der Hand der Sprachgeschichte und des Sprachgebietes gegeben werden können, legte Redner eine von ihm entworfene Karte des Sprachgebietes des baiuarischen Stammes vor. Die bayerische Sprache hat drei Mundarten: die altbayerische, die oberpfälzische und die wäldlerische. Zieht man nach eingehenden sprachlichen Untersuchungen an Ort und Stelle die Grenze des baiuarischen Sprachgebietes, so beginnt diese im Südwesten bei Telfs in Tirol, zieht sich nordwärts dem Lech entlang an den Peissenberg, folgt der Ammer bis Diessen und erstreckt sich westlich bis Landsberg. Bruck bildet eine scharfe Grenzscheide, Rain gehört hierher, und von dieser Stadt an zieht sich in gerader Linie nordwärts bis Erlangen das Sprachgebiet, von wo aus die Grenze in nordöstlicher Richtung etwa bis Bayreuth geht, die von hier aus der Abgrenzung des jetzigen Königreichs im Osten und Süden entspricht. Innerhalb dieses Rahmens ist der altbayerische Dialekt im Süden verbreitet, während im Nordwesten der oberpfälzische und im Nordosten der wäldlerische sich ausgebreitet hat. Vergleicht man aber die Bevölkerungszahl im eben angegebenen Gebiete mit der des übrigen Theiles vom jetzigen Bayern, so ergiebt sich ein Verhältniß von 3 : 2, und die ganz richtige Bezeichnung des heutigen Landes Königreich Bayern anstatt „Königreich Franken" ist schon durch die Ueberzahl des baiuarischen Volksstammes gegenüber den beiden anderen Stämmen klar erwiesen.

— Die sechste uns zugehende Lieferung von Chavanne's Physikalisch-statistischem Handatlas von Oesterreich-Ungarn (Wien, E. Hölzel) enthält eine Karte der Verbreitung nutzbarer Mineralien von F. Toula, eine solche der Zu- und Abnahme der Bevölkerung in dem Zeit-

raume 1869 bis 1880 und eine, das Geschlechtsverhältniß der Bevölkerung darstellend, letztere beiden von Le Monnier. Die zweite Karte ist von besonderem Interesse; sie zeigt, daß der größte Theil der Monarchie an Bevölkerung zunimmt, besonders die Bukowina, der östliche ruthenische Theil von Galizien, Mähren, Ostschlesien, Nieder-Oesterreich, Istrien, der größte Theil Dalmatiens, dann der Südwesten und die Mitte von Ungarn. Stationär blieb die Bevölkerung im centralen Böhmen, im Hausruckkreise Oberösterreichs, im oberen Mur- und Ennsthale, in den mittleren Bezirken Tirols und den gebirgigen Komitaten Ungarns. Eine Abnahme der Bevölkerung zeigt sich, von kleineren Theilen Dalmatiens, Krains, Tirols 2c. abgesehen, besonders in einem ausgedehnten, zusammenhängenden Gebiete im nördlichen und östlichen Ungarn und fast ganz Siebenbürgen. „Diese ungeheure Fläche der Volksabnahme bildet für die Staatsmänner Ungarns, das ohnehin dünn bevölkert ist, eine ernste Mahnung, den volksvermindernden Ursachen, insbesondere der starken Auswanderung aus den rumänischen und serbischen Distrikten, sowie der großen Kindersterblichkeit eine eingehende Aufmerksamkeit zu schenken." Ungarn hat jetzt überhaupt unter allen Ländern Europas die geringste jährliche Volkszunahme (0,11 Proc.), abgesehen von Irland, wo sich die Bevölkerung in dem Jahrzehnte 1871 bis 1881 um 0,48 Procent vermindert hat. — Sehr viel schwerer ist es, von dem Geschlechtsverhältnisse der Bevölkerung Oesterreich-Ungarns in kurzen Worten eine Uebersicht zu geben. In Oesterreich entfallen auf 1000 Männer 1047 Frauen, in Ungarn nur 1018. Wie in ganz Europa, so nimmt auch in der Monarchie das Uebergewicht der weiblichen Bevölkerung von Nord nach Süd und von West nach Ost hin ab, um im Süden und Südosten einem bedeutenden Ueberschuß der Männer Platz zu machen. Letzterer findet sich namentlich in Istrien, Kroatien, Slavonien, Bosnien und dem Südosten Ungarns. Im Bezirke Pola — um die Extreme zu nennen — entfallen nur 694 Frauen auf je 1000 Männer, in dem ganz nahe gelegenen Fiume dagegen 1320 Frauen. Ungefähr gleich stark vertreten sind beide Geschlechter in der Bukowina und Siebenbürgen (ähnliche Verhältnisse herrschen in Belgien und Italien).

— „L'Exploration" (Nr. 407) bringt einen Aufsatz Hansen-Blangsted's über den Wettkampf zwischen den Bäumen in den dänischen Wäldern. Die Hauptkombattanten sind die Buche und die Birke; erstere dringt überall siegreich vor. Die Mittheilungen beziehen sich hauptsächlich auf den Bezirk von Silkeborg im Herzen Jütlands. Ganz aus Birken bestehende Wälder findet man jetzt nur an öden, sandigen Stellen; überall sonst sind die Bäume gemischt, und wo der Boden günstig ist, wird die Birke schnell von der Buche verdrängt; sie verliert ihre Zweige bei der Berührung mit der Buche und wendet ihre ganze Kraft auf die oberen Theile, mit denen sie sich über die Buche erhebt. So kann sie lange fortleben, aber schließlich unterliegt sie im Kampfe, wenn auch oft nur aus Altersschwäche, denn die Lebensdauer der Birke in Dänemark ist kürzer als die der Buche. Verfasser glaubt, daß das Licht die Ursache der Ueberlegenheit der Buche ist, denn ihr Zweigwerk ist besser entwickelt als das der Birke, welche offener ist und den Sonnenstrahlen gestattet, zwischen den Zweigen hindurch auf den Boden zu dringen, während die dichte, buschige Spitze der Buche sie zurückhält und so ihren Fuß in tiefen Schatten hüllt. Kaum vermag eine junge Pflanze unter der Buche zu gedeihen, ausgenommen ihre eigenen Schößlinge, und während die Buche unter der Birke kräftig aufwächst, geht letztere unter der Buche schnell zu Grunde. Die Birke ist vor der gänzlichen Ausrottung nur dadurch bewahrt worden, daß sie die dänischen Waldreviere in Besitz hatte, lange bevor die Buche dieses Land erreichte, und daß einige Bezirke dem Gedeihen der letzteren ungünstig sind. Wo aber der Boden durch die Zersetzung der Birkenblätter bereichert worden ist, beginnt der Kampf. Die Birke gedeiht auch noch an den Seeufern und sumpfigen Stellen, wo ihr Feind nicht fortkommen kann.

In gleicher Weise verschwindet in den Wäldern Seelands die Kiefer vor der Buche. Sich selbst überlassen, werden die Kiefern bald durch Buchen ersetzt. Länger und hartnäckiger ist der Kampf der letzteren mit der Eiche, denn diese hat ein dichteres Zweig- und Blattwerk, welches dem Durchgange des Lichtes viel Widerstand entgegensetzt. Die Eiche hat auch eine lange Lebensdauer, aber früher oder später unterliegt auch sie, weil sie sich nicht im Schatten der Buche entwickeln kann. Die ältesten dänischen Wälder bestanden hauptsächlich aus Espen, mit denen die Birke augenscheinlich vergesellschaftet war. Allmählich hob sich der Boden und das Klima wurde milder; dann kam die Kiefer empor und bildete große Wälder. Dieser Baum herrschte Jahrhunderte lang und trat dann den ersten Platz an die Steineiche ab, welche jetzt vor der Buche zurückweicht. Espen, Birken, Kiefern, Eichen und Buchen scheinen die Stufen zu sein in dem Kampfe ums Dasein unter den Bäumen Dänemarks.

Asien.

— In diesem Winter haben die Engländer vom Pandschab aus eine militärische Expedition nach Afghanistan unternommen und zwar in das Zhob-Thal, ein Nebenthal des Gumal, welcher unweit Dera Ismail Chan sich mit dem Indus vereinigt. Nach den letzten Nachrichten (vom 9. Nov. 1884) ist sowohl der wissenschaftliche als auch der militärische Zweck erreicht worden: das Zhob-Thal sowohl als das ihm südlich parallel ziehende Bori-Thal, bisher gänzlich unbekannte Theile Afghanistans, wurden aufgenommen und die Verbindung mit früheren Aufnahmen in der Richtung auf Kandahar bewerkstelligt. Außerdem wurden die räuberischen Einwohner, die Zhobwals, gezüchtigt, mußten Geißeln stellen und 20000 Rupien Strafe zahlen und ihr Häuptling Schah Dschehan durch seinen gefügigeren Neffen ersetzt.

— In Turkestan beabsichtigt man von jetzt ab, auch die Eingeborenen nach russischem Gesetz zu richten, so namentlich für Tödtungen. Bis jetzt wurden die des Mordes angeklagten Kirgisen nach dem Volksgesetz der Eingeborenen in folgender Weise bestraft: sobald in einem Aule oder in der Steppe ein Mord verübt ist, so fangen die Verwandten und Freunde des Ermordeten an, nach dem Mörder zu suchen. Mitunter dauern die Nachforschungen lange, besonders wenn die Leiche des Ermordeten nicht gleich gefunden wird. Oft wird die Leiche entdeckt, indem man dem Flug der Raubvögel folgt, oft werden andere Anzeichen benutzt, welche von der außerordentlichen Findigkeit des Nomaden Kunde geben. Ist der Mörder entdeckt, so haben die Verwandten das Recht, von ihm einen sogenannten „Kun" zu erheben. Der die Blutschuld sühnende „Kun" besteht in einer bestimmten Anzahl Kameelen, Pferden, Schafen, Gewändern; einen besonderen „Kun" erhalten diejenigen Personen, welche an der Entdeckung des Mordes betheiligt waren, insbesondere diejenige, welche den Mörder auffand, sowie der Richter. Der „Kun" für eine getödtete Frau ist geringer als für einen getödteten Mann, und im letzten Falle verschieden je nach der Abstammung des Ermordeten: für einen ermordeten Kirgisen (mit weißen Knochen?) wird ein größerer Kun bezahlt, als für einen, dessen Abstammung unbekannt ist. Wenn der Mörder nicht im stande ist, den Kun zu erlegen, so muß die Sippe des Mörders bezahlen. Die Uebergabe und der Empfang des Kuns ist von einer Menge verschiedener Gebräuche begleitet, es ist eine Art Fest für den Aul, in welchem die Verwandten des Ermordeten leben. Unter den als „Kun" abzuliefernden Hausthieren muß unbedingt das Pferd des Mörders sein. Die Ver-

wandten des Ermordeten haben das Recht, die Annahme des Kuns zu verweigern, sie fordern dann den Mörder zum Zweikampf heraus. Der geforderte Mörder erscheint im Aul des Ermordeten von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, auf seinem besten Roß; in einiger Entfernung von ihm nehmen die Verwandten des Ermordeten Stellung: es beginnt ein tolles Wettrennen. Wenn der Mörder seinen Verfolgern entkommen kann, so ist er gerettet und von jeglicher Strafe frei; er darf jedoch nur bis zum Sonnenuntergang verfolgt werden, sobald die Sonne unter den Horizont sinkt, hört die Verfolgung auf. Wird der Mörder eingeholt, so wird er wohl in den meisten Fällen niedergemacht. — Bemerkenswerth ist, daß kaum ein Mord unentdeckt bleibt. Uebrigens mordet der Kirgise nur selten um zu rauben; gewöhnlich ist der Mord das Ende eines Streits, oder das Resultat einer Rache, oder ein Todtschlag im Affekt. (Oestliche Rundschau 1884, Nr. 44.)

Australien.

— Die Zahl der Ureinwohner des Australkontinents beträgt nach dem Census von 1881 zusammen 31 700 Seelen (17 235 männliche, 14 465 weibliche); davon lebten in Victoria 780 (460 männliche, 320 weibliche), in Neusüdwales 1643 (938 männliche, 705 weibliche; doch wurden hier nur die „civilisirten" Aboriginer gezählt), in Queensland 20 585 (10 719 männliche, 9866 weibliche), wogegen nach anderen Schätzungen in dieser Kolonie 70 000 Eingeborene leben sollen; in Südaustralien 6346 (3478 männliche, 2868 weibliche), endlich in Westaustralien, wo aber nur die im Dienste der Ansiedler stehenden in Anrechnung kamen, 2346 (1640 männliche, 706 weibliche). In Neuseeland begegnete die Censusaufnahme bei den Maori großen Schwierigkeiten; sie bezeigten fast durchweg eine große Abneigung gegen eine Zählung ihrer Familienmitglieder und verweigerten häufig jede Auskunft, so daß die erlangte Zahl von 44 097 Seelen (24 368 männliche, 19 729 weibliche) mit Vorsicht aufzunehmen ist. Gegen den Census von 1878 ergiebt sich eine Zunahme von 502 Seelen; da aber die mit den Angelegenheiten der Eingeborenen in Neuseeland betrauten Beamten trotzdem dabei beharren, daß die Rasse von Jahr zu Jahr abnimmt, so hätte man eine genauere Erhebung vorzunehmen. Wie aus den obigen Ziffern ersichtlich, ist die Zahl der männlichen Ureinwohner in ganz Australien und Neuseeland um 7409 Köpfe größer als die der weiblichen.

— Der Dampfer Whampoa beförderte im Oktober 1884 eine aus sieben Personen bestehende Expedition nach dem Cambridge-Golf an der Nordküste von Westaustralien in 14° 45′ südl. Br. und 128° 7′ östl. von Gr. Sie steht unter Leitung des Mr. Stockdale, zweiter im Kommando ist Mr. Rickardson. Die Gesellschaft wird an der Westküste des Golfs landen und von da aus in südwestlicher Richtung auf die Leopold Ranges in ungefähr 17° 10′ südl. Br. und 125° 30′ östl. von Gr. und dann nach dem Glenelgflusse reisen, welcher in 15° 58′ südl. Br. und 125° 10′ östl. von Gr. mündet. Die Reise wird also ein Gebiet berühren, welches auf den Karten noch leer gelassen wird. Mr. Stockdale, welcher am Ordflusse in 17° 30′ südl. Br. und 128° 45′ Weideland besitzt, hofft in diesem von ihm zu erforschenden Gebiete gute Weidedistrikte aufzufinden.

— Zu Anfang Oktober 1884 wurden die Deutschen Noltenius, Scholler, Hauschildt und Lander, welche vom Port Darwin aus, an der Nordküste von Australien, auf einer Forschungsreise am Daly River, begriffen waren, von dortigen Eingeborenen in scheußlicher Weise ermordet. Es ist dem in Port Darwin stationirten Polizeiinspektor Foelsche mit seinen Leuten gelungen, die Mörder einzufangen, und sie gehen ihrer verdienten Strafe, gehängt zu werden, entgegen.

— Die Zuckerindustrie in Queensland hebt sich trotz der Arbeiterfrage, und Mauritius, welches bisher Australien mit Zucker versorgte, findet von Queensland eine immer stärkere Konkurrenz. Im Jahre 1884 dürften nach Abzug des Bedarfs dieser Kolonie gegen 40 000 Tonnen Zucker für Export nach den anderen australischen Kolonien übrig bleiben.

Vermischtes.

— Der Tertiärmensch von Thenay bei Blois kommt zu Ehren, die anthropologische Sektion der Société française hat gelegentlich der vorjährigen Versammlung in Rouen die Stelle besucht, wo Abbé Bourgeoise seine bearbeiteten Feuersteine gefunden und unter Leitung der Herren d'Ault-Dusmenil und F. Daleau Nachgrabungen angestellt hat. Die Schichten sind offenbar in Süßwasser abgesetzt, werden aber von einem versteinerungsreichen marinen Mergel überlagert. In der Tiefe von fast 5 Metern, unter Schichten mit Knochen von Acerotherium, fanden sich Feuersteine, welche nicht nur die Spuren von Bearbeitung, sondern auch von Feuereinwirkung zeigten. Die Schichten sind entschieden als miocän zu betrachten, somit noch erheblich älter als die Pliocänschichten der argentinischen Pampas, in denen Ameghino Menschenspuren gefunden hat. Damals kannte also der Mensch schon das Feuer, und somit muß sein erster Ursprung mindestens in die Eocänzeit zurückverlegt werden. Ko.

— Friedrich von Hellwald's „Naturgeschichte des Menschen" (Stuttgart, W. Spemann) ist jetzt mit der 55. Lieferung zum Abschlusse gekommen, und damit ein von großem Fleiße und ungewöhnlicher Belesenheit zeugendes Buch, zugleich das ausführlichste ethnographische Werk in deutscher Sprache. Der Standpunkt des Verfassers ist zu bekannt, um darauf näher einzugehen; man kann, wie es ja schon oft geschehen, über denselben mit ihm rechten. Aber auch jene, welche Hellwald's Grundanschauungen nicht theilen, müssen ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er vor allem nach Wahrheit strebt und keine Mühe scheut, derselben nachzuforschen. Die „Naturgeschichte des Menschen" legt von diesem Streben wiederum beredtes Zeugniß ab und räumt auf mit einer Menge falscher Begriffe, herkömmlicher aber wissenschaftlich unhaltbar gewordener Vorstellungen, reinigt unsere ethnographischen Anschauungen von zahllosen Irrthümern, und wenn sicherlich Hellwald's Buch von solchen auch nicht völlig frei sein dürfte, so tritt doch überall das sichtbare Bemühen zu Tage, selbst in geringfügigen Details Fehler zu vermeiden. Einen ganz besonderen Reiz verleihen dem Werke die vielen Hundert Bilder Keller-Leuzinger's, die nur Echtes in künstlerisch schöner und technisch vorzüglicher Ausführung bieten. Keller-Leuzinger hat eigens für diesen Zweck in den Museen von Berlin, Hamburg, Leyden, London, Paris ꝛc. Studien gemacht, und so wird von vielen Völkern und Stämmen hier zum ersten Male ein reiches, authentisches Material veröffentlicht.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVII. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Brügge.

(Nach dem Französischen des M. Camille Lemonnier.)

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Der Reiz, welchen die Kanäle von Brügge auf den Besucher der Stadt ausüben, wird besonders dadurch erhöht, daß dieselben alle Augenblicke umbiegen, eine Ecke machen, im Zickzack laufen, jetzt sich dem Blicke entziehen, indem sie eine Zeitlang unter den Häusern fortlaufen und dann plötzlich wieder auftauchen. Das ganze Netz ihrer kleinen Verzweigungen, welche sich durch das Innere der Stadt hinziehen, ist fast ebenso engmaschig, wie das Geäder im menschlichen Körper. Zuweilen fehlen die Uferstraßen, wie bei dem reizenden Rosenkranzkanal (Canal du Rosaire), wo die Häuser senkrecht aus dem Wasser aufsteigen; da erblickt man kleine Treppen, deren Stufen von schwarzem Schlamme bedeckt sind, wurmstichige Galerien hart über dem Wasserspiegel, überhängende kleine Logen, schiefe Giebel, die sich nur wie durch ein Wunder noch im Gleichgewichte erhalten, Terrassen, die von halbzerfallenen und mit Epheu überwachsenen Mauern gestützt werden, ein Durcheinander kleiner, schrägstehender, krummer, baufälliger Façaden, welche von oben bis unten von Schimmel und Flechten in großen Flecken bedeckt sind. Das Wasser selbst giebt hier die Straße ab, auf welcher kleine Nachen und Flöße verkehren, die plötzlich unter einer Brücke hervorkommen, zwischen den Schlammbänken, die hier und da aus dem Wasser auftauchen, hin und her laviren, vor dieser und jener Thüre halten, von einem Ufer zum anderen ihren Stellwagendienst verrichten und zuletzt unter einer tiefen Brückenwölbung wieder verschwinden. Stellenweise rücken die gegenüberliegenden Häuserreihen so nahe an einander, daß sie den Wänden einer trichterförmigen Grube gleichen. Ueberall aber folgt ein Kanal auf den anderen; alle verzweigen sich, vereinigen sich wieder, senden Ausläufer in die Häuserquadrate hinein, bilden Inseln und Aestuarien und sind von einer bunten Aufeinanderfolge von Hütten, Palästen, Thürmchen, Balkonen und Terrassen eingefaßt. Aber der Verkehr, der einst in diese Häuser und Kanäle Leben brachte, hat längst andere Bahnen eingeschlagen; der Zwischenhandel, welcher das ganze Land dem allmächtigen Brügge tributpflichtig und seine Docks zum alleinigen Waarenlager Flanderns machte, ist verschwunden. Kaum eine Spur hat sich erhalten von seiner Börse mit ihren Maklern, den ersten, welche die Geschichte des Handels kennt, und die zuerst die Neuerung des Versicherungsgeschäftes einführten, geschweige denn von jenen Syndikaten, welche die deutschen Städte Venedig, Genua, Mailand, Florenz und London dort unterhielten. „Zur Zeit der Blüthe von Brügge — schreibt Karl Braun-Wiesbaden in einer Studie über die Häuser der Hansa in vlämischen Landen („National-Zeitung" vom 10. Januar 1885) — schickte hierher Preußen seinen Bernstein; Italien seine Seide; Brabant seine Gewebe; Portugal, Spanien, Griechenland und Frankreich seine Weine; Deutschland die Erzeugnisse, welche sein Gewerbefleiß aus Horn und Elfenbein,

aus Holz und Glas, aus Eisen und Messing, aus Gold und Silber herstellte; Holland seinen Hanf und Flachs; England seine Wolle; Spanien seinen Korduan und sein Leder; die Levante ihre Teppiche, ihr Rosenöl und ihre sonstigen Parfümerien; Afrika seine Elefantenzähne und sein Palmöl. An der Spitze aller fremden Handelsleute aber standen die Deutschen, von welchen der gelehrte Archivar Gilliodts van Severin schreibt, daß man sie damals als solche sofort erkannte an der Kostbarkeit und der Eleganz ihrer Kleidung und an den Waffen, welche diese mächtige Genossenschaft überall zu führen pflegte, mit anderen Worten: die Hanseaten, die Männer aus dem Osten, welche man die Osterlinge nannte, und die ihr besonderes Komptoir hier hatten, welches man das Haus der Osterlinge nannte."

Um die ganze Kraft und Gewalt des mittelalterlichen Brügge zu begreifen, muß man seinen Mittelpunkt und seinen Stolz aufsuchen, den Belfried, einen wahren Berg von Stein, der in den Himmel aufragt, wie eine Leiter von Titanen: 107½ m hoch steigt dieser Thurm der Fleisch- und Tuchhallen empor, dessen Bau im Jahre 1291 begonnen wurde. In ein solches Meisterwerk von Kühnheit und Trotz fügt sich ein jeder Steinblock ein, wie das Leben des Einzelnen in dasjenige seines Volkes. Und hier hat ein Volk in seinem Größenwahne seine Geschichte mit Blut niedergeschrieben. Wer denkt bei diesem überwältigenden Anblicke noch an das Schweigen der verödeten Kanäle, an den trüben Verfall der modernen Stadt? Hier ist Brügge nicht todt, hier lebt es wieder auf! Der Belfried ist mehr als ein bloßer Thurm; er ist ein Kunstwerk, das nicht einem isolirten Gedanken, sondern dem Gesammtwillen und dem Herzen eines ganzen Menschengeschlechtes entsprossen ist. In ihm ist Gleichmaß und Regel so gewaltsam überschritten worden, daß der Beschauer zuerst wie beim Anblick eines Vulkans, eines Abgrundes, irgend eines Naturphänomens von einem Gefühl des Unbehagens ergriffen wird; erst dann kommt ihm die Ahnung von einem Menschengeschlechte, in welchem es anders gährte, als in den heutigen Völkern, das ein Zuviel an Lebenskraft besessen zu haben, im guten wie im bösen zügellos gewesen zu sein scheint.

Der Rosenkranzkanal in Brügge.

Wenige Schritte vom Belfried entfernt ändert sich alles; ein kurzes Stück Straße braucht man nur zurückzulegen, um sich in ein anderes Jahrhundert zu versetzen, und zwar in eine Zeit, deren Menschen unserer modernen Anschauung um vieles näher stehen, als die Erbauer des Belfried. Das zierliche, 1367 erbaute gothische Rathhaus mit seinen sechs Thürmchen und dem reichen Statuenschmuck der Façade verräth uns eine Bevölkerung von feinerer Bildung, die an zierlichen Eindrücken sich erfreute. Die Zeit, welche solche babylonische Thurmbauten errichtete, ist vorüber: das Stadthaus weist im Gegensatze zum Hallenthurme normale Verhältnisse auf, ja im Vergleiche zu anderen Rathhäusern des belgischen Landes ist es nur ein Stern mittlerer Größe. Es nimmt sich aus, wie ein großer Reliquienschrein, aber groß ist es auch durch die vollkommene Symmetrie seiner Architektur; es erweckt die Vorstellung, daß seine Erbauer sich eines gesicherten Wohlstandes, ruhigen Genusses erfreuten

Der Belfried von Brügge.

Das Rathhaus und die Kapelle zum heiligen Blute in Brügge.

und nicht mehr nöthig hatten, drohende Belfriede zu errichten. Mit ihren vorkragenden Thürmchen, mit ihren etwa vierzig Baldachinen, Nischen und Statuen, dem engmaschigen Rippenwerk der Fenster und den kräftigen Spitzen der Dachballustrade nimmt sich die Façade von weitem aus, wie ein mit Filigranarbeit besetzter kostbarer Stoff, das Ganze ein Haus würdig der großen Kaufherren, die es erbauten. Im Inneren nimmt eine gewölbte Halle das ganze Erdgeschoß ein und trägt den schönen, bunt ausgemalten Saal des ersten Stockwerkes; dort werden in Schränken die im Besitze der Stadt befindlichen Druckwerke und Handschriften aufbewahrt, namentlich die ganze Reihe von Ausgaben Collard-Mansion's (1475), etwa 500 Manuskripte und eine stattliche Menge von Gebetbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts. Ein anstoßender Raum enthält die Archive, die Urkunden der Gemeinde; die Inhaltsangabe derjenigen Dokumente, welche älter als das 15. Jahrhundert sind, füllt allein sechs Quartbände.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der Place du Bourg, an welcher das Rathhaus steht, daß sie uns in ihren Bauwerken das wechselnde Ideal von Jahrhunderten vorführt. Kaum hat man die Augen vom Rathhause weggewendet, so fallen sie auf ein um zwei Jahrhunderte jüngeres Erzeugniß des Flamboyantstiles, das Portal des heiligen Blutes, das vom ersteren nur durch die einfache Façade der Kapelle selbst, welche aus dem 12. Jahrhundert stammt, aber von den Sansculotten verwüstet und erst 1829 bis 1839 wieder hergestellt wurde. In dem köstlichen Bauwerke, das mehr einem Miniaturpalaste als dem Eingange zu einem katholischen Gotteshause gleicht, hat man den letzten Trieb einer Kunst vor sich, die an ihrem Ende angelangt ist und an der Ueberfülle und Verschwendung ihrer Kräfte zu Grunde geht. In die wie von einem Goldschmiede geschaffene Ornamentirung dieses Portals mit seinen logenartigen Balkonen scheint etwas von maurischer Zauberpracht übergegangen zu sein, und dieser Eindruck wird noch dadurch erhöht, daß dahinter ein durchbrochenes rundes Thürmchen aufragt, das sich an den Seitengiebel der Kapelle anlehnt und ganz einem Minarete gleicht. Hinter dieser wunderbaren kleinen Façade aber birgt sich in der That ein Schatz, ein eingetrockneter Tropfen vom Blute Christi, den Dietrich von Elsaß (Thierry d'Alsace) frommen Herzens aus dem heiligen Lande mitgebracht hat.

Der „Franc de Bruges“ vom Quai der Marmorarbeiter aus.

Neben dem Portale liegt die alte Gerichtsstube, eine sonderbare Mischung von Flamboyant- und Renaissancestil; ihre beiden großen Fenster zeigen in ihrer Umrahmung dieselben baumartigen Verschlingungen, dieselbe leichte und bewegliche Architektur, wie das Portal, während die Bogenfelder darüber mit Nischen und Medaillons verziert sind. Die reine Renaissance dagegen zeigt sich auf der anderen, linken Seite des Rathhauses, wie um den Ring der verschiedenen Stile zu schließen, der im „Franc de Bruges“ mit dem 12. Jahrhundert anhebt und sich durch das 14. und 15. bis in das 16. hinein fortsetzt. Links vom Rathhause nämlich und mit diesem durch einen Bogen, durch welchen man auf die Häuser des Rosenkranzquais einen Ausblick hat, und ein darüber befindliches Fenster verbunden, steht ein Gebäude von zwei mit Säulen und Pilastern

geschmückten Stockwerken, über welche sich ein großer Mittel- und zwei kleinere Seitengiebel erheben, alle drei mit allegorischen oder Heiligenstatuen gekrönt. Das Gebäude dient heute als Lokal für das Friedensgericht und enthält einen getäfelten Saal mit schöner Thüre von 1544. Uebrigens liegen zwischen der Entstehungszeit des Portals vom heiligen Blute und des Friedensgerichts nur wenige Jahre; jenes entstand 1629, dieses 1634. In der kurzen Zwischenzeit von fünf Jahren ist man hier von den Baldachinen, Fialen und Spitzbogen zur heidnischen Pseudo-Latinität übergegangen.

Gerade gegenüber dem Portal vom heiligen Blute liegt endlich noch ein gewöhnlicher Thorweg, hinter welchem sich ein langweiliger Bau des letzten Jahrhunderts, der „Justizpalast", verbirgt. Glücklicherweise; denn er sticht zu jämmerlich ab gegen die übrigen Bauwerke an der wunderbaren Place du Bourg. Sonst aber erhebt er sich auf derselben Stelle, wo einst die mittelalterlichen Gerichtsherren, die harten Grafen von Flandern, Recht sprachen. In dem ehemaligen Torturraume, der jetzt als Vorzimmer für das Geschworenengericht dient, sieht man noch runde schwarze Steine, an denen einst die Schand- und Marterpfähle befestigt waren. Wie ein schwerer Deckel legt sich der heutige Justizpalast mit seinem modernen Mauerwerke über und vor die Reste des ursprünglichen „Franc de Bruges"; nur von dem Quai der Marmorarbeiter aus kann man seine zierlichen Giebel aus Ziegelstein, die Zeugen so zahlloser Hinrichtungen, noch betrachten, am Ufer der Reie, die früher ein Fluß war, heute aber fast nur noch eine Kloake ist, in deren schwarzen Gewässern aber der Franc sich heute wie in den Zeiten des Glanzes der Stadt spiegelt.

Städtegründung im nordamerikanischen Westen.

Von A. Sartorius Freiherr von Waltershausen.

I.

Es ist schon oft mit Recht hervorgehoben worden, daß die Unstetigkeit der ökonomischen und socialen Thatsachen eine Eigenthümlichkeit der nordamerikanischen Kulturentwickelung ist. Weite Landstriche werden dem Pfluge unterworfen und dann wieder verlassen, in den Gebirgen werden großartige Bergwerksunternehmungen mit umfassenden Anlagen errichtet und fallen nach wenigen Jahren der Vergessenheit anheim, Eisenbahnen werden mit einem enormen Aufwande an Arbeitskraft und Kapital gebaut, werfen kurze Zeit hohe Dividenden ab, sind dann plötzlich dem Bankerotte nahe und erholen sich finanziell, ehe man es gedacht hat. Die Großindustrie, welche in rapider Weise und mit unbeugsamer Konsequenz das Handwerk vernichtet, wechselt ihren lokalen Schwerpunkt in jeder Censusperiode und macht in einer solchen Dekade mehr technische Metamorphosen durch, als man es in dem doch industriell hoch entwickelten England während des doppelten Zeitraumes beobachtet hat. Aehnlich verhält es sich mit den gesellschaftlichen Neubildungen. Was ist nicht schon alles auf dem Gebiete der politischen Administration und der wirthschaftlich-socialen Gesetzgebung versucht worden, welche Mannigfaltigkeit zeigt sich nicht bei den kommunistischen Experimenten, und von wie verschiedenen Grundsätzen ausgehend sind nicht die Koalitionen der Lohnarbeiter ins Leben gerufen!

Als Grund aller dieser Erscheinungen wird wohl die persönliche Eigenart unserer westlichen Stammesgenossen angegeben, die Lust zum Wetten und Wagen, zum Spekuliren und Spielen, die Neuerungssucht, die Passion zum Schwindelhaften und Excentrischen, Charakterzüge, welche man mehr oder weniger jedem echten Yankee zutraut. Diese Neigungen sind in der That bei dem Volke jenseits des Oceans häufiger als bei uns vorhanden, aber man muß sich doch hüten, sie unter dem Gesammtbegriff der Unstetigkeit zusammenzufassen. Dieses Attribut kann man wohl der amerikanischen Volkswirthschaft, aber keineswegs dem einzelnen Unternehmer oder Arbeiter in derselben geben. Diese wissen recht gut, was sie wollen; denn das ganze Leben hindurch wird das energische Streben nach Besitz von ihnen nicht verleugnet. Mit der gleichen Beharrlichkeit wie das Ziel halten sie auch das Mittel dazu fest. So giebt es tausend und abertausend Leute, welche seit der frühen Jugend durch Erfindungen reich werden wollen und welche sich auf allen Gebieten der Technik von der Pillenzusammensetzung bis zur Maschinenfabrikation versucht haben. Andere sind geborene Spekulanten, die schon auf der Schulbank mit ihrem Taschengelde Geschäfte betreiben und im Alter noch ihr ganzes Vermögen einem einzigen, sehr gewagten, aber vielversprechenden Unternehmen zuwenden. Wieder andere sind der Reklamewuth verfallen und huldigen dem Grundsatze, daß die Dummen niemals aussterben, ihr ganzes Leben hindurch. Die Mehrzahl aber ist völlig davon überzeugt, daß die Arbeit am sichersten, wenn auch nicht am schnellsten, im stande ist, den gewünschten Dollar zu schaffen, und handelt dem entsprechend. Selten jedoch finden die Amerikaner bei ihrer energischen Thätigkeit die richtige Selbstbeschränkung, sondern mühen sich rastlos ab, wenn es auch die erschöpfte Gesundheit verbietet, und geben sich auch dann nicht der Ruhe hin, wenn das frühe Greisenalter herannaht. Daher giebt es so wenig Rentiers in den Vereinigten Staaten. Wer ein Vermögen erworben hat, mag es nicht in seinen Geldschrank legen und seine ökonomische Thatkraft auf Kouponabschneiden beschränken.

Daß eine dauernde Unbeständigkeit der nordamerikanischen volkswirthschaftlichen Thatsachen mit der Charakterfestigkeit des amerikanischen Geschäftsgeistes Hand in Hand geht, kann nicht als ein Widerspruch aufgefaßt werden. Denn beides steht im engen Zusammenhang und Einklang mit der für die Vereinigten Staaten bisher wichtigsten Kulturthatsache, dem relativ hohen Reichthume des Landes. Es wäre verkehrt zu meinen, daß letzteres besser mit natürlichen Kräften und Schätzen ausgestattet sei als Europa; im Gegentheil, unser Kontinent hat durch seine Gliederung und durch die Gunst des Klimas einen Vorsprung, welchen Nordamerika vermuthlich niemals erreichen wird. Trotz-

dem ist aber das dortige Volk, weil einem jeden ein größeres Gebiet zur wirthschaftlichen Arbeit und zum Besitzerwerb gegeben ist, als in dem dichtbevölkerten Europa, auch in der Gegenwart noch wohlhabender, wenn sich auch nicht verkennen läßt, daß diese Art des Reichthums im Abnehmen begriffen ist. Die dadurch im Vergleich zu Europa gebotene größere Möglichkeit für einen auf die Arbeit allein angewiesenen Mann zu gutem Auskommen, zu Besitz von Grund und Boden und Kapital, und für den wohlhabenden zu großem Reichthum zu gelangen, ist eine gewaltige Anregung zur energischen Bethätigung der Arbeitskraft und des Unternehmungsgeistes geworden und hat somit, wenn auch nicht allein, so doch überwiegend dem nordamerikanischen Volkscharakter eine ausgeprägte Richtung gegeben und zugleich zu ungezählten wirthschaftlichen Versuchen geführt. Das Arbeitsfeld für die Nation tritt jedem noch als ein so unermeßliches entgegen und birgt in seiner Tiefe noch so viele verborgene Schätze, daß er das geheimnißvolle Dunkel der Zukunft schon entschleiert zu haben glaubt, wenn er sich jene Thatsachen nur recht vergegenwärtigt, und es erscheint somit begreiflich, jedoch nicht immer richtig, daß eine Arbeitsstellung oder ein Unternehmen, wenn nur irgend möglich, aufgegeben wird, sobald etwas Neues vielleicht nur scheinbar Gewinnbringenderes in Aussicht steht. Vieles neu Unternommene gelingt, anderes beruht auf einer Täuschung, immer aber stellt sich dasselbe Resultat heraus, daß die nordamerikanische Volkswirthschaft einem großen Bauplatz gleicht, auf welchem fertige und unvollendete Bauten in buntem Wechsel neben einander stehen. Ein Glück ist es für die Vereinigten Staaten gewesen, daß die aus ökonomisch entwickelten Ländern und stabileren Verhältnissen ankommenden Einwanderer sich der tollen Jagd nach dem Erwerbe nicht immer angeschlossen, sondern genügsam nach dem gegriffen haben, was andere in ungestümer Hast begonnen und wieder verlassen hatten. So sind zahlreiche Farmen im Westen von geborenen Amerikanern angelegt und, nachdem im unverständigen Raubbau einige gute Ernten erzielt worden waren, wieder aufgegeben worden. Deutsche Bauern haben dann für ein Geringes den von den ersten Ansiedlern verschmähten Boden erworben und durch rationelle Kultur dem verwüsteten Lande zu neuer Kraft verholfen. Auch den Chinesen in Kalifornien muß man wenigstens das Gute nachrühmen, daß sie sich der von den stets weiterdrängenden Goldsuchern durchforschten Flußthäler und Gebirge angenommen und so manches Goldkorn in den Verkehr gebracht haben, welches die ihnen vorarbeitenden Abenteurer übersehen hatten.

Die mangelhafte Konsolidirung der socialen Verhältnisse ist wesentlich eine Folge der wirthschaftlichen Unbeständigkeit. Der Regierung ist es daher schwer, ja oft unmöglich, mit Gesetzen zu Gunsten der Arbeiter einzugreifen. Eine flottirende Arbeiterbevölkerung z. B., welche jährlich von dem mexikanischen Golf bis zur kanadischen Grenze und darüber hinaus wandert, kann einem gesetzlich fixirten Arbeitstage nicht unterworfen werden; Arbeiterkoalitionen erreichen so schwer etwas Dauerhaftes, weil ihre nicht seßhaften Mitglieder die Beiträge nicht regelmäßig bezahlen. Der Grundbesitz kann seine politische Funktion nicht erfüllen, weil sein Werth großen Schwankungen ausgesetzt ist und er so oft von einer Hand in die andere geht. Auch die politische Verfassung und Verwaltung leidet unter dem ökonomischen Wechsel. Die Bezirke haben eine rasch steigende und oft rasch sinkende Einwohnerzahl zu verzeichnen, und ebenso variirt die Volksmasse nach Nationalitäten, Rassen und Beschäftigung. Daß ein radikales Stadtregiment einem konservativen folgt, ist daher nichts ungewöhnliches, ebenso daß in einer Verwaltungs- und Gesetzgebungsperiode alles das umgestoßen wird, was in der vorhergehenden mit Mühe geschaffen worden ist.

Selbstverständlich sind alle diese Verhältnisse über den ganzen Kontinent hin nicht in gleichmäßig intensiver Weise ausgeprägt; der Osten als älteres Ansiedelungsland ist stabiler als der Westen, und auch in diesem giebt es Abstufungen genug.

Streifzüge in Portugal.

Von Spiridion Gopčević.

5. Ausflüge in die Umgebung von Porto.

(Schluß.)

Ueber die kühne Kettenbrücke schreitend, betreten wir Villa Nova de Gaya, eine Art Vorstadt von Porto und berühmt durch die Magazine, welche den köstlichen Portwein beherbergen. Durch einen Schweden an einen Wein-Nabob empfohlen, glückte es mir, in dessen „Armazem“ zu kommen. Er war ganz überrascht, als ich ihn dänisch ansprach, und wurde sehr liebenswürdig. Vor 50 Jahren in Dänemark geboren, kam er als Schiffsjunge nach Porto und arbeitete sich zum Millionär empor, wohlgemerkt, die Million nicht nach Reis, sondern nach Milreis gerechnet, denn sonst kann man schon für 4000 Mark portugiesischer Millionär sein.

Mit diesem Wein-Nabob ging ich nun durch einige Straßen und fast auf jeden zweiten oder dritten Keller wies er mit den Worten: „Det er mit! det er ogsaa mit! og det der!“ (das gehört mir, und das auch, und das hier!). Von einigen Magazinen standen die Thore offen und wir traten dann ein, um endlose Faßreihen anzustaunen. Zuletzt gelangten wir in das Allerheiligste, ein Magazin, welches die feinsten Qualitäten enthielt. Hier lud mich der glückliche Besitzer ein, die verschiedenen Arten zu kosten. Obwohl kein Weinkenner, mußte ich mir doch sagen, daß ich nur noch viermal in meinem Leben ähnliche köstliche Tropfen durch die Gurgel rinnen ließ: das erste Mal echten weißen Bordeaux, das zweite Mal natürlich moussirenden Gumpoldskirchner im Stifte Melk gelegentlich einer von meinen ehemaligen Professoren mir zu Ehren veranstalteten Tafel, das dritte Mal „Doce de Málaga“ vom

Jahre 1788 bei Scholtz in Malaga; das vierte Mal „Non plus ultra“ (Sherry) vom Jahre 1790 bei Domecq in Jerez, von dem das Faß 10 000 Mark kostet. Nun trank ich in Porto zum ersten (und wahrscheinlich letzten) Male echten Portwein, die Flasche zu 20 Mark. Der Besitzer sagte mir, daß von diesem Weine alles nach England gehe, da man sonst nirgends seinen Preis zahlen wolle. Bloß einige europäische Höfe machen hin und wieder Bestellungen.

„Ja aber bei uns giebt es doch auch Portwein“, warf ich ein; „die Flasche sogar zu $1\frac{1}{2}$ bis 2 Mark, wenn ich nicht irre. Was ist denn das für ein Wein?“

„Portugiesischer möglicherweise, aber nicht, was wir hier Portwein nennen, denn dieser wächst nur auf einem sehr kleinen Gebiete.“

Etwas schwankend verließ ich den Keller und begab mich nach dem früheren Kloster Serra. Zu diesem Behufe wendet man sich von der Hauptstraße nach links und steigt durch ein steiles Gäßchen bergan. Bald hat man die letzten Häuser hinter sich und es eröffnet sich unseren Blicken eine herrliche Aussicht über die Stadt. Endlich sind wir oben; ein paar alte demontirte Kanonen und verfallene Festungswerke erinnern an die Belagerung von 1832 und 1833. Die Kirche des Klosters war geschlossen und sichtlich eine halbe Ruine; ebenso das als Kaserne dienende Kloster. Von der Terrasse genießt man eine herrliche, überwältigende Aussicht über Porto. Ich sprang auf der anderen Seite über den verfallenen Wall und gelangte auf eine Fläche in der Nähe der Eisenbahnbrücke, einem der kühnsten Bauwerke der Welt. Hierauf wandte ich mich rechts und kam glücklich nach Gaya zurück.

Einen herrlichen Ausflug kann man an die Douromündung machen. Ich bestieg den Tramway und fuhr längs den Ufern nach João da Foz. Dieses Städtchen liegt hart an der Mündung des Douro und besitzt sowohl ein altes Kastell als auch ein sehr frequentirtes Seebad. Besonders seit Eröffnung des Tramway ist es im Sommer Mode geworden, hier an der Praia des Abends zu promeniren.

Während der Fahrt nach São João da Foz bietet uns das unvergleichliche Douro-Thal immer wechselnde bezaubernde Naturschönheiten. Der Tramway geht aber noch weiter bis Mattozinhos, doch bietet die Wiese, durch welche sie fährt, nichts Anziehendes. Trotzdem unterlasse niemand den Besuch von Mattozinhos, welches als Seebad sogar noch den Vorzug verdient. Besonders das Badeleben ist sehr interessant. Die Damen, welche höchst verführerische Kostüme tragen, werden von Männern, die Herren seltsamerweise von Frauen bedient. Der Strand ist sehr flach, der Sand so weich wie in Ostende oder Llandudno. Zwei kleine alte Kastelle verleihen dem Bade einen eigenthümlichen Anstrich. Vor ihnen ragen einige Klippen in das Meer. Durch einen Bach ist Mattozinhos vom Seebade Leixões geschieden. Dieser Bach ist die Mündung des früher erwähnten Leça. Auch Leixões ist angenehm und seine waldige Umgebung bietet mannigfache reizende Promenaden.

Der köstliche Portwein, den ich getrunken, machte mir Lust, das Paiz do Vinho (oder Vinhateiro) zu besuchen, um die Reben zu sehen, welche den Wein liefern. Die Bahn führt jetzt bis Pezo da Régoa in der Provinz Traz os Montes, der Besuch ist also sehr erleichtert. Bis Mezão-frio, der ersten Station in Traz os Montes, durchfährt man anmuthige Gefilde, dann nähert man sich wieder dem Douro. Hier beginnt das „Weinland“. Von den Douroufern ziehen sich unzählige Weingärten die Gebirge hinan; sie erinnern durch ihre Bauart lebhaft an die Citronengärten vom Gardasee. Gleich diesen bestehen sie aus über einander aufgethürmten mauerartigen Terrassen. In Pezo da Régoa, wo die Bahn mündet, haben viele Weinhändler ihre Magazine und halten hier Messen ab, bei denen oft für 200 000 Mark Wein verkauft wird. Von hier machte ich zwei Ausflüge zu Wagen und zu Fuß. Die erstere Partie ging nördlich nach Villa Real, der Hauptstadt von Traz os Montes. Villa Real hat 5296 (1878) Einwohner und steht auf dem Gipfel eines hohen Hügels, auf der steilsten Seite von massiven Mauern umgeben. Dadurch erinnert es an die vielen ebenfalls auf Hügeln zusammengepferchten Städte des ehemaligen Kirchenstaates. In der Stadt herrscht geschäftiges Treiben, doch bietet sie außer einigen hübschen alten Palästen am Rocio nichts Sehenswerthes. Gegründet wurde sie 1283 durch D. Diniz. Der Ritt von hier nach Chaves soll großartig schön sein, doch hätte er mich drei Tage gekostet und so stand ich davon ab, kehrte nach Régoa zurück, ließ mich über den Douro setzen und marschirte zu Fuß nach Lamego in der Provinz Beira alta.

In Lamego (1878: 8124 Einwohner, jetzt eine Bischofsstadt) hielten die maurischen Könige bis 1038 Hof. Früher war Lamego in der Geschichte durch die „Cortes von Lamego“ berühmt, welche Affonso Henrique 1144 hier zusammenberufen haben soll, um von dem ersten portugiesischen Parlament seine Anerkennung als König und den Erlaß eines Fundamentalgesetzes zu erlangen. Es hat sich jedoch herausgestellt, daß diese Erzählung auf einer Fiktion beruht. Lamego besitzt nichts Sehenswerthes, etwa die Kathedrale, den italienischen Bischofspalast, das Kastell und die Igreja Almacave ausgenommen. Letztere war ehemals Moschee und der Sage nach sollen in ihr die erwähnten Cortes getagt haben. Im Ganzen enttäuschte mich der schmutzige Ort, doch bereue ich seinen Besuch nicht, wegen des herrlichen Spazierganges, den ich dabei von Régoa hin und zurück machte.

Nachdem ich in den vorstehenden Skizzen meine Streifzüge in den Provinzen „Minho“ und „Traz os Montes“ geschildert, dürfte es nicht überflüssig sein, etwas über deren sonstige Verhältnisse zu sagen.

Trotz der paradiesischen Schönheit Nordportugals und der dichteren Bevölkerung ist doch nur $\frac{1}{4}$ der betreffenden Provinzen angebaut. Abgesehen vom Wein wird hauptsächlich Getreide gebaut; ebenso Mais, Roggen und Hafer. Die Umgebung von Porto ist reich an Erdbeeren. Sonst wären von Bodenprodukten noch in Minho Flachs, in Traz os Montes Hanf und Oliven erwähnenswerth. Die Wälder sind reich an Obstbäumen aller Art, sowohl unseren als jenen des Südens. Die vielen Wiesen begünstigen die Viehzucht, welche hier bedeutend ist. In Traz os Montes züchtet man auch treffliche Saumthiere und liefern die vielen Seidenspinnereien geschätzte Seide.

Was die Industrie und den Handel betrifft, so ist Portugal schon seit langer Zeit Vasall Englands gewesen. Um so erfreulicher ist es, daß in letzter Zeit ernste Bestrebungen gemacht wurden, sich von Albion zu emancipiren und gerade Porto ging darin mit gutem Beispiele voran. Seine Industrie kann man schon als ganz selbständig betrachten. Ueberhaupt herrscht in Nordportugal ein viel regerer Geist als im Süden; es wäre sogar nicht unmöglich, daß — falls die Douromündung regulirt würde — Porto vor Ablauf eines Jahrhunderts die Hauptstadt in jeder Beziehung überflügelte. Der Hauptzweig der Industrie Portos betrifft (die Goldarbeiten abgerechnet) Seide, Wolle und Baumwolle. Die industriellen Etablissements mehren sich auffallend schnell. In Porto z. B. ist die Zahl der Dampfmaschinen

in den letzten 30 Jahren von 12 auf 59 gestiegen, hat sich also verfünffacht. Mit Ausnahme der Staatsmonopole (Tabak und Pulver) sind alle Gewerbe freigegeben und kann jedermann gegen eine Jahressteuer von 5000 Reis (22,22 Mark) Erfindungspatente erwerben.

Der Handel läßt noch viel zu wünschen übrig. Wenn man sich erinnert, daß im 16. Jahrhundert Portugal die einzige Seemacht war, deren Schiffe den ganzen Handel Europas mit Asien und Afrika besorgten, wird man über den tiefen Verfall trauern müssen. Heute müssen sich die Portugiesen im Verkehr mit Asien und Afrika — wo sie doch noch Reste ihrer alten Kolonialherrlichkeit besitzen — fremder Schiffe bedienen. Selbst die Verbindung mit der einstigen Kolonie Brasilien wird durch Gesellschaften unterhalten, deren Kapitalien mehr brasilianisch als portugiesisch sind. Die einzige original-portugiesische Gesellschaft (Companhia peninsular e oriental) fährt bloß zwischen Gibraltar und Hamburg, die Häfen Cadiz, Lissabon, Porto, Vigo, Southampton und Antwerpen berührend. Uebrigens beginnt auch der Handel sich zu heben. Porto hat bereits acht Banken und vier Versicherungsgesellschaften.

Auch die geistige Kultur steht im Norden Portugals höher als im Süden. In Porto giebt es: ein Polytechnikum, eine medizinische Akademie, eine Akademie der schönen Künste und mehrere Industrieschulen. Die öffentliche Bibliothek zählt über 120000 Bände, die meist aus den Klöstern zusammengetragen sind.

Die Sicherheit in Portugal läßt nichts zu wünschen übrig, obschon der Polizeiapparat ein sehr geringer ist. Man kann das ganze Land unbewaffnet zu Fuß durchwandern.

Das Lamakloster Tsugolsk und das Fest Churul zu Ehren Mayderi's.

(Nach dem Russischen von G. Stukow, „Sibir" 1883, Nr. 36 u. 37.)

Chr. II. Das Lama-Kloster[1]) Tsugolsk am Onon ist 130 Werst (Kilom.) südwestlich von Nertschinsk (Transbaikalien) und 100 Werst (Kilom.) von der mongolischen Grenze entfernt. In seinem äußeren Ansehen unterscheidet es sich nur wenig von einem gewöhnlichen russischen Dorfe; es zählt etwa 40 Häuser und einige Jurten, darunter sieben Verkaufsläden, in welchen Chinesen und Buräten Handel treiben. Drei steinerne Bethäuser sind im Bau begriffen. — Die Bevölkerungsziffer ist schwierig zu bestimmen; die Lamas geben auf direktes Befragen stets ausweichende Antworten, wie es überhaupt seine Schwierigkeit hat, von ihnen über irgend etwas die Wahrheit zu ermitteln. — Als Bewohner des Klosters sind vor allen die verschiedenen Glieder der Lama-Hierarchie anzusehen: eigentliche Lamas und dienende Brüder (Novizen? Chowarak genannt). Die Angabe über ihre Zahl schwankt zwischen 50 und 600. Eigentlich sollten nur 17 — etatmäßige — Lamas im Kloster leben, aber eine große Menge außeretatmäßiger wohnt in den angrenzenden Dörfern, wo jeder einzelne seinen eigenen Hausstand hat. Die etatmäßigen Lamas leben von den freiwilligen Geschenken der Gläubigen.

Man kann nicht sagen, daß die Beziehungen zwischen den Buräten und ihren Lamas sehr gut sind. Erstere erzählen, daß sie sich oft mit den Lamas zankten, ja sogar prügelten. Es ist aber auch nicht anders möglich bei solchen Erpressungen, wie die Buräten sie von Seiten der Lamas zu erdulden haben. Ein sogenanntes „Gurum", das andauernde Ablesen von Gebeten, um ein Haus vor Unglück zu bewahren, kostet den Buräten 100 bis 200 Rubel baar oder in Thieren, Pferden oder Rindern — diesen Betrag fordern die Lamas für ihre Mühe. Es ereignet sich aber auch, daß irgend ein Lama eine Rundreise durch die Ulusse (Dörfer) macht und hier überall Geschenke erbittet, verweigert man ihm die Gaben, so droht er dem Hause ein Unglück „anzubeten", ein Erpressungssystem, welches übrigens keineswegs von allen Lamas gebilligt wird.

Durch große Rücksichtslosigkeit zeichnen sich die Lamas aus in der Art und Weise, wie sie ihre Religion, den Buddhismus, unter den umwohnenden schamanistischen Buräten verbreiten. Folgendes Beispiel diene zum Beweis: Ein oder zwei Lamas zogen in Begleitung zweier oder dreier burätischer Beamten durch die Ulusse (Dörfer) der benachbarten Schamanisten und wiesen ein beliebiges Schreiben als einen Befehl vom Gouverneur vor, welchem zufolge alle Schamanisten entweder an den Fluß Olekma übersiedeln oder sofort sich zum Lamaismus bekennen sollen. Aus Furcht vor der Uebersiedelung lieferten die Schamanen sofort das Zeichen ihrer Würde ab und zeigten sich mit ihren Glaubensgenossen bereit, den Lamaismus anzunehmen. — Doch haben einige Schamanen, welche an der Echtheit der vorgewiesenen Schriftstücke zweifelten, eine Klage bei der Regierung eingereicht. — Gleichfalls zum Zwecke der Ausbreitung des Lamaismus ist 60 Werst (Kilom.) vom Kloster Tsugolsk zwischen den Flüssen Onon und Ingoda eine Lamaansiedelung gegründet worden; die Lamas haben um die Erlaubniß gebeten, sich ein neues Kloster gründen zu dürfen, doch ist bis jetzt noch keine Erlaubniß ertheilt worden. Es scheint übrigens, daß die administrativen Behörden diese Propaganda begünstigten.

In dem Kloster Tsugolsk hat der einzige Gygen der russischen Buräten seinen Aufenthalt. Es ist das ein Prophet, ein Heiliger, eine Mensch gewordene Gottheit, welchem deshalb göttliche Ehren zu Theil werden. Das Erscheinen eines Gygens findet folgendermaßen statt: die Lamas lesen aus ihren tibetischen Büchern heraus, daß zu einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Orte, von bestimmten reichen oder armen Eltern ein „Heiliger" hervorgehen wird, welchen man aufsuchen und erziehen muß. In Betreff des jetzigen Gygen von Tsugolsk wird berichtet, daß ein berühmter Lama aus der Mongolei gekommen sei mit der Meldung, in einer Ortschaft aufwärts am Onon werde der Gygen wieder geboren werden. In Uebereinstimmung mit dieser Voraussage ist der jetzige Gygen aus 130 Kindern ausgewählt worden. Er ist 25 Werst vom Kloster in dem Ulusse Urtuy am Onon als Sohn eines armen Schmiedes geboren, die Eltern leben noch jetzt. Er wurde seinen Eltern genommen, verweilte zuerst einige Jahre im Kloster und kam dann nach Tibet oder

[1]) Ein solches Kloster heißt auf burätisch Datzan.

anderen Nachrichten zufolge nach dem Dolon-nor, um daselbst unterrichtet zu werden. Nach seiner Rückkehr aus Tibet bereiste er alle Dörfer, ließ sich anbeten, reichlich beschenken und erbaute sich schließlich mit Hilfe der Gaben ein ausgezeichnetes Haus und Kloster; hier lebt er, nimmt regelmäßig Opfergeschenke entgegen und beschäftigt sich mit Prophezeien. Er besitzt große Herden von Pferden, Rindern und Schafen. Der Gygen, der erst unlängst die Verwaltung des Klosters angetreten hat, ist ein Mann von 30 Jahren, mit offenem, sympathischem Gesicht, sehr gastfrei und wißbegierig. Einigen ihn besuchenden Russen legte er verschiedene elementare Fragen aus der Geographie und Astronomie vor, über den Kompaß, über die Ungleichheit der Tage und Nächte, über den Umlauf des Mondes und dergleichen. Seiner Ueberzeugung nach geht die Sonne um die Erde herum. Ein junger Buräte, welcher eine russische Schule besucht hat, übersetzt für den Gygen Lehrbücher der Physik und Chemie ins Burätische. Der Gygen empfängt und bewirthet seine Gäste vollständig nach russischer Sitte: Mittag und Abendessen sowie Thee wird wie in einer russischen Familie servirt. Nur der Kumys (ein Getränk aus gegohrener Stutenmilch), dessen Darreichung dem Gaste eine besondere Ehre ist, erscheint fremdartig. Die Wohnung des Gygens steht nahe bei dem eigentlichen Götzentempel; sie umfaßt drei kleine Häuser, eine Küche und ist von einem hölzernen Zaun umgeben. Das erste Häuschen, welches dem Hauptthore gegenüber liegt und durch einen geschnitzten Sims ausgezeichnet ist, dient dem Gygen als Empfangszimmer. Die Möbeln sind halb europäisch, halb orientalisch: einige Wiener Stühle, zwei oder drei Tische, von denen einer vor einem Bett stand, welches auch als Diwan zum sitzen dient; doch sind auch Teppiche auf dem Boden ausgebreitet, um in orientalischer Weise sitzen zu können. Eine Wandkarte des europäischen Rußlands, ein Globus, eine Drehorgel, ein Harmonium haben ebenfalls Platz gefunden. Die beiden anderen Häuschen sind vom ersten durch einen Zaun getrennt, an dessen Thür eine Inschrift zu lesen ist; das eine Häuschen beherbergt das Betzimmer, das andere das gewöhnliche Wohnzimmer; beide sind ausschließlich im orientalischen Geschmack ausgestattet. Alljährlich im Frühling verläßt der Gygen seine Einsiedelei und reist zu einer Mineralquelle; bisweilen besucht er auch die Stadt Tschita; zweimal jährlich muß er den Ort seiner Geburt aufsuchen, woselbst ein Denkmal ihm zur Erinnerung errichtet ist.

Der eigentliche Klostertempel ist ein hübsches zweistöckiges, mit einem Mezzonin versehenes Haus, die beiden unteren Etagen bestehen aus Stein, die Dachwohnung aus Holz. An der Vorderfront zieht sich eine große breite Treppe hin, welche mit Marmor- und Schieferplatten belegt ist; das Dach der Treppe wird von sechs hölzernen, verzierten Säulen getragen. Ein Zaun aus Stein von etwa einem Faden (2,1 m) Höhe umgiebt das Haus. Seitlich vom Haupteingange befindet sich im Winkel eine Art Druckerei. Früher war hier eine wirkliche Druckerei, jetzt werden hier nur mit Hilfe von ein- für allemal geschnittenen Bleiplatten tibetische und mongolische Gebete gedruckt. Links vom Haupteingange steht die Küche, wo das Essen sowohl für die Götzen wie für die Tempeldiener bereitet wird. In einem anderen Winkel des Zaunes ist ein großer, hohler, mit Gebeten gefüllter Cylinder mit vertikaler Axe aufgerichtet. Die Umdrehungen des Cylinders werden als Gebete angesehen. Ein kleinerer Cylinder steht auf der Treppe des Tempels; viele kleine Cylinder sind unter der Bevölkerung des Klosters zerstreut, die sogenannten Gebetmühlen. Drei Eingänge führen von der Treppe in den Tempel, dessen Inneres weder luxuriös noch hübsch ausgestattet ist. Jederseits rechts und links vom mittleren Eingange stehen sieben Reihen niedriger Bänke ohne Lehnen. Der Mittelgang zwischen den Bänken führt zu dem Sitze des Gygens, der Eingangsthür gegenüber: ein einfacher, großer Stuhl mit einer hohen Lehne. Ein ebensolcher Stuhl steht links daneben; die Buräten treten heran und machen dem einen wie dem anderen Stuhle ihre Verbeugung. Vor den Bänken am Mittelgange stehen kleine Tische, vor den anderen Bänken nicht. Während der religiösen Ceremonien sitzen die Lamas auf jenen Bänken; wer hier keinen Platz findet, sitzt im Zwischenraum. Rechts und links vom Sitze des Gygens stehen auf Tischen unmittelbar an der Wand Schränke mit Glasthüren; in demjenigen rechts befindet sich eine hölzerne Statue, welche den Sakja-Muni in sitzender Stellung fast in Lebensgröße darstellt, im Schranke links stehen einige kleine Götzenbilder, darunter die Statue des Burchans Mayderi, auf dem Tische davor eine große Reihe kupferner, mit Wasser und Roggen angefüllter Schalen, auf einer kleinen Bank davor ein Räucherfaß. Die Decke des Tempels wird von 18 Säulen getragen, welche zu je drei in sechs Reihen angeordnet, mit Drachenbildern verziert und oben mit Schnitzarbeit geschmückt sind. Zwischen den Säulen sind an der Decke einige Stangen befestigt, an welchen verschiedene heilige Darstellungen auf Papier oder Zeug aufgehängt sind. Außerdem hängt in jeder Hälfte des Tempels eine Trommel, und nahe dem mittleren Eingange ein Baldachin oder Schirm, von welchem eine Unzahl langer, aus bunten Zitzlappen zusammengenähter Bänder herabflattern. Einige kleinere ähnliche Schirme hängen an der Seite; an den Wänden befinden sich Götzenbilder. Der obere Stock ist durch ein Gitter in zwei Hälften getheilt; die eine Hälfte ist leer, die andere ähnlich wie der untere Stock hergerichtet; in der Mitte und an den Wänden befinden sich etwa 10 große und 1000 kleine Götzenbilder in Schränken. Hier oben steht auch ein Modell des Tempels. Im dritten Stockwerke (Dachwohnung) sind nur einige kleine Räume für besondere Götzen; nur das mittlere Gemach wird gewöhnlich gezeigt, hier hängen an der Decke allerlei Weihgeschenke, darunter das Fell eines Tigers. Die anderen Gemächer des dritten Stockes sind gewöhnlichen Sterblichen nicht zugänglich; es sollen hier Götzenbilder aufgestellt sein, welche den Anfang des Lebens, die Befruchtung, darstellen, darunter ein Stier als Symbol der Fruchtbarkeit.

Kurz vor dem Feste fanden den Tag über religiöse Ceremonien statt. Durch Anschlagen an eine eiserne Platte wird zum Gottesdienste gerufen. Auf den Bänken in der Mitte sitzen an den kleinen Tischen die Oberlamas; jederseits liegen vor sechs Lamas je ein Paar Metallbecken (zum Musikmachen). Die Enden der Bänke nehmen die Musikanten ein, an einer Seite vier hölzerne Trompeten, an der anderen vier Metallhörner. Hinter diesen Musikanten sitzt jederseits auf der dritten Bankreihe noch ein Musikant mit einer kolossalen, metallischen, 1½ Saschen (3,1 m) messenden Posaune, welche Ukyr-Trompete (d. h. Kuhtrompete) heißt. Alle übrigen Plätze werden von ca. 300 Lamas eingenommen, alle sind in gelbe oder zimmtfarbige Gewänder gehüllt und haben um die Schulter ein Stück zimmtfarbigen Stoffes von 5 Arschin (3,5 m) Länge geschlungen. Bei einigen Lamas sind die Arme bis zu den Schultern entblößt. Die religiöse Ceremonie besteht in gewissen Manipulationen des ersten Lamas, während die übrigen Lamas in einförmigem, singendem Tone Gebete murmeln. Der Gesang bewegt sich in einer regelmäßig aufsteigenden chromatischen Tonleiter. Plötzlich unterbricht ihn eine schreckliche, wilde

Musik: die Becken werden zusammengeschlagen, Trompeten und Hörner geblasen, Trommeln und Cymbeln ertönen gleichzeitig. Und abermals beginnt der einförmige Gesang, in der Tiefe anfangend und in halben Tönen allmälig aufsteigend zur Höhe und abermals wird er durch die wilde Musik unterbrochen; so geht es abwechselnd eine Zeitlang fort. Vielleicht reizt alles das die in Massen sich herandrängenden Buräten an; auf den Fremden macht das Ganze einen trüben, deprimirenden Eindruck.

Am Schlusse der Ceremonie wurde Kohlsuppe in Eimern herbeigetragen: alle Lamas holten aus ihrer Brusttasche hölzerne, gelbe Schalen hervor, füllten dieselben mit Suppe und wie auf ein gegebenes Zeichen beginnen Alle die heiße Suppe laut zu schlürfen.

Am Abend war eine Ceremonie, welche „das Verbrennen des Todes" hieß. Die Lamas, durch den Ton der Cymbeln zusammengerufen, gingen in den Tempel und setzten sich nieder. Die Musik spielte, Gebete wurden gesungen. Im mittleren Gange des Tempels, nicht weit vom Eingange, stand ein niedriger, kleiner dreieckiger Tisch, auf welchem sich drei in Form von rechtwinkeligen Dreiecken zugeschnittene, rosafarbene Papierstücke befanden. Die durch verschiedene Ausschnitte schön verzierten Papierdreiecke waren $1^1/_2$ Arschin (ca. 1 m) hoch und so gestellt, daß jedes Dreieck von einer Tischecke zur Mitte reichte. Indem die langen Seiten der drei Dreiecke zusammenstießen, bildeten sie eine gemeinschaftliche Spitze, auf welcher ein menschlicher Schädel, aus irgend einer Masse in verkleinertem Maßstabe angefertigt, ruhte. Einer der Lamas setzte sich vor der Tischecke auf den Fußboden, so, daß er dem Gygen den Rücken zukehrte, und begann die Ceremonie: indem er allerlei Manipulationen vornahm, Wasser aus einer Schale in die andere goß, während gleichzeitig die Musik ertönte und Gebete gemurmelt wurden. Sowohl der diensthuende Oberlama als auch die vielen Unterlamas hatten sich die Nase verbunden, um nicht die heilige Stätte durch ihren Athem zu entweihen. Während des Gottesdienstes treten die Buräten heran und legen seidene Tücher (Chadaki) vor den Dreiecken auf den Tisch. Dann wird der Apparat (wir nennen ihn die „Darstellung des Todes") von zwei Lamas aus dem Tempelhause in den Garten getragen und eine Procession veranstaltet. Zu beiden Seiten des „Todes" etwas voran schreiten Knaben, welche zwei Fahnen tragen; hinter den Knaben folgen jederseits Trompeten, Trommeln, Cymbeln, Hörner; zwei Lamas tragen „den Tod". Dahinter marschirt gravitätisch der Oberlama, mit einem schwarzen Tuche fächelnd und mit einer Glocke klingelnd; vor ihm geht ein niedrigstehender Lama, welcher ein Stück schwarzen Zeugs auf der Erde schleift. Dann kommen die anderen Lamas und zuletzt das Volk. Die Procession nähert sich allmählich einem in der Nähe befindlichen Haufen von Stroh. Die Musik macht immerfort Lärm. Die Procession ist angelangt; der Strohhaufen wird angezündet; der Lama nimmt den „Tod", hockt einige Male nieder und wirft ihn schließlich ins Feuer. Die Knaben mit den Fahnen laufen schnell von einer Seite auf die andere; alle Anwesenden wenden sich auf einen Augenblick ab, schreien auf, klatschen in die Hände und — alles ist zu Ende. — Nur der Oberlama kehrt mit einem weißen Tuche in den Händen in den Tempel zurück, der ihm vorangehende Unterlama trägt ein weißes Stück Zeug.

Am anderen Morgen findet frühmorgens wie gewöhnlich Gottesdienst statt. Dann zieht man aus einem Vorrathshause einen Elefanten und einen Wagen. Der Elefant, aus Holz gemacht, roth angestrichen, steht auf einer Platte, welche mit etwas kleineren als gewöhnlichen Wagenrädern versehen ist, und ist mit einer Satteldecke und mit seidenen Tüchern behängt. Auf dem Rücken ruht statt eines Sattels ein vergoldetes, mit Zähnen versehenes Rad. Am Halse und am Kopfe sind schwer zu beschreibende Zierrathen angebracht. Aus dem Maule ragen kleine Stoßzähne hervor. Der Wagen ist ein gewöhnlicher Bauernwagen mit einer Platte, auf dieser steht ein kleines Häuschen mit hübschem Gesimse und gläsernen Seitenwänden. Auf dem Häuschen thront ein Pavillon mit vielen Säulen und zierlichem Dach und darüber ein Baldachin; von dem Dache des Häuschens wie dem Pavillon hängen Glocken herab. Das Häuschen wird von einer niedrigen Galerie eingefaßt, an deren Ecken kleine Sonnenschirme aufgerichtet sind. Zwischen den Schirmen sind an der Galerie Stöcke mit buntfarbigen Flaggen aufgestellt, verziert mit Klappern. Vor dem Häuschen liegen zwei gleichartige Figuren aus Bronze, ein paar hörnertragende Thiere. Der Elefant und der Wagen sind dem Kloster zugekehrt. Eine große Volksmenge ist anwesend. Der Gygen kommt. Nach einem kurzen Gebete im Tempel trägt einer der Lamas den Mayderi herbei, eine kleine bronzene Statuette, welche in gelblichen Stoff eingeschlagen ist, und setzt sie auf einen im Häuschen befindlichen Prachtstuhl. Vor der Statuette werden auf einem Tischchen Nahrungsmittel in kleinen Schälchen gelegt. Der Gygen und die Lamas setzen ihre Manipulationen fort, schütten z. B. Reis aus einem Gefäße in ein Tuch u. s. w. Die Procession steht still. Jetzt wird der Elefant und der Wagen zur Hauptpforte hin gerichtet und die Prozession bewegt sich langsam, aber nicht so feierlich wie gestern, nach Süden. — Allen voran schreitet ein Lama mit einem Gefäße voll Wasser, womit er den Weg besprengt. Dem ersteren folgt ein zweiter Lama, wie es scheint der Obercemonien- und Kapellmeister, welcher mit den Händen herum agirt, die Cymbeln anschlägt und zuweilen sich mit dem Gesichte zum Elefanten hinneigt. Er giebt damit gleichsam das Zeichen, wann die übrigen Instrumente einfallen sollen. — Hinter ihm folgt ein Baldachin, dann zwei Räucherfässer, dann der Elefant, als ob er den Wagen zöge; in Wirklichkeit aber ziehen eine Menge Buräten an den Stricken den Wagen. Zu beiden Seiten des Wagens werden zwei Fahnen aus weißen Bändern getragen. Weiter tragen dreizehn kleine Knaben, einer hinter dem anderen gehend, auf hohen Stangen verschiedene aus Holz geschnittene Götterfiguren. Jederseits gehen acht Knaben, welche besonders gekleidet und mit einer Art Krone auf dem Haupte geschmückt sind. Unter dem Kopfputz ragen schwarze Fäden wie Haare vor, hinten sind sie länger, vorn an der Stirn kürzer. Vor den Knaben gehen zwei Leute mit Trompeten, auf denen beständig geblasen wird. Hinter dem Wagen folgen dann die anderen Lamas, ein Knabe mit dem Baldachin, ein Knabe mit einer Muschel, zwei Knaben mit Cymbeln. Dann kommen abermals dreizehn Knaben, dann zwei Trommeln an einem Gerüste mit Rädern, und fünf Lamas mit den Becken. Dicht hinter dem Wagen kommt ein Baldachin und dann majestätisch einherschreitend der Gygen mit einer Glocke, neben ihm geht ein angesehener Lama, beide in denselben Gewändern wie die anderen Lamas, nur in der Kopfbedeckung unterschieden; sie tragen gelbe, glänzend lackirte Hüte mit einem vierkantigen Knöpfchen geschmückt. Dann folgen die übrigen Lamas und das Volk. — Die Procession bewegt sich in schönster Ordnung, ohne Drängen und Stoßen. Zwei Ceremonienmeister oder Polizisten mit Stöcken in den Händen begleiten jederseits den Zug und sehen auf Ordnung. In früheren Jahren waren die Polizisten beritten und mit Peitschen versehen. Die Procession steht stille. Fast all

daran theilnehmenden Personen setzen sich dort nieder, wo sie gerade stehen. Der Gygen und die Oberlamas lassen sich auf Teppichen nieder. Eine große Anzahl von Lamas setzt sich vor dem Elefanten nieder, so daß der Wagen von allen vier Seiten von Lamas umgeben ist. Vor dem Gygen, die eine Seite ihm zugewandt, sitzen links vom Wagen zwei Oberceremonienmeister, rechts vom Wagen zehn Lamas. Für die anwesenden russischen Gäste stehen hinter dem Lama eine Anzahl Wiener Stühle und ein Tisch. Weiter nach hinten sitzen und stehen bis 3000 Personen in bunten seidenen Gewändern. Auffallend ist die große Menge von Korallen, mit welchen die Burätinnen ihren Kopfputz geschmückt haben. Die Lamas beginnen das Lesen von Gebeten, indem sie einander kleine Papierstreifen zureichen. Man bringt Thee in Eimern und Theekannen, und die Lamas ziehen ihre Schalen aus ihren Gewändern hervor; auch den anwesenden Russen wird Thee mit getrockneten Stücken Roggenbrotes, Konfekt und Weißbrot gereicht. Zur Unterhaltung des essenden und trinkenden Publikums stellen sich zwei Chowaraks (Novizen), um eine gelehrte Disputation abzuhalten, vor dem Gygen auf: abwechselnd legen sie einander verschiedene gelehrte Fragen vor und antworten darauf. Jetzt wird der Elefant und der Wagen zur Seite des Gygen gewandt: zwischen beiden wird ein kleiner Tisch hingestellt und darauf ein kleiner, metallischer Spiegel gelegt; zehn Lamas, welche vor dem Gygen sitzen, beginnen an diesem Tische den Gottesdienst. Der Gygen und die anderen Lamas bleiben sitzen: an einer gewissen Stelle des Gottesdienstes erhebt sich das ganze Volk und beugt sich vor dem Wagen. Nach Schluß der Ceremonie stehen alle auf und der Zug bewegt sich in derselben Ordnung nach Westen: hier findet dieselbe Ceremonie statt. Nachdem so nach einander alle vier Seiten des Dorfes Datsan besucht worden sind, kehrt alles in die Umzäunung des Klosters zurück. Hier nehmen zu beiden Seiten des Wagens auf Teppichen zwei Lamas mit der Mayderi-Statuette Platz: das Volk kommt heran und läßt sich segnen, auf einer Seite die Männer, auf der anderen die Frauen, die Lamas segnen sie, indem sie das niedergebeugte Haupt mit der Statuette berühren. Während der ganzen Zeit sitzen der Gygen und die Lamas auf der Vortreppe und lesen monotone Gebete. Schließlich wird das Götzenbild aus dem Häuschen herausgenommen und in das Kloster getragen. — Die religiöse Feier ist beendigt, am anderen Tage findet ein weltliches Fest statt. Wettkämpfe und Wettlaufen sollen vor sich gehen.

Um 2 Uhr nachmittags ist nicht weit vom Dorfe auf dem Felde ein Zelt aufgeschlagen. Für die Lamas sind Teppiche ausgebreitet, für die russischen Gäste stehen Stühle bereit; der Gygen kommt in einem einfachen, mit einem Pferde bespannten Wagen herangefahren. Es wird Thee, dann Kumys gereicht. Das Volk sammelt sich, doch nicht in solcher Menge wie gestern. Einige Personen beten vor dem Gygen und lassen sich segnen: der Gygen berührt die Häupter mit einem Bündel von Papierblättern, auf welchen Gebete geschrieben sind. Sehr kleine Reiter reiten auf Rennpferden dreimal um das Zelt. Auf einer Stange wird eine Fahne mit dem Abbilde eines rennenden Pferdes befestigt. Das Rennen findet in 3 Werst (Kilometer) Entfernung vom Zelte statt. Gleichzeitig rüsten sich die Kämpfer vor dem Zelte. Der Zopf wird angebunden, das Hemd abgezogen und die Hosen soweit als möglich heraufgezogen. Die Ordner geleiten die Kämpfer zum Zelte, wo der Gygen sie segnet, dann betreten sie die Arena. Sie beugen sich bis zum Gürtel, beobachten sich scharf, nähern sich einander, dabei ergreifen sie bisweilen Erde und reiben sich die Hände damit. Sie fassen sich, gehen wieder aus einander, noch einmal umfassen sie einander — der Kampf ist beendigt: einer ist geflogen; es geht so schnell, daß kaum zu sehen ist, wer denn eigentlich Sieger war. Ein anderes Kämpferpaar tritt auf; und so geht es weiter fort. Einige Kämpferpaare beendigen den Kampf schnell, andere gehen aus einander, ohne daß der Kampf sich entscheidet. So kämpfen die beiden ersten Athleten schon zum vierten Male — immer resultatlos. Der eine der Athleten, aus dem Datsan von Aginsk stammend, welcher bereits dort bei Gelegenheit eines Festes gekämpft hatte, war in der dem Feste vorangehenden Nacht hierher gelaufen, um mit den Kämpfern von Tsugolsk hier sich zu messen.

Unterdessen hatte das Wettrennen seinen Fortgang genommen; das erste Pferd lief zu Ehren des Gygens, wie immer üblich. Man führte den Sieger zum Zelte. Ein Begleiter hält vom Pferde herab eine Lobrede auf den Gygen und das Rennen. Das zweite Pferd lief zu Ehren eines der russischen Gäste. Die Sieger im Wettkampfe und im Wettlaufe erhalten Preise und damit ist das Fest beendigt.

Kürzere Mittheilungen.

Begräbnißfeierlichkeiten bei den Dajaks in Kutei.

Die Sitzungsberichte des „Bataviasch Genootschap“ von 1883 enthalten einen Beitrag über den in der Ueberschrift genannten Gegenstand, der um so interessanter ist, als er aus der Feder des Sultans von Kutei stammt. Wir lassen denselben hier möglichst wörtlich folgen:

Wenn Jemand gestorben ist, wird ein Gong und ein Tarai (kupfernes Becken, auch Brengbreng) gespalten. Der Körper wird auf eine Planke gelegt; dann werden die schönsten Kleider geholt, wie der Verstorbene sie in seinem Leben trug, und der Leiche mitgegeben.

Vom Hause bis an die Seite des Wassers wird durch die Häuptlinge und geringen Leute eine Bambubrücke gemacht, um die Leiche nach dem Flusse zu bringen und auf den Pfosten der Brücke werden Tadjau, Gong und Tarai aufgestellt. Wenn das alles fertig ist, dann wird die Leiche nach dem Flusse gebracht, um gewaschen zu werden. Wenn die Leiche wieder heraufgebracht ist, wird sie in schöne Kleider gekleidet, danach auf ein Brett gelegt, während der Gong und Gendang (Trommel) geschlagen werden, und diese Musik wird Tagun buntuk genannt. Ferner gehen viele Leute nach dem Walde und suchen einen großen Baumstamm aus, um davon eine Kiste für die Leiche zu machen. Unterwegs wird auf Gong und Tarai geschlagen und der Mann, der schlägt, trägt alte Kleider und einen alten Mandau (Schwert). Wenn sie einen Baumstamm gefunden haben, wird das mitgenommene Schwein geschlachtet, der Baum gefällt, der Sarg wird gemacht und unter Musik von Gong u. s. w. nach Hause gebracht, um die Leiche hineinzulegen. Unter dem Hause wird nun ein Platz in Ordnung gemacht, wo die Leiche niedergelegt und einige Tage da be-

macht wird. Die Nachbaren gehen wieder in den Wald, um Holz zu fällen und Balken und Planken für ein Häuschen (Balai) zu holen. Für ihre Mühe erhalten sie jeder eine Kuchenpfanne und einen Teller (Pamikir genannt) als Opfergabe. Das Balai (Todtenhäuschen) wird nun errichtet und der Sarg darauf gestellt, wobei Gong und Gendang geschlagen werden. Viele folgen, wenn die Leiche nach dem Häuschen gebracht wird, derselben in weißen Kleidern. Wenn der Sarg auf dem Boden unter dem Häuschen niedergesetzt ist, kommen zwei Männer in reinen Kleidern, die an der Seite des Sarges Platz nehmen mit einem Mandau (Schwert) in der rechten, einem Huhn in der linken Hand. Dann werden acht, hierauf noch sieben Umgänge um den Sarg gemacht, dann derselbe in das Häuschen gesetzt und die Thür desselben vernagelt. Während eines Jahres dürfen nur weiße Kleider getragen werden.

Hieran schließt sich ein Bericht aus derselben Feder über:

Die Reise nach der Ewigkeit.

Wenn ein Dajak den letzten Athemzug gethan hat, wird seine Leiche auf einen Gong gelegt, der Rücken durch ein Untung tuwa oder einen alten Tadjau (Topf) unterstützt und so wird die Leiche gewaschen. Die Leiche, in neuen Kleidern, wird auf eine Matte gelegt, auf Mund und Augen je ein Stück Silbergeld gedrückt (bei Reichen ein Dinar). Die Leiche wird in den Sarg gelegt mit den Geräthschaften des Verstorbenen, der Mandau links, die Lanze rechts, eine eiserne Kuchenpfanne und Teller an den Füßen.

Nach sieben Tagen und sieben Nächten werden Schweine und Hühner geschlachtet, um gegessen zu werden.

Der Priester fragt eins der Familienmitglieder nach dem Namen der bereits verstorbenen Angehörigen und ruft deren Geister auf, um den eben Verstorbenen zu treffen und ihm auf ihrer Rückreise den Weg zu zeigen. Unter dem Essen sagt der Priester: „Folge dem Geiste des geopferten Schweines und der geopferten Hühner.“ Nun geht der Geist des Verstorbenen nach dem Westen und trifft:

1) Eine große Schlange und ein großes Krokodil, die jenen auf die Probe stellen.

2) Er trifft eine Person, die Purpurholz fällt.

3) Einen Malungbaum mit vielen niederhängenden Luftwurzeln, worin er sich einen Augenblick wiegt.

4) Einen Baumstamm, quer über den Weg, den man Pinbun nennt.

5) Einen Katujabaum, worin allerlei sonderbare Töne gehört werden.

6) Der Berg Pamaton wird erstiegen.

7) An der anderen Seite ist ein Fluß, über den eine Brücke geschlagen ist; in dem Wasser schwimmt ein Fisch (Aruwan) herum, der den Verstorbenen, wenn er ein großer Sünder gewesen ist, auffrißt.

8) Der Berg Binturung, auf dessen Spitze ein sehr großes Haus steht, dessen Eigenthümer Kakahungkung heißt.

9) Ein ausgestrecktes Feld.

10) Ein morastiges Land, wo viele Pedara oder Geister sich mit dem Flechten von Vogelnetzen, dem Anbringen von Leimruthen auf den Zweigen des Harabaums, dem Abschlagen von Sijabawfrüchten beschäftigen und Hirsche und andere Thiere des Waldes in Fallen fangen.

11) Zu Paralan Sulai ist der Fluß Naja, wo die Fische mit dem Safte der Tubawurzel gefangen werden.

12) Ein großes Haus, dessen Eigenthümer, Jang Puthu, sich in eine Frau verwandelt, wenn der Verstorbene ein Mann gewesen ist, und umgekehrt.

13) Der See Palalang Ringau, wo diejenigen, welche an Wilat oder Kropfgeschwülsten gestorben sind, ruhen und Fahrzeuge bauen.

14) Der See Palalung Tagur, wo diejenigen ruhen, die an der Krankheit Tjampah Kuduh (Lepra) gestorben sind.

15) Der Blutsee (Sandau baja), wo die Seelen der Ermordeten und der im Wochenbett gestorbenen Frauen ruhen.

16) Dann kommt das Höllenfeuer.

17) Der See Djawamekah, wo die Santirutblume wächst, die eine wunderbare Kraft besitzt, und wo die ruhen, welche an Altersschwäche gestorben sind.

18) An der anderen Seite ist der Berg Lumut, wo der Versammlungsort aller Geister ist.

Die Goldproduktion von Venezuela.

Ch. N. Nachdem die Mineindustrie in Venezuela seit dem Unabhängigkeitskriege beinahe gänzlich aufgehört hatte, kam sie in den sechziger Jahren mit der Entdeckung reicher Waschgold- und Goldquarzlager wieder mehr zu Ehren, und zwar haben sich seither 42 Compagnien mit einem Totalkapital von 265 600 000 Mk. konstituirt. Aber bloß 36 Gesellschaften mit einem Kapital von 214 760 000 Mk. sind über das Stadium der Existenz auf dem Papiere hinausgekommen und von diesen sind es nur etwa 20, welche in fortwährendem Betriebe stehen, während die anderen entweder innehalten mußten oder schon bei den Vorarbeiten stecken blieben.

Die bekannteste von allen ist diejenige, welche die weltberühmte Callao-Mine im Yuruarydistrikt[1]) ausbeutet, bei welcher auch europäische Finanzgrößen wie Rothschild, Baring Brothers u. s. w. betheiligt sind. Die 32 200 Aktien dieser Gesellschaft befinden sich in folgenden Händen:

314 Franzosen	besitzen	15 193	Aktien
28 Venezolaner	„	6 681	„
33 Engländer	„	6 930	„
16 Deutsche	„	2 996	„
1 Däne	„	200	„
1 Nordamerikaner	„	100	„
1 Kolumbianer	„	100	„

Diese famose Mine hat bis Ende 1881 einen Ertrag von 47 719 000 Mk. geliefert. Die monatlichen Betriebskosten belaufen sich auf 128 000 Mk. und der venezolanischen Regierung wirft sie per Jahr 120 000 Mk. durch Zoll- und Stempelgebühren ab. Die Monatsdividende betrug im August d. J. 721 280 Mk. — oder 22,40 Mk. per Aktie. Die Goldproduktion der vier wichtigsten Minen im Yuruarydistrikte belief sich im Monat August auf:

15 953,06	Unzen aus der	Callao-Mine
1 211,12	„ „ „	Panama-Mine
908,55	„ „ „	Chili-Mine
429,75	„ „ „	Potosi-Mine

im Totalwerthe von 1 280 000 Mk.

Andere Gesellschaften glaubten das Glück an ihre Unternehmungen zu fesseln dadurch, daß sie dieselben auch Callao tauften, und so entstanden die Namen „Neu Callao, Callao (bis)“ u. s. w., aber ohne den gewünschten und erhofften Erfolg.

Soweit die offiziellen Daten reichen, sind seit 1866, dem Jahre, in welchem man anfing, das ausgehende Gold in Ciudad Bolivar zu registriren, bis zum 31. December 1883 1 323 276 Unzen Gold verschifft worden, welchen etwa 500 000 Unzen, die vor 1866 gewonnen oder während dieser achtzehn Jahre gestohlen oder mit Umgehung des Zolles verschifft worden sind, zugezählt werden dürfen. Es würde dies ein Total von 1 823 276 Unzen im Werthe von 137 754 000 Mk. ergeben.

Ueber den unermeßlichen Goldreichthum des venezolanischen Staates Guyana herrscht kein Zweifel mehr, und da das Metall hauptsächlich durch bergmännische Ausbeutung des Muttergesteins gewonnen wird, so ist der Ertrag viel regelmäßiger und für viel längere Zeiten gesichert, als bei

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. 44, S. 64.

Goldwäschereien. Diese isolirten niederen Gebirgsketten, welche ein von den Anden ganz unabhängiges System bilden, bergen noch ungeheure Goldfelder in sich, und werden wir bald von neuen Entdeckungen hören. Das allgemeine Interesse concentrirt sich dort mehr denn je auf Guyana, und da dieser Distrikt anfängt, auch die Aufmerksamkeit des Auslandes in hohem Grade auf sich zu ziehen, so werden ihm, im gleichen Verhältniß, die Hilfsmittel zu weiterer Entwickelung dadurch geboten. Es kann aber nicht geleugnet werden, daß das, was in anderen Goldregionen der Welt vorgekommen ist, auch hier nicht ausblieb, nämlich, daß die von den zahlreichen zu Tage tretenden Adern angelockten Spekulanten Gesellschaften bilden — was ihnen nicht selten gelingt —, aber nicht um die Minen wirklich auszubeuten, sondern um mit den Aktien, die auf die Weltmärkte geworfen werden, Agiotage zu treiben. Ein solcher Schwindel muß natürlich den Platz in einen Verruf bringen, den bloß jahrelange Arbeit zu beseitigen vermag. Die Regierung von Venezuela hat, in der Absicht, dieser Industrie einen neuen Impuls zu geben, den General Barret de Nazaris nach Guyana abgeordnet, um über die in die Minengesetzgebung einzuführenden Reformen Erhebungen zu machen.

Die bisherigen Bestimmungen, von jeder Mine (1 Hektare concessionirten Terrains wird einer Mine gleich geachtet) eine Steuer von 3 Pfd. St. pro Jahr, ferner 300 Pfd. St. pro Jahr und pro Serie von 5 Stampfmörsern zu bezahlen, wird nun dahin abgeändert werden, daß der Staat in Zukunft bloß noch eine Abgabe von der wirklichen Produktion erheben wird. Die einzige den Concessionären auferlegte Verpflichtung wird künftighin darin bestehen, die Arbeiten innerhalb des gesetzlich festgesetzten Termins von 18 Monaten in Angriff nehmen zu lassen, und kann die Regierung, wenn sie es für gut findet, diesen Termin um weitere sechs Monate verlängern. Diese Reform ist von großer Tragweite, wenn man bedenkt, daß allein 14 Compagnien Concessionen über etwa 80 000 Quadratkilometer angeblich goldhaltigen Terrains besitzen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der am 17. Oktober 1884 zu Stockholm abgehaltenen Sitzung der schwedischen Gesellschaft für Anthropologie und Geographie berichtete Reichsantiquar Hildebrand über einen der merkwürdigsten Alterthumsfunde, der jemals in Schweden gemacht worden ist. Als zu Anfang dieses Jahrzehnts die einige Meilen nördlich von Upsala belegene Gemeinde Vendel ihren Kirchhof erweitern wollte, stieß man auf ein aus dem Eisenalter herstammendes Grab, in welchem man mehrere interessante Sachen fand. Der durch seine Untersuchungen auf der Insel Björkö mit dem schwedischen Eisenalter sehr vertraute Dr. Hjalmar Stolpe erhielt den Auftrag, den Fund in Vendel zu untersuchen. Bei den während längerer Zeit im Jahre 1882 vorgenommenen Nachgrabungen wurden 11 Gräber gefunden, von denen jedoch nur zwei vollständig unberührt waren; die übrigen waren bereits vor langer Zeit ausgeplündert worden. In den Gräbern wurden große Boote gefunden, in welchen die Leichen (alle männliche) in sitzender oder liegender Stellung beigesetzt waren. Knochen von Pferden, Rindvieh, Schweinen, Schafen, Hunden, Jagdfalken und Kranichen wurden gefunden; ferner einige reich verzierte Schwerter, davon eins mit Griff aus vergoldeter Bronze und Silber, eingelegt mit Emaillezierrathen, ein prachtvolles Pferdegebiß mit vergoldeten Bronzeplatten ꝛc. Alles Holz der Schiffe war verfault, aber die Eisennägel lagen alle an ihrem ursprünglichen Platze, und da ihre gegenseitige Lage sorgfältig vermessen und aufgezeichnet wurde, so wird es möglich sein, Abbildungen von den Booten zu geben. Der Fund gehört theilweise dem älteren und theilweise dem jüngeren Eisenalter an. Ein eigenes Prachtwerk soll über diesen großartigen Fund herausgegeben werden.

— Christiania hatte nach der neuesten Zählung am 31. December 1883 eine Einwohnerzahl von 124 155, wovon 83 225 über 15 Jahre alt waren. Da von letzteren 36 102 männlichen und 47 123 weiblichen Geschlechts waren, so stellt sich mithin das Verhältniß wie 100 : 131. Von der gesammten Einwohnerzahl waren 56 663 männlichen und 67 492 weiblichen Geschlechts, mithin war hier das Verhältniß wie 100 : 119; für das ganze Land beträgt die Verhältnißzahl 100 : 104,8. In dem Alter von 20 bis 30 Jahren ist das weibliche Geschlecht in Christiania am stärksten repräsentirt, denn es kommen auf je 100 Männer 134 Frauen.

— Im Laufe des Jahres 1885 soll eine Reihe großartiger Arbeiten zur Vertiefung und Verbesserung des Fahrwassers der Flüsse Wolga, Dnjepr, Weichsel und Don vorgenommen werden. Die Kostenanschläge der Arbeiten sind bereits dem Reichsrathe zur Durchsicht vorgelegt worden.

— In Betreff der im Jahre 1883 dem Schooße der Erde entnommenen Reichthümer, sowie der der Reichskasse dadurch zugeflossenen Einnahme sind durch das betreffende Bergdepartement des Russischen Reiches folgende Angaben gemacht worden. Die Abgaben vom gewonnenen Gold und Silber betrugen 1 977 663 Rubel (à 2 Mark), vom Platin 20 620 Rubel, vom Kupfer 384 621 Rubel. Die Einnahmen, welche die Krone aus ihren eigenen Bergwerken zieht, sind dabei nicht berechnet, sie machen in runder Summe etwa 3 Millionen Rubel aus. Die Menge des im Jahre 1883 gewonnenen Kupfers war im Ural 148 749 Pud (1 Pud = 16 kg), in West-Sibirien 19 100 Pud, im Kaukasus 48 919 Pud. An Eisen wurde gewonnen im Ural 15 633 588 Pud, im ersten transmoskauischen Bezirke 206 256 Pud und im zweiten 1 323 169 Pud. Unabhängig davon wurde im vorigen Jahre an Zehntensteuer für verpachtete Goldwäschereien 550 430 Rubel und 25 456 Rubel an Prozentsteuer von dem Edelmetall, welches durch Privatpersonen in den Kron-Goldwäschen gewonnen wurde, 340 249 Rubel, von Eisenerzen 3422 Rubel, von Steinkohlengruben 16 000 Rubel eingenommen („Nowosti").

Australien.

— Australien macht im Eisenbahnwesen rapide Fortschritte. Die fünf Kolonien des Kontinents hatten Ende Oktober 1884 bereits 8803 km Eisenbahnen in Betrieb, an 1661 km gebaut und eine Reihe anderer vom Parlamente bewilligter Strecken war noch in der Vorbereitung für den Bau. Davon hatte Victoria 2631½ km in Betrieb. Das Parlament dieser Kolonie hat Ende Oktober 1884 eine Vorlage über den Bau von weiteren 1492 km, deren Kosten sich muthmaßlich auf 5 600 000 Pfd. St. belaufen werden, und außerdem nachträglich eine nicht unbedeutende Anzahl anderer Linien genehmigt. — Auf Neu-Südwales entfielen fertige Strecken in der Länge von 2518½ km. Die Regierung hat ebenfalls im Oktober 1884 dem Parlament eine

Vorlage über eine lange Reihe zu bauender Bahnstrecken unterbreitet, welche laut Veranschlagung 14 688 000 Pfd. St. kosten werden. — In Queensland waren 1770 km dem Verkehr übergeben und 631 km im Bau. Auch in dieser Kolonie soll in nächster Zeit das Parlament um die Bewilligung der Geldmittel für den Bau ausgedehnter Bahnlinien angegangen werden. — Südaustralien besaß zu Anfang November 1884 im ganzen 1695 km fertiger Bahnen. Dem Parlamente lag ein Regierungsantrag über den Bau von weiteren 420 km, deren Kosten auf 803 360 Pfd. St. berechnet sind, vor. — Westaustralien hatte erst 185 km Bahnen in Betrieb und 109 km im Bau, will aber jetzt, gegen Gewährung von Ländereien am Bahnkörper entlang, durch ein englisches Syndikat von Kapitalisten eine lange Eisenbahnlinie, welche die Hauptstadt Perth mit Albany, im Süden am King George Sound, verbinden soll, bauen lassen. Die beiden Inselkolonien Tasmanien und Neu-Seeland besaßen an fertigen Bahnen resp. 269 und 2382 km, während an resp. 357 und 323 km noch gearbeitet wurde.

— In den Barrier Ranges, an der Westgrenze von Neu-Südwales und in 31° 15′ südl. Br. und 141° 30′ östl. von Gr., wurden in den Jahren 1883/84 reiche Silbererzlager aufgefunden. Eine Minenstadt, Silverton benannt, hat sich dort bereits gebildet, und die Minen selbst heißen die Silverton Mines. Sie liegen in einer öden, wasserarmen und weit umher unbewohnten Gegend. Der Verkehr geht über unwegsames Terrain und ist kostspielig. Nach officiellen Angaben von seiten der Regierung von Neu-Südwales wurden bis zum 30. September 1884 auf diesen Minen 5117 Tonnen Silbererz im Werthe von 116 500 Pfd. St. gehoben. Die letzten Nachrichten aus Silverton datiren von Anfang December 1884 und lauten (wenn nicht übertrieben) sehr günstig. So lieferten 400 Tonnen Erze aus der Day Dream Mine, welche erst seit drei Monaten bearbeitet wird, einen Silberwerth von 15 000 Pfd. St. Zwölf Tonnen Erze der Christmas and Pilgrim Mine ergaben einen Ertrag von 2000 Pfd. St. u. s. w. Das Parlament der Kolonie Südaustralien hat am 13. November 1884 den Bau einer Eisenbahn von der Station Petersburgh, an der Nordbahn in 32° 57′ südl. Br. und 138° 46′ östl. von Gr., in der Richtung nach den Silvertonminen bis zur Grenze von Neu-Südwales in der Länge von 250 km genehmigt. Diese Bahn wird nicht bloß ein ziemlich gutes Weideareal von 60 000 englischen oder 2822 deutschen Quadratmeilen zur besseren Ausnutzung bringen, sondern auch durch den erleichterten und billigeren Transport der Silbererze nach den Seehäfen die Entwickelung der Silvertonminen wesentlich fördern. Es werden sich, wenn die Bahn fertig ist, auch die ärmeren Silbererze, welche in Masse vorhanden sind, mit Nutzen bearbeiten lassen, und Tausende von Menschen dürften dann in diesen Minen guten Verdienst finden.

— Am 19. November 1884 waren es 50 Jahre her, daß die Gebrüder Edward und Stephen Henty von Vandiemensland aus, wie Tasmanien damals noch hieß, an der Küste von Portland Bay in 38° 21′ 30″ südl. Br. und 141° 41′ östl. von Gr. landeten und dort die erste Ansiedelung in der nachherigen Kolonie Victoria gründeten. Zum Andenken an dieses Ereigniß sollte im November 1884 eine Jubiläumsausstellung in Melbourne gehalten werden. Besondere Feierlichkeiten sollten unter dem Präsidium des Gouverneurs Sir Henry Brougham Loch an diesem Tage auch in der jetzigen Hafenstadt Portland stattfinden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Bevölkerung der Gambier-Inseln nimmt reißend schnell ab. Nach Berichten der Missionare zählten dieselben im Jahre 1838 noch 2141 Bewohner; Leborgne konstatirte 1871 noch 936 Eingeborene und stellte deren baldiges Aussterben in Aussicht. Im verflossenen Jahre 1883 nun besuchte der französische Marinearzt Dr. Clavel den Archipel und fand daselbst nur noch 480 Bewohner. Und was für Menschen! ruft er aus. Fast alle waren skrophulös oder syphilitisch; in der Missionsschule befanden sich 35 Mädchen und 24 Knaben, ein ganz zukunftsloses, was die Körperbeschaffenheit betrifft, überaus trauriges und elendes Völkchen! Auf 12 Männer kommt jetzt nur eine Frau, auf 20 Todesfälle eine Geburt. Da ist es kein Wunder, wenn das 20. Jahrhundert kaum noch einen Gambier-Insulaner sehen wird („Bull. soc. d'Anthropologie“ 1884, S. 490).

— Wie aus Holland berichtet wird, darf man nächstens einer sehr interessanten Publikation über Neu-Guinea entgegensehen. Der frühere Resident von Ternate, Herr van Braam-Morris ist auf einer seiner Dienstreisen auf dem Amberno oder Rochussen-Fluß einen Breitengrad nach Süden vorgedrungen. Der Bericht mit den zugehörigen Karten wird jetzt durch den Herrn Robidée van der Aa für die Veröffentlichung vorbereitet, wodurch die Arbeit nur an Werth gewinnen kann, da Herr van der Aa wohl die ausgezeichnetste Autorität auf dem Gebiete von Neu-Guinea ist.

Nordamerika.

— Allgemein glaubte man, daß das hochgeschätzte Edelweiß nur in den Alpen vorkomme. Wie die „Times“ angeben, ist es aber neuerdings im Tacoma-Gebirge im Territorium Washington (Vereinigte Staaten) in einer Höhe von 6000 Fuß über dem Meere gefunden worden, und ebenso eine andere alpine Pflanze, die in der Schweiz Männertreu heißt.

— Durch die Tagesblätter läuft die Nachricht von der Entdeckung eines großen Sees zwischen Canada und der Hudsonsbai. Da dabei bemerkt wird, er sei eine Erweiterung des Ruperts-Flusses, konnte von Anfang an kein Zweifel bestehen, daß es sich um den auf allen Karten zu findenden Mistassini handle. Ein Bericht von Whitney in Nr. 100 von „Science“ bestätigt das vollständig. Der See wurde bereits vor mehr als 200 Jahren von dem Jesuiten Père Abanel besucht und seine Angaben über denselben sind, obschon unvollständig, genauer als die, welche Abbé Laflamme der geographischen Sektion der British Association machte und welche nur auf den unbestimmten Erzählungen von Jägern beruhen. Die etwas emphatische Weise, in welcher General Lefroy in seiner Eröffnungsrede die neue Entdeckung begrüßte, hat wahrscheinlich die Veranlassung zu dem Zeitungslärm gegeben. Eine genauere Untersuchung des Sees, dessen Größe anscheinend nicht weit hinter der des Ontario zurückbleibt, wäre übrigens zu wünschen, da seine Dimensionen und Konturen durchaus noch nicht sicher festgestellt sind. Ko.

Südamerika.

— Im Januarheft des „American Naturalist“ findet sich ein sehr interessanter Aufsatz von Herbert H. Smith über die physikalische Geographie des Amazonas-Gebietes, der geeignet ist, manche noch sehr verbreitete Ansicht über dasselbe zu berichtigen. Wir entnehmen demselben folgendes:

Die Unterscheidung zwischen Amazonas und Solimoës oder Alto-Amazonas ist in der Natur scharf begründet. Alto-Amazonas von der Vereinigung des Solimoës mit dem Rio Negro bis zum Fuße der Anden ist ein flaches, kaum über die Hochwasserlinie erhobenes, in seiner ganzen Ausdehnung mit Urwald bedecktes Flachland, Baixo-Amazonas nur ein schmales Flußthal zwischen Terrassen von mehreren Hundert Fuß Höhe, welche nordwärts zu den Gebirgen von Guyana, südwärts zu denen von Brasilien anschwellen, Sandboden mit nur einem relativ schmalen Wald-

gürtel und ausgedehnten Savannen und Buschflächen. Die Zuflüsse des oberen Amazonas sind alle bis hoch hinauf schiffbar, die des unteren bald durch Katarakte und Stromschnellen gesperrt. In Alto-Amazon[illegible]hlt man den Passatwind nicht mehr, es existirt keine e[illegible]e trockene Jahreszeit mehr, nur eine mit weniger Rege[illegible]n unteren Amazonas herrschen die Passatwinde und finden sich zwei scharf geschiedene Jahreszeiten. Am Solimoës sind Fauna und Flora viel mannigfaltiger und reicher, als am unteren Amazonas; auch die beiden Provinzen gemeinsamen Arten sind meistens größer. Die Trennung der Faunen ist vollkommen scharf; der Rio Negro auf der Nordseite und der Madeira auf der Südseite bilden, ersterer durch seine mächtige Wassermasse, letzterer durch sein breites Ueberschwemmungsgebiet, für sehr viele Arten eine Verbreitungsgrenze, und da der Hauptstrom in derselben Weise wirkt, so entstehen vier zoologische Provinzen im Amazonasgebiet, zwei nördlich und zwei südlich. Am unteren Amazonas ist die Scheidung der Flußebene, der Varzea, von dem Terrassenland, der terra firme, eine äußerst scharfe, und auch wo dichter Urwald die Grenze bedeckt, erkennt man sie sofort an der aus ganz anderen Baumarten bestehenden Vegetation. Die Insel Marajo ist rein alluvial oder wenigstens in ihrer ganzen Ausdehnung von Alluvialschichten bedeckt; nur am Ost- und Südrande liegen einige Streifen und Hügel (torroës) von terra firme.

Die großen Zuflüsse von Süden her, der Tapajos, der Xingu und der freilich kaum mehr zu den Nebenflüssen zu rechnende Tocantins, sind klare Ströme, deren Lauf von den letzten Katarakten an völlig seeartig ist, aber an der Mündung in den Amazonas durch dessen Anschwemmungen plötzlich verengt wird. Auch die Zuflüsse der rechten Seite zeigen mehrfach ähnliche Bildung. Es scheint dies aber nicht die Folge einer Stauung durch die Schlammmassen des Amazonas zu sein, sondern der Rest aus einer früheren Zeit, wo der ganze untere Amazonas auf 800 Miles Länge noch ein relativ enger Golf war, welcher die Inseln von Guyana und von Brasilien schied. Er wurde nach und nach von den von den Anden herabkommenden Schlammmassen ausgefüllt, aber die klaren Ströme hielten sich breite Buchten bis zur Mündung frei, während die schlammigen sie bis auf ein schmales Bett ausfüllten. — Alto-Amazonas dagegen war ein geräumiger See, in welchen Huallaga, Ucayale, Napo, Tigre und Solimoës und wohl auch noch Madeira und Rio Negro mündeten und den sie allmählich ausfüllten. Eine Zeitlang muß das Meer in ihn eingedrungen sein und die Senkung, welche dies ermöglichte, muß stattgefunden haben nach der Ablagerung der Sandsteine und Thonschichten, welche die terra firme am unteren Amazonas bilden, aber wahrscheinlich vor der Bildung des tertiären, Seemuscheln führenden Tabatingathones, welcher bis zum Purus und Japura hinaufreicht. Spencer möchte aber annehmen, daß zur Tertiärzeit Guyana und Brasilien zusammenhingen und der untere Amazonas sich erst später gebildet habe. Ko.

— Die seit kurzem im Besitze der Argentinischen Republik befindliche Osthälfte des Feuerlandes und speciell die Stateninsel macht Fortschritte. Auf dem Kap San Juan, der Ostspitze der Stateninsel, brennt jetzt ein Leuchtthurm, dessen Licht 15 Seemeilen weit gesehen wird; unweit davon im San Juanhafen haben die Argentiner eine Niederlassung gegründet und eine zweite im Beaglekanal, der das Feuerland im Süden begrenzt. Den Norden des Feuerlandes beabsichtigen Engländer zu kolonisiren.

Vermischtes.

Abstammung und Zähmung unseres Hauspferdes. Ganz neue und hochinteressante Gesichtspunkte über dieses auch in anthropologischer Beziehung wichtige Thema entwickelt Professor Nehring in seiner Arbeit „Fossile Pferde aus deutschen Diluvialablagerungen und ihre Beziehungen zu den lebenden Pferden“ (Berlin 1884). Nach ihm ist nämlich ein Theil unserer Hauspferde aus der Zähmung diluvialer Pferde Europas hervorgegangen; auch bezüglich der Zeit der Domestikation neigt derselbe zu der Ansicht, daß die Anfänge derselben stellenweise in die Diluvialzeit zu verlegen sind und daß die Domestikation ganz allmählich geschehen ist. Nehring stellt ferner die vernünftige Ansicht auf, daß die Zähmung der Hausthiere überhaupt weder von einer bestimmten Gegend, noch von einem bestimmten Volke ausgegangen ist, sondern daß verschiedene Völker in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten mehr oder weniger erfolgreiche Versuche in der Zähmung gewisser Thierarten gemacht haben. Bezüglich des Pferdes hat Nehring eine treffliche Meinung, wie dasselbe gezähmt wurde: er führt uns das Füllen vor, dessen Mutterstute zu Nahrungszwecken von den Jägern der Diluvialzeit erlegt wurde, und das nun hilflos und sich selbst überlassen von den Jägern angenommen und deren Kindern als Spielgefährte überwiesen, allmählich zur Zähmung gebracht wird.

Solches ergiebt sich aus den Knochenfunden, aus thatsächlich vorhandenem Material. Wir brauchen nicht erst mit dem geistreichen Victor Hehn an der Hand der Linguistik nach Centralasien zu wandern, um von dort das gezähmte Pferd zu holen.

— Unlängst ist ein wiederholt in früheren Bänden des „Globus“ (Bd. 27, S. 7 und Bd. 28, S. 101 bis 104) besprochenes Sammelwerk vollständig geworden, welches wegen seiner vielfachen Beziehungen zur Geographie im weitesten Sinne, Ethnographie und Kulturgeschichte auch hier eine nochmalige Erwähnung verdient; wir meinen das „Handwörterbuch des Biblischen Alterthums für gebildete Bibelleser“, welches unter Mitwirkung von Männern wie Fr. Delitzsch, Ebers, Fraas, Hertzberg, Kautzsch, Eberh. Schrader und anderen von Prof. Riehm in Halle herausgegeben wurde (19 Lieferungen, 1875 bis 1884, Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing). Die zahlreichen Pläne und Abbildungen von Landschaften und Volkstypen, historischen Persönlichkeiten, Münzen, Naturalien, Alterthümern u. s. w. sind von ganz besonderem Interesse und erleichtern das Verständniß ungemein, ebenso das sehr detaillirte Eingehen auf die Privat- und Staatsalterthümer derjenigen Großreiche, welche auf das zwischen ihnen gelegene kleine Palästina naturgemäß den größten politischen und kulturlichen Einfluß ausgeübt haben, nämlich Aegyptens und Assyriens. Die Parallelen, welche uns die Monumente dieser Länder für die Erläuterung der Bibel bieten, sind so zahlreich und zutreffend, daß nicht nur das bloße Nachschlagen, sondern auch selbst das länger fortgesetzte Lesen in diesem populären Lexikon reiche Belehrung gewährt.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS.

Band XLVII. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Brügge.

(Nach dem Französischen des M. Camille Lemonnier.)

III.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Brügge gleicht einem großen Museum, in welchem sich die Kunstschätze von Jahrhunderten angesammelt haben. Auf dieselben, namentlich die Gemälde alter Meister, eines Memling und Johann van Eyck, wie sie sich in der Kapelle zum heiligen Blute, im St. Johannes-Hospitale und dem Museum finden, einzugehen, ist hier nicht der Ort; aber zwei Merkwürdigkeiten, welche zwei der eben erwähnten Gebäude auf der Place du Bourg umschließen, seien erwähnt: der Reliquienschrein des heiligen Blutes und der Kamin im Franc de Bruges. Das eigentliche Kästchen, welches den Tropfen vom Blute Christi birgt, ist nur ein Theil des ganzen wunderbaren Kunstwerkes, das im Jahre 1616 von Johannes Crabbe aus den edelsten Metallen und Steinen gefertigt wurde; werthvoller noch als die Kameen, Edelsteine und Perlen aber ist die Goldschmiedearbeit. Ueber dem Kästchen, das auf einem mit Schilden verzierten Untersatze ruht, tragen sechs zierliche Säulen einen Architrav, den die feinsten Spitzen krönen, und von welchem an Laubgewinden mächtige Perlen herabhängen; auf demselben stehen drei Gehäuse, Laternen ähnlich, welche kleine Statuen enthalten. Alljährlich wird diese Reliquie in Procession durch die Stadt getragen, und zwar im Monat Mai, und die Umzüge haben im Laufe der Jahrhunderte an Pracht und Glanz wenig verloren. Was in dieser Hinsicht einst von den Zünften und Innungen, den Grafen von Flandern und ihrem Gefolge geleistet wurde, hat jetzt die Geistlichkeit selbst auf sich genommen, welche an diesem Tage eine fast unglaubliche Menge von Kannen, Kelchen, Ostensorien, Tabernakeln und mit Gold und Edelsteinen verzierten Priestergewändern zur Schau stellt, die zu der grauen Einförmigkeit unserer heutigen Sitten und Trachten kaum paßt. An dem auf diesen „Umgang“ (Ommeganck) folgenden Freitage haben die Brügger Frauen die Gewohnheit, entweder in ganzen Scharen oder einzeln denselben Weg, wie die Procession, durch die Straßen zurückzulegen, und das dauert zwei Stunden, sei es nun, daß sie diese Zeit wirklich zu dem frommen Werke verwenden, sei es, daß sie, wie böse Zungen behaupten, die Freiheit dieses Tages zu verliebten Spaziergängen benutzen. An demselben Freitage legt die Kapelle des heiligen Blutes ihr Festgewand an und die Reliquie wird ausgestellt; andachtsvoll zieht eine gläubige Menge ununterbrochen an derselben vorbei und berührt mit den Lippen das den Blutstropfen einschließende Glas. Gleich darauf aber tritt das alltägliche Leben wieder in alle seine Rechte: mit strahlendem Antlitze, das die innere Befriedigung über die fromm erfüllte Pflicht wiederspiegelt, erscheinen die Hausfrauen an der Thüre der Kapelle wieder, um sofort mit ihrem geräumigen Henkelkorbe, den sie auch beim Küssen der Reliquie nicht vom Arm lassen, dem nahen Markte zuzueilen.

So zierlich der Reliquienkasten, so groß und gewaltig

ist der Kamin im Franc, ein Meisterwerk der Holzschneidekunst Lancelot Blondeel's. Die Mitte nimmt die beherrschende Figur Karl's des Fünften ein, der den Reichsapfel in der einen, das Schwert in der anderen Hand hält und es mit einer Würde schwingt, wie nur ein stolzer Tambourmajor der Jetztzeit sein Rohr. Diese Gestalt tritt so mächtig hervor, daß die seitwärts zwischen Säulen, Amoretten, Laubkränzen und Wappenschildern angebrachten Figuren vollständig dagegen zurückstehen müssen und, so stolze Namen sie auch in der Geschichte tragen, dennoch als untergeordnete Wesen gegenüber dem Hauptheros erscheinen. Auf dem Thronsitze sind in Medaillons die Porträts Philipp's des Schönen und der wahnsinnigen Johanna, an der Lehne diejenigen Charles de Launoy und Margarethe's von Oesterreich, auf den Pilastern zu beiden Seiten des Thrones die Köpfe von Franz I. und Eleonore von Oesterreich zu sehen; in ganzer Gestalt endlich stehen zu beiden Seiten Ferdinand von Aragonien und Isabella von Kastilien, Maximilian und Maria von Burgund, alle den Kopf nach dem Kaiser hinwendend und gleichsam bereit, sich ihm als Gefolge anzuschließen. Als Symbole seiner Größe aber ist überall eine Fülle von Wappen seiner Besitzungen und seiner Alliirten angebracht; dieselben sind in solcher Menge vorhanden, daß sie das Mittelstück der Wand vollständig bedecken. Ein Weinstock mit all seinem Durcheinander von Zweigen, Blättern und Trauben kann

Reliquienschrein des heiligen Blutes in Brügge.

Früherer Eingang des St. Johannes-Hospitals.

nicht buschiger und krauser sein, als diese wunderbare Zusammenstellung von Ranken, Amoretten, Attributen, Fratzen, heraldischen Thieren, Tritonen, Füllhörnern, Bändern, welche im buntesten Wirrwarr die ganze eine Wand des Saales erfüllen und sich langsam gegen die Decke hin verlieren. Das Ganze ruht auf einem Getäfel von schwarzem Marmor, der einen weißen Fries einrahmt, auf welchem in flachem Relief die Geschichte von der keuschen Susanna dargestellt ist. Darunter befindet sich der Herd, eingefaßt von Säulenbündeln und mit einer schönen Platte, die das Wappen Frankreichs trägt, geschmückt.

So wie einerseits der Burgplatz und die ihn einfassenden Gebäude das ganze Interesse des Besuchers auf sich vereinigen und bei aller Verödung und Vereinsamung noch heute das pulsirende Herz der Stadt zu bilden scheinen, so verschwinden sie andererseits auch dem Wanderer nicht aus den Augen und tauchen immer wieder vor ihm auf. Vom Rosenkranzquai an, den die Reie bespült, bis an das Ende des Quai Vert begleiten ihn alle die vielgestaltigen Einzelheiten jener Bauwerke. Zuerst sind es nur die prächtigen Façaden des Franc, die man sieht; aber wenn man sich weiter entfernt, so steigen über denselben Theile der anderen Gebäude empor, zuerst ein Stück von dem Seitengiebel des Rathhauses, dann die Krönung des gewaltigen Belfried und immer zahlreichere Thürmchen und Spitzen, zuletzt das Zifferblatt an dem Hallengebäude. Am Pont du Cheval

Der Kamin im Franc de Bruges.

endlich, dessen massiver Bogen das Wasser in der Höhe des Quai Vert überspannt und in eine entzückende enge Gasse mit kleinen spitzdachigen Häusern führt, entrollt sich das Panorama in seiner ganzen Ausdehnung, eine von den Reisebüchern um die Wette gerühmte Aussicht auf ein Meer von Dächern, Thürmen und Spitzen, die Thürmchen des Rathhauses, die Giebel des Franc, die Galerien und Strebepfeiler des Belfried und am Ende des Reielaufes der hohe Zinnenthurm der Erlöserkirche (St. Salvator).

Der Quai Vert.

Nach dem Quai Vert, an welchem nur auf der einen Seite eine Straße entlang läuft, während gegenüber Gärten und Hintergebäude an ihn stoßen, fließt der Kanal zwischen zwei parallelen Reihen von launigen und muthwilligen Façaden aus dem 16. und 17. Jahrhundert hin, die ihr ursprüngliches Gepräge ohne jede Zuthat bewahrt haben. Besonders ist dies an der Porte de Damme der Fall. Aber wenn auch das Aeußere geblieben ist, so ist der Inhalt, das Leben, verschwunden. Dahin sind die reichen Kaufleute, welche einst in diesen Häusern wohnten und von der Lände aus das Entladen der Schiffe überwachten, welche vom Meere her langsam auf dem Kanale Zwijn („Schwein", französisch „la Suène") bis in die Stadt gefahren kamen. Schon im Jahre 1410 wird geklagt, daß die Schiffahrt zwischen dem Seehafen Sluis (französisch l'Ecluse) und

Das Baptisterium der Liebfrauenkirche.

Das St. Johannes-Hospital.

der Stadt Brügge immer schwieriger werde; 60 Jahre später konnten große Seeschiffe nur mit Gefahr und vieler Mühe Brügge erreichen und mußten oft unterwegs einen Theil ihrer Fracht an Leichterschiffe abgeben, und 1475 war der Hafen vom Sande fast ganz verschüttet. Heute schwimmen auf den Kanälen nur noch leichte Nachen und zahlreiche Schwäne, welche die Stadt angeblich auf ewige Zeiten zu halten verurtheilt wurde, zur Sühne für die Hinrichtung des Pierre Lanchals gelegentlich ihres Aufstandes gegen Maximilian von Oesterreich (1488).

So groß aber die Vereinsamung, so tief der Todesschlaf ist, in welchen die Kanäle versunken sind, so wird beides doch noch an anderen Stellen übertroffen, z. B. in dem dunkeln Winkel bei der Liebfrauenkirche. Dort erhebt sich rechts eine große finstere Façade, die in einen doppelten Giebel ausläuft, und deren rechtwinklig ansetzender Seitenflügel den Kanal überbrückt, links verfallene Mauern, die mit einem wahren Walde von Kamillen, Kletten, Levkojen und anderen Pflanzen bedeckt sind, und vorn die verwitterte, von Nässe zerfressene und über und über mit Moos bedeckte Masse von Notre-Dame mit ihren Schwibbogen und Strebepfeilern. Das Schönste an dem Gotteshause ist die Eingangshalle am Fuße des 120 m hohen gewaltigen romanischen Thurmes, welche den Namen Baptisterium trägt. Dieselbe hat die Form eines großen Reliquienschreines, von welchem nur drei Seiten sichtbar sind; oben wird sie durch ein fein durchbrochenes Geländer mit aufgesetzten Spitzsäulen abgeschlossen, aus welchem das Dach mit seinem doppelten Giebel aufsteigt. Zwei Thüren öffnen sich nach dem Vorplatze zu und darüber zwischen den Nischen mit Baldachinen und den Strebepfeilern zwei Fenster, die mit einem dichten Netzwerke von Steinranken im Geschmacke des raffinirtesten Flamboyantstiles überzogen sind — das Ganze gleicht einer zweiten Kirche in Miniatur, die wie zum Gegensatze gegen die strenge und ernste Kathedrale neben dieselbe hingebaut wurde.

Dicht neben diesem Baptisterium steht an einer Verengerung der Straße ein verwitterter Giebel und innerhalb desselben eine jetzt vermauerte Doppelthür (s. S. 114), noch deutlich erkennbar an dem Mittelpfeiler und den beiden Säulchen zur Seite. In den beiden Giebelfeldern unter den Spitzbogen haben sich zwei Hautreliefs erhalten, die in naiver Weise den Tod und die Krönung Marias darstellen. Daneben führt ein breites, gewölbtes Thor in den theilweise zum Garten umgewandelten Hof des über fünf Jahrhunderte alten St. Johannes-Hospitals. In seinem Inneren enthält dasselbe unendliche Korridore, an welchen kleine zellenähnliche Räume und größere Säle mit den Krankenbetten liegen; durch dieselben gelangt man zuletzt in die von massiven Pfeilern getragene Kapelle, einen friedlichen, abgeschiedenen Raum, in welchen das Geräusch der Außenwelt niemals hineindringt. Zu gewissen Tagesstunden kommen Nonnen mit weißen Hauben hierher, um ihr Gebet zu verrichten, und dann wird das tiefe Schweigen durch das Gleiten ihrer Füße auf den Steinplatten unterbrochen, aber nur auf kurze Zeit. Dann tritt die ursprüngliche Stille wieder in ihr Recht.

Die lange Seitenfaçade des Hospitals stößt an einen Kanal und so herrscht auch dort die größte Ruhe; von dort aus erblickt man am besten die hohen, theilweise zugemauerten Spitzbogenfenster, das bunte phantastische Durcheinander der vielgestaltigen kleinen Gebäude, Logen und Vorbauten, ihre aus- und einspringenden Winkel, die hohen Kamine, spitzen Dächer u. s. w. Kein Ort ist mehr geschaffen zur Träumerei und zum Ausruhen als dieser, und so weiß auch die Tradition davon zu berichten, daß Memling im Jahre 1477 in diesem ehemaligen Kloster Zuflucht suchte. Er kam in finsterer Nacht, verwundet, aus der Schlacht von Nancy flüchtend, kaum im Stande, den Thürklopfer aufzuheben; und die guten Mönche pflegten ihn wie ihr Kind. Er lernte damals den tiefen Frieden, den Trost und die Ruhe kennen, und als seine Kräfte wiederkehrten, fing er an zu malen, und zwar sollte sein Werk ein Denkmal seiner Dankbarkeit für die brüderliche Aufnahme, die er gefunden, werden. In dem kleinen Gebäude am Ende des Hofes befindet sich dasselbe, der Reliquienschrein der heiligen Ursula, ein Wunderwerk an Anmuth, Gefühl und Zartheit. Der Schrein selbst gleicht einem gothischen Gebäude; an den Ecken vier Säulen mit Statuetten und darüber ein leicht aufstrebendes Dach mit zierlichem Geländer. Jede Längsseite ist in drei, durch kleine Säulen von einander getrennte Felder getheilt, auf welchen der Meister das Martyrium der heiligen Ursula und ihrer elftausend Jungfrauen dargestellt hat. (Bekanntlich soll diese britannische Königstochter mit ihren zahlreichen Gefährtinnen bei Köln von den Hunnen umgebracht worden sein, während es ziemlich wahrscheinlich ist, daß die ganze Legende nur dem falschen Verständniß eines altrömischen Grabsteines ihre Entstehung verdankt.) Ebenso zeigen die beiden Giebelseiten des Kästchens Malereien und auf jeder Seite des Daches sind drei Medaillons angebracht. Außer diesem Hauptwerke besitzt das Spital noch vier Gemälde von seiner Hand, darunter zwei Flügelaltäre. Sonst finden sich Werke von ihm, an denen trotz mancher Eckigkeiten und Magerkeiten doch anmuthige Bewegung, zarter Seelenausdruck, Sorgfalt in der Behandlung und vollendete Farbengebung gerühmt wird, außer in Turin nur auf deutschem Boden, in München, Lübeck und Danzig. Die neuere Forschung hat jedoch die Tradition von seiner Aufnahme und Pflege im Kloster zerstört; man weiß jetzt, daß er nie im Heere Karl's des Kühnen gedient und nie die Schlacht von Nancy mitgekämpft hat, also auch niemals verwundet und in hülfsbedürftigem Zustande im Kloster aufgenommen worden ist.

Städtegründung im nordamerikanischen Westen.

Von A. Sartorius Freiherrn von Waltershausen.

II.

Ein interessantes Beispiel von der Unstetigkeit des volkswirthschaftlichen Lebens zeigt sich in dem raschen Entstehen und Vergehen der Städte, in den riesenhaften Fortschritten der Entwickelung begünstigter Ortschaften und Landstriche, und dem plötzlichen Stillstande, der dadurch hervorgerufen wird, daß die natürlichen Hilfskräfte des

Landes zur Zeit erschöpft sind, oder daß eine konkurrirende Macht dem Aufschwunge Halt gebieten konnte.

Eine charakteristische Folge dieser Vergänglichkeit ist der allen Amerikanern eigene Lokalpatriotismus, welcher nicht selten lächerliche und abgeschmackte Formen annimmt und keineswegs mit der allgemeinen Vaterlandsliebe zu verwechseln ist, die wir überall finden, wo nur das Sternenbanner entfaltet wird. Die Verehrung des eigenen Wohnortes wird vor allem den Nachbarn gegenüber geltend gemacht und findet gelegentlich in einer Selbstverherrlichung, bei der vor pomphaften Lügen keineswegs zurückgeschreckt wird, ihren Ausdruck. Die fortgesetzten Uebertreibungen der Lokalpresse mögen vielleicht schließlich bei dem einen oder dem anderen zu einer Selbsttäuschung führen, und so das besonders stolze Gefühl, zu dieser oder zu jener Stadt zu gehören, hervorrufen, bei den meisten aber wird man eine wahre Empfindung nicht anzutreffen vermögen. Die Vergötterung der heimischen Stadt entspringt vielmehr aus der Furcht, daß die Vortheile, welche ihr Emporblühen gefördert haben, verschwinden könnten, oder daß ein anderer Ort so mächtig werde, daß er die eigene wirthschaftliche Existenz bedrohe. Durch Reklame sucht man es zu erreichen, daß das Geschäft und der Zudrang von Einwanderern ja nicht ins Stocken gerathe. Zu diesem Zwecke wird die Bevölkerung und deren Zuwachs zu hoch angegeben, ebenso die Zahl der Wohnhäuser, der Straßen, der Millionäre, der eingelaufenen und abgefahrenen Schiffe und Bahnzüge, der gelagerten und passirten Gütermassen, des geschlachteten und konsumirten Viehes und dergleichen mehr. Merkwürdigerweise heißt es auch wohl zugleich, daß Bauplätze noch zu einem mäßigen Preise zu haben seien, und daß sich gerade jetzt die beste Gelegenheit für verschiedene Geschäftsleute zur Etablirung darbiete, woraus dann der Eingeweihte ersieht, daß man um den Zuwachs von Bevölkerung und Reichthum doch nicht ganz ohne Sorge ist. Verdrießlich kann es werden, wenn jene schönen Schilderungen von der „crescent city" durch die Beamten der Bundesregierung bei dem alle 10 Jahre stattfindenden Census rektifiziert werden. Es treten dann nüchterne Zahlen an die Stelle der lieblichen Zukunftsbilder, wodurch bisweilen die Bevölkerung erregt und allgemein die Behauptung gehört wird, daß jene schlechten Censusleute im Solde der Konkurrenzstadt ständen. Im Jahre 1880 kam es in St. Louis, der sich entthront fürchtenden „Königin des Westens", in Folge eines solchen Vorganges fast zu einem Aufruhr. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß die Stadt etwa 100 000 Einwohner weniger zählte, als man der Rivalin Chicago gegenüber immer „offiziell" erklärt hatte. Stürmische Meetings wurden abgehalten, Straßenaufzüge in Scene gesetzt, und die Losung des Tages war „ein neuer Census", den jedoch die Bundesregierung selbstverständlich nicht bewilligen konnte. Die Chicagoer hatten die Lacher auf ihrer Seite, zumal da jetzt auch von ihnen die Fabel widerlegt werden konnte, daß St. Louis der gesundeste Ort in den Vereinigten Staaten sei. Die Todes- und Krankheitsfälle in der letzteren Stadt waren wöchentlich registrirt und auf die viel zu groß angenommene Bevölkerungsziffer repartirt worden. Dadurch erschienen jene Fälle im Vergleich zu anderen Städten numerisch sehr gering und hatten zu der obigen Behauptung die Veranlassung gegeben.

An der pacifischen Küste konnte San Francisco bisher auf die kleinen Konkurrentinnen ohne Neid herabsehen, und diese wagten es nicht, sich mit jener Handelsmetropole zu vergleichen. Mit dem Bau der Nordpacifiebahn ist es aber anders geworden. Jetzt soll der Columbiastrom eine größere Zukunft haben als der Sacramento, und Portland und Astoria beanspruchen von nun an, die wahren Vermittler der amerikanischen und asiatischen Kultur zu werden.

Im Süden möchte Galveston New Orleans gern den Rang ablaufen. Um ihre Stadt zu heben, bauten die Galvestoner ein enormes Hotel und statteten es mit Luxus aus. Jeder wohlhabende Großkaufmann zeichnete Aktien für den Bau des „Tremont-House". Da aber das Hotel für den künftigen Verkehr berechnet war, konnte das Kapital natürlich nicht rentiren. Die Gesellschaft machte Konkurs, aber der Käufer, welcher die Masse billig erstand, machte später Geschäfte. Die ursprünglichen Aktionäre sahen den Lauf der Dinge voraus; sie berechneten aber, daß ein gutes Hotel, eine Seltenheit im Süden, welche nicht einmal New Orleans aufweisen konnte — denn das dortige mit Säulen umgebene St. Charles-Hotel hat seinen Glanz mit dem der Sklavenbarone verloren —, viele Fremde herbeiziehen würde, und daß damit das Renommee der Stadt steigen müßte, wodurch mehr Einwanderer und Kapitalisten herbeiströmen würden. Die Begründer des Tremont-House glaubten bei ihrer Spekulation Rechnung zu finden und zugleich dem Lokalpatriotismus zu schmeicheln. Die Erfahrung hat sie in beiden Fällen nicht getäuscht.

Je größer eine Stadt ist, um so weniger Gefahr ist vorhanden, daß sie wieder verschwinde, aber völlig ausgeschlossen ist diese Befürchtung wohl nur bei den durch ihre Lage begünstigten Handels- und Industriemetropolen. Bergwerksstädte sind besonderen Gefahren ausgesetzt. Im Jahre 1876 zählte man in Virginia City (Nevada) 35 000 Einwohner und heute ist kaum noch ein Siebentel davon vorhanden. Die Stadt verdankt ihre Berühmtheit dem sie umgebenden Mineralreichthume, namentlich dem Comstockgang, dessen Ergiebigkeit an Silber so bedeutend war, daß in dem oben genannten Jahre drei Viertel der gesammten Silberproduktion der Vereinigten Staaten allein auf den Staat Nevada gerechnet wurden. Damals fand man in Virginia Privatwohnungen, deren Bau und Einrichtung 100 000 Dollars gekostet hatte. Es gab Kaufleute dort, deren Geschäftskapital eine Million betrug. Zu den Poch- und Stampfwerken sollen ähnliche Summen verausgabt worden sein. Ein Hotel wurde mit einem Aufwande von 300 000 Dollars hergestellt, und täglich wurden fünf Zeitungen herausgegeben. Unter den Bewohnern der Stadt, heißt es, seien 20 Millionäre gewesen, Mackay, Fair und andere „Bonanzakönige" lebten dort. 1881 hatte Virginia City schon viel von ihrem Glanze eingebüßt. Nur ein Prozent der Bergwerke warf eine reiche Dividende ab; aber viele Minen wurden der großartigen Anlagen wegen, zu denen der über 5 km lange Sutrotunnel, ein Wunderwerk amerikanischer Ingenieurkunst, gehörte, noch fortbetrieben. Auch das mußte nach und nach aufhören und in den letzten Jahren waren die meisten Aktien, welche in der Zeit des „silver excitement" mit 100 Dollars eingezahlt waren, an der Börse zu San Francisco für 50 Cents zu kaufen. Die heutige Bevölkerung ist auf 5000 zusammengeschmolzen, die reichen Leute sind fortgezogen, ihre Paläste stehen leer, dienen als Kosthäuser oder werden auf Abbruch verkauft. Die großen Läden sind geschlossen, die Gasgesellschaft und die Zeitungen sind bankerott, und das Grundeigenthum ist ganz unverkäuflich. Landstreicher machen die Gegend unsicher, und Arbeit erhält den geringsten Lohn, während bei der früheren enormen Nachfrage nach Arbeitskräften die dortige miners union es verstanden hatte, für eine zehnstündige Arbeit eine Bezahlung von 5 Dollars dauernd zu erzwingen.

Wer die Sierra Nevada oder das Felsengebirge durchreist, wird oft genug solche absterbende Ortschaften, soge-

nannte jugendliche Städtegreise antreffen, aber auch der Süden ist reich an Ruinen, und die Oelgebiete der Alleghanies weisen das Gleiche auf. Im allgemeinen zeigt freilich der Osten stabilere Verhältnisse, aber er ist doch noch weit davon entfernt, sich der europäischen Ruhe und Gemüthlichkeit rühmen zu können.

Denn die Wanderung vom Atlantischen zum Stillen Meere erstreckt sich keineswegs auf die überseeischen Einwanderer allein, sondern es findet auch innerhalb des angesessenen amerikanischen Volkes ein fortwährendes Fluthen vom Osten nach dem Westen statt. Die Landspekulanten, welche fast immer echte Yankees sind, führen die Spitze der rastlos weiterdringenden Kulturpioniere, bald zum Unglück, bald zum Segen dieser, je nachdem sich das Neuland zu wirthschaftlicher Unternehmung eignet oder nicht, sicherlich aber nicht zum Nachtheil der eigenen Börse. Der Ackerbau von Illinois, Ohio, Indiana, Iowa und Dakota hat den der östlichen Staaten durch die Konkurrenz bedeutend verringert. Dort stehen viele Farmen leer und sind zu einem billigen Preise zu erwerben, andere sind zusammengelegt und dienen zur Weidewirthschaft, nur ein geringer Theil des Landes hat sich zu Obstfarmen umgebildet oder producirt für die nahen großen Städte Milch, Butter, Käse und Gemüse. Viele Farmerfamilien sind fortgezogen und haben im Westen von neuem mit dem Ackerbau angefangen. Der Censusbericht von 1880 zeigt, wie alle vorhergehenden, daß sich der Schwerpunkt der Bevölkerung von Osten nach Westen bewegt hat. Er liegt danach 1880 in der Nähe der Stadt Cincinnati, während er 1870 bei Chillicothe (Ohio), 1850 einige Meilen südlich von Parkersburg (West Virginia), 1820 bei Moorefield (W. Virginia) und 1790 Baltimore bei und zwar auf der Ostseite der Chesapeake-Bai zu finden war. Sämmtliche Orte liegen nahe dem 39. Breitengrade. Die Bewegung von Osten nach Westen zeigt sich auch in den am Atlantischen Ocean gelegenen Städten, z. B. in New York, Philadelphia und Baltimore. Sie dehnen sich nach Westen aus und gleichzeitig rücken die feinen Stadtquartiere westwärts. Am Hafen bleiben die Comptoirs, die Speicher, die Börsen und immer größer wird der Komplex dieser Häusergruppen. Mit seiner Familie mag der wohlhabende Amerikaner dort nicht wohnen, er baut sich in dem zur Zeit modernen, ruhigen westlichen Stadttheil an, wo er so lange bleibt, bis ihn der Lärm des Tages noch weiter nach Westen verscheucht. Die von Norden nach Süden führenden Straßen der Stadt New York werden, mit einigen Ausnahmen in dem ältesten Stadttheile, mit fortlaufenden Zahlen benannt, die höher werden, je weiter westlich sie liegen. Während 1874 bei der 13. Straße das fashionable Quartier zu finden war, gilt heute die 57. als die vornehmste, in welcher z. B. der junge Vanderbilt sein Palais gebaut hat, der Sohn des Mannes, der so reich ist, daß man von ihm sagt, er könne nicht schlafen, weil er nicht wüßte, wo er seine neu eingekommenen Millionen anlegen solle.

Westlich vom Mississippi giebt es auch schon große und der Zukunft sichere Städte, aber abgesehen von dem, ist das Land sehr dünn bevölkert, die Eisenbahnnetze sind noch nicht ausgebaut und daher wird gewissermaßen oft erst ausprobirt, welche Orte sich besonders zu Verkehrsmittelpunkten eignen. So kann man sich nicht wundern, daß Städte bisweilen zum Wandern und Umziehen eingerichtet werden. Dergleichen mußte man neuerdings z. B. an Portland und Mayville in Trail County (Dakota) erleben. Sie hatten schon einige Zeit bestanden, als zum Countysitz ein in der Mitte des County gelegener auch erst kürzlich entstandener Platz, dem man den Namen „Trail Center" gab, auserlesen wurde. Die Bewohner jener beiden Städtchen machten sich nun flugs daran, ihre Wohnungen dorthin „zu mufen", wie der Deutsch-Amerikaner zu sagen pflegt, so daß von den beiden Orten nicht einmal der Name der Nachwelt erhalten bleiben wird. Die beweglichen Holzhäuser sind schon seit langer Zeit eine Specialität der amerikanischen Industrie. Reiseberichte aus den dreißiger Jahren erwähnen dieselben schon als ein Kuriosum. Dasselbe erklärt sich theilweise aus der eben erwähnten Thatsache der wandernden Städte, mehr aber noch aus einem anderen Symptome der volkswirthschaftlichen Unstetigkeit, dem Hin- und Herschwanken der Preise des städtischen Grundeigenthums. Sind dieselben vermöge der Speculation hochgetrieben, so scheut man sich, Boden zu erwerben und zieht es vor, ihn zu mieten. Dem Eigenthümer kann dies auch um die Nutzung seines Kapitals nicht zu verlieren recht sein, wenn er zugleich in der Verfügung darüber nicht zu sehr beschränkt ist. Diesem Bedürfniß kommen die beweglichen Häuser entgegen. Soll der Bauplatz für ein massives Gebäude verwandt werden, so wird das bisherige Mietverhältniß gelöst und das Holzhaus „zieht aus". Für 20 bis 25 Dollars wird der Transport eines zweistöckigen Hauses auf die Entfernung von 500 Schritt besorgt. Wer heutzutage in Amerika reist, kann gelegentlich auch steinerne Häuser auf der Wanderung antreffen. Wenn diese auch nur 50 bis 60 Schritt marschiren, so wird man doch die enorme Verwendung technischer Hilfsmittel bewundern, welche dies möglich gemacht haben. Dies Vorrücken der Steinhäuser hängt damit zusammen, daß die Städte ihre Straßen und ihr Gebiet nicht immer von vornherein ganz genau fixirt haben. So wird es nöthig, daß die Straßenfront etwas verlegt wird, daß öffentliche Plätze und Promenaden erweitert werden, daß die Straßenbahnen einen bequemen Schienenweg aufsuchen und dergleichen mehr.

Für das heutige Entstehen der Städte im Westen kommen zwei bezeichnende Momente in Betracht, erstens, daß dasselbe fast durchweg auf eine bestimmte Absicht hin erfolgt, und zweitens, daß diese Absicht von der Privatspekulation ausgeht. Die Ortschaften bilden sich mithin nicht, man möchte sagen zufällig, so daß sich eine Ansiedelung an die andere reiht und dann, nachdem eine Anzahl Häuser zusammengekommen ist, ein planvolles Weiterbauen nöthig wird, sondern es wird von vornherein ausgemacht, daß an diesem oder jenem Orte eine Stadt gegründet werden soll, wozu ein Plan entworfen wird, welcher für eine lange Reihe von Jahren ausreichend ist. Da ein Entwurf wie der andere ist, weil er sich nach einer Normalschablone richtet, so findet die langweilige Gleichheit der äußeren Physiognomie der amerikanischen Städte darin theilweise eine Erklärung. Auf die Anlage sind die langen, breiten, in gleichem Abstand parallel laufenden Straßen, welche rechtwinkelig von eben solchen geschnitten werden, zurückzuführen, ferner die selten fehlende Broad Street, d. h. die breite Hauptgeschäftsstraße in der Mitte der Stadt und die viereckigen oft quadratischen, mit Bäumen gleichmäßig bepflanzten Plätze.

Die Aehnlichkeit der nordamerikanischen Städte hat aber, beiläufig bemerkt, noch andere Ursachen. Dahin ist der Umstand zu rechnen, daß gegenwärtig noch in allen Theilen der Union die Bevölkerung einen numerisch starken Mittelstand mit ziemlich gleichem Einkommen enthält. Er setzt sich aus Arbeitern zusammen, welche vermöge der hohen Löhne kleine Kapitalisten und Grundeigenthümer geworden sind. Alle diese Leute streben danach, ein eigenes Haus zu besitzen. Da nun aber der Boden für sie nur in der jeweiligen Stadtperipherie pekuniär erschwingbar ist, so sind die Städte mit einem breiten Kranze von kleinen ein- oder

zweistöckigen Holz- oder Backsteinhäusern umgeben, von denen die meisten nur durch die Hausnummer zu unterscheiden sind. Denn — und damit berühren wir einen weiteren Grund der Stadtuniformität — ganze Stadtquartiere werden von derselben Spekulationsgesellschaft oder Baugenossenschaft hergestellt und zwar so schnell, daß die Architekten und Unternehmer gar keine Zeit haben, über die ästhetische Individualität des einzelnen Gebäudes nachzudenken. Ein anderes nicht zu vergessendes Moment ist die große Aehnlichkeit der landschaftlichen Lage. In dem weiten Becken zwischen den Alleghanies und dem Felsengebirge ist eine natürliche Nothwendigkeit dafür vorhanden, aber auch sonst, wo man die Wahl hatte, wurde aus Verkehrsrücksichten bei der Stadtanlage das ebene dem koupirten Terrain vorgezogen. In demselben Maße wie die amerikanische Stadt den Ansprüchen des Schönheitssinnes nicht entspricht, genügt sie den Anforderungen der ökonomischen Zweckmäßigkeit. Nirgends findet man sich so leicht zurecht wie dort, nirgends lassen sich Straßenbahnen so einheitlich und billig anlegen und verwalten, nirgends die Häuser so gut mit Gas- und Wasserleitungen versorgen.

Die Privatspekulation der Städtegründung erfolgt entweder auf dem Privatbesitze des Unternehmers oder auf öffentlichem Lande. Im ersteren Falle muß jeder Ankömmling, der Lust hat, sich an dem neuen Orte niederzulassen, die Bauplätze mit dem Preise bezahlen, den der Gründer verlangt. Für den zweiten Fall besteht die gesetzliche Bestimmung, daß der Stadtgründer seinen Plan nach Washington zur Prüfung und Genehmigung einzusenden hat. Das General-Landamt bestimmt nun einen Termin zum Verkauf der Baustellen an den Meistbietenden unter Zugrundelegung eines Minimalpreises von 10 Dollars für ein Bauloos. Da bereits ansässige Personen ein Vorkaufsrecht haben, und etwaige Ansprüche auf Grundlage des Heimstättegesetzes nicht berührt werden, so ist ersichtlich, wie die Unternehmer auch bei dieser Art der Städteanlage ein gutes Geschäft machen können [1]).

Die Hauptsache für den Spekulanten ist, die Landpreise in die Höhe zu bringen. Die Presse und die Agenten werden in Bewegung gesetzt, um die öffentliche Meinung zu bearbeiten. Die Erwerbsaussichten werden als die glänzendsten geschildert. Der Unerfahrene möchte glauben, daß Millionen ohne Arbeit zu gewinnen seien. Steigen die Bodenpreise, und wird dem wanderlustigen Publikum das Vorhandensein der Reichthümer glaubhaft gemacht, so kommt der neue Ort in das Stadium seiner Boomperiode. Unter dem Worte „Boom", welches ursprünglich das plötzliche Steigen eines Flusses bedeutet, versteht man im übertragenen Sinne eine plötzlich sich verbreitende Modewuth. Dieselbe zeigt sich in den verschiedensten Formen. Gewisse Aktien z. B. werden von allen Seiten auf der Börse verlangt. Vor ein paar Jahren mußte einmal jeder eine blaue Brille tragen, dann kam der Ulsterboom, d. h. jeder der es irgend erschwingen konnte, schaffte sich einen bis auf die Füße reichenden Ueberzieher an, 1881 spielte der „Duster", d. h. der Staubmantel bei allen Reisenden dieselbe Rolle. Auch der politische Kandidat hat bisweilen seinen Boom. Ein auf die Städtegründung bezüglicher, bei dem der Schwindel den Hauptantheil gehabt hat, spielte sich kürzlich in dem westlichen Missouri im Bates County, 13 Meilen nordwestlich von Rich Hill unter dem Namen von Walnut-City-Boom ab. Die in St. Louis erscheinende Zeitung „Amerika" erzählt darüber folgendes: „In der Umgegend der kaum entstandenen Walnut-City waren angeblich äußerst reiche Kohlenadern entdeckt worden; ebenso sollte man Kohlenöl und natürliches Gas gefunden haben, womit man die neue Stadt beleuchten wollte. Auch sollten zwei Eisenbahnen zusammentreffen. Kein Wunder also, daß im Bates und den umliegenden Counties die Leute halb toll wurden. Ein jeder wollte in Walnut-City Bauplätze kaufen, die ja binnen kurzem so steigen würden, daß sie den Besitzer zum reichen Manne machten. In den Zeitungen wurden Artikel veröffentlicht, wonach täglich in Walnut-City für mehr als 20 000 Dollars Bauplätze verkauft würden; 3000 bis 5000 Leute seien anwesend, welche dieselben zu beinahe irgend einem Preise kaufen wollten, kurzum, sie würden schneller verkauft, als die Verkaufsbriefe geschrieben werden könnten. Der „Boom" wurde durch einen Herrn Thomas M. Nichol von New York eröffnet. Es hieß, er vertrete ein Syndikat östlicher Kapitalisten. Es wurde jetzt mit den Erdarbeiten an der Eisenbahn, welche den Namen Fort Scott, St. Louis- und Chicagobahn führte, begonnen. Richter Waters von Fort Scott war Präsident, und die Bahn sollte von Fort Scott in Kansas aus nach einem Punkte an der Chicago- und Altonbahn in Missouri führen. Herr Nichol kaufte 480 Acres Land zu 20 bis 35 Dollars den Acre, legte die Stadt Walnut-City in Bauplätze aus, und es wurden für mehr als 150 000 Dollars Bauplätze verkauft. Zu der Zeit erschien in der „Rich Hill Mining Review" ein längerer Artikel, welcher die ganze Walnut-City-Unternehmung als einen Schwindel und Nichol als einen Betrüger bezeichnete. Nichol verklagte hierauf Thomas Irish, den Herausgeber der Zeitung, auf Schadenersatz wegen Verleumdung. Nichol war inzwischen in Columbus in Ohio und wohnte einer Versammlung des Syndikats bei, wozu auch Gouverneur Foster von Ohio gehört. Nach Walnut getraut er sich nicht mehr. Die Arbeiter und Kontraktoren, welche an der Bahn zwischen Butler und Walnut gearbeitet haben, sind seit einem Monat nicht bezahlt worden."

Boden zum Ackerbau ist in der Nähe einer solchen Neuschöpfung nur sehr schwer zu erlangen. Wer Landwirthschaft betreiben will, muß ein paar Stunden weit in die Umgegend hinausziehen. Denn statt zu Gunsten der Kolonisten den Anbau von den Grenzen der abgesteckten Stadt aus allmälig in die Runde zu gestatten, läßt der Spekulant das Land in der Nähe der Stadt wüst im Urzustande liegen, bis die für städtisches Eigenthum üblichen hohen Preise dafür entrichtet werden. Oefters hat man es daher beobachten können, daß schon gut bevölkerte Orte, zu denen Straßen und Eisenbahnen führen, mit einem Waldgürtel umgeben sind, der bis an die Wohnungen der Städter heranreicht und durch Waldbrände ihnen Gefahr droht, während erst in der Entfernung von einigen Meilen die Farmen beginnen und sich dann über weite Strecken hin ausdehnen.

Hat die Stadtanlage eine wahrhafte, wirthschaftliche Bedeutung, so beginnt, nachdem das vermessene Grundeigenthum zum Theil verkauft ist, der Hausbau. Steinhäuser sind anfangs selten. Ist Holz in der Nähe, so werden große Zimmerplätze eingerichtet, und Tag für Tag kommen einige neue Wohnungen zum Vorschein. Fehlt es an Holz, wie durchweg in der Prärie, so werden auf der Eisenbahn die Gebäude aus der nächsten großen Stadt herbeigeschafft. Sie werden dort in den einzelnen Stücken fix und fertig gemacht, Balken, Thüren, Fenster, Fußboden, alles paßt genau an einander und braucht nur an dem Bestimmungs-

[1]) Vergl. im Jahrbuch für Gesetzgebung und Verwaltung 1884, II, den Aufsatz von M. Sering, woselbst die gesetzlichen Bestimmungen näher angegeben sind.

orte zusammengesetzt zu werden [1]). Zuerst entstehen Logirhäuser, Kramladen und Trinkbuden, damit die flottirende Arbeiterbevölkerung, welche, wenn der Boom stark genug ist, in wenigen Tagen leicht auf einige tausend Mann anwächst, Unterkommen und Unterhalt findet. Ein Theil der Ankömmlinge hilft am Ausbau der Stadt, der größere macht sich an die Besitzergreifung oder Ausbeutung des angepriesenen natürlichen Reichthums, mag derselbe nun in Kohlen, Silber, Gold, Kupfer oder Petroleum bestehen. Mit welcher Hast man vorgeht, läßt sich z. B. aus der Gründungsgeschichte des Städtchens Kingston im County Grant (Neu-Mexiko) ersehen, welches im Herbst 1882 aus dem Boden hervorschoß und nach sechs Wochen schon 1200 Einwohner zählte. Das „Colorado Journal" schreibt darüber: „Der Platz verdankt sein Entstehen und seinen überaus raschen Aufschwung der Entdeckung der reichen Erzlager im Bezirke der Perche Minen. Kingston liegt etwa 50 Meilen von Nutt-Station entfernt. Von dem Tage an, als sich die Kunde von den reichen Minen verbreitete, begann eine förmliche Völkerwanderung dorthin. Die Zahl der Omnibusse wuchs mit jedem Tage und ebenso die der Privatfuhrwerke und der Frachtwagen. Zuweilen befanden sich mehr als 100 Fuhrwerke zwischen Nutt-Station und Kingston. Hütten und Häuser von jeglicher Größe und Form stehen unter den Waldbäumen. Man hatte kaum Zeit zum Bauen. Tag und Nacht wurde gezimmert. Wer kam, suchte ein provisorisches Unterkommen und eilte in die Berge, um einen „Claim" zu finden und abzustecken. Jeder Tag brachte neue Wunder, neue reiche Entdeckungen. Die Aufregung überstieg alle Grenzen. Man konnte kaum soviel Material zum Bauen, so viele Lebensmittel und Getränke herbeischaffen, als verlangt wurden. Die aufs dürftigste gebauten und ausgestatteten „Gasthäuser" konnten nicht genug Raum schaffen. Hunderte von Menschen schliefen in ihren Decken unter freiem Himmel. Die Kaufmannsgüter wurden aus den Kisten verkauft und brachten den Händlern riesige Gewinne. Mahlzeiten wurden für 50 Cents verabreicht, „Drinks" und Cigarren kosteten „2 Bits" (= 25 Cents). So ist es noch heute. Jetzt ist alles im Ueberfluß vorhanden. Die älteste Geschäftsfirma Kingstons erbaute ein großes Haus von gebranntem Lehm und erhandelte in sechs Wochen ein kleines Vermögen. Das Klima in Kingston kommt den Ankömmlingen außerordentlich zu statten. Es ist am Tage angenehm warm und die Nächte sind kühl. Der Platz hat gutes Wasser und Holz zum Bauen und Brennen im Ueberfluß.

Vor sechs Wochen hausten da noch die Apachesindianer, und die wilden Truthühner in den Wäldern lebten ungestört. Wie die Stadt Kingston nach sechs Wochen oder gar sechs Monaten aussehen wird, das ist schwer zu sagen. Die Völkerwanderung dauert noch ununterbrochen fort, wie lange, das hängt von dem weiteren Erfolge der Minen ab. Man nennt Kingston das zweite „Leadville". Ob es das werden wird, darüber läßt sich erst nach ein paar Jahren reden."

Alles muß in fliegender Eile gehen, sonst ist der Amerikaner nicht zufrieden. Daher hat man auch wenig Zeit, über einen passenden Namen für die neue Ansiedelung nachzudenken. So kommt es, daß immer dieselben Ortsnamen wiederkehren, was den Postverkehr erheblich erschwert und zu vielen Verwechselungen die Veranlassung gegeben hat. Es sind z. B. über 150 Washingtons vorhanden, auch Jeffersons, Hamiltons, Jacksons, Madisons giebt es in erheblicher Menge, sie stufen sich numerisch nach der Berühmtheit des ursprünglichen Namenträgers ab. Es existiren 37 Miltons, dazu 3 Miltonsville und 1 Miltonburg. Sehr bequem ist es, den neuen Ort nach dem natürlichen, wirthschaftlich ausnutzbaren Reichthume zu benennen, welcher die Veranlassung der Ortsgründung gewesen ist. So zeigt die Karte der Bergbauregionen z. B.: Irondale, Ironpoint, Mineralpoint, Carbon, Coalfields, Oil City, Leadville, Argenta, Silvermines, Silverton, Silvercliff, Silver Creek, Silver City, Golden, Golden City, Golden Gate. Ebenso häufig geben die Namen naher Quellen den Namen für die Ortschaften her. Colorado Springs, Hot Springs sind die bekanntesten. Andere sind z. B. Sulphur, Naphta, White Sulphur, Silver, Soda, Blue, Warm, Mineral, Boiling, Bubbling, Big, Mill, Eureka, Eagle, Rattlesnake, Summit, Willow, Morison, Mason, Baxter Springs. Auch abgesehen von den Schätzen des Bodens verleugnen viele Ortsnamen ihren wirthschaftlichen Entstehungsgrund nicht. Man denke z. B. an Lumber City, Laurel Grove, Orange, Rice, Wheatland, Cotton Plant, Cottonwood und Industry. Häufig tritt auch die Eisenbahn als namengebend auf. Daher kommen die Bezeichnungen wie Junction City, la Junta, und die Zusätze mit -bridge, -ferry und -crossing.

Für den Städtebau ist das Eisenbahnwesen überhaupt von hervorragender Bedeutung gewesen. „Die Eisenbahnen sind die Adern des Verkehrslebens, sie sind die Pioniere in der Wildniß, die Erzeuger der westlichen Civilisation", das sind Worte, die jeder, der die Vereinigten Staaten durchreist, mehr als einmal zu hören bekommt. Auf nichts ist der Amerikaner so stolz, als auf die eisernen Straßen, die den weiten Kontinent jetzt nach allen Richtungen hin durchziehen, deren Fortschritten nicht die großen Sümpfe Floridas, nicht die schneebedeckten Rocky Mountains, nicht die Felsenmassen der Sierra Nevada noch die Wüsten Arizonas und Süd-Kaliforniens Halt gebieten konnten. Wer unbefangen an das nordamerikanische Kulturleben herantritt, wird auch gerne zugeben, daß der Unternehmungsgeist und die Energie bei dem Bau der Bahnen ihr Bestes geleistet haben. Manche Erleichterungen, die man nicht unterschätzen soll, sind den Unternehmern zu Hilfe gekommen, wie das Angebot des europäischen Kapitals, die Unterstützung der Bundesregierung und der einzelnen Staaten, die starke Einwanderung tüchtig geschulter Ingenieure, die Billigkeit des Bauholzes und der Steine. Man darf jedoch nicht vergessen, daß für die Technik Hindernisse zu überwinden waren, zu deren Beseitigung man keine Erfahrung hatte, und daß diejenigen Leute, welche für das Werk wirthschaftlich verantwortlich waren, Gefahren entgegengingen, zu deren Bekämpfung viel Muth und rastloses Streben gehörte.

Oekonomische Anschauungen des praktischen Lebens verdichten sich um so leichter zu Theorien, in je weiteren Kreisen sie als zutreffend erachtet werden, und jeder wirthschaftliche Satz steht, so lange er einseitig gefaßt ist, im engen Zusammenhange mit dem Boden, auf dem er erwachsen ist. Dies gilt auch von dem Eisenbahnwesen. Fragt man einen Deutschen, welchem Zweck eine Eisenbahn von Berlin nach Hamburg diene, so wird er antworten, um den Verkehr zwischen den beiden Städten zu erleichtern und zu heben. Erkundigt man sich bei einem Amerikaner nach der Nützlichkeit der von Duluth nach Portland führenden Nordpacificbahn, so wird man sicherlich hören, daß sie die Weizenfelder Dakotas und die Bergwerke Montanas erschließen, daß sie Ortschaften und Städte gründen soll. Aus beiden Antworten läßt sich derselbe

[1]) Nach Südamerika werden gegenwärtig fertige nordamerikanische Häuser exportirt.

Gedanke abstrahiren, welcher in seiner Zweiseitigkeit der Wirkung aller Verkehrsmittel zu Grunde liegt, daß durch diese die Transportkosten ermäßigt und infolge dessen neue produktive Kräfte entstehen werden. Im ersteren Punkte werden aber die Verkehrspunkte als vorhanden vorausgesetzt und durch die gegenseitige ökonomische Beeinflussung sollen beide erstarken und sich erweitern, im zweiten dagegen sollen sich die Centren des Verkehrs erst bilden, und die Produktionsstätten dort werden, wo überhaupt noch kein wirthschaftliches Leben ist. In der älteren Nationalökonomie hatte man die Verkehr schaffende Bedeutung der Transportmittel übersehen und nur an die Kostenersparung gedacht, aber seit den grundlegenden Arbeiten Friedrich List's hat sich die neue Anschauung Bahn gebrochen und in weiteren Kreisen behauptet. Die heutige amerikanische Publicistik, welche von Carey's ähnlicher Lehre der Transportmittel beeinflußt ist, übersieht den Fortschritt unseres Wissens und glaubt, wir wären nicht weiter gekommen als damals die Gegner des Baues der Leipzig-Dresdener Eisenbahn waren, denen List beweisen mußte, daß sich bei der Gründung einer Bahn nicht auf Heller und Pfennig die Rentabilität voraus berechnen lasse, weil es verkehrt sei, den im Zeitpunkte des Bahnbaues auf der Landstraße vorhandenen Verkehr als den der Zukunft vorauszusetzen.

In den Vereinigten Staaten gehört es zu den charakteristischen Eigenschaften der Bahnen, daß sie so oft den Weg anzeigen, wo die Ortschaften durch die Privatspekulation entstehen. Betrachtet man die verschiedenen Pacificbahnlinien auf der Karte, so sieht man an ihnen nördlich und südlich eine Ansiedelung neben der anderen, bald größere, bald kleinere Orte. Je weiter man von dem Schienenstrang abgeht, um so seltener werden die Namen, man findet höchstens einige militärische Stationen oder Lagerplätze der Bergleute und Jäger, welche in der Zeit, als die Karte aufgenommen wurde, bestanden, aber jetzt vielleicht längst verfallen sind.

Die Landstraßen haben im Vergleich zu den Eisenbahnen für neue Ansiedelungen wenig Werth gehabt. Sie sind weder zahlreich noch gut. Im Osten sind sie dort erträglich, wo sie aus der Zeit vor der Eisenbahngründung stammen, in den Prärieſtaaten dagegen sind sie durchweg der erbärmlichsten Art und nur bei trockener Witterung brauchbar. Bei Regenwetter verwandeln sie sich in Sümpfe, in welchen Wagen und Pferde versinken. Im Winter sind sie nur im festgefrorenen Zustande befahrbar, dann aber entsetzlich holperig. Daher ist oft wochenlang der Verkehr auf ihnen ausgeschlossen, und an ihnen sich niederzulassen, wird der Farmer sich erst dann entschließen, wenn an der Seite der Bahn kein Grund und Boden mehr zu kaufen oder durch das Bundesheimstättegesetz aufzunehmen ist. Die Bahngesellschaften, deren Linien das anbaufähige Terrain durchziehen, gewähren alle möglichen Erleichterungen jedem, der ernstlich daran denkt, sich an ihren Linien ein Heim zu gründen. Sie gewähren freie Fahrt zum Aussuchen eines passenden Platzes. Sie liefern nach billigen Tarifen alle Materialien, welche zum Hausbau und zur Urbarmachung des Landes erforderlich sind. Haben sie Holz in der Nähe der neuen Farm, so geben sie zum Bauen und Brennen unentgeltlich davon ab. Ebenso wird den Farmern durch die Anlage von vielen Stationen, an denen zwar die Züge nur in der Erntezeit halten, die aber den Absatz der landwirthschaftlichen Produkte wesentlich erleichtern, entgegengekommen. Man sucht zunächst den Ansiedler flott zu machen, damit die Bahn recht viel zu transportiren hat. Ist dann der Verkehr im Gange, so zeigen freilich die Bahngesellschaften bald ein anderes Gesicht; es kommen die hohen Tarife, durch welche die Farmer den größten Theil ihrer mühevollen Arbeit abzugeben gezwungen sind, oder die Bahn setzt als Käufer einen Preis für die Produkte fest, den der Ackerbauer annehmen muß, weil er keine Wahl hat, wenn er seine Erzeugnisse überhaupt verkaufen will.

An welcher Stelle größere Ortschaften an der Linie entstehen sollen, hängt meist von den Bestimmungen der Bahnunternehmer und der mit ihnen in Verbindung stehenden Bahnagenten ab. Mit Hinblick auf etwaige Konkurrenzgesellschaften oder auf später zu errichtende Zweigbahnen, werden die Lokalitäten aufgesucht, das Areal wird in der oben angegebenen Weise vermessen und verkauft. Jeder Kaufmann, Handwerker, Zeitungsunternehmer, Dienstbote, Fuhrmann, welcher Lust hat, sich an dem neuen Orte anzubauen, erhält wie der Farmer vielerlei Begünstigungen. Andere Städtchen, welche ohne die Initiative der Bahngesellschaften und gegen deren Interesse anfangen, sich herauszumachen, werden mit allen möglichen Chikanen ebenso verfolgt, wie die von ihnen gegründeten unterstützt werden. Unerschwingliche Tarife für den Import der Industriewaaren sind schon allein im stande, den Kaufleuten den Aufenthalt in den geächteten Niederlassungen unleidlich zu machen.

Daß nicht alle amerikanischen Bahnen einen für die Aktionäre günstigen finanziellen Erfolg haben, ist bekannt. Wie oft hat nicht schon ein Bankerott die hochgespannten Erwartungen zu Grunde gerichtet. Die Konkursmasse wird dann für ein Spottgeld an ein neues Konsortium gegeben, welches dann bei seinem geringen Anlagekapital gute Dividenden zahlen kann. Solche Vorgänge haben aber weder die Verkehrsmittel als solche berührt, welche als Nationalkapital nach wie vor ihre Funktionen vollziehen können, noch auch die neuen Kulturorte wesentlich beeinflußt, denen es gleichgültig ist, wer ihre Produkte befördert.

Wir haben in dem bisherigen verschiedene Veranlassungen der Städtegründung berührt. Naturschätze und Eisenbahnen — die aber keineswegs genügend sind, um eine jede zu erklären. Wirthschaftliche Motive sind in der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle maßgebend, und verkehrt wäre es, den politischen Willen als städtegründende Kraft zu bezeichnen. Denn die Ansiedelung geht der politischen Verwaltung voraus, und die letztere kann daher auch nicht die erstere bestimmen. Die Amerikaner befolgen in ihrem Lande dieselbe Kolonialpolitik, wie sie der Reichskanzler Fürst Bismarck für Deutschland als die richtige bezeichnet hat. Der Ort wird durch den privaten Unternehmungsgeist aufgesucht, während die Regierung die Gründung anerkennt und ihr Rechtsschutz verleiht.

Jede Grafschaft und jeder Staat bedarf für Justizverwaltung und Gesetzgebung eines Centralplatzes. Das Princip, nach welchem bei der Wahl unter verschiedenen bereits vorhandenen Orten in Amerika verfahren wird, besteht regelmäßig darin, einen solchen nicht zu nehmen, an welchem bereits starke materielle Interessen vertreten sind. Man hofft heutzutage zwar vergeblich dadurch die Beeinflussung der Staatsbeamten und Abgeordneten hemmen zu können. So ist der Sitz der gesetzgebenden Versammlung für den Staat New York nicht in der großen Handelsstadt gleichen Namens, sondern in Albany, für Pennsylvanien nicht in Philadelphia, sondern in Harrisburg, für Ohio nicht in Cincinnati, sondern in Kolumbus, für Kalifornien nicht in San Francisco, sondern in Sacramento, für Illinois nicht in Chicago, sondern in Springsfield, für Missouri nicht in St. Louis, sondern in Jefferson City. Einige Ausnahmen von dieser Regel sind vorhanden, welche sich wesentlich aus dem Alter der betreffenden Kolonien erklären.

Viele Lokalitäten sind durch ihre für den wirthschaftlichen Verkehr zweckdienliche natürliche Lage für die Stadtanlage ganz besonders geeignet, so daß man hier wohl von einer durch die Natur gebotenen Prädestination sprechen könnte, wenn der Ausdruck nicht durch Peschel's Kritik der Ritter'schen Vorstellungen so sehr in Mißkredit gekommen wäre. In Europa, wo sich die Staaten und Städte im Ringen der Stämme und Nationalitäten entwickelt haben, fehlt oft die Berechtigung, einen Kausalzusammenhang zwischen wirthschaftlich günstig geographischer Lage und historischer That vorauszusetzen, bei der friedlichen Besiedelung des amerikanischen Kontinents aber wird meistens der Nachweis des Zusammenseins beider Thatsachen eine wohl begründete Präsumption der ursachlichen Verbindung gewähren. In besonderer Weise gilt dies in den westlichen Staaten, weniger von den südlichen, in denen noch heute die Zeiten der Sklaverei und der Plantagenwirthschaft nicht vollständig überwunden sind. Wenn wir von diesen Ländern absehen, so können die Naturthatsachen oft erklären, wohin sich der breite westwärts von den Alleghanies bis zum Felsengebirge drängende Strom der Einwanderung ergießen mußte. So kann man sehen, wie die natürlichen Vortheile der geographischen Gestaltung — gute Häfen, schiffbare Flüsse, trockene, gesunde Ortslage, frische Quellen und Fuhrten die wandernde Bevölkerung zu sich hinlenkten, während schlechte Landungsplätze, Stromschnellen, sumpfige Gegenden, Wassermangel und rauhe Winde von derselben umgangen wurden [1]).

Die Einfälle eroberungslustiger Kriegsscharen bestimmten die Ansiedler im westlichen Europa solche Orte aufzusuchen, wo sich mit Erfolg Befestigungen aufführen ließen. Wasserarme Bergrücken, kahle, zerklüftete Felspartien, Inseln in den Flüssen und Seen waren daher sehr geschätzte Orte und wurden trotz der mangelhaften wirthschaftlichen Situation zur Niederlassung gewählt. Auch Klöster und Kirchen, an deren Seite bekanntlich so oft die Städte emporgeblüht sind, mußten in den unsicheren Zeiten des Mittelalters denselben Grundsätzen nachgehen, und wenn auch nicht selten berichtet wird, daß die Auffindung von Reliquien und frommen Seelen entgegengetretene Wundererscheinungen den Ort angezeigt hätten, an dem das Gotteshaus zu errichten wäre, so können wir doch annehmen, daß sich solche Anlagemotive der Nothwendigkeit der Sicherheit untergeordnet haben.

An den Grenzen der Reiche wurden Festungen gebaut und unter denselben entstanden Dörfer und Städte. In Nordamerika waren die Indianer die einzigen Feinde der westlichen Farmer. Aber die hier drohende Gefahr war nur ausnahmsweise eine so bedeutende, daß besondere Schutzmaßregeln nöthig wurden. Ehe Illinois, Ohio, Indiana, Iowa und Nebrasca auch nur den zehnten Theil der heutigen Landwirthschaft aufzuweisen hatten, war der rothe Mann schon in die nördlichen und westlichen Steppen verzogen, und heutzutage sind es wesentlich nur noch einige Distrikte von Arizona, Idaho, Montana und Utah, in welchen militärische Stationen gegen die Einfälle der Indianer nothwendig erachtet werden. Diese Forts sind aber mit den Grenzorten der westeuropäischen Länder nur hinsichtlich ihres Anlagezweckes, nicht aber hinsichtlich ihrer städtebildenden Bedeutung zu vergleichen. Denn bei dem raschen Verschwinden der rothen Rasse werden auch jene Befestigungen nach kurzer Zeitspanne der Wirksamkeit unnöthig, und nur ausnahmsweise — wenn ihre Anlage zufällig auch wirthschaftlichen Anforderungen entsprach — hat sich ihr Name erhalten.

[1]) Dies steht mit dem über die Eisenbahnen Gesagten nicht in Widerspruch. Denn ich behaupte nicht, daß die Städtegründung allein auf die günstige natürliche Situation zurückzuführen ist, sondern nur, wo beides zusammentrifft, die letztere fast immer als Ursache anzusehen ist. Unzweifelhaft haben sich die Bahnen, wo sie planvoll auf das Entstehen von Ortschaften bedacht waren, auch oft durch das Motiv der günstigen Lage leiten lassen.

Nekrologe.

II.

— Elias Lönrott, der Sammler der finischen Volksgesänge, geboren den 9. April 1802 zu Sammatti im Gouvernement Nyland (Finland) in ärmlichen Verhältnissen, war anfangs Apotheker, studirte dann Medicin und wurde 1833 Arzt im Städtchen Kajana. Von dort aus durchwanderte er sammelnd das östliche Finland und Theile des Archangelschen Gouvernements, wo sich die alten Lieder und Sitten am reinsten erhalten hatten, und gab seine Funde 1835 unter dem Titel „Kalewala“ (d. h. Land des Kalew) heraus; seinem Volke schenkte er damit eine Litteratur und hob dessen Sprache; der Wissenschaft erschloß er den Blick in die Art und Weise, wie Volksepen entstehen. 1840 folgte „Kanteletar“ (Sangesjungfrau), eine Sammlung lyrischer Volkslieder, 1842 eine solche von 7077 finischen Sprichwörtern, 1844 eine von finischen Räthseln. Einen fünfjährigen Urlaub benutzte er zu weiten Reisen in Lappland, Ingermanland und Livland; 1853 erhielt er die Professur der finischen Sprache an der Universität Helsingfors, die er bis 1862 behielt. Von da an lebte er nur seinen Studien und dem Bestreben, die beiden Hauptdialekte des Finischen zu einer gemeinsamen Litteratursprache zu verschmelzen. So verfaßte er ein neues finisches Psalmenbuch, gab die Zauberrunen heraus, welche einen tiefen Einblick in die schamanische Weltanschauung der alten Finen gewähren, verfaßte eine „Flora Fennica“ und zuletzt ein finisch-schwedisches Lexikon (1881), an welchem er über 40 Jahre lang gearbeitet hat. Er starb hochbetagt am 19. März 1884 in seinem Geburtsorte.

— Georg von Boguslawski, deutscher Meteorologe, geboren 7. December 1827 bei Breslau, gestorben den 4. Mai 1884 zu Berlin. Er studirte Mathematik und Astronomie, war als Lehrer in Berlin, Anklam und Stettin thätig und wurde 1874 nach Berlin in das Hydrographische Amt der Admiralität berufen, wo er die „Hydrographischen Mittheilungen“ und die „Nachrichten für Seefahrer“ redigirte. Er übersetzte Schiaparelli's Werk über die Sternschnuppen ins Deutsche, veröffentlichte kurz vor seinem Tode das „Handbuch der Oceanographie“ und gab lange Zeit die „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde“ zu Berlin heraus, zu deren Vorstande er gehörte.

— Tomezek, Afrikareisender, geboren 1860 in Tremesno (Posen), gestorben 9. Mai 1884 an einer Leberentzündung auf der Insel Mondoleh (Camerun). Er gehörte

zu der Expedition des Polen Stephan von Rogozinski nach dem Camerungebiete und entdeckte dort die Quellen des Rio del Rey und einige Seen (vergl. Rogozinski's Brief „Globus", Bd. 44, S. 45). Er hinterläßt ein Wörterbuch der Kru-Sprache.

— Sir Henry Bartle Frere, englischer Staatsmann, geboren 1815, gestorben 29. Mai 1884 in Wressil Lodge, Wimbledon. 1833 trat er in den Civildienst der Ostindischen Compagnie und wurde nach einander im Bombay-Dekkan als Privatsekretär des Gouverneurs von Bombay, als Resident im Staate Sattara und als Kommissär in Sind (seit 1850) verwendet, letzteres eine überaus wichtige Stellung, in welcher er bei dem Aufstande 1857 große Dienste leistete. 1858 bis 1862 war er Mitglied des Raths des Generalgouverneurs, 1862 bis 1866 Gouverneur von Bombay, das ihm an öffentlichen Bauten viel zu danken hat. 1866 trat er in das Council of India in London, ging 1872 nach Zanzibar zur Unterdrückung des Sklavenhandels, begleitete 1874 bis 1875 den Prinzen von Wales auf dessen Reise durch Indien und war 1877 bis 1880 Gouverneur des Kaplandes. Als solcher leitete er den Krieg gegen den Zulukönig Cetewayo und erstrebte vergeblich die Union der südafrikanischen Kolonien. In seinen amtlichen Stellungen und als Präsident der R. Geographical Society (1873 bis 1874) unterstützte er die Reisen Livingstone's, Cameron's und Stanley's und verfaßte verschiedene Abhandlungen für jene Gesellschaft über indische und afrikanische Themata.

— Octave Pavy, Arzt und französischer Nordpolfahrer, geboren 23. Juni 1844 in New Orleans als Sohn eines damals begüterten Franzosen. Seit 1861 in Frankreich lebend, studirte er seit 1864 Medicin, plante schon 1867 mit Gustave Lambert die Unternehmung einer Polarreise, die jedoch infolge des Krieges von 1870 nicht zu Stande kam. Nach Beendigung desselben ging er nach Nordamerika und nahm dann an Lieutenant Greely's denkwürdiger Expedition theil. Dabei erlag er am 6. Juni 1884 in Ice Fort unweit des Kap Sabine den fürchterlichen Entbehrungen.

— Arnaud-Bey, französischer Reisender, starb im 72. Jahre am 8. Juni 1884 zu Chatou. Er war der Geograph zweier Expeditionen, welche Mohammed Ali Pascha 1840 und 1841 Nil aufwärts sandte. Auf der ersten nahm er den Strom von Chartum an bis in die Gegend des späteren Gondokoro (4° 42′ n. Br.) auf; seine 10 Blätter umfassende Karte (1 : 90,000) soll bis auf den heutigen Tag die genaueste und vollständigste des Nils sein, doch harrt sie noch immer der Veröffentlichung. Später unternahm er eine Reise nach Fazogl und betheiligte sich als ägyptischer Genie-Oberst bei den Nivellirungsarbeiten am Isthmus von Suez und Aegypten. In den „Mémoires de l'Institut Egyptien" von 1862 veröffentlichte er hydrologische Beobachtungen des Nils, welche er 16 Jahre hindurch fortgesetzt hatte.

— Charles Joseph Tissot, französischer Diplomat, geboren 29. August 1828 in Paris, gestorben 2. Juli 1884 ebenda. Er studirte in Dijon das Recht, besuchte seit 1848 die Ecole d'administration und wurde dann Vicekonsul in Tunis; als solcher bereiste er 1853 bis 1857 ganz Tunesien, wobei er seine besondere Aufmerksamkeit auf die Reste des Alterthums, Inschriften, Straßen ꝛc. richtete. Eine Reihe von Abhandlungen über seine Funde erschienen damals von ihm in dem „Annuaire de la Société d'archéologique de Constantine" und sonst, und noch ganz zuletzt (1881) schrieb er „Le Bassin du Bagrada", ein für antike Topographie Tunesiens sehr wichtiges Buch. Später wurde er Konsul in La Coruña, Saloniki, Adrianopel und Jassy, 1866 Sous-directeur des affaires politiques im Auswärtigen Ministerium, 1869 Sekretär der französischen Botschaft in London, 1871 Ministerresident in Tanger. Als solcher durchreiste er wiederholt den Norden Marokkos und entwarf dabei die beste Karte dieses Gebietes, welche überhaupt existirt (erschienen im „Bulletin de la Soc. de Géogr." Sept. 1876). Ebenso werthvoll für alte Geographie sind seine „Recherches sur la géographie comparée de la Mauritanie Tingitane" (1878). 1876 kam Tissot als Gesandter nach Athen, 1880 als Botschafter nach Konstantinopel, 1881 nach London. Nach seinem Tode erschien von ihm die „Exploration scientifique de la Tunisie. Géographie comparée de la province romaine d'Afrique".

— Richard Lepsius, der berühmte Aegyptologe und Linguist, geboren 23. December 1811 zu Naumburg, gestorben 10. Juli 1884 zu Berlin. Er studirte in Leipzig, Göttingen und Berlin, später in Paris, war seit 1835 Sekretär des archäologischen Instituts in Rom und führte 1842 bis 1846 auf preußische Kosten eine große Reise nach Aegypten aus. Ueber dieselbe veröffentlichte er die „Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien" (12 Bände, 1849 bis 1860), wozu Heinrich Kiepert die Karten arbeitete. Diese, seine „Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai" (Berlin 1852) und sein „Standard alphabet" (2. Aufl., London 1863) zur Wiedergabe ungeschriebener Sprachen in europäischen Lettern sind wohl die für die Geographie wichtigsten unter den zahlreichen Schriften Lepsius'. 1846 wurde er ordentlicher Professor in Berlin, 1850 Mitglied der dortigen Akademie, 1873 Oberbibliothekar der königl. Bibliothek; auch war er Direktor der ägyptischen Abtheilung der königl. Museen.

— Ferdinand von Hochstetter, Geolog, geboren 30. April 1829 zu Eßlingen (Würtemberg), gestorben 18. Juli 1884 zu Wien. Er studirte Theologie, daneben aber Mathematik und Naturwissenschaften, promovirte 1852 mit einer krystallographischen Arbeit und betheiligte sich seit 1853 an den Aufnahmen der geologischen Reichsanstalt in Wien, 1853 bis 1854 im Böhmerwalde, 1855 bis 1856 im nördlichen Böhmen. 1856 habilitirte er sich an der Wiener Universität und wurde 1857 wissenschaftliches Mitglied der Novara-Expedition, von der er sich in Neuseeland trennte, um dessen Geologie gründlich zu untersuchen. Zu Anfang 1860 nach Wien zurückgekehrt, wurde er Professor der Mineralogie und Geologie am Polytechnikum, 1857 Präsident der Geographischen Gesellschaft, bereiste 1869 die Centraltürkei und bekleidete in den letzten Jahren das Amt eines Intendanten der neuen Hofmuseen, für deren Bereicherung, namentlich auch durch prähistorische Gegenstände, er ungemein thätig war. Von seinen Schriften sind besonders hervorzuheben „Karlsbad, seine geognostischen Verhältnisse und seine Quellen" (1856); „Madeira" (1861); „Neuseeland" (1863); „Topographisch-geologischer Atlas von Neuseeland" (1863); „Geologie von Neuseeland" (1864); „Paläontologie von Neuseeland" (1864); „Geologische Beobachtungen auf der Novarareise" (1866); „Geologie des östlichen Theiles der europäischen Türkei" (1870); „Ueber den Ural" (1873); der geologische Theil der mit Hann und Pokorny zusammen herausgegebenen „Allgemeinen Erdkunde"; „Asien, seine Zukunftsbahnen und seine Kohlenschätze" (1877); „Leitfaden der Mineralogie" (1877).

— Charles Huber, der aus Straßburg im Elsaß stammende Arabienreisende, ist am 29. Juli 1884 bei Ksar Alia, nördlich von Dschidda, 32 Jahre alt, von seinen arabischen Führern aus Raubsucht ermordet worden. Er hat zwei größere Reisen im nördlichen Arabien gemacht, beide im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums. Die erste, 1879 bis 1881, ging von Damaskus nach dem Dschebel Schammar, von dort nach Bereida und Aneize, dann westlich nach Cheibar, el-Alla und Teima und zurück nach Hail und dem Euphrat, bezog sich also auf dasselbe Gebiet wie die Wanderungen von Charles M. Doughty (1876 bis 1878). Die Karte und Beschreibung dieser Reise, sowie die dabei gesammelten Inschriften sind kürzlich im „Bulletin" der Pariser Geographischen Gesellschaft (1884, 3. und 4. Quartalsheft) erschienen. Bei seiner zweiten Reise, die er 1883 bis 1884 zuerst in Gesellschaft Prof. Euting's durch dieselben Gegenden ausführte, hatte er schon Dschidda erreicht, wollte aber nochmals nach Hail zurückkehren, als er von Mörder-

hand fiel. Seine Tagebücher hatte er glücklicherweise vorher nach Paris gesandt.

— James Snowdon Calvert, der letzte Ueberlebende der „Leichhardt Australian Exploring Expedition", geboren 13. Juli 1825, gestorben 29. Juli 1884 bei Sydney. Er wurde in Manchester und London erzogen, wanderte 1840 nach New South Wales aus, lernte unterwegs Dr. Leichhardt kennen und schloß sich demselben bei dessen Entdeckungsreise von Brisbane aus (1844) an. Am 28. Juni 1845 wurde Calvert in dem heftigsten Gefechte, welches man mit den Eingeborenen zu bestehen hatte, schwer am Kopfe verwundet, doch erholte er sich wieder und erreichte mit den Uebrigen am 17. December 1845 abgerissen und halb verhungert Port Essington. Calvert ließ sich dann bei Sydney nieder und heirathete eine Miß Atkinson († 1872), die sich als Schriftstellerin und in der Botanik ausgezeichnet hat.

— Maximilian Perty, Naturforscher, geboren 17. September 1804 zu Ohrnbau in Mittelfranken, gestorben 8. August 1884 in Bern. Er studirte 1823 bis 1826 in Landshut Medicin, dann in München namentlich Zoologie und war dort 1831 bis 1833 Privatdocent, dann von 1833 bis 1875 Professor in Bern. Von seinen Werken, die sich auf zoologische, anthropologische und psychologische Themata beziehen, seien hier genannt: „Allgemeine Naturgeschichte als philosophische und Humanitätswissenschaft" (4 Bde., 1837 bis 1844); „Grundzüge der Ethnographie" (1859); „Anthropologische Vorträge" (1863) und „Die Anthropologie als die Wissenschaft von dem körperlichen und geistigen Wesen des Menschen" (2 Bde., 1874).

— Albert Berg, weitgereister Landschaftsmaler, geboren 1825 in Berlin, gestorben 20. August 1884 auf einer Reise in Hallstatt. Anfangs studirte er in Genf neuere Sprachen, reiste dann 1844 durch Italien nach Malta und Konstantinopel, studirte 1844 in Bonn Jura, widmete sich aber seit 1845 ganz der Kunst. Auf A. von Humboldt's Anregung bereiste er 1849 Neu-Granada und veröffentlichte 1854 13 seiner dort gefertigten Studienblätter unter dem Titel „Physiognomy of tropical vegetation in South America", denen gründliches Verständniß des physiognomischen Charakters der landschaftlichen Vegetationsformen nachgerühmt wird. 1853 bereiste er auf Kosten Friedrich Wilhelm's IV. Rhodos und schrieb darüber „Die Insel Rhodus", einen Quartband mit 70 Originalradirungen (Braunschweig 1862). Dann begleitete er 1860 bis 1862 als Künstler die preußische Expedition nach Ostasien; zu dem amtlichen Werke über dieselbe lieferte er die historische Einleitung, den Text des Reiseberichtes und ca. 130 prachtvolle Zeichnungen und Aquarelle. Seit 1878 war er Direktor des von der Provinz Schlesien gegründeten Museums der bildenden Künste zu Breslau.

— Paulus Dahse, Bergingenieur, geboren 15. Oktober 1842 in Prenzlau, gestorben 29. August 1884 in Accra an der Goldküste. Anfangs Buchhändler, dann Seemann, stand er 1863 bis 1869 verschiedenen westafrikanischen Faktoreien des Bremer Hauses Victor vor, mußte dann aus Gesundheitsrücksichten nach Bremen zurückkehren, lebte 1870 bis 1877 in Kalifornien, Nevada und Vancouver, wo er sich praktische Kenntnisse im Bergbau erwarb, und reiste dann im Auftrage einer englischen Gesellschaft nach der Goldküste. Dort errichtete er 1879 in Tacquah ein Goldbergwerk; doch erkrankte er und mußte 1882 heimkehren. Damals schrieb er einen vortrefflichen Artikel über die Goldküste und arbeitete eine Karte derselben aus (Deutsche geogr. Blätter V, Heft 2), lieferte auch dem Oberbergdirektor von Gümbel in München das Material zu dessen „Beiträgen zur Geologie der Goldküste". Ende 1883 wieder nach Westafrika zurückgekehrt, erkrankte er infolge einer anstrengenden Reise und starb.

— E. Villegas, argentinischer General, starb Ende August oder Anfang September 1884 zu Paris. Er trat 1862 als Kadett bei der Artillerie ein und wurde schon zwölf Jahre später Obrist. Von 1879 bis 1882 befehligte er die Rio-Negro-Expedition gegen die Indianer, die er aus einem weiten Strich Landes zurücktrieb. Bis zum See Nachuelhuapi rekognoscirte und pacificirte er das nördliche Patagonien und entdeckte dabei den Paß Bariloche, welcher eine leichte Verbindung zwischen den Pampas und dem Stillen Oceane vermittelt, wieder.

— Gustavo Bianchi, italienischer Afrikareisender, aus Modena gebürtig und im dortigen Militärkollegium erzogen. 1879 bis 1880 reiste er mit Matteucci zusammen durch ganz Abessinien von Massaua bis an seine Südgrenze, den Blauen Nil. Seinen eigentlichen Zweck, den Reisenden Cecchi aus den Händen der Galla zu befreien, erreichte aber nicht er, sondern der Graf Antonelli. Anfangs 1883 begab er sich wieder nach der Landschaft Godscham im südlichen Abessinien, um dem Kaiser Johannes Geschenke zu überreichen und denselben für die Eröffnung einer Handelsstraße von der italienischen Kolonie Assab am Rothen Meere durch Abessinien nach den Gallaländern zu gewinnen. Der wiederholt unternommene Versuch Bianchi's, einen solchen direkten Weg vom abessinischen Hochlande nach Assab zu finden, endete mit seinem Tode. Das erste Mal gelangte er im Frühling 1884 von Sekot (am Fuße des abessinischen Hochlandes) etwa 70 km weit nach Osten; dort zwang ihn die Desertion seiner Träger und Führer zur Umkehr. Dann brach er am 10. Juli mit einer kleinen Karawane wiederum von Sekot auf, wurde aber, nur noch drei Tagereisen von der Küste des Rothen Meeres entfernt, zur Nachtzeit von den Danakil überfallen und erschlagen. Die That soll am 7., 8. oder 9. Oktober geschehen sein.

— Robert Avé-Lallemant, Arzt und Reisender, geboren 25. Juli 1812 in Lübeck, gestorben ebenda am 10. Oktober 1884. Er studirte in Berlin, Heidelberg und Paris Medicin und ließ sich Ende der dreißiger Jahre als Arzt in Rio Janeiro nieder, wo er Direktor des Gelbfieberspitals und Mitglied des obersten Gesundheitsrathes wurde. 1855 nach Deutschland zurückgekehrt, nahm er auf Humboldt's Empfehlung an der Novara-Expedition theil, trennte sich aber schon in Rio Janeiro von ihr und bereiste nun Brasilien. Seit 1859 prakticirte er wieder in Lübeck. 1869 befuhr er den Nil. Er schrieb namentlich „Reise durch Südbrasilien" (2 Bde. 1859) und „Reise durch Nordbrasilien" (2 Bde. 1860); „Humboldt's Aufenthalt in Paris" in der von Bruhns herausgegebenen wissenschaftlichen Biographie Alexander von Humboldt's, „Wanderungen durch Paris aus alter und neuer Zeit" (1877), ferner ein Epos, ein Drama und anderes mehr.

— Eugenio Balbi, Professor der Geographie in Pavia, geboren 6. Februar 1812 zu Florenz als Sohn des berühmten Geographen und Statistikers Adriano Balbi, gestorben 13. Oktober 1884 in Pavia. Er gab die „Scritti Geografici" seines Vaters heraus (1841/42, 5 Bände) und hat selbst mehrere Bücher (Gea, ossia la terra descritta in 7 Theilen und Saggio di geografia) verfaßt.

— J. Turnbull Thomson, Generalfeldmesser von Neuseeland, geboren in Glororum bei Bamborough in Northumberland (England) am 10. August 1821, gestorben 16. Oktober 1884 in Invercargill (Neuseeland). Sehr jung trat er als Ingenieur und Vermesser in die Dienste der Ostindischen Kompagnie und blieb darin 17 Jahre. 1856 ging er nach Neuseeland, um seinen Wohlstand in der Viehzucht zu verwerthen, nahm aber bald seine frühere Beschäftigung des Vermessens wieder auf, organisirte die Landesaufnahme von Otago und betheiligte sich bald persönlich daran. Namentlich verdankt man ihm und seinen Assistenten die Karte der „Lake Districts" und der Kronländereien, für deren rasche Besiedelung seine Arbeiten die sichere Grundlage bildeten. Als 1876 die Provinzialeintheilung abgeschafft wurde, erhielt er vom Generalgouvernement den Auftrag, alle bestehenden Surveys der Provinzen in ein einziges In-

stitut zu verschmelzen. 1879 zog er sich in das Privatleben zurück. Er schrieb zwei Bände „Life in the Far East“, verschiedene Bücher über sociale und ökonomische Themata und viele Abhandlungen in die „Transactions“ des New Zealand Institute.

— Carlo Guarmani, italienischer Reisender, geboren in Livorno 11. December 1828, gestorben in Genua am 23. Oktober 1884. Als Direktor der französischen Post in Jerusalem führte er im Auftrage Napoleon's III., besonders um Pferde zu kaufen, 1864 von Jerusalem eine Reise nach dem Dschebel Schammar aus, ein Unternehmen, das vor ihm nur Wallin und Palgrave geglückt war, und das erst in den letzten Jahren mehrfach wiederholt worden ist. Er schrieb unter anderem „Sedici anni di studi in Siria, Palestina, Egitto e nei deserti d'Arabia“ (Bologna 1861); „Il Neged Settentrionale“ (Jerusalem 1866); das Tagebuch seiner Reise erschien auch deutsch (Zeitschr. f. allgem. Erdkunde, März 1865) und französisch (Pariser Bulletin de la Soc. de Géogr. September—November 1865).

— Alfred Brehm, Zoologe, geboren 2. Februar 1829 in Renthendorf in Thüringen, gestorben ebenda am 11. November 1884. Im 18. Lebensjahre (Juli 1847) trat er seine erste Reise nach Afrika an, die bis Mai 1852 dauerte. Dann erst begann er in Jena und Wien zu studiren und veröffentlichte gleichzeitig sein erstes Buch, die „Reiseskizzen aus Nordostafrika“ (1853). Zum Studium der Vögel bereiste er 1856 Spanien, 1860 Norwegen und Lappland und schrieb 1861 „Das Leben der Vögel“. 1862 begleitete er den Herzog von Koburg-Gotha in die Bogosländer und schrieb darüber „Ergebnisse einer Reise nach Habesch“ (1863). Dann leitete er 1863 bis 1867 den zoologischen Garten in Hamburg, rief dann das Berliner Aquarium mit ins Leben und verfaßte 1863 bis 1868 sein mustergültiges „Leben der Thiere“ (2. Aufl. in 10 Bänden seit 1874). Außerdem war er Mitarbeiter an „Die Thiere des Waldes“ und „Gefangene Vögel“. 1876 reiste er mit Finsch und Graf Waldburg-Zeil nach Westsibirien und Turkestan, 1877 mit dem österreichischen Kronprinzen nach Ungarn, 1879 nach Spanien. Große Erfolge erzielte er besonders durch seine populären Vorträge.

— Eduard Rüppell, der älteste aller Afrikareisenden, geboren 20. November 1794 zu Frankfurt a. M., gestorben 10. December 1884 ebendaselbst. Er besuchte das Gymnasium, mußte aber gegen seine Neigung Kaufmann werden, siedelte dann aus Gesundheitsrücksichten nach Italien über und unternahm 1817 eine neunmonatliche Reise nach Aegypten und dem peträischen Arabien zu mineralogischen Zwecken. Um sich zu größeren Reisen vorzubilden, studirte er 1818 bis 1821 in Pavia und übte sich in Genua in astronomischen Ortsbestimmungen. Zu Neujahr 1822 trat er seine erste große Reise durch das peträische Arabien, Nubien und Kordosan an, von welcher er erst im April 1828 zurückkehrte. Die zweite (1831 bis 1834) ging ebenfalls nach Peträa und den Küsten des Rothen Meeres, dann nach Abessinien. Die auf diesen Reisen gemachten Sammlungen an Naturalien bilden eine Hauptzierde des Senckenbergischen Museums in Frankfurt, die Münzen, Handschriften und Alterthümer kamen in die dortige Bibliothek. Außer zoologischen Werken veröffentlichte er namentlich „Reisen in Nubien, Kordosan und dem peträischen Arabien“ (Frankfurt 1829) und „Reise in Abessinien“ (ebenda 1838 bis 1840). Seine Namen verewigt die 1870 gegründete Rüppell-Stiftung, aus welcher wissenschaftliche Reisen unterstützt werden.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Ergebnisse des im Jahre 1881 vorgenommenen Census von Cypern sind jetzt als „Parliamentary Paper“ veröffentlicht worden. Da dies die erste Zählung war, welche nach europäischer Weise vorgenommen wurde, fürchtete man bei Ausführung derselben Schwierigkeiten, namentlich von Seiten der Mohammedaner. Der High Commissioner hatte daher bei Gelegenheit eines großen Empfanges im Jahre 1881 den Notabeln die Wünsche der Regierung und das bei Vornahme des Census zu befolgende Verfahren auseinandergesetzt und sie ersucht, im Interesse der Sache thätig zu sein, was auch geschah. Für die Kosten der Aufnahme wurden 1000 Pfd. St. ausgeworfen und die Zählung 1881/82 vorgenommen, ohne daß Schwierigkeiten entstanden wären. Die Aufnahme umfaßte folgende Rubriken: 1) Name und Zuname. 2) Beziehung zum Familienhaupt. 3) Verheirathet oder nicht. 4) Geschlecht. 5) Alter. 6) Religion. 7) Muttersprache. 8) Geburtsort. 9) Geschäft. 10) Gebrechen (Taubheit, Stummheit, Blindheit, gestörtes Geistesvermögen oder Aussatz). Die Hauptergebnisse der Zählung sind: Unter dem Inselarbesitz des englischen Reiches nimmt Cypern mit 186173 Einwohnern die sechste Stelle ein. Die Bevölkerung ist weniger dicht als in irgend einer Grafschaft Englands; sie beträgt nämlich 50 per Quadratmeile; im ganzen zählte man 46149 Häuser, so daß jedes im Durchschnitt von 4,24 Personen bewohnt wurde. Sechs Orte, Nicosia, Famagusta, Paphos, Limasol, Larnaca und Kerynia hatten über 2000 Einwohner, davon nur der erstgenannte über 10000 Seelen. Im ganzen zählte man 95015 Personen männlichen und 91158 weiblichen Geschlechts. Dieses Ueberwiegen des männlichen Geschlechtes weicht von dem Verhältnisse in Europa (mit Ausnahme Griechenlands und Bulgariens) ab; doch findet man dieselbe Erscheinung in allen asiatischen Ländern. Die Gründe dieser Erscheinung sind noch nicht aufgeklärt; doch macht man dafür das frühe Heirathen, den Mangel an Geburtshilfe, Entbehrungen und Anstrengungen bei der Feldarbeit und das Abtreiben der Leibesfrucht verantwortlich. Von 1000 Personen, welche geboren werden, erreichen 22 ein Alter von 75, 6 ein solches von 85 Jahren. Von der männlichen Bevölkerung über 15 Jahren waren beinahe 60 Proc. verheirathet, von den Frauen mehr als 60 Proc. Diese Zahlen sind um 1,5 resp. 4 Proc. höher als in England. Der Religion nach wurden ¾ Christen, ¼ Mohammedaner gezählt; erstere gehörten beinahe alle zur griechischen orthodoxen Kirche; dazu kamen ferner 179 Kopten, 2115 Römisch-Katholische, 715 Protestanten, 68 Juden, 15 Zigeuner, 1 Freidenker und 1 Unitarier. Der Sprache nach waren 42638 Türken und 140793 Griechen, nicht einmal je 1000 Araber und Engländer. 2238 Personen sind blind, 509 taubstumm, 504 geistig gestört, 87 mit der Lepra behaftet, von letzteren lebten 50 in einem Leprosengehöft bei Nicosia.

— Eben ist der erste Theil eines lange erwarteten Prachtkartenwerkes erschienen, das deutscher Wissenschaft und Technik zu hoher Ehre gereicht, das erste Heft von Ferdinand von Richthofen's Atlas von China (Berlin, 1885. D. Reimer), auf sechs Blättern (in 1 : 750000) den größten Theil der Provinzen Schan-tung, Sching-king und Tschi-li umfassend, also den Nordosten des eigentlichen China. Jedes der Blätter, das ein größeres Areal als das König-

reich Bayern umfaßt, ist in doppelter Ausführung, einmal als Gebirgskarte, das andere Mal mit geologischem Kolorite, vorhanden, und die Einleitung von Prof. von Richthofen gewährt auch dem Laien einen Einblick in die Schwierigkeiten, unter denen eine derartige Originalkarte zu stande kommt. Wenn auch die vorliegenden 6 Blätter, denen noch 21 weitere folgen werden, vornehmlich für wissenschaftliche Kreise bestimmt sind, so wird doch vielleicht eines davon, die Umgebung Pekings, bald ein großes praktisches Interesse gewinnen und alsdann weite Verbreitung und Benutzung finden. Möge man sich dann auch daran erinnern, daß es hauptsächlich deutsche Wissenschaft und deutscher Fleiß waren, die das ferne Land der Kenntniß der Mitwelt näher gerückt haben.

Afrika.

— In der Dampfer-Subventions-Kommission des Deutschen Reichstages machte am 19. Januar Geh. Rath Rösing folgende statistische Angaben über den Handel mit Afrika. Es wurden 1883 exportirt 491930 Doppelcentner im Werthe von 31716000 Mk., davon nichtdeutsche Waaren 31000 Doppelcentner im Werthe von 415000 Mk., wobei die indirekte Ausfuhr über London nicht mitgerechnet ist. Die Hauptartikel sind: Spirituosen für 12 Millionen (!), Nahrungsmittel 1800000, Schießpulver 4500000, Baumwollgewebe 2086000, feine Eisenwaaren und Gewehre 2721000, grobe Eisenwaaren 1087000, Bier 836000, Tabak 723000 Mk., außerdem Lichte, Seifen, Parfümerien, Zündwaaren, Wollenzeuge u. s. w. Die Einfuhr betrug 1883: 470106 Doppelcentner im Werthe von 27501000 Mk.; die Hauptartikel waren Palmkerne für 8979000 Mk., Palmöl für 3350000, Kautschuk für 1098000 und Elefantenzähne für 506000 Mk.

— Seit kurzem wird in King William's Town eine theilweise in der englischen, theilweise in der Kaffernsprache gedruckte Zeitung herausgegeben, welche, wenn sie gut geleitet wird, gewiß günstigen Einfluß auf die Kaffern üben und der öffentlichen Meinung dieses Volkes Gelegenheit zur Aeußerung geben wird. „Colonies and India", denen wir diese Notiz entnehmen, fügen den Wunsch hinzu, daß das neue Blatt nicht dem Beispiel so vieler indischer Blätter folgen möge, welche Zwietracht und Aufruhr unter ihren Lesern zu säen suchen, anstatt die Treue zu bestärken und die Industrie zu befördern. Eine Sammlung der in den englischen Besitzungen in verschiedenen Sprachen erscheinenden Blätter würde die große Anzahl der unter dem kaiserlichen Scepter vereinigten Rassen recht deutlich machen.

— Die deutsche Expedition unter Lieut. Schulze (s. oben S. 78) hat jetzt in Noki am unteren Kongo von der Association Internationale Land für eine Station und Magazine angekauft. Sie will nun, nachdem ihr erster Versuch weiter im Süden gescheitert ist, von dort aus in das Innere eindringen, und zwar zunächst über San Salvador und das Plateau von Zombo nach der Residenz des Muëne Puto Kasongo. Bis zum Plateau von Zombo ist das Land bereits von zwei Engländern, Lieut. Grandy und Missionar Comber erforscht, San Salvador hat Bastian besucht, den Muëne Puto Kasongo, den Fürsten des Majakalla-Volkes, aber Major von Mechow.

Inseln des Stillen Oceans.

— Nachdem sich die erste Aufregung, die in England und Australien wegen der deutschen Annexionen auf Neu-Guinea entstanden war, einigermaßen gelegt hat, dringt man jetzt auf eine schleunige Feststellung der Grenzen. Der Unterstaats-Sekretär für die Kolonien hatte nämlich in seiner Mittheilung über die englische Besitzergreifung auf der Südküste im Parlament am 24. Oktober 1884 gesagt, daß die Grenze nach dem Innern des Landes hin noch nicht angegeben werden könne, daß sie aber so weit ausgedehnt werden würde, wie die Umstände dies erforderten. Jetzt wird als Linie von strategischer Wichtigkeit ein Strich vorgeschlagen, der vom 141. Längengrade an unter ungefähr 6° 50′ südl. Br. (Colonies and India, dem wir dies entnehmen, hat 6° und 50″, was wohl ein Druckfehler ist) gerade nach Osten bis zur Rawlinson-Kette in der Nähe von Kap Cretin laufen soll. Diese Linie würde England den Besitz des ganzen südöstlichen Theils der Insel bis zum Hüonbusen sichern — allerdings aber, was man englischerseits nicht beifügt, die englische Grenze bis in die unmittelbare Nähe von Neu-Britannien vorschieben, welches mit seiner südlichen Spitze sich dem Kap Cretin ziemlich nähert. Der deutsche Besitz auf Neu-Guinea würde damit auf die Nordküste zwischen 141° und 147° 50′ östl. Länge beschränkt werden. — Obiger Vorschlag scheint bereits in Thatsachen umgesetzt worden zu sein; wenigstens meldete kürzlich ein Telegramm die englische Besitznahme der Inseln im Hüon-Golf, d. i. der Cretininseln, Solitary Island und Longuerue-Inseln.

Nordamerika.

— Die Proceedings der Royal Geogr. Soc. (Januar 1885) enthalten eine von einer Kartenskizze begleitete Mittheilung des Kapitän Willard-Glazier (U. S.) über die Mississippi-Quelle, eine Frage, welche die amerikanischen Geographen schon lange beschäftigt hat. 1881 organisirte und führte Glazier eine Expedition, um darüber Sicherheit zu erlangen. Er fuhr in Booten über Leech Lake und Itasca Lake, drang, begleitet von einem alten indianischen Führer, von letzterem nach Süden vor und entdeckte dort einen neuen See von ansehnlichen Abmessungen, der ohne Zweifel die wirkliche Quelle des Mississippi ist (47° 13′ 25″ nördl. Br.). Er muß wenigstens drei Fuß über dem Itascasee liegen, den man bisher als die Quelle betrachtet hatte. Demgemäß würde der Ursprung des Mississippi 1578 Fuß über dem Atlantischen Ocean liegen und seine Länge unter Anknüpfung an frühere Angaben 3184 Meilen betragen. Da der Strom in der abgelegenen und wenig besuchten Gegend zwischen Leech Lake und Red River entspringt, einen vollen Grad südlich vom Turtle Lake, der lange Zeit als Quelle galt, so werden seine beiden Quellarme vom Pelzhandel nicht berührt, und das ist der Grund, warum die wahre Quelle so lange Zeit unentdeckt geblieben ist.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVII. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Brügge.

(Nach dem Französischen des M. Camille Lemonnier.)

IV. (Schluß.)

Brügge ist weniger eine Stadt der Märkte und Hauptstraßen, als vielmehr der stillen Winkel, die sich hinter alten Mauern verstecken, der unbekannten einsamen Stellen, über denen die Melancholie der Vergangenheit ruht, der gewundenen Gäßchen, die am Wasser enden, der Quartiere, so stumm wie Klöster, und der langen dunkeln überwölbten Gänge, die zu ungepflegten Gärten führen. An solchen Stellen lernt man den Reiz und die resignirte Traurigkeit seiner wahren Physiognomie kennen; anderswo, in den großen Straßen, der Rue des Pierres, welche bei dem Calvarienberge und den Gräbern der Salvatorkirche vorbeiführt, und der Rue Flamande, die einen so prächtigen Blick auf den Belfried gewährt, wiegt das öffentliche Leben vor. Dort drängen sich die Leute, besuchen die Läden, verweilen vor den Schaufenstern und entfalten in Kleidern und Worten ihre nichtige Eitelkeit. Die ganze Thätigkeit des Handels und Geschäfts concentrirt sich übrigens in diesen beiden Straßen, die eigentlich nur eine bilden; das verleiht ihnen auch einen Anschein von Leben und Wohlergehen, während sich doch hinter der reichen Anordnung und dem Aufputze der Magazine, welche nichts Vlämisches an sich haben, sondern deutlich den Einfluß von Paris und Brüssel erkennen lassen, in Wirklichkeit nur die Armseligkeit eines schläferigen Geschäftes verbirgt. Und wenige Schritte seitwärts tritt die Einsamkeit wieder in ihre Rechte; von jenen beiden Hauptstraßen zweigt sich eine Menge kleiner Gassen ab, wo das kleine Handwerk und Gewerbe in niedrigen dunkeln Räumen vegetirt und den Eindruck erweckt, als ob es nicht leben und nicht sterben könnte. Aber in diesen Gassen und Gäßchen und namentlich längs der Kanäle und Wasserläufe finden sich interessante Häuser, oft wahre Meisterstücke der Architektur, welche auch nur aufzuzählen zu weit führen würde. So in der Rue Espagnole ein finsteres Gebäude, die „Nigra Casa“, welche das Volk noch immer la Case nennt, und die einst Sitz der Inquisition war. Unweit davon kann sich eine schmale winkelige Gasse, die den feinen Namen Rue Queue-de-Vache (Kuhschwanz-Straße) führt, vier merkwürdiger Häuser aus dem Ende des 14. Jahrhunderts rühmen. Ganze Straßen haben sich ihren mittelalterlichen Charakter bis heute gewahrt, und viele der Häuser mögen sich auf jenem denkwürdigen Plane finden, auf welchem der Maler Marc Gheraerts sämmtliche Gebäude der Stadt mit unendlicher Mühe und Ausdauer in winzigen Silhouetten abgebildet hat und der auf dem Rathhause aufbewahrt wird.

Eine andere Stelle, welche Erinnerungen an frühere stolze Zeiten weckt, ist am Kanal du Miroir jener Platz, auf welchem sich seit kurzem eine Bildsäule Johann's van Eyck erhebt, und der auch seitdem den Namen dieses Malerfürsten trägt, früher aber Akademieplatz hieß nach dem Akademiegebäude, in welchem sich das Museum mit seinen Schätzen altflandrischer Kunstübung befindet, und noch früher Platz der Osterlinge; dieser Akademie, die ursprünglich eine um die Mitte des 14. Jahrhunderts erbaute Bürgerhalle gewesen ist, gegenüber lag nämlich das 1478 erbaute und im vorigen Jahrhundert abgerissene stattliche Haus der

Osterlinge, d. h. der hanseatischen Kaufleute, von welchem sich eine Abbildung im Kölner Stadtarchive erhalten hat.

Ein vielbesuchter Ort ist die kleine Jerusalemer Kirche, ein einfacher, spätgothischer Bau aus dem 15. Jahrhundert, dessen Stifter Jakob Adournes, Herr von Niewenhove, Nieuvliet, Ynve u. s. w., der Legende zufolge dreimal nach dem heiligen Lande gepilgert sein soll, da er beschlossen hatte, einen Tempel nach dem Muster des heiligen Grabes in Jerusalem zu errichten und die beiden ersten Male die genaue Vorstellung von dessen Aussehen vergessen hatte. Ein niedriger Gang, den man auf Händen und Füßen kriechend passiren muß, führt zu dem Grabesraume, in

Die Rue Flamande. (Nach einer Photographie.)

welchem die Frömmigkeit der Leute den ganzen Tag über von morgens bis abends eine doppelte Reihe von Lichtern brennend erhält, und wo man stets Frauengestalten in weiten Mänteln knieend lange Zeit beten sieht. Ueberhaupt widmen die Brügger, Frauen sowohl als auch Männer, einen ziemlichen Theil ihrer Zeit dem Kirchenbesuche. Der Handwerker, welcher anderswo zerstreut an den katholischen Kirchen vorbeigeht, tritt hier in Brügge einen Augenblick ein und kniet zwischen den zahlreichen Anwesenden nieder, um sein Gebet zu sprechen. Das mühsame Leben in dieser Stadt, wo es mehr Armuth und Elend giebt als in jeder anderen, das Scheitern so vieler irdischer Hoffnungen treibt

die Menschen in die Kirchen, um geistlichen und moralischen Trost zu suchen, den Arbeit und Nachdenken ihnen nicht vermitteln kann. Zu dieser Stimmung passen auch die Kirchen selbst, die weit, finster und feucht sind, ohne jene Freudigkeit, welche diejenigen zu Antwerpen, Gent und Brüssel auszeichnet. So besitzt die Salvatorkirche (Saint Sauveur) ein geräumiges, strenges, schmuckloses Schiff und ist von einer feuchten, eisigen Luft erfüllt, die aus dem Souterrain emporsteigt; diese Grabesluft und der überall an den Wänden angebrachte schwarze Marmor lassen dies Gotteshaus wie einen riesigen Katafalk erscheinen, ein Gefühl, das sich selbst in Notre-Dame aufdrängt, welche doch durch ihre tiefen Bogen mehr Licht empfängt und, wie die meisten großen katholischen Kirchen Flanderns, an Gemälden und Bildhauerarbeiten so reich ist, daß fast eine jede der zahlreichen Kapellen für sich allein ein Museum darstellt. In Notre-Dame giebt es von Erasmus Quellyn, Peter Pourbus, van Oost dem Aelteren, Bernhard van Orley, Gerhard Zeghens, Antonius Claeissens, Craeyer und Johann Mostaert eine ganze Reihe von Bildern, blutende Christusgestalten, büßende Magdalenen und schöne Jungfrauen mit dem Kinde. Aber alle diese Malereien erbleichen vor dem stolzen Besitze eines Werkes Michel Angelo's, einer Jungfrau aus weißem Marmor in der Kapelle des heiligen Sakramentes. Lange wurde die Echtheit des Werkes bestritten, obwohl nach einer Urkunde des Archives der Kirche ein Brügger Kaufmann, Johann Mouscroen, im Jahre 1514 dem Michel Angelo hundert Dukaten dafür bezahlt hatte. Bei der Säkularfeier Rafael's hat dann ein akademisches Collegium die Authenticität des Bildwerkes bestätigt, das auch ohne dieses Zeugniß auf jeden Beschauer einen tiefen Eindruck hervorbringt.

Diese Maria ist dabei nicht das einzige Wunder in dieser an Kunstwerken so überreichen Kirche: in einer Seitenkapelle stehen sich zwei unvergleichliche Grabdenkmäler gegenüber, die fürstlichen Staub bedecken, auf der einen Seite das Karl's des Kühnen, Herzogs von Burgund, der 1477 bei Nancy fiel, und auf der anderen das seiner Tochter Maria, welche den Erzherzog Maximilian von Oesterreich,

Der Quai du Miroir. (Nach einer Photographie.)

den späteren Kaiser, heirathete. Der Herzog und die Prinzessin sind liegend dargestellt, die Hände in Brusthöhe zusammengelegt und die Krone auf dem Haupte, sie in einem bis über die Füße herabfallenden, faltenreichen Gewande, er in einer reichen Prachtrüstung; die Seiten der Sarkophage sind mit bronzenen Ranken und Blättern und mit Wappenschildern in Email überdeckt. Gute Objekte für den, der über die Eitelkeit dieser Welt nachsinnen will, diese dahingegangenen beiden Majestäten, deren äußere Gestalt die geschickte Hand eines großen Ciseleurs der Nachwelt überliefert hat, während alles, was sie durch das Leben begleitete, und selbst das erlauchte Haus, dem sie beide entsprossen sind, vergangen und wie vom Winde verweht ist. Die ganze Macht der Herzoge von Burgund, die in Karl dem Kühnen ihren Gipfelpunkt erreichte, ruht jetzt mit unter diesem Grabmale. Wie Ironie auf diese verschwundene Herrlichkeit sieht es aus, daß über den Chorstühlen neunundzwanzig Wappenschilder von Rittern des Goldenen Vließes aufgehängt sind, welche in dieser selben Liebfrauenkirche dem Ordenskapitel beigewohnt hatten. Der jetzt von Oesterreich und Spanien neben einander verliehene Orden ist bekanntlich eine Stiftung des Vaters Karl's des Kühnen, des Herzogs Philipp III., des Guten, welche derselbe am 10. Januar 1429, dem Tage seiner Vermählung mit seiner dritten Gattin, Isabella von Portugal, zu Brügge machte, „zum Lob und Ruhm des Erlösers, der Jungfrau Maria und des heiligen Andreas, wie zum Schutz und zur Förderung des christlichen Glaubens und der heiligen Kirche, zur Tugend und Vermehrung guter Sitte". Diese Statuten haben Spanien nicht gehindert, das Vließ neuerdings an protestantische und selbst mohammedanische Persönlichkeiten zu verleihen; dafür hat aber Oesterreich auch niemals den spanischen Zweig des Ordens anerkannt.

Und nun zum Abschiede von Brügge noch einmal die Spitze des Belfrieds erstiegen und Umschau gehalten über die altehrwürdige Stadt und ihre Umgebung, die flach wie ein Tisch sich ringsum ausbreitet. Nach Norden hin, dem Oceane zu, erblickt man dort zwei einzelne hohe Thürme, in etwa 6 km Entfernung den von Damme, und weiterhin, mehr links, den von Lisseweghe. Sie allein sind auf-

recht stehen geblieben, während alles übrige Menschenwerk zu ihren Füßen, das einst durch Brügges Blüthe ins Leben gerufen worden war, mit derselben zugleich vergangen ist. Eine ganze Reihe von Ortschaften, Mare, Vive, Sint Cruus, Wendumne, Assebrouck, wurden damals blühend und wohlhabend, indem sie an dem reichen Handel von Brügge theilnahmen, und sind heute nichts als arme vergessene Dörfer; aber gegen keine ist das Geschick härter gewesen, als gegen Damme, das geradezu in das Nichts zurückgesunken ist. Es besteht nur noch aus einer einzigen Straße mitten zwischen lauter Feldern, einem kleinen Kirchhofe und dem verwüsteten Thurme der Notre-Dame-Kirche. Gras wächst zwischen den Steinen der Straße, über welche des Morgens ein kleiner Hirt einige Kühe treibt; ist derselbe in der Ferne verschwunden, so unterbricht höchstens hin und wieder ein Hahnenschrei die tiefe Stille, welche sich

Die Salvatorkirche (Saint Sauveur) in Brügge. (Nach einer Photographie.)

auf den Ort herabsenkt, wo im 13. Jahrhundert und später zahllose Schiffsladungen von französischem Weine, polnischem Kupfer, englischen Erzen, ungarischen Fellen und orientalischen Seidenwaaren ausgeladen wurden, wo Philipp August 1700 Schiffe gegen die Flamänder und Engländer versammelte. Damals besaß Damme reiche Privilegien, Komptore der Hansa und der Lombarden, Kanäle nach Brügge und Gent, ein eigenes Seerecht und seinen Meerhafen, der es zu einem begehrten Besitze für alle Fürsten ringsum machte. Wie soll man sich aus dem dürftigen Ueberreste der ursprünglichen Hallen, den Spitzbogen an einigen Häusern des Marktplatzes und dem finsteren Thurme von Notre-Dame ein Bild machen von dem einstigen Hin und Her zwischen Brügge und Damme, den Lastzügen, den mit Schiffen zu je 20 Tonnen bedeckten Kanälen, den reichen Wohnhäusern, den mit Waaren vollgepfropften Speichern, den Banken, Versicherungsbureaux und all den zahlreichen Geschäften und Handwerken, welche sich, seien sie offen und

ehrlich oder heimlich und verabscheuenswerth, stets nach den Brennpunkten des Verkehrs hinziehen.

Hier wurden am 3. Juli 1468 zwischen 5 und 6 Uhr morgens im Refectorium des Hauses des Bürgermeisters

Grabmal Karl's des Kühnen. (Nach einer Photographie.)

Karl der Kühne und Margarethe von York vom Bischofe von Salisbury getraut und hielten dann längs des schiffbaren Zwijn, über welchen man heute hinüberspringen kann, in prächtigen Paradewagen und von reichgekleideten Edel-

Grabmal der Marie von Burgund. (Nach einer Photographie.)

leuten begleitet ihren fröhlichen Einzug in das reichgeschmückte Brügge.

Wenige Jahre später begann der Hafen von Damme rasch zu versanden, und damit sank ihr Glück unwiederbringlich dahin. Auch die Bemühungen Albert's und Isabella's, welche 1617 die verfallenen Stadtmauern wieder

aufrichteten, halfen dem Orte nichts. Was sich aus alter Zeit erhalten hat, ist, wie gesagt, wenig genug; hervorzuheben sind die Hallen, ein hübsches Gebäude aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, in Gestalt eines Rechtecks aufgeführt. Auf dem kleinen Marktplatze davor steht eine Bildsäule des „vlämischen Ennius“, des gegen Ende des 13. Jahrhunderts

Aussicht auf Brügge vom Belfried.

dort gestorbenen gelehrten und boshaften Jakob de Coster van Maerlant, angeblich einstigen Stadtschreibers von Damme, in geistlicher Tracht. Vor etwa einem halben Jahrhundert befand sich noch sein Grabstein im Chore von

Die Kirche von Damme.

Notre-Dame, auf welchem er dargestellt war mit einer Brille auf der Nase und auf einer Tafel schreibend, neben ihm eine Eule. Darin hatte dann das Volk, welches die Tafel für einen Spiegel hielt, den Till Eulenspiegel, der 1350 zu Mölln an der Pest starb und dort begraben liegt, zu erkennen geglaubt, und erst als der Grabstein verschwand,

konnte van Maerlant wieder in seine Rechte treten und seinen ewigen Schlaf weiterschlafen.

Die neuerdings in ein Rathhaus verwandelten Hallen sind nur noch ein schwacher Abglanz von dem, was sie früher waren, und gehen, wenn nicht bald Hilfe kommt, durch den Einfluß des Wetters und der Zeit und die Nachlässigkeit der Menschen ihrem gänzlichen Verfalle entgegen. Im Inneren hat sich noch einiges aus alter Zeit erhalten, namentlich zwei ziemlich geräumige Zimmer, deren eines noch heute dem Gemeindevorstande bei seinen Sitzungen dient, während in dem anderen Truhen, Bänke und Brennholz aufgestapelt sind; ferner ein Kamin mit einem skulpirten Friese aus dem 15. Jahrhundert, mächtigen Feuerböcken mit bärtigen Masken und einer 2 m langen Feuerzange, sowie mit Wappen und Bildwerken verzierte Balkenköpfe, bei denen die im Mittelalter häufig sich findende Vermischung des Heiligsten mit dem Profanen in derber Weise austritt: neben König David mit der Harfe, der Jungfrau mit dem Kinde und einem Propheten sieht man einen knienden Mann, der einer Sau unter den Schwanz bläst!

Notre-Dame ist jetzt nur noch ein Stück von einer Kirche; zwischen dem Thurme, welchem die Spitze fehlt, und dem gegenüberliegenden Abschnitte des dreischiffigen Langhauses, welches jetzt für den Gottesdienst eingerichtet ist, fehlt ein gewaltiges Stück des Gebäudes, breit genug, daß ein Fluß zwischen Thurm und Kirche hindurchfließen könnte; es ist gleichsam ein Theil des Ganzen herausgeschnitten worden. Aber weithin in der Ebene sichtbar ragt der viereckige Thurmpfeiler auf, das einzige Große, was von Damme übrig geblieben ist.

Städtegründung im nordamerikanischen Westen.

Von A. Sartorius Freiherrn von Waltershausen.

III.

Als Ausnahme von dem für Amerikas Städtegründung gültigen Satz, daß diese durchweg nach wirthschaftlichen Gesichtspunkten erfolgt — mögen nun die Naturschätze, die Verkehrsmittel oder die geeignete Lage die nächste Veranlassung dazu bieten —, könnte man die Mormonenansiedelung am großen Salzsee bezeichnen. Denn daß Brigham Young seine Getreuen in eine baum- und wasserlose Steinwüste führte und sie dort in der trostlosen Einöde sich niederlassen hieß, möchte man kaum geneigt sein, eine zweckmäßige Handlung eines auf das ökonomische Wohl seiner Glaubensgenossen bedachten Mannes zu nennen. Man könnte vielmehr der oft ausgesprochenen Behauptung zustimmen, daß der Moses der Mormonen die Absicht gehabt habe, die Seinigen fern von dem Treiben des amerikanischen Geschäftslebens, dem harten Kampfe des Daseins zu unterwerfen, Reichthum und raffinirten Lebensgenuß von ihnen fern zu halten, um sie desto fester an die religiösen Vorschriften der Sekte zu binden. Aber Brigham Young war kein asketischer Fanatiker, sondern ein praktischer Amerikaner, und dazu ein Mann von ungewöhnlichem, weitreichendem Organisationstalent und Scharfblick. Er wußte recht gut, daß in seinem Vaterlande Geld noch in höherem Maße Macht als anderswo bedeutet, und daß keine religiöse Vereinigung dauernd ohne weltliche Machtmittel bestehen kann. Das Territorium Utah entsprach seinen Zwecken sehr wohl. Es lag damals fern von dem amerikanischen Leben und war zudem noch mexikanisch, so daß sich die Glaubensgemeinschaft dort ungenirt entfalten konnte, hatte aber zugleich günstige natürliche Vorbedingungen, die zwar verborgen waren und deren Ausnutzung viel Arbeit kostete, die sicherlich aber auch einen ganz besonderen Ertrag in Aussicht stellten. Heute sind die Mormonen im allgemeinen nicht bloß wohlhabend, sondern viele sind reich zu nennen, und Millionäre giebt es in Zion ebensogut, als in New York und San Francisco. Auch Brigham Young wurde zu ihnen gerechnet. Als dieser merkwürdige Mann im Jahre 1847 mit seinen 42 Genossen an dem Ufer des großen Salzsees anlangte, da mochten die meisten wohl zunächst nicht begreifen, wie in einer solchen Wüste, die mit den sogenannten Alkalifeldern, auf denen keine Pflanze gedeiht, durchzogen, und die an besseren Stellen nur von einem kümmerlichen Graswuchse und dem graugrünen Sagebusch dürftig bedeckt war, eine neue Heimath und das verheißene Paradies zu finden sein werde. Und doch war hier gerade die geeignetste Stelle zum Anbau, wenn überhaupt ein abgelegener Ort in der Wüste genommen werden sollte, weil vom Gebirge und vom Jordanfluß in Kanälen Wasser herbeigeleitet werden konnte, weil die naheliegende Kette der Wahsatch Mountains gegen die von Osten her drohenden Präriestürme einen leidlichen Schutz gewährte, weil der Boden an natürlichem Reichthum genug bot, wenn seine unfruchtbare Salz- und Alkalihülle entfernt war, und weil die naheliegenden Gebirge reiche Metallschätze bargen, welche direkt durch Ausbeutung, oder indirekt, wenn Bergleute als Käufer mormonischer landwirthschaftlicher Produkte auftreten würden, als werthvolle Zugabe zu betrachten waren.

Daß der geniale Führer der Sekte sich in seinen Berechnungen nicht getäuscht hat, wird jeder bezeugen, der die herrliche Oase Salt Lake City besucht hat. Ermüdet von dem ewigen Einerlei der nackten Felsen und der grauen Staubeinöden des unerträglich heißen Nevada oder des östlichen Wyoming blickt das Auge des Reisenden freudig auf die im frischen Grün prangenden Gärten der Stadt und auf die wogenden Weizenfelder, welche sich bis zum Utahsee hin ausdehnen. Es ist freilich noch immer recht warm hier, denn der kontinentale Sommer verleugnet sich nicht, aber die Luft ist doch nicht von der furchtbaren Trockenheit und die Winde sind nicht mit dem alles durchdringenden feinen Wüstenstaube geschwängert, welcher den Aufenthalt in den amerikanischen Steppen auf die Dauer dem weißen Manne unmöglich macht. Die Mormonen selbst behaupten, daß sie durch die Bewässerung des Bodens und durch die reichlichen Baumanpflanzungen das Klima ihrer Ansiedelung erheblich verbessert haben, was in der That jedem zunächst begreiflich erscheint, der eben dem Gluthofen des Pacificbahnzuges entronnen ist. Doch darf man nicht vergessen, daß das nahe, immer mit Schnee bedeckte Hochgebirge und die Verdunstung der Seen das ihrige zu der Temperirung der

Wärme beigetragen haben, was freilich nicht genügt hat, um den Obstgärten, den Gemüsebeeten und den Mais- und Weizenfeldern ausreichende Lebensbedingungen zu verschaffen. Ich wollte nur auf die eigenartige Lage der Mormonenniederlassung aufmerksam machen und den Leser nicht den übereilten Schluß ziehen lassen, daß die gesammte amerikanische Wüste zwischen dem Felsengebirge und der Sierra unter gleichen Anstrengungen, wie sie von den „Heiligen des jüngsten Tages" gemacht worden sind, sich kultiviren lasse. Bei den Fortschritten unserer heutigen Technik wäre es vermessen zu sagen, daß ein Anbau dort unter keinen Umständen ausführbar sei, wie diejenigen Reiseschriftsteller zu beweisen suchen, welche in der Konkurrenz amerikanischer Brotstoffe keine dauernde Gefahr für die europäische Landwirthschaft erblicken. Ebenso verkehrt ist aber auch das Urtheil derer, welche in dem Mitbewerb Amerikas auf europäischen Märkten ein nicht zu verscheuchendes Mißgeschick sehen und sich zu dem Behufe auf die ansehnliche Summe von Quadratmeilen wüsten Regierungslandes verlassen, welche dem Pfluge noch unterworfen werden können. Ich vermuthe, daß der Anbau in den westlichen Steppen immer schwerer werden wird, je weiter er sich ausdehnt. Die Kanalanlage wird theurer, je weiter das Hochgebirge von dem Orte der Ansiedelung entfernt ist, und ob schließlich das Wasser an Masse ausreicht, ist auch noch die Frage. Mit artesischen Brunnen kann man wohl für den Hausgebrauch und vielleicht für die Besprengung des Gartens genügend Wasser beschaffen, aber die Kosten, um die Felder damit zu berieseln, werden von den für längere Zeiten vermuthlich niedrigen Getreidepreisen nicht gedeckt werden können. Dann ist nicht zu vergessen, daß die Wüstenstürme, die Tornados und die Blizzards an Intensivität zunehmen, je weiter man sich von den schützenden Bergketten entfernt. Und schließlich zeigt ein Blick auf die Karte, daß die Vertheilung der Seen auf dem großen Hochplateau der Rocky Mountains sehr ungleich ist. Während das westliche Utah, in dem die Mormonen wohnen, damit versehen ist, sind das westliche Neu-Mexiko und Arizona gänzlich davon entblößt, Süd-Nevada und Idaho nur spärlich damit bedacht.

IV.

Die für ökonomische Zwecke besonders geeignete geographische Situation tritt bei den Häfen und Flüssen recht deutlich hervor. Daß Boston, New York, Philadelphia, Charleston, Savannah, Galveston, San Francisco große Handelsstädte geworden sind, ist leicht verständlich. Ebenso, daß Toronto und Hamilton an den westlichen Punkten des Ontariosees, Buffalo an der Ost-, Cleveland an der Süd- und Toledo an der Westspitze des Eriesees eine großartige Entwickelung aufzuweisen haben. So hat auch Duluth am Oberen See eine Zukunft. Die naturgesetzliche Bedeutung von St. Louis ersieht man aus dem nahen Zusammenfluß der beiden größten Ströme der Vereinigten Staaten, des Mississippi und des Missouri; Kansas City liegt an dem Vereinigungspunkte des letzteren Flusses mit dem Kansas River, Cairo an der Mündung des Ohio in den ersteren. Von besonderem Interesse ist die Lage der Stadt Chicago, deren kurze Geschichte für das rasche Wachsthum amerikanischer Städte ein ganz besonders frappirendes Beispiel ist.

Die ersten weißen Besucher der Gegend, in welcher die heutige Riesenstadt gebaut ist, waren die Franzosen Joilet und Marquette, deren Reise in das Jahr 1673 fällt. Aber erst im Jahre 1804 fand die erste Niederlassung mit der Gründung des Forts Dearborn statt, welches lange Zeit hindurch als das am weitesten nach dem Westen vorgeschobene galt. 1812 brannten es die Indianer nieder, 1816 ward es stattlich und neu wieder erbaut, 1837 verlassen und 1856 abgetragen. Heute zeigt eine an einem Hause der frequentesten Geschäftsgegend befestigte Erinnerungstafel den Ursprungsort der Metropole des Westens. Neben der militärischen Station wurde von unserem berühmten Landsmann Johann Jakob Astor eine kleine Handelskolonie angelegt, deren erste muthige Verwalter dem Ueberfall der Präriesöhne zwar erlagen, die aber dann, wieder hergestellt, einen ergiebigen Tauschhandel mit Trappern und Eingeborenen betrieb. Im Frühling des Jahres 1831 bestand die Ansiedelung aus nur zehn weißen Familien; drei hielten Tavernen, die übrigen ernährten sich durch Handel mit den Indianerstämmen der Pattawatomies, Ottawas und Chippewas. In demselben Jahre kam das erste Schiff nach Chicago, ein Schooner mit Lebensmitteln für die Garnison des Forts, der, da es zu jener Zeit noch keinen ausgebauten Hafen gab, eine halbe Meile vom Ufer Anker warf[1]). Bald darauf fing die Bevölkerungszahl der Stadt an zu wachsen. Der ausgebrochene Indianerkrieg veranlaßte die in der Umgegend wohnenden Farmer, unter den Kanonen des Forts dauernd Schutz zu suchen, und außerdem führte das 1832 im ganzen Lande grassirende „westliche Fieber" viele Ansiedler herbei, welche die vortheilhafte Lage des Dörfleins erkannt hatten. Im Herbste schlachtete ein dortiger Unternehmer bereits 200 Stück Rindvieh und 350 Schweine, welche er aus dem Wabaschthale hatte kommen lassen — und dies war der Anfang des enormen Fleischhandels, welcher heute im internationalen Verkehr eine so hervorragende Bedeutung hat und mit Millionen von Thieren rechnet. Im Jahre 1833 lebten in dem damaligen Dorfe 550 Einwohner, von denen wohl manche nicht naturalisirte Canadier gewesen sein mögen, denn es wurden, wie wir aus erhaltenen Wahllisten ersehen können, bei einer Countywahl in jener Zeit nur 29 Stimmen abgegeben. Die Zahl der Gebäude betrug 175 und die Gesammtfläche des Dorfes belief sich auf 560 Acker oder $^7/_8$ einer englischen Quadratmeile, während die heutige Stadt ein Areal von etwa 36 Quadratmeilen mit 600000 Einwohnern umspannt. Dabei sind die Vorstädte, welche sich unmittelbar an die Stadtgrenzen anschließen, Hyde Park mit 60000, Lake mit 40000 und Lake View mit 25000 Einwohnern, nicht mit in Rechnung gezogen. Der wirkliche Werth alles Eigenthums in Chicago wurde damals auf 60000 Dollars geschätzt, zum Zwecke der Besteuerung auf 19560 Dollars. Die gesammte Jahressteuer belief sich auf 48 Dollars und 90 Cents. „Heute", schreibt die Illinois Staatszeitung, „wird der wirkliche Werth des Eigenthums mit 1500000000 Dollars eher zu niedrig als zu hoch angegeben sein; die Schätzung zum Zwecke der Besteuerung beträgt freilich nicht ein Drittel, sondern ein Zehntel des wirklichen Werthes. Es gab also vor fünfzig Jahren ehrlichere Steuereinschätzer und wohl auch willigere Steuerzahler als heute."

Im folgenden Jahre zeigte die Wahlliste des Township 111 Namen. Mit Hinblick auf die heutige drückende Schuldenlast erzählen sich die Chicagoer gern, daß 1834 die erste öffentliche Schuld für Anlage und Verbesserung der Straßen im Betrage von 60 Dollars kontrahirt wurde. Damals erließ der Gemeinderath eine Bekanntmachung, welche von der Geldnoth der Bevölkerung ein Zeugniß ablegt. „Die Gemeindevorsteher" — so lautet das merkwürdige Aktenstück — „thun kund und zu wissen, daß sie sich für keinen Schaden verantwortlich halten, der irgend

[1]) Atlantische Studien von Deutschen in Amerika, 1855, Bd. 8, S. 54 ff.

Jemand bei Passirung der Brücken über den Chicagofluß erwachsen könnte, da solche sich notorischer Weise in baufälligem und lebensgefährlichem Zustande befinden, der Gemeindevorstand aber keine Mittel zur Bestreitung der Reparatur besitzt." Am 4. März 1837 ward das Dorf zu einer Stadt erklärt, und der bei dieser Gelegenheit veranstaltete Census fand 4179 Einwohner, 398 Wohnhäuser, 29 Apotheken, 4 Magazine, 19 Getreide- und Viktualiengeschäfte, 10 Gasthäuser und Schenken, 28 Groceries und 5 Kirchen. Seit jener Zeit wurden regelmäßig jährlich Volkszählungen vorgenommen, deren Resultate ich hier im kurzen wiedergebe:

1840 : 4 470	Einwohner	1860 : 109 263	Einwohner
1845 : 12 088	"	1865 : 187 446	"
1850 : 28 269	"	1870 : 298 977	"
1855 : 80 023	"	1880 : 503 053	"

Von 1837 bis 1840 war wohl die traurigste Zeit der Stadt. Trotz der geringen Bevölkerungszahl war dennoch durch die Spekulationswuth das Eigenthum zu einem enormen Werthe emporgeschwindelt, der zwanzig Jahre später in Wirklichkeit noch nicht erreicht war. Dann brach plötzlich eine allgemeine Krisis herein, von der der Staat Illinois und Chicago sich nur langsam erholten. Erst 1847 hatte die Stadt für die Einwanderer wieder einen guten Ruf und von nun an nahm die Bevölkerungsziffer einen Aufschwung, der selbst für die Vereinigten Staaten als ein ganz unerhörter bezeichnet werden muß. Von 1847 bis 1855 stieg die Einwohnerzahl von 20 000 auf 80 000, im Jahre 1852 auf 53 allein um 57 Proc. In dieser Epoche war der Kanal vollendet worden, welcher den Michigansee mit dem Mississippi verbindet, und ebenso machten sich die Eisenbahnen geltend, von denen die Galena und Chicago Union, die Rock Island und die Illinois-Central allen übrigen vorangingen. Bald folgte die Eröffnung der Michigan Central und der Süd-Michigan-Bahn, wodurch eine schnelle und billige Verbindung nach den Seeplätzen des Ostens gesichert war. Chicago wurde damit der bedeutendste Getreidemarkt der Vereinigten Staaten und behauptet, heute der größte der Erde zu sein. Der Handel nahm seit der Errichtung der erwähnten Verkehrsmittel einen anderen Charakter an. Während bisher der Kleinhandel für die weiten Strecken des Nordwestens in der Stadt betrieben wurde, die Farmer jährlich einmal kamen, um sich mit Waaren zu versehen, zog jetzt das Detailgeschäft den Eisenbahnen und den Wasserstraßen nach. Zunächst war es ein harter Schlag für viele Kaufleute, bald aber hatten sie die Kalamität dadurch überwunden, daß sie nun zu Engroshändlern wurden und mit dem ihnen zur Verfügung stehenden Kredit ihre Geschäfte bedeutend erweitern konnten. Im Jahre 1855 zählte man in der Stadt bereits 300 Großkaufleute.

Der Bürgerkrieg im Anfang der sechziger Jahre hat dem Fortschritt Chicagos nur wenig Abbruch gethan, wie der oben angegebene Bevölkerungszuwachs von 1860 bis 1865 zeigt. Aus der neueren Geschichte der Stadt will ich nur noch den großen Brand hervorheben, dessen Folgen mit einer Schnelligkeit wieder gut gemacht wurden, wie sie die Weltgeschichte vordem wohl niemals verzeichnet hat. Keine That der nordamerikanischen Kulturentwickelung hat ein so glänzendes Zeugniß für die Spannkraft des amerikanischen Unternehmungsgeistes abgelegt, als der Aufbau der größtentheils zerstörten Stadt in dem kurzen Zeitraume von nur zehn Monaten. Am Sonntag den 8. Oktober 1871 brach in dem westlichen Stadttheile das Feuer aus. Die dortigen, meist ärmeren Leuten gehörenden Gebäude waren hauptsächlich von Holz, und große Mengen von Bau- und Brennmaterial waren dort an dem Flußufer gelagert. Ein starker Wind hatte in kurzer Zeit das ganze Quartier in ein Feuermeer verwandelt, welches nach wenigen Stunden auch nach dem südlichen Stadttheile hinwogte, wo ein Waarendepot neben dem anderen sich befand. Der am Montag noch wüthende Sturm legte diesen Stadttheil, der größtentheils aus massiven Gebäuden bestand, in Asche, und als am Dienstag Morgen der Wind nachließ, war auch von dem nördlichen Stadtquartier, in welchem die Wohnhäuser der wohlhabenden Bevölkerung lagen, ein Theil der Raub der Flammen geworden. Ein bebautes Areal von über $3^1/_2$ englischen Quadratmeilen war in zwei Tagen in einen rauchenden Schutthaufen verwandelt. 17 450 Gebäude waren zerstört und 98 500 Menschen obdachlos geworden. Der vernichtete Werth wurde auf 190 000 000 Dollars veranschlagt, von denen nur 30 000 000 versichert waren, eine Summe, welche aber nur theilweise ausgezahlt werden konnte, da eine Anzahl der Versicherungsgesellschaften infolge der enormen Ansprüche alsbald sich bankerott erklären mußte. Trotz alledem wurde das Geschäft in Chicago nur kurze Zeit unterbrochen. Ehe es Winter wurde, halfen sich die Kaufleute mit provisorisch aufgeschlagenen Holzbuden und die erhaltenen Wohnhäuser traten in der kalten Jahreszeit an deren Stelle. Die Umgebung der Stadt wurde zu einem großen Lager, auf dem Tausende von Holzbaracken und Zelten aufgeschlagen waren. Man begann sofort mit dem Forträumen des Schuttes und dem Neubau der Stadt. Bauhandwerker und Architekten kamen aus allen Theilen der Union, die östlichen Städte streckten den Unternehmern Millionen an Kapital vor. Schöner, zweckmäßiger und massiver als zuvor war in einem Jahre die Stadt neu erbaut, welche nun die alte Bezeichnung der Empire City des Westens mit der der Phönix City vertauschte. Gegenwärtig nimmt man für die Stadt 600 000 Einwohner an, und rechnet man die Vororte dazu, so kann man rund dreiviertel Millionen festhalten. Das Straßennetz beträgt 600 englische Meilen. Was die Stadt kommerziell und industriell bebedeutet, mögen folgende Angaben noch in Kürze darthun. Aus dem amtlichen Jahresberichte des Marineamts des letzten Jahres geht hervor, daß 360 Fahrzeuge mit einem Gesammttonnengehalt von 63 992 dem Chicagodistrikt angehören. Im Hafen überwinterten im ganzen 440 Dampf- und Segelschiffe mit einem Tonnengehalt von 146 234 und im Laufe des Jahres kamen 4385 Dampfer und 7429 Segelschiffe an, welche einen Tonnengehalt von 3 812 464 repräsentirten. Die Ausfuhr zur See betrug 800 000 Faß Mehl, 6 000 000 Bushel Weizen, 44 000 000 Bushel Mais, 5 000 000 Bushel Hafer, 2 500 000 Bushel Roggen, 1 600 000 Bushel Flachssamen, 5500 Faß Rindfleisch, 25 640 Faß Schweinefleisch, 80 000 Eimer Schmalz etc.

Im Jahre 1883 wurden in der Stadt 5 650 000 Schweine geschlachtet, und nach dem letzten Jahresbericht der Börse wurden versandt:

Mehl und Getreide	90 631 000	Pfd. St.
Lebendes Vieh	93 208 000	"
Fleisch, Schmalz, Talg und Pökelschweinefleisch	116 160 000	"
Butter und Käse	19 340 000	"
Wolle und Felle	23 645 000	"
Samen und Besenreis . . .	9 260 000	"
Verschiedene Produkte	13 510 000	"

Der Werth der erzeugten Industriewaaren wird auf 30 Millionen Dollars veranschlagt. Zur Bewältigung

des inneren Getreidehandels bestanden schon 1880 25 Elevatoren- und Speichergesellschaften und 14 selbstständige Eisenbahnrouten trafen in der Stadt zusammen.

Seine kommerzielle und industrielle Bedeutung verdankt Chicago wesentlich seiner von der Natur begünstigten Lage [1]). Kein Ort an dem Gebiete der großen Seen vereinigt so viele geographisch-ökonomische Vorzüge, und kein Ort in dem weiten Westen überhaupt kann sich einer so centralen Lage erfreuen. Doch trat die günstige Beziehung zu entfernteren Gegenden und damit die gestaltende Hauptkraft der Größe Chicagos bis zur Mitte dieses Jahrhunderts zurück, und bis dahin konnten sich die auf engere Grenzen angewiesenen Beziehungen allein bethätigen. Daß am Südende des Michigansees, einem der Endpunkte des großen Seenkomplexes, eine Stadt von erheblicher wirthschaftlicher Kraft entstehen mußte, war unzweifelhaft, sobald einmal die Thatsache der Besiedelung des Westens verbürgt war. An welcher Stelle aber der große Handelsverkehr sich halten würde, das war in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts noch sehr bestritten, und von mehreren kleinen Ortschaften behauptete eine jede die Zukunftsstadt des Westens zu sein. Vor den meisten war die an dem Chicagoflusse gelegene durch den mit der Flußmündung gegebenen Hafen bevorzugt, von den etwa konkurirenden Orten an anderen Häfen zeichnete sie sich durch die leichte Verbindung mit dem Mississippi aus. Der Chicagofluß ist von dem in den Hauptstrom Amerikas mündenden Illinoisfluß nur durch eine niedrige und schmale Wasserscheide getrennt und bietet so die natürliche Straße nach dem Westen, welche schon von alters her von den Indianern benutzt wurde. Seit 1848 ist diese Wasserscheide von einem Kanal durchbrochen worden, womit die zukünftige Größe Chicagos als entschieden betrachtet werden konnte. Der wunderbar rasche Aufschwung der Stadt läßt sich aber nur durch das Hinzukommen anderer mehr aus der Entfernung vortheilhaft einwirkender Ursachen erklären, ohne welche sie wohl die Bedeutung von Buffalo oder Toledo, aber nicht die heutige exceptionelle erhalten hätte. Von der Verbindung mit dem St. Lorenzstrome durch den Wellandkanal können alle an dem großen Seenbecken gelegenen Städte ihren Vortheil ziehen, Duluth ebenso wie Cleveland und Milwaukee, aber kein Ort hat zu dem großen mit Weizen bebauten Areal von Wisconsin, Illinois und Indiana, und von den Hinterländern dieser Staaten Minnesota und Iowa eine so centrale Lage wie gerade Chicago. Alle diese Gebiete sind um die West- und Südseite des Michigansees gruppirt und in dem Winkel desselben ist die Handelsmetropole gelegen. Von allen Theilen der genannten Länder führen Eisenbahnen koncentrisch auf den einen Punkt zu und gewähren so eine deutliche Veranschaulichung des Gesagten. Die im Westen producirten Getreide- und Viehmassen suchen naturgemäß die billigen Wasserstraßen der Flüsse und der großen Seen auf, um nach dem Süden und vor allem nach dem Osten transportirt zu werden.

Von Minnesota, Wisconsin, Iowa und Illinois erhält der Mississippi zahlreiche Zuflüsse, durch welche er aus den meisten Gebieten der genannten Staaten deren Exportmassen ansammeln kann. Der östlichste Punkt des Mississippi in diesen Staaten, mithin der dem Michigansee nächst gelegene, liegt auf derselben Breite wie Chicago, so daß, wenn die oben erwähnte Wasserverbindung zwischen dem See und dem amerikanischen Hauptstrome auch nicht bestände, der Landverkehr zwischen beiden jedenfalls den Weg über Chicago hätte nehmen müssen. Wenn gegenwärtig große Quantitäten von landwirthschaftlichen Erzeugnissen auf ihrer Reise nach dem Osten nicht den Wasserweg, sondern die Bahnen aufsuchen, so wird dadurch die Bedeutung der ersteren für unsere Beweisführung nicht abgeschwächt, denn die Bahnen haben sich dem angeschlossen, das ergänzt, was die Natur vorgezeichnet hat, und durch die Konkurrenz der Wasserwege veranlaßt, den Farmern mäßige Tarife stellen müssen. Wesentlich verstärkt wird die gegebene centrale Lage Chicagos durch die geographische Stellung der Stadt zu dem Osten. Dieselbe bestimmt sich hauptsächlich dadurch, daß New York und Chicago fast dieselbe geographische Breite haben. Die von dem mächtigsten Hafen der Union direkt westlich vorgeschobenen Massen von Einwanderern und Gütern müssen daher ihre Richtung auf Chicago nehmen. Ebenso wichtig ist der Umstand, daß die Südspitze des Eriesees dieselbe Breite theilt. Alles was sich an Verkehr von den östlichen Handels- und Fabrikstädten direkt westlich wendet, trifft, wenn die Bewegung nach Westen genügend fortgesetzt wird, die große von Südwesten nach Nordosten sich hinziehende Wasserstraße des Eriesees, des Ontarios und des St. Lorenzstromes. Ein großer Theil der Personen und Waaren, welche in Montreal, Oswego, Rochester, Buffalo oder Cleveland ankommen, benutzt um weiter nach Westen zu kommen, die sich darbietende Wasserlinie und erreicht so das Südende des Eriesees. Der hier aufgestaute Verkehr geht nun von Toledo aus nach Michigan, Indiana und Ohio strahlenförmig auseinander, der Hauptstrahl aber, der direkten Linie nach Westen folgend, geht auf Chicago zu. Von hier aus ergießt sich der Verkehr in derselben Weise nach den Staaten Wisconsin, Minnesota, Illinois, Iowa und Missouri. Die Stadt erscheint somit als der Sammelpunkt, von dem ein dichter Strahlenbüschel ausgeht, und hat, wenn wir an das oben gesagte zurückdenken, in doppelter Beziehung eine centrale Lage. Der Export aus dem Osten nach den am Mississippi liegenden westlichen Staaten muß über Chicago gehen, und da die Rückfrachten denselben Weg gehen, so müssen sie, um nach dem Osten zu kommen, ebenfalls diese Stadt berühren. Umgekehrt schreibt es auch die Natur vor, daß der Export von Westen über Chicago nach dem Osten hinwandert und bestimmt auch der Rückfracht denselben Weg.

Vier Nothwendigkeiten, können wir somit sagen, treffen zusammen, um der am Südende des Michigansees gelegenen Metropole eine so intensive Verkehrsbedeutung zu geben.

Unter den von hier auslaufenden Linien geht eine der wichtigsten direkt nach dem Westen weiter, erreicht Davonport am Mississippi und Omaha am Missouri. Von beiden Orten aus verzweigt sich der Verkehr in derselben Weise wie von Toledo oder Chicago aus, natürlich ist aber der vom Osten ausgegangene Impuls nicht mehr der gleich starke, sondern schon bedeutend abgeschwächt, immerhin aber noch wichtig genug, um der von Omaha nach San Francisco führenden Pacificbahn einen größeren Verkehr zu sichern, als er schon durch die direkte Beziehung des Atlantischen und Stillen Meeres bedingt ist. Chicagos Lage auf der direkten Route von New York nach Kalifornien ist daher auch nicht zu unterschätzen.

Daß Chicago eine ganz hervorragende Handelsstadt geworden ist, geht unmittelbar aus dem Gesagten hervor. Die industrielle Bedeutung ist nur eine Rückwirkung davon. Die einmal geschaffene Koncentration der Bevölkerung mußte zur Industrie übergehen, da der Handel die Arbeitskräfte nicht das ganze Jahr hindurch absorbirte, und weil die Eisenbahnen einmal entstanden, und auf Rückfracht wartend die Verbreitung der Industrieprodukte billig übernehmen konnten.

[1]) Vergl. Ausland 1871, Nr. 32.

Die westgrönländische Expedition.

Von A. Riis Carstensen. (Deutsch von W. Finn.)

I.

Auf einem der äußersten Holme im Distrikte Holsteinborg, 19. Juli 1884.

Während der Sommermonate wird Holsteinborg sehr viel von den Amerikanern, welche auf den nahen Banken Heilbutten fischen, als Salzniederlage benutzt. In der Regel kommen dieselben im Juni, lagern ihr Salz auf den Klippen und verdingen einige Grönländer; wie behauptet wird, treiben sie gleichzeitig auch Schmuggelhandel. Wie es sich hiermit verhält, will ich ungesagt sein lassen, aber mehrere Umstände deuten darauf hin, daß es der Fall ist, und in der letzten Zeit sind seitens der Grönländer Aeußerungen über die Dänen und den königlich grönländischen Handel vernommen worden, die früher unerhört waren; diese Aeußerungen beweisen eine beginnende Unzufriedenheit, und unserer Aufmerksamkeit konnte es auch nicht entgehen, daß das Verhältniß zwischen den Eingeborenen und den Dänen nicht das allerbeste, wenn auch kein eigentlich gespanntes war. Es liegt nahe zu fragen, weshalb die Dänen diese Fischerei, durch welche sich die Amerikaner bereichern, nicht selbst ausnutzen. Der Fischreichthum auf den draußen belegenen Banken und in den Fjorden ist groß, in den letzteren stehen die „Angmagsätt“, ein kleiner häringsähnlicher Fisch, in so dichten Zügen, daß man sie mit den Händen schöpfen kann, und doch leidet die Bevölkerung jeden Winter Hunger und muß die Hilfe der Handelsetablissements in Anspruch nehmen. Die eigentlich zum Walfang erzogenen Leute in den Kolonien haben außerdem zum Theil ihre ursprüngliche Grönländernatur eingebüßt und sind infolge dessen ziemlich hilflos. Weshalb werden diese Leute nicht mit passenden Geräthschaften zum Heilbutten- und Häringsfang versehen, da doch alles darauf hinweist, daß ihre künftige Existenz hierauf beruhen wird, weil der Vogel- und Robbenfang in der Abnahme begriffen ist? Wie diese brennenden Fragen gelöst werden, muß die Zukunft zeigen. Das Gerücht war schon verbreitet, daß ein dänisches Kriegsschiff kommen werde, um die Amerikaner zu verjagen; die Grönländer sprachen laut den Wunsch aus, daß dieses Schiff versinken möge, ehe es Grönland erreiche. Solcher Art waren meine ersten Erfahrungen bezüglich der Loyalität der Grönländer.

Der erste Anblick eines Grönländerdorfes macht einen merkwürdigen Eindruck, denn man glaubt nur eine Menge Düngerhaufen zu sehen, aus welchen hier und da ein Ofenrohr hervorragt. In Holsteinborg giebt es jedoch mehrere Häuser, die mit Bretterdächern und Fenstern in den Giebeln versehen sind; für die ganze Bevölkerung von mehr als 200 Personen sind aber nur einige zwanzig Häuser vorhanden. Der Schnee war weich geworden und bildete in Vereinigung mit den Abfallhaufen, in denen einige wolfsähnliche Hunde umherwühlten, einen furchtbaren Morast, in welchen man bis zu den Knien hineinsank; auf mehreren Stellen war derselbe bis in die Häuser hineingedrungen. Trotz dieses Schmutzes war es höchst auffällig, so viele geputzte Mädchen uns Neuankömmlingen entgegenziehen zu sehen. Es war eine bunte Menge, deren kleidsame Tracht nur helle Farben zeigte: Jacke mit Pelzbesatz am Halse und Perlenstickerei über den Schultern, ein quadrirtes Band als Gürtel um die Taille, sichtbare weiße Leinwand, kurze Seehundsbeinkleider, vorn mit einigen koketten Streifen geschmückt und weiße, blaue, gelbe oder rothe bis über das Knie reichende, mit Pelz verbrämte und gestickte Stiefel. Aus dem Haar wird ein Knäuel gebildet und mit Band umwunden, dessen Farbe für junge Mädchen roth ist, für Frauen blau, für Wittwen schwarz und grün für diejenigen, welche keiner dieser Kategorien bestimmt angehört. Schließlich wird ein buntes Tuch um Stirn und Schläfen gebunden. Die grünen Bänder waren jedoch sehr selten, die rothen zeigten die größte Zierlichkeit, während die blauen eine Gleichgültigkeit für das eigene Aeußere bewiesen, die häufig abstoßend wirkte. Die ganze Tracht erschien ebenso praktisch als kleidsam, dagegen ist die Frisur die unzweckmäßigste für die Bewahrung des Haares, und schon im jungen Alter bekommen die Frauen über den Ohren kahle Stellen.

Die Ankunft unseres Schiffes war ein Fest für die Leute und die Gesichter der jungen Mädchen drückten frohe Erwartung aus; den Grund hierzu entdeckte ich erst, als ich am Abend die Matrosen der „Lucinde“ ans Land kommen und direkt nach dem Schullokal gehen sah, das in einem Augenblick mit jungen und alten Frauen und Männern gefüllt war. Mit Ausnahme der drei Musikanten mit zwei Violinen und einer Handharmonika waren die übrigen männlichen Grönländer hier ziemlich überflüssig, da die Grönländerinnen nun ja dänische Kavaliere hatten; bis spät in die Nacht hinein wurde nach der Melodie „O Susanne“ gewalzt, grönländische Sechstour (Arfinekpengasut) getanzt oder unter allgemeiner Munterkeit Fangetanz gespielt. Unter den Mädchen waren mehrere von wirklicher Schönheit und einige waren ausgezeichnete Tänzerinnen, was die Matrosen auch durch fortwährendes Auffordern zum Tanz anzuerkennen schienen.

Meine erste Bergbesteigung war wegen des tiefen Schnees, der noch an den Ufern einiger von uns zu passirenden Seen lag und schon weich zu werden begann, mit Schwierigkeiten verbunden. Während 14 Stunden waren wir von der Kolonie abwesend. Wir erreichten eine Höhe von über 2000 Fuß, von wo aus wir eine weite Aussicht über die Landschaft mit ihren Fjorden und Gebirgen hatten.

Daß unsere Expedition ankommen würde, war in der Kolonie schon bekannt, und viele Grönländer machten sich die Hoffnung, dieselbe begleiten zu können; einige hatten sogar schon in dieser Erwartung eine Anleihe bei dem Kolonieverwalter machen wollen. Für Lieutenant Jensen, den Führer der Expedition, war es deshalb nicht schwer, eine passende Mannschaft auszuwählen; dieselbe bestand aus einer Dienerin, zwei Ruderinnen, drei Ruderleuten, einem älteren Steuermann und zwei Kajakmännern. Die Frauen sind auf den Reisen in diesem Lande unentbehrlich, da sie das Schuhzeug in Ordnung halten müssen. Jeder einzelne von unserer Mannschaft verlangte einen Vorschuß von 10 Kronen. Hierdurch war etwas Geld unter die Leute gekommen, was am nächsten Tage bei der Oeffnung des

Handelsetablissements zu merken war, denn der Absatz war nach grönländischen Verhältnissen ein ungeheurer. Dieses sanguinische Volk denkt nicht ans Sparen, so daß alles als Vorschuß ausgezahlte Geld sich bald in der Kasse des Handels befand. In nur kleinen Partien wurden Kaffee, Zucker, Reis &c. ausgewogen. In einem und demselben Stück alter Leinwand wurden Brot, Grütze, Zucker, Pfeffer und Tabak, alles lose durch einander liegend, geholt; die Grönländer sträuben sich entschieden dagegen, daß das Umschlagpapier beim Verkauf der Waaren mitgewogen wird.

Es wurde nun ein grönländisches Frauenboot von 35 Fuß Länge gemiethet; diese Fahrzeuge sind sehr leicht gebaut, flachbodig und mit Seehundsfellen bezogen, die Tragfähigkeit derselben ist eine sehr bedeutende, ohne daß sie tief ins Wasser sinken. Ein kleiner Mast steht vorn im Steven; das daran befestigte Segel kann zwar nur bei gutem Winde gebraucht werden, ist dann aber von vorzüglichem Nutzen. In diesen meistens sehr tiefen Gewässern, in denen ein Verankern nicht möglich ist, und wo es außerdem so wenige geschützte Buchten giebt, ist das Frauenboot ein praktisches Fahrzeug, denn es ist leicht aus dem Wasser zu heben und fortzutragen. Andererseits leidet es aber an dem Uebelstande, daß es der Felle wegen nur höchstens einige Tage im Wasser bleiben kann; es muß dann aufs Trockne gebracht und die Felle mit Seehundsspeck eingerieben werden. Bei der Landung an flachen Küsten, wo nur ein wenig Brandung ist, leiden diese Boote sehr, doch ist in den inneren Theilen der Fjorde nur vereinzelt eine Brandung zu beobachten; Eis und Felsenriffe sind die schlimmsten Feinde der Frauenboote.

Am Sonntag den 8. Juni waren unsere Vorbereitungen endlich beendet. Das Boot wurde beladen und beim schönsten Wetter und unter dem Donner der Kanonen der „Lucinde“ ruderten wir aus dem Hafen. In den ersten Tagen hielten wir uns an der Fjordmündung zwischen den Inseln auf, die noch hoch mit Schnee bedeckt waren. Während am Tage meistens eine leichte Brise wehte, wurde es am Abend windstill, die Luft klar, und in der glatten Fläche spiegelten sich die Gebirge nah und fern; nur ein Seehund oder ein Zug Vögel ließen sich dann und wann an der Oberfläche des Wassers blicken. Nachdem die Tagesarbeit vollendet und die Zelte errichtet waren, wurde von den Frauen aus Heidekraut, Treibholz und anderem Brennmaterial, das überall dicht zur Hand war, ein Feuer angemacht. Ein Mann ruderte mit einem Kajak fort und kam bald mit einem Bündel Fischen zurück, ein anderer Mann nahm die Büchse und holte einen Seevogel, einen Hasen oder ein Schneehuhn, und während das Mahl von den Frauen zubereitet wurde, lagerten sich die Männer und stimmten einen Gesang, einen Psalm oder eine dänische Melodie mit grönländischem Texte an. Wir waren nur zwei Tage auf der Reise gewesen, als wir am Abend nach einer Bergbesteigung unser Boot mit einem großen Loch im Boden daliegend fanden; bei einem Versuch, dasselbe ins Wasser zu setzen, war eins der mürben Felle zerrissen. Ein Kajak wurde nun zu einem Manne gesandt, der eine Meile von uns sein Zelt aufgeschlagen hatte und ein Frauenboot besaß; das Loch in unserem Boote wurde so weit ausgebessert, daß auch wir dahin rudern konnten. Zu solchen Reparaturen führen die Frauen immer die nöthigen Nadeln, Renthiersehnen und Felle mit, und selbst während der Fahrt können sie einen Riß im Boote ausbessern.

Auf einer flachen Landzunge an der Südseite des Amerdlokfjord fanden wir das Zelt; der Besitzer hieß Ivar, er war ein guter Fangmann, da sein Zelt von Wohlstand zeugte. Sogar eine gehende Uhr fehlte ihm nicht. Auf den Klippen lagen Fische und Fleisch zum Trocknen und auf dem Grase waren Robbenfelle ausgebreitet. Seine rührige Frau, ein Bild der Zufriedenheit, äußerte ihren Verdruß darüber, von unserer Ankunft nichts gewußt zu haben, denn sonst hätten ihre Kinder ihre neuen Anoraker (Blousen) anziehen müssen. In der Nähe waren einige andere Jagdzelte aufgeschlagen, wohl malerischer als dieses, aber ohne sein ordentliches und reinliches Aussehen. Bei den dunklen Zelten, aus denen bläulicher Rauch aufstieg, saßen auf den mit Heidekraut und Sandhalm bewachsenen Klippen größere Menschengruppen, im Hintergrunde sah man den Fjord mit seinen bis in die Wolken reichenden Gebirgsstöcken. Große Flächen des Gebirges waren mit Schnee bedeckt, und ein rauschender Wasserfall ergoß seine Gewässer über Klippen und Eis in den Fjord. Es glückte uns, Ivar zu bewegen, sein mit neuen Fellen überzogenes Boot gegen unser Boot einzutauschen.

Wir erreichten bald die am Ende des Amerdlokfjord und circa 6 Meilen östlich von Holsteinborg belegene kleine Handelsstation Sarfanguak; der Inhaber ist ein Grönländer, Namens Holger Olsen, und die Anzahl seiner Umwohner beläuft sich auf einige Hundert, was nach grönländischen Verhältnissen eine sehr starke Bevölkerung ist. Ein Sund führt südwärts in den weit tieferen Nachbarfjord Ikertok hinein, der, wie wir von der Spitze eines Gebirgsstockes aus sehen konnten, noch mit Eis belegt war. Beim Abstieg wurden wir Zeuge einer Seehundsjagd. Zwei Kajakleute verfolgten einen Seehund, den sie nach kurzer Zeit harpunirten und schon ans Land gebracht hatten, als wir unten ankamen. Die Frauen, deren Funktion das Ausschlachten der Seehunde ist, gingen mit Lebhaftigkeit an die Arbeit, dicht umstanden von einer großen Schar armer und schmutziger Kinder; in ehrerbietigem Abstande hielten sich dagegen alle Hunde, wohl eingedenk der Prügel, die es geben würde, wenn sie sich, ehe alles ausgeschnitten, zu sehr der Schlachtstelle näherten, um sich um den Inhalt des Magens zu balgen. Zuerst wurde für die Kinder gesorgt, indem einige Scheiben Speck von zwei Zoll Breite aus dem Bauche ausgeschnitten wurden; diese Scheiben wurden wieder in Stücke von 3 bis 4 Zoll Länge zertheilt, von denen jedes Kind ein Stück erhielt. An diesen Speckstücken leckten und sogen die Kinder, als sei es Zuckergebäck, und während dann und wann einige der noch am Speck sitzenden Haare ausgespuckt wurden, fanden die meisten zusammen mit dem Speck ihren Weg zum Magen. Am Abend gab es Tanz, wobei unsere Mannschaft eine ähnliche Rolle spielte, wie die dänischen Matrosen in Holsteinborg gespielt hatten. Durch ihre Körpergröße und regelmäßigeren Züge waren sie auch mit einer Ausnahme den Sarfanguaken merklich überlegen. Mir erschien es so, daß hier die Leute im allgemeinen geringere Zeichen dänischer Vermischung zeigten, als bei den Kolonien, und je weiter wir uns von diesen entfernten, desto häufiger trafen wir auch den reinen Eskimotypus, der in jeder Beziehung, was das Aeußere betrifft, eine frappante Aehnlichkeit mit dem chinesischen hat. Damit hört aber auch die Aehnlichkeit auf, denn in allen anderen Richtungen steht der Eskimo dem Indianer viel näher. Ich benutzte den Abend zum Malen und sammelte dadurch alsbald einen Zuschauerkreis um mich. — Am nächsten Morgen wurde ich durch lautes Klagen und Jammern vieler Stimmen geweckt; wie mir mitgetheilt wurde, war ein Knabe ertrunken und nun beweinten ihn alle Frauen des Dorfes.

Nach der Absicht des Leiters der Expedition sollte die Reise durch den Sund nach dem Nachbarfjord fortgesetzt werden, aber des Eises wegen mußte dieser Plan auf-

gegeben werden; wir nahmen nun den Kurs wieder zur Küste, wo wohl mehr Schnee das Land bedeckte, dagegen die Gewässer zum größten Theile eisfrei waren. Mit jedem Tage nahm die Menge des Schnees ab, obgleich es noch immer während der Nächte fror. Wo ein bisher bedecktes Stück Land schnee- und eisfrei geworden war, konnten wir reife Blaubeeren in großer Menge finden; wie es mir schien, war ihr Geschmack besser, als der in Dänemark wachsenden. Ganz und halb reife sowie noch grüne Früchte an ein und demselben Zweige, alle so, wie sie im vorigen Jahre unter dem Schnee gebettet worden waren, kamen jetzt wieder zum Vorschein, um weiter zu reifen. Am Montag, den 16. Juni, nöthigten Schnee und Sturm uns, auf einer sogenannten Nepiset zu verweilen und zum ersten Male mußten wir in unseren Zelten bleiben. Wir fanden hier eine Menge Ruinen von grönländischen Häusern und von einem großen 108 Fuß langen Gebäude, das wahrscheinlich jenes zu Anfang dieses Jahrhunderts von den Holländern hier errichtete, aber schon im folgenden Jahre nach seiner Vollendung wieder abgebrannte Walfängeretablissement war. Ueberall auf der Insel lagen Grönländerbegräbnisse. Nach gewöhnlicher Manier der Grönländer lagen die Leichen an einer erhöhten Stelle auf der bloßen Klippe, nur mit großen flachen Steinen bedeckt. Wir fanden auch zwei europäische Gräber, die unser Steuermann als die Leichen von zwei englischen Walfängern enthaltend bezeichnete.

Unser Weg führte uns an der kleinen Handelsstation (Udliggersted) Itivdlek vorbei, die aus einem Packhause mit Laden, Wohnung für den Vorsteher (Udligger) und einigen Erdhütten bestand. Der Vorsteher war ebenso wie der in Sarfanguak ein Grönländer; er hieß Jakob Dahl. Das Aussehen dieser Leute bekundete vollständige Zufriedenheit. In dem Itivdlekfjord, an dessen Mündung die erwähnte Handelsstation liegt, schlugen wir eines Tages an der Sonnenseite einer Stelle unser Lager auf, wo das Gebirge gleichmäßig bis zum Fjorde sich senkte. Ein Bach hatte sich von oben her einen Weg durch das Terrain gebahnt und ergoß sich an einer Stelle durch ein Birkenwäldchen, dessen Baumbestand Mannshöhe hatte. Moos, Flechten und Heidekraut, untermischt mit gelben und rothen Blumen, bedeckten das Gestein, während auf der anderen Seite die steilen Felsen schneebedeckt waren und lange Reflexe auf das Wasser warfen. Nur auf einzelnen Stellen an der Seite, wo wir uns gelagert hatten, fanden wir Schnee, und obwohl der schneefreie Boden noch nicht lange von seiner Decke befreit zu sein schien, so hatte sich doch mit erstaunlicher Schnelligkeit trotz der verhältnißmäßig niedrigen Temperatur ein kräftiger Rasen mit Blumen entwickelt. Das Tag und Nacht andauernde starke Licht trägt jedenfalls mehr zu dieser Entwickelung bei, als man annehmen möchte. Auf den Stellen, wo etwas Humus sich befand, war dieser zwei bis drei Zoll unter der Oberfläche gefroren und doch entwickelten sich die Pflanzen darauf. Die Nachtfröste hatten kaum aufgehört, bevor die Mücken aus den Wasserpfützen hervorkamen, in welchen sie den Winter hindurch eingefroren gelegen hatten.

Das Lager an dieser Stelle wurde eines Morgens durch den Ruf „Tugtö“ (Renthiere) alarmirt. Einer unserer Leute hatte nämlich in einer Höhe von 800 Fuß zwischen Klippen und Moos zwei Renthiere erspäht; nach einer halben Stunde war das eine Thier, das von allen Leuten, die eine Büchse hatten, gejagt worden war, erlegt, während das andere trotz längerer Verfolgung entkam. Ich kann mir kaum denken, daß die Grönländer in einen höheren Grad von Festesstimmung gerathen können, als in denjenigen, welchen sie an jenem Tage bezeigten, wo das Renthier zum Zelte herabgebracht und zerlegt wurde. Talg und Knochenmark wurden zuerst verzehrt, alles in rohem Zustande und ohne Brot. Den ganzen Tag hindurch wurde gekocht und geschmaust; konnte einer der Leute durchaus nichts mehr essen, dann legte er sich schlafen, begann aber sofort wieder zu essen, sobald er aufgestanden war. Ja selbst noch während der Nacht waren die Grönländer mit Kochen und Essen beschäftigt. Ich hatte gesehen, daß sie aus dem Renthiere den Magen sorgfältig herausgenommen und aufgepaßt hatten, daß kein Blut sich mit dem Inhalte desselben vermische, aber ich hatte nicht gesehen, daß sie das im Magen enthaltene halbverdaute Moos verzehrt hatten, das, wie mir erzählt worden war, eine Delikatesse für sie sein solle. Der Magen war auch nicht zum Lager herabgebracht worden, und auf meine Frage, ob sie denselben verzehrt hätten, antworteten sie ausweichend, daß niemand sich etwas daraus mache; ich bin jedoch der Meinung, daß sie uns gegenüber sich schämten, ihre Neigung in dieser Richtung einzugestehen und daß sie in aller Heimlichkeit während der Nacht den Magen verzehrt hatten.

Von einem 4500 Fuß hohen Gebirgskegel sahen wir zwischen den gegenüberliegenden Gebirgszügen eine großartige, wilde Landschaft; den Eindruck zu schildern, welchen die steilen Kämme, die Gletscher, die Moränen und der Schnee auf mich machten, vermag ich nicht. Wir untersuchten den Fjord bis zu seinem aus zwei großen vorgelagerten Lehmebenen bestehenden Ende. Die eine dieser Ebenen glich einer von Menschenhänden angelegten ungeheuren neuen Dockanlage oder einer Verschanzung, und während die Gebirge zu beiden Seiten stellenweise eine grüne oder braune Vegetation zeigten, waren die Ebenen durchaus unbewachsen.

Einige Tage vorher waren zwei Kajakleute mit einem Auftrage nach Holsteinborg gesandt worden; diese Leute stießen wieder zu uns, als wir den Fjord verließen und sie wurden sogleich von den anderen Grönländern ausgefragt, ob etwas Neues passirt sei. Als sie berichteten, daß zwei amerikanische Schiffe angekommen seien, brach die ganze Mannschaft in freudigen Jubel aus und unterhielt sich lange in aufgeregter Stimmung. „Die Leute verkaufen ihre Felle an die Amerikaner“, sagte uns unsere Dienerin; „sie werden mit so viel Branntwein traktirt, daß sie jeden Tag betrunken sind.“ Ob dies sich wirklich so verhält, kann ich nicht behaupten.

Wir gelangten wieder hinaus zu den Schären, wo Eidervögel und Möven ihre Nester zu bauen begonnen hatten. Es ist erstaunlich, in welchem Grade den ersteren nachgestellt wird, und alles deutet darauf hin, daß es nicht viele Jahre dauern wird, bis diese Vögel, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts in der Sommerhaushaltung der Grönländer, namentlich in diesem Bezirk, eine so große Rolle spielten, trotz der vielen ausgezeichneten Brutplätze eine Seltenheit geworden sind. Die Möven halten sich besser, denn sie legen ihre Kolonien auf unzugänglichen Klippen an. Wir kamen an zwei solchen Kolonien vorbei, in deren einer wir zugleich Alken und Scherben, sowie die Mövenart sahen, welche bei uns Seehuhn genannt wird. Um die höchste Spitze des Felsens kreiste ein Adlerpaar, ohne daß die Möven es im geringsten beachteten, wohingegen das Erscheinen eines Falken genügte, um jede einzelne Möve vom Neste zu jagen.

Da das Eis, welches wir von Sarfanguak aus im inneren Ikertokfjord gesehen hatten, fortgetrieben war, so begaben wir uns zu diesem Fjord. Wir erreichten zu-

nächst den nördlichsten seiner drei Arme, wo wir eine schöne Ebene von circa 4 Meilen Ausdehnung fanden; wir folgten einem Flusse, der die Ebene durchschneidet, und fanden nur dann und wann Eishindernisse, indem einige Seen in der Ebene theilweise noch mit Eis belegt waren. Eines Abends schlugen wir unser Lager bei einem Lachshofe auf, in dessen Umgebung wir viele Ueberreste alter Zeltlager, Kochstellen, Räuchereien, sowie Renthierüberreste fanden. Einige unserer Leute gingen, jeder mit einer Harpune versehen, zum Flusse und kehrten schon nach einer halben Stunde zurück, reich beladen mit frisch gefangenen Lachsen. Der Fluß bildet einen Wasserfall, so daß unser Boot ein Stück Weges über Land getragen werden mußte, doch war der Fluß nicht so bequem zu befahren, wie auf seinem unteren Laufe; derselbe hatte ein größeres Gefälle und wir wurden häufig durch große Steine sowie Treibeis belästigt, so daß wir äußerst vorsichtig sein mußten. Schließlich konnten wir des Eises wegen nicht weiter kommen und schlugen deshalb circa 3 Meilen von der Mündung des Flusses unsere Zelte auf. Die ganze Ebene um uns her war glatt wie das Meer und nur 1 bis 2 Fuß höher als das Eis auf den Seen. Einige Stellen waren bewachsen, auf anderen lag grauer Thon ganz vegetationslos, und wieder andere Plätze schienen mit Schnee bedeckt zu sein; bei näherer Untersuchung konstatirten wir jedoch Salpeterschichten. Wir bestiegen einen circa 4000 Fuß hohen Gebirgskegel, den einzigen einigermaßen hohen Punkt in unserer Umgebung, von wo aus wir beobachten konnten, daß die Höhe der Gebirge nach Osten zu abnimmt. In der Form von Seen setzt sich die Ebene 8 bis 10 Meilen landeinwärts fort, begrenzt von dem Inlandseise mit einzelnen niedrigen, schneelosen Felsen (Nunatakker).

Auf dem Wege zu einem zweiten Arme des Fjordes landeten wir eines Tages bei einem auf einer Landzunge belegenen verlassenen Dorfe; die Häuser standen noch mit allem Inventar, wie Kachelöfen und Schlafstellen. Hier lag das Skelett eines Kajak und dort ein zerfallenes amerikanisches Boot. Die Einwohner waren, wie unsere Leute mittheilten, durch Proviantmangel gezwungen worden, mitten im Winter das Dorf zu verlassen; die meisten waren nach Sarsanguak geflüchtet, während nur eine Familie über das Eis südostwärts gegangen war. Nach zweitägigem Befahren dieses Fjordarmes ließen unsere Leute plötzlich den Ruf erschallen: „Zelt, Menschen!" Da es für uns von Interesse war zu erfahren, wer hier wohne, so wurden unsere Kajaks ausgesandt. Nach Verlauf einiger Stunden kehrten sie wieder zurück und berichteten, daß es diejenige Familie aus dem verlassenen Dorfe sei, welche landeinwärts sich begeben habe. Im April hatte sie 2 Renthiere gefangen, später einen Tümmler, wovon sie noch den Kopf übrig hatte, sowie eine Menge Fische, so daß jetzt keine Noth mehr herrschte. Ein Frauenboot besaß die Familie nicht, nur zwei Kajaks. Nachdem wir das Innere des dritten Fjordarmes besucht hatten, der eben so wie die beiden anderen flaches Wasser hatte und in einer Ebene von nicht bedeutender Ausdehnung endete, schlugen wir unser Zelt dicht bei der Stelle auf, wo diese Leute wohnten. Die Familie bestand aus dem Mann, Carolus mit Namen, der Frau, einer erwachsenen Tochter, zwei Söhnen, von denen der eine zehn Jahre alt war, und einem alten Mädchen. Für die Familie war eine Erdhütte errichtet; das alte Mädchen mußte aber im Freien zwischen einigen auf die hohe Kante gestellten Steinen schlafen und sich mit Renthierfellen zudecken. Kaffee, Tabak und anderen Luxus kannten diese Leute seit langer Zeit nicht mehr, aber, wie es schien, that dieser Mangel ihrem Wohlbefinden keinen Abbruch. Der Mann ebenso wie die übrige Familie waren wortkarg, nur das alte Mädchen plauderte unaufhörlich. „Haben sie nur einen Hund?", fragte ich einen unserer Leute, und bekam zur Antwort, daß sie die anderen zum Schlitten gehörigen Hunde in den knappen Zeiten verspeist hätten. Jetzt lag in ihren Gesichtern nur Zufriedenheit. Es war ja auch wieder gutes Wetter, und Proviant hatten sie genug; Augmagsätten (kleine Häringe) lagen ringsumher zum Trocknen auf den Klippen ausgebreitet. Nachdem wir noch einen Fjord untersucht hatten, gingen wir wieder zu den Schären hinaus. Verschiedene Umstände nöthigten uns inzwischen, nach Holsteinborg zurückzukehren, das wir am Donnerstag den 10. Juli erreichten; in seinem Hafen lag der dänische Kriegsschooner „Fylla". Als am Montag darauf ein havarirter amerikanischer Fischerschooner ankam, entstand große Bewegung unter den Grönländern. Als sie aber sahen, daß ein Boot der „Fylla" den Zweitkommandirenden an Bord des Amerikaners brachte, daß dieser dann am Abend, als die dänische Flagge gestrichen worden war, seine Flagge dreimal senkte, und als sie ferner wahrnahmen, daß der Kapitän die zu ihm an Bord gekommenen Grönländer ans Land jagte und ihnen den Zutritt für die Zukunft verbot, da konnte man nur lange Gesichter und verstimmte Mienen unter den Grönländern sehen.

Am Dienstag verließen wir Holsteinborg und begaben uns nach einer der zu äußerst gelegenen Inseln, wo wir vom Regenwetter kurze Zeit festgehalten wurden. Die Insel war von tiefen Klüften durchzogen, welche zu dieser Zeit von großen Scharen von Seevögeln aller Art bevölkert waren. Bei jedem Schritt fanden wir Ueberbleibsel von Eidervögelnestern, denn in diesem Sommer ist es gewiß nur wenigen Vögeln geglückt, in Ruhe und Frieden zu brüten. Wenn sich die Wolken einmal vertheilten, hatten wir ein prachtvolles Panorama rund um uns. Die Farbe der Klippen, welche zufolge der vielen in dem Gestein enthaltenen Granaten röthlich funkeln, tritt mit einer wunderbaren Kraft hervor; auf anderen Stellen ist das Gestein schwarz wie Kohle mit grauen oder gelblichen Schichten. Auf schneebedeckten Gebirgszügen von 5000 bis 6000 Fuß Höhe sahen wir auf verschiedenen Stellen Gletscher. Bisher waren wir vom Wetter begünstigt, indem wir nur einige Male Schnee oder Regen während kürzerer Zeit hatten. Leichte Brisen waren häufig, und gewöhnlich hatten wir eine klare, trockene Luft mit einer erfrischenden Temperatur von 7 bis 8° Réaumur. Nur ausnahmsweise im windstillen Wetter stieg das Thermometer bis 14° Wärme.

Von der Sommerplage Grönlands, den Mücken, waren wir einige Male arg mitgenommen worden, und das namentlich an einem Tage, als wir unser Zelt in der Ebene an den zugefrorenen Seen aufgeschlagen hatten, wo dieselben in unglaublichen Schwärmen sich mit größter Todesverachtung auf uns warfen; jeder Stich verursachte eine Beule. Als ich meine Verwunderung über ihre Menge aussprach, wurde mir versichert, daß es noch nichts gegen das sei, was uns im August bevorstehe; hoffentlich werden wir zu der Zeit im südlichen Strömfjord sein, wo sie nicht so zahlreich sein sollen; aus welchem Grunde, weiß ich nicht, wahrscheinlich herrscht doch dort derselbe Mangel an Schwalben, wie hier. Die Mücken kommen jedoch selbst während der schlimmsten Zeit nur bei stillem warmem Wetter zum Vorschein; tritt eine Wolke vor die Sonne, oder erhebt sich ein Windzug, so verschwinden sie wie durch Zauberschlag.

Unsere Reise ist bisher eine fast ununterbrochene Reihe von Genüssen gewesen; selbst die Art, wie wir reisen, ist so ansprechend, daß man sich kaum eine hübschere Weise, den Sommer zu verbringen, denken kann. Wir schlagen unser

Lager auf, wo uns gelüstet und wo sich nur eine Fläche groß genug für die Zelte findet. Es ist auffällig, wie wenig Menschen wir begegnen. Es können Wochen vergehen, ohne daß wir einen Grönländer sehen. Den nöthigen Proviant haben wir auf den meisten Stellen sofort zur Hand; ein Gericht gebratener Schneevögel, Hasen, ein frisch aus dem Wasser gezogener Lachs, kleine Häringe, oder eine Mahlzeit Renthiersuppe, gekochte Zunge oder Braten ist nicht zu verachten. Das Leben und Treiben der Grönländer während des Sommers, das Umherziehen von Ort zu Ort, scheint das Ideal ihres Daseins zu sein; und wahrlich, hat man das Land selbst kennen gelernt, dann begreift man ihre bekannte Sehnsucht nach der Heimath, wenn das Schicksal sie einmal anderswohin verschlagen hat. Ist der Winter auch streng und müssen sie das Unglaublichste von Kälte und Hunger erdulden, so ist doch alles vergessen, sobald der Frühling naht. Während des Sommers braucht kein Grönländer Noth zu leiden, aber sie sind nicht vorsorglich für den kommenden Tag und erreichen infolge dessen selten ein hohes Alter. Vielleicht bringt das Jagdleben diese Sorglosigkeit mit sich, denn trotzdem dieses Volk darauf angewiesen ist, an den Mündungen der Fjorde zu leben, besteht es doch ausschließlich aus Jägern. Ihre Geräthschaften zum Fange der Angmagsätten sind höchst unvollkommen, und obgleich sie die wenigen Gemüse, die das Land hervorbringt, zu schätzen wissen, so ist es doch niemals einem derselben eingefallen, dieselben zu kultiviren. Ebenso wie andere Jägervölker, sind sie indessen nahe daran, den Wildbestand des Landes vernichtet zu haben. Die Renthiere nehmen bedeutend ab; die Ebenen und die inneren Fjorde sind förmlich mit Renthiergeweihen und anderen Ueberbleibseln bedeckt. Es wird erzählt, daß damals, als die Büchse eingeführt wurde, die Jäger nur der Felle wegen auf die Jagd gingen; das Fleisch ließ man meistens liegen oder nahm nur soviel, als man an Ort und Stelle verzehren konnte. Die Eidervögel werden auf keiner Stelle in Ruhe gelassen, und ein Grönländer schont weder die halb angebrüteten Eier noch die zarten Jungen. Nur die Seehunde können die Leute nicht ausrotten, trotz des Gebrauchs der Büchse und der Netze. Aber die Seehundsfänger thun in dieser Richtung auf den Brutplätzen ihr Bestes. Alles, was von dänischer Seite geschehen ist, um die Grönländer zu belehren, für den Winter und die kommende Zeit zu sorgen, hat nichts gefruchtet. Die auf ihre Sprache genommenen Rücksichten haben dahin geführt, daß sie zur Erlernung der dänischen Sprache die größte Unlust zeigen. Wohl haben sie einige dänische Zahlwörter aufgenommen, da sie in ihrer eigenen Sprache nicht gut über „zehn“ hinauskommen können; auch haben sich einige andere Wörter eingeschlichen und den Zusatz „mik“ erhalten, so daß sie jetzt Kaffemik, Snapsemik ꝛc. sprechen. Dagegen kommen diejenigen, welche einige englische Worte von den Amerikanern gelernt haben, bei jeder Gelegenheit mit diesen Brocken zu Markt. Doch haben die Grönländer, wie ich mich oft zu überzeugen Gelegenheit hatte, eine Menge dänischer Melodien singen gelernt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Einwohnerzahl in Finnland betrug nach dem letzten 1884 herausgegebenen statistischen Jahrbuch des statistischen Centralbureaus in Helsingfors im Jahre 1882 2 111 240 Personen (gegen 2 060 782 Ausgangs 1880). Davon wohnten in den Städten, deren Anzahl sich auf 36 beläuft, 182 190, auf dem Lande 1 929 050. Männlichen Geschlechtes waren 1 034 505, weiblichen 1 076 735. Zum lutherischen Glauben bekannten sich 2 069 720, zum griechischen 39 221, zum römisch katholischen 2299. Die Anzahl der finnisch Sprechenden berechnet sich auf 1 756 381, die der schwedisch Sprechenden (die meisten in Nyland und Wasa) auf 234 876. Auf die Gouvernements (Läns) vertheilte sich die Gesammtzahl folgendermaßen: Nyland 202 086, Åbo und Björneborg 344 649, Tavastehus 221 360, Wiborg 301 975, St. Michel 167 310, Kuopio 256 420, Wasa 358 480, Uleåborg 207 782. Von den Städten hatte Helsingfors 45 919 Einwohner, Åbo 23 961, Wiborg 15 141, Tammerfors 14 490, Uleåborg 10 296, Björneborg 8973, Nikolaistad (Wasa) 7219, Kuopio 7173; die übrigen hatten unter 5000, 7 unter 1000, die jüngste noch nicht lange bestehende Stadt Kemi am nördlichen Theile des Bottnischen Meerbusens nur 383. — Gegen Schluß des Jahres 1883 betrug die Einwohnerzahl nach den Zusammenstellungen, die das statistische Centralbureau auf Grund der Berichte der einzelnen Kirchengemeinden vor kurzem beendet hat, und die wir dem in Helsingfors erscheinenden Morgonbladet (24. December 1884) entnehmen, 2 142 093, weist also gegen das Vorjahr einen Zuwachs von 30 853 auf. In den Städten wohnten 186 620 oder 8,7 Proc., auf dem Lande 1 955 473 oder 91,3 Proc. Geboren wurden 1883 im ganzen 76 378 Kinder, davon 71 041 ehelich, 5337 unehelich (6,98 Proc.). Es starben 44 291 Personen; 117 wurden über 90, 3 über 100 Jahre alt (höchstes Alter 102 Jahre 8 Monate). E. A.

Afrika.

— Der englische „Egypt Exploration Fund“ hat einen schönen Erfolg zu verzeichnen, indem sein Agent, Mr. W. M. Flinders Petrie, die lange gesuchte Lage der ersten Griechenkolonie in Aegypten, der Stadt Naukratis, entdeckt hat. Als derselbe vor etwa Jahresfrist seine Arbeit anfing, unternahm er zuerst eine Rundreise durch das Delta und besuchte während derselben nicht weniger als 20 alte Stadtplätze, darunter einen mächtigen Schutthaufen, welcher derart mit Scherben schöner bemalter griechischer Töpferwaaren bedeckt war, daß er bei jedem Schritte deren zertreten mußte. Derselbe liegt bei dem Dorfe Nebeirah (el-Nebireh) am Kanale Abu Dibab, südlich von der Eisenbahn Alexandria-Kairo, etwa 75 km ostsüdöstlich von Alexandria. Mr. Petrie war der erste europäische Reisende, welcher je nach Nebeirah gekommen ist; und als er um Erlaubniß zu Ausgrabungen bat, kannte die Regierung in Bulak bei Kairo nicht einmal den Namen des Dorfes. Er begann damit, daß er einige Knaben anstellte, bemalte und beschriebene Scherben zu sammeln. Solche von ägyptischen Thongeräthen einer mit der ältesten griechischen Waare gleichzeitigen Periode sind überall auf dem Boden zerstreut; archaische griechische Scherben liegen nur an einer Stelle auf der Erdoberfläche, finden sich aber überall in einer gewissen Tiefe; ungewöhnlich zahlreich sind Amphorenhenkel rhodischen Ursprungs, meist mit Fabrikmarken, Fabrikanten-Monogrammen und Magistratsnamen gestempelt. Petrie hat ihrer bereits 120 gesammelt. Bechergriffe mit Männerköpfen in Relief; Frag-

mente archaischer Vasen, schwarz und roth auf hellgelbem Grunde mit Greifen, Schweinen u. s. w. bemalt; andere in Schwarz oder Rothbraun von jüngerem Ursprung mit geflügelten Harpyien 2c.; Stücke von hellbraunen Gefäßen mit archaischen Thieren in Schwarz und Roth, der Grund mit Blumen besäet; andere von höchster Vollendung mit Figuren von Pferden, Göttinnen u. s. w., braun auf schwarzem Grunde ausgespart, und alle die gewöhnlichen Sorten rother Töpferwaare mit erhabenen Mustern von Linien und Kreisen, braun mit roth für die erhabenen Theile, schwarz auf Bronzefarben mit aufgesetztem Chokoladenbraun und Weiß u. s. w. u. s. w. bedecken buchstäblich den Hügel; ferner finden sich griechische Statuetten aus Kalkstein und Alabaster, Wirtel von Thon und Kalkstein, griechische und ägyptische Gewichte, Perlen, Terracotta-Statuetten und verschiedene kleine Gegenstände von grünem Glas. Am vierten Tage seiner Anwesenheit fand dann Mr. Petrie in dem Hofe des von ihm bewohnten Farmhauses fünf Zeilen einer griechischen Inschrift etwa aus dem 3. vorchristlichen Jahrhundert, welche einen Athena-Tempel in der Stadt Naukratis erwähnen und die Frage über deren Lage entscheiden. Bis dahin hatte man dieselbe stets viel nördlicher, bei Desûq am Arme von Rasette gesucht und gemeint, daß ihre Spuren vollkommen verschwunden seien. Naukratis, wo Griechen und Aegypter zuerst in Friede und Freundschaft zusammen wohnten und Handel trieben, wurde wahrscheinlich unter Psammetich (664 bis 616) von Milesiern gegründet, die vielleicht durch eine nach frühere Ansiedelung von griechischen Kriegsgefangenen, die Ramses III. von seinen Zügen mitgebracht hatte, darthin gezogen wurden. Bedeutend wurde es besonders unter Ahmes II. oder Amasis (570 bis 526), da nur dort fremde Kauffahrteischiffe ihre Ladungen löschen durften. Berühmte Produkte waren die dort fabricirten Gefäße und Blumengewinde, welche nach allen Theilen Aegyptens und selbst nach Italien ausgeführt wurden.

— Italien hat seine Kolonie Assab am Rothen Meere etwas vergrößert, indem es am 3. Januar den Ort Bailul besetzte. Derselbe liegt circa 40 km nordwestlich von dem Dorfe Assab, und 12 km von der bisherigen Grenze des italienischen Gebiets.

— Die Reise des französischen Schiffsfähnrichs Giraud, welcher bereits am Bangweolo- und Tanganjikasee interessante Resultate erzielt hatte (vergl. „Globus", Bd. 45, S. 191, 272, 367), hat ein unerwartetes Ende genommen: anstatt dem Laufe des Luapula und dem Kongo abwärts zu folgen, meldete er unter dem 15. Oktober 1884 seine Ankunft in Quelimane an der Zambesimündung und wird inzwischen wohl in Frankreich wieder eingetroffen sein. Er hatte sich in Karema, der belgischen Station am Tanganjikasee, neu ausgerüstet, war dann nach der gegenüberliegenden Station Mpala (am westlichen Ufer) übergesetzt und wollte gerade nach Westen aufbrechen, als seine Karawane infolge beunruhigender Nachrichten auseinanderlief und er so gezwungen wurde, über den Njassasee, den Schire und Zambesi nach der Ostküste zurückzukehren. Für die Karte des Gebietes zwischen den Seen Njassa, Tanganjika, Bangweolo und Moero sollen seine Reisen neues Material ergeben; das wäre sehr zu wünschen, da bis jetzt für jene Gegenden nicht viel Brauchbares vorliegt, nämlich abgesehen von älteren portugiesischen Routen nur die, erst nach Livingstone's Tode nach seinen Tagebüchern konstruirten Reisen dieses bedeutenden Missionars und die des Mr. Joseph Thomson, die wenig werth sind.

— Nach den letzten Nachrichten aus Léopoldville am Stanley-Pool ist Kapitän Hanssens am 31. Oktober 1884 von seiner Fahrt nach dem oberen Kongo darthin zurückgekehrt, hat dort eine neue aus drei Dampfern bestehende Expedition nach den Stanleyfällen abgesendet und hat dann seine Heimreise nach Europa angetreten. Es ist das die dritte Fahrt nach jener oberen Grenze der Schiffbarkeit; sie hat den Zweck, die Stationen am mittleren Kongo neu zu versorgen und verschiedene Beamte, deren Dienstzeit abgelaufen ist, abzuholen. — Am 16. November hat Lieutenant Massari mit seinen Gefährten Deane und Delattre von Kwamouth die Untersuchung des unteren Kuango begonnen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Ueber die Neuen Hebriden wird unter dem 30. Oktober 1884 aus Numea (Neu Kaledonien) an den „Avenir des colonies" geschrieben. „Ich habe die Sandwichinsel (Efat oder Vate) ganz verändert gefunden, die englische Flagge ist verschwunden, sie weht nur noch bei den Missionaren, überall sonst findet sich unsere dreifarbige Fahne, selbst auf den Booten der Eingeborenen. Die Kaledonische Gesellschaft der „Neuen Hebriden" besitzt auf der Insel Sandwich circa 80000 bis 100000 ha; im Hafen von Kavannah liegt ein altes, ihr gehöriges Kriegsschiff, der „Chever", welches sie nach Port Sandwich auf der Insel Mallicollo schleppen lassen will, um es dort als Haus und Magazin für die ersten aus Numea ankommenden Ansiedler zu verwenden. Außer den oben erwähnten am Hafen Kavannah gelegenen Ländereien besitzt die Gesellschaft weitere 40000 ha auf Mallicollo; 120000 ha in Espiritu Santo, 20000 ha auf Api, 20000 ha auf Vanicoro, wo La Pérouse umgekommen ist; alles in allem beziffert sich das Eigenthum der Gesellschaft auf 300000 ha. Wie es heißt, bildete sich auch auf Neuseeland eine Gesellschaft zur Ausnutzung der Neuen Hebriden mit einem Kapital von 1000000 Pfd. St.; die Regierung soll 5 Proc. Zinsen für diese Unternehmung, an deren Spitze Sir Julius Vogel steht, garantirt haben." „Glücklicherweise", fährt der (französische) Bericht fort, „kommt sie zu spät."

Vermischtes.

— Unsere Leser werden sich der in Bd. 43 veröffentlichten Auszüge aus dem Tagebuche des Dr. Hans Meyer erinnern, welche in ungemein frischer, anschaulicher Weise seine Reisen im nördlichen Luzon schilderten. Dieses Tagebuch, welches damals nur als Manuskript für einen engeren Kreis gedruckt wurde, hat der Reisende jetzt als Buch unter dem Titel „Eine Weltreise" (Leipzig, Bibliographisches Institut 1885) herausgegeben, das er viel zu bescheiden „Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung" nennt. Wir haben Reisewerke von Leuten mit sehr bekanntem Namen gelesen, die viel prätentiöser auftraten und viel weniger enthielten als diese „Plaudereien", die obendrein mit 16 Karten und Plänen und einer Fülle reizender und dabei authentischer Bilder geziert sind; denselben liegen Photographien zu Grunde, deren künstlerische Bearbeitung die Maler R. Püttner und Prof. Keller-Leuzinger übernahmen. Daß Dr. Meyer mit eigenen Augen sieht und sich seine Urtheile über fremde Völker und die Europäer in fremden Erdtheilen selbst bildet, davon giebt er erfreuliche Beispiele genug. Seine „Weltreise" ist ein in jeder Beziehung nobles Buch, an welchem der Leser seine Freude hat. Den Beschluß desselben macht eine kleine ethnographische Monographie über die Igorroten, die wohl das beste ist, was bisher über diesen Stamm geschrieben wurde.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien[1].

XX.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien der Mme. Jane Dieulafoy.)

Wenn man sich der Stadt Schiraz von Persepolis her nähert, so hat man eine ziemlich einförmige und langweilige Gegend zu durchziehen, bis man plötzlich durch eine schmale Schlucht zwischen röthlichen Bergen den Tengi Allahakbar (d. h. Engpaß „Allah ist der größte") hindurch eine weite Ebene und in derselben eine Stadt von länglicher Form, umgeben von Befestigungen und überragt von zwiebelförmigen, mit bunter Fayence bekleideten Kuppeln, erblickt. Außerhalb der Umfassungsmauern dehnen sich Gärten aus mit Cypressen, die ebenso schwarz und ebenso schön sind, wie diejenigen von Ejub oder Skutari (bei Konstantinopel), und mit einzelnen Gruppen zierlicher Palmen. Die Perser, welche für Naturschönheiten sehr empfänglich sind, rühmen jene Schlucht als einen der schönsten Aussichtspunkte ihres Landes und den Namen derselben leiten sie von dem Ausrufe des Erstaunens und Entzückens (Allah akbar) her, der unwillkürlich jedem Fremden entfährt, sobald er nach einem langen Marsche zwischen öden und unfruchtbaren Hügelzügen aus jenem Engpasse heraustritt. Letzterer ist der einzige, welcher einen bequemen Abstieg in die Ebene gewährt, und deshalb etwa 1 km vor der Stadt durch eine Befestigung geschlossen. In dem Raume über dem Thore derselben wird ein schöner, 100 Pfund schwerer Koran aufbewahrt, der ganz und gar von der Hand des Sultans Ibrahim, Sohnes des Schah Ruch, geschrieben ist; der fromme Derwisch, dem dieser kalligraphische Schatz anvertraut ist, wollte es darum auch durchaus nicht begreifen, daß die Reisenden nach einem Ritte von 72 km unter einer brennenden Sonne wenig Neigung verspürten, das Wunder anzustaunen, sondern nach endlicher Rast verlangten. So setzte das Dieulafoy'sche Ehepaar seine Reise fort, ließ zwei in die Felswand gegrabene Reliefs, deren eines in der Weise der sassanidischen Skulpturen Fath Ali Schah und zwei von dessen Söhnen, deren anderes eine Heldenthat Rustems darstellt, zur Rechten, ritt in die Ebene hinab und erreichte endlich jenes Gebiet, welches die Perser mit Recht als „warmes Land" bezeichnen, trotzdem es immer noch eine Höhe von etwa 1500 m über dem Meeresspiegel hat.

Eine Allee, welche es durch ihre Breite wohl verdient, den Zugang zu einer Hauptstadt zu bilden, führt zwischen schönen Gärten bis zu der Stadtbefestigung hin, welche aus Gräben voller Unrath, eingestürzten Thürmen und verfallenen Courtinen besteht. Jenseits des Stadtthores beginnt ein von Bäumen beschatteter Bazar; aber in dem Geschäftsviertel herrscht wenig Leben und Treiben. Eine ganze Anzahl von Leuten liegen längs der Mauern ausgestreckt und klappern mit den Zähnen, trotzdem die Sonne heiß herabscheint und sie in gefütterte Mäntel gehüllt sind; das Fieber schüttelt sie. Als man weiter hinein in die Stadt kam, zeigte es sich, daß von drei Läden durchschnittlich zwei geschlossen waren; mitunter sah man durch die halbgeöffneten Läden hindurch die Kaufleute ausgestreckt zwischen ihren Waaren liegen. Langsam windet sich die Karawane durch die schmutzigen stinkenden Straßen und

[1]) Fortsetzung von S. 310 in Bd. 46.

gelangt auf einen großen Platz, dessen eine Seite vom Telegraphenamte eingenommen wird. Mehrere in der Thür sitzende Diener erheben sich und ersuchen die Reisenden im Namen des Vorstehers des Amtes, sich nach dem 3 km vor der Stadt befindlichen Landhause desselben zu begeben, wo sie weniger dem Fieber ausgesetzt sein würden als in Schiraz. So hart es auch war, nach dreizehnstündigem Ritte nochmals sich auf den Weg zu machen, so zogen sie letzteres doch dem Schüttelfrost und der Fieberhitze vor, ritten wieder zum Thore hinaus in die Ebene und erreichten durch eine breite Allee endlich einen großen Garten, in dessen Mitte das halb im persischen, halb im europäischen Stile gebaute Landhaus liegt. Ringsum Beete mit europäischen Blumen und auf einer Seite Pflanzungen von Kohl, Artischocken und Eierpflanzen, beschattet von kräftigen Birn- und Apfelbäumen: ein Anzeichen, daß man sich auf einem civilisirten Fleckchen Erde befand.

Mr. Blackmaure, der Unterdirektor der Telegraphenstation, empfing die Reisenden, wies ihnen zwei mit Tischen und Stühlen ausgestattete Zimmer an und bat dann um die Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen, da er gerade einen Malariaanfall hatte und sich kaum auf den Füßen halten konnte. „Es wohnt noch ein anderer Franke in Schiraz", sagte ein Diener, „Dr. Odling, der Arzt für die Angestellten des englisch-indischen Telegraphen; er wird sicher am Nachmittag Euch aufsuchen, wenn er nicht, wie die letzten Tage, das Fieber hat."

Das war Dieulafoy's Ankunft in Schiraz; sie sahen

Eingang des Bazars in Schiraz.

und hörten von nichts, als von Fieber und Fieberkranken.

Am folgenden Tage machten sie die nähere Bekanntschaft dieser beiden Herren, die beide Witwer sind. Fieber, Hitze, Langeweile und Entmuthigung haben ihnen nach einem Aufenthalte von einigen Jahren ihre Frauen, die muthig neben ihnen aushalten wollten, langsam getödtet. Anfangs hatten dieselben versucht, spazieren zu reiten und energisch gegen das schwächende Klima des Ortes anzukämpfen, aber das Erscheinen von zwei unverschleierten Frauen auf den Straßen hatte solche Entrüstung hervorgerufen, daß ihre Männer nebst zahlreichen Dienern nicht genügt hatten, sie vor den gröbsten Insulten zu schützen. Selbst der Gouverneur, an welchen sich die beiden Engländer gewandt hatten, war nicht im Stande gewesen, den Aufruhr der Menge zu bemeistern. Die Damen hätten sich vielleicht noch entschlossen, die landesübliche Tracht anzulegen, um ihr Haus verlassen zu können, aber dann hätten sie sich wiederum nicht öffentlich in Gesellschaft von Europäern zeigen dürfen. Müde des Kampfes hatten sie sich in ihre Gärten eingeschlossen und die Zurückgezogenheit den Beleidigungen durch den Pöbel vorgezogen; im vorhergehenden Sommer war dann Mme. Blackmaure und drei Wochen vor Ankunft der Reisenden Mme. Odling gestorben.

O Schiraz, du Heimath der Dichter, Stadt der Rosen und blühenden Gebüsche, in denen die Nachtigallen singen, was ist aus dir geworden! So weit man kommt, sieht man nur schmutzige, schlecht gehaltene Straßen und wackelnde

Moschee des Wakil.

Gebäude, deren Wände durch Erdbebenstöße Risse bekommen haben. Und dabei ist die Stadt, welche als Kapitale von Fars auf das früher erwähnte Istachr folgte, noch nicht so gar alt. Nach Angabe arabischer Schriftsteller im Jahre 695 gegründet, war es unter Dschingis Chan und dessen Nachfolgern der Mittelpunkt persischen Lebens, der Sitz der Künste und Wissenschaften, sank dann unter Timurleng und erreichte unter Kerim Chan, dem berühmten „Wakil“, welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts über Iran herrschte, seinen Höhepunkt, um von der Kadscharen-Dynastie wiederum vernachlässigt zu werden. Kerim Chan hatte deshalb in Schiraz seine Residenz aufgeschlagen, um denjenigen Stämmen, welche ihn auf den Thron erhoben hatten, näher zu sein. Er umgab seinen Lieblingssitz mit Befestigungsmauern, errichtete schöne Gebäude, pflanzte in der Umgebung prächtige Gärten von Cypressen und Orangenbäumen, baute in demjenigen Viertel, das seinen Namen noch heute trägt, einen Palast, den gewölbten Bazar, der der schönste in der ganzen Stadt ist, ferner eine Moschee, ein Bad und eine Medresse (Schule). Kerim Chan ist in Schiraz ebenso berühmt, wie Schah Abbas in Ispahan: wenn man bei einem großartigen Bauwerke vorbeikommt, braucht man nicht nach dem Namen des Erbauers zu fragen, denn der Führer antwortet unabänderlich: „Der Wakil hat es errichtet, immer der Wakil.“

Obwohl der Grundriß der Moscheen von Schiraz derselbe ist, wie derjenige der Ispahaner, so bilden doch erstere in dekorativer Hinsicht eine ganz besondere Gruppe; es

Medresse des Wakil.

scheint, als hätten die Schirazer Künstler die Farben ihrer Vorgänger verschmäht und sich in den Gärten der Umgebung ein neues Motiv für die Verzierung gesucht. Denn auf der weißen Fayencebekleidung der Wände sieht man große Rosenbüsche gemalt, wobei der Karminlack vorwiegt. Von allen Werken des Wakil ist in dieser Hinsicht das interessanteste die neben der Moschee befindliche Schule; die Emailplatten, mit denen dieselbe bekleidet ist, geben einzeln und von ihrem Grunde losgelöst die entzückendsten Blumenstücke, die neben den besten Werken europäischer Künstler ihren Platz behaupten könnten.

Uebrigens verschönerte Kerim Chan nicht nur seine Hauptstadt, sondern war auch auf das Glück seines Volkes bedacht, was sich von dem jetzigen Herrscher Irans nicht gerade behaupten läßt; Kerim Chans Güte ist in Schiraz nicht minder berühmt als seine Prachtliebe. Eines Tages hatte er Recht gesprochen und wollte sich sehr ermüdet zurückziehen, als noch ein Mann erschien und unverzüglich angehört sein wollte. „Wer bist du?“ fragte der Fürst. „Ein Kaufmann, dem die Räuber seinen ganzen Besitz abgenommen haben!“ „Und was thatest du, als man dich beraubte?“ „Ich schlief.“ „Warum schliefst du?“ fragte der Fürst voller Zorn. „Weil ich glaubte, daß du für mich wachtest!“ „Du hast Recht“ — erwiderte Kerim Chan plötzlich besänftigt. „Man führe diesen Mann zu meinem Schatzmeister; der soll ihm den Werth der geraubten Waaren auszahlen. Es ist meine Sache, die Räuber ausfindig zu machen.“

Persische Amme.

Seitdem haben sich die Zeiten geändert: die Provinz-Statthalter lassen die Räuber ihr Geschäft in aller Ruhe betreiben und glauben ihre Pflichten gegen Gott und die Welt erfüllt zu haben, wenn sie öffentlich einen großen Abscheu vor berauschenden Getränken zeigen; im Geheimen wissen sie sich schon dafür schadlos zu halten.

Am 13. Oktober unternahmen die Reisenden in Gesellschaft der beiden Engländer einen Ritt durch die Ebene nach den Ruinen eines Palastes, der demjenigen des Darius zu Persepolis gleicht. (Mme. Dieulafoy bezeichnet dieselben nicht näher; da sie aber sagt, daß sie der Thalrichtung folgt und dann nach links abbiegt, um einen Berg zu ersteigen, so sind es offenbar die Ruinen bei dem Dorfe Abu-Nasr, 8 bis 9 km von Schiraz, welche den Namen Tacht-i-Abu-Nasr führen.) Zuerst erreicht man einen weiten, mit Ziegel- und Gefäßscherben bedeckten Platz, den ein von vielen kleinen Grabkammern durchsetzter Felsen begrenzt. Der auf einem Gipfel liegende Palast selbst besteht aus einem viereckigen Saale mit je einer Thür an jeder Seite. Die Einfassungen der Thüren zeichnen sich durch viele kleine Leisten und durch eine ägyptische Krönung aus, während auf der Bekleidung Jagdscenen angebracht sind. Leider sind die Reste sehr zerstört, denn als vor einigen Jahren ein Gouverneur von Schiraz einen Stein von dort wegholen ließ, um ihn in seinem Garten zu verwenden, und man unter demselben altpersische Goldstücke fand, ließ er unter sämmtlichen Thüren nachgraben, und die darauf folgenden Winterregen vollendeten die Zerstörung. Am anderen Ufer des am Fuße des Palastberges vorbeiströmenden Flusses erhebt sich ein fast senkrechter Felsen, in welchen drei Basreliefs von mittelmäßiger Ausführung eingehauen sind. Sie stehen den Bildwerken von Naksch-i-Rustem bedeutend nach; die Köpfe nehmen fast den vierten Theil der ganzen Körperlänge ein, die Gewänder sind ohne Kunst und Wahrheit und die Erhaltung des Ganzen obenein eine schlechte. Um so schöner aber ist die Rundschau, welche man von jener Stelle aus genießt, und sie verdient in der That die enthusiastischen Verse, welche ihr Hafiz gewidmet hat. Je höher man an dem Felsen hinaufsteigt, um so mehr entwickeln sich die schön gestalteten Bergketten, welche das Thal einfassen, und wenn das Auge dem gewundenen Laufe des Abi Roknabad folgt, so ruht es zuletzt auf dem Salzsee, in welchem jener Fluß verschwindet.

Als die Gesellschaft Abends nach Schiraz zurückkehrte, stattete Mme. Dieulafoy den beiden Kindern des Dr. Odling einen Besuch ab. Die Amme derselben ist eine Mohammedanerin, welche der Doktor beim Tode seiner Frau in Dienst genommen hat; aber welchen Widerstand galt es dabei zu überwinden! Nur die großen Dienste, welche der Doktor der Bevölkerung der Stadt leistete, und die Furcht, daß er fortgehen könnte, veranlaßten zuletzt den Imam Dschuma und den Muschteid, den Aufenthalt einer Perserin bei dem Ungläubigen zu gestatten. Dann aber mußte der Widerstand der Amme selbst gebrochen werden, welche lieber einem Affen oder jungen Hunde die Brust gereicht hätte, als einem Christenkinde. Sie wurde schließlich dadurch gewonnen, daß man ihr monatlich einen Lohn von 100 Kran, für Fars eine ganz enorme Summe, und jede Saison ein seidenes Kleid versprach, und außerdem sollte ihr eine Dienerin gehalten werden, um ihre Wasserpfeife in Stand zu halten und anzuzünden; denn das Rauchen war nach ihrer Behauptung vorzüglich geeignet, die Milchabsonderung zu befördern.

Städtegründung im nordamerikanischen Westen.

Von A. Sartorius Freiherrn von Waltershausen.

V. (Schluß.)

Zum Schluß dürfte sich noch eine Detailschilderung des Lebens in einer vor wenigen Jahren entstandenen Stadt empfehlen, welche ich drei Jahre nach ihrer Gründung kennen lernte [1]).

Im Winter 1877 auf 1878 wußte noch niemand etwas von der Stadt Leadville, welche im Centrum des Staates Colorado gelegen, in gerader Linie etwa 130 engl. Meilen westlich von Denver entfernt, gegenwärtig mit den sie umgebenden Ansiedelungen eine feste Bevölkerung von fast 20 000 Menschen zählt. Wollte man diese Ziffer schlechthin ohne das Moment der Stetigkeit in Anschlag bringen, so würde man schließen können, daß Leadville ebenso schnell wie entstanden auch dem Niedergange entgegen eile. Denn drei Vierteljahr, nachdem die erste Silbermine an dem westlichen Abhange des South Park Range entdeckt war, hatten sich 40 000 Mann aus allen Theilen der Staaten zusammengefunden, um sich an dem Bergbau direkt oder indirekt zu betheiligen, und mit dem Beginn des Jahres 1880, als Leadville zwei Jahre existirte, zählte man nur noch 25 000 Einwohner. Seit etwa zwei Jahren ist die Bevölkerung die zuerst angegebene geworden und hat sich seitdem erhalten. Als Väter von Leadville, d. h. als Stadtgründer, gelten zwei Männer, welche zu den ersten gehörten, die dem Gerücht von dem Silberreichthume folgten. Ueber die Schicksale dieser beiden eine kurze Mittheilung zu machen, welche ich einer deutschen westlichen Zeitung wörtlich entnehme, kann ich an dieser Stelle mir nicht versagen, weil sie geradezu typisch sind für die Tausende von Glücksjägern, welche den weiten unbebauten Westen als Operationsfeld für ihre Spekulationen ausersehen haben: „George H. Fryer kam einst aus Philadelphia nach Colorado, wo er sich mit Bergbau beschäftigte. Im Jahre 1878 befand er sich da, wo jetzt Leadville steht, und entdeckte auf einer dortigen Anhöhe die reiche Silbermine, die dann unter dem Namen „New Discovery Mine“ bekannt geworden ist. Die silberhaltige Anhöhe heißt ihm zu Ehren noch heute „Fryer Hill“. Gleichzeitig fanden auf dem Platze, wo der Schnapswirth Horace A. W. Tabor seine Bergmanns- und Fuhrmannskneipe hielt und wo seine Frau als Hemdenwäscherin thätig war, ebenso bedeutende Entdeckungen von Silbererz statt.

[1]) Vergl. Beilage der „Allgem. Zeitung“ vom 16. April 1882.

Der unwissende Schnapswirth Tabor hatte nach der Silberentdeckung unter dem Beirathe seiner klugen und fleißigen Frau Glück, wurde mehrfacher Millionär, Erbauer des Opernhauses in Denver, Vicegouverneur von Colorado, auf einen Monat sogar Bundessenator, und dankte seiner Gattin, der einstigen treuen Genossin seiner Armuth, mit skandalöser Untreue; er mußte gerichtlich gezwungen werden, ihr einen Theil seines Reichthums abzutreten, worauf er sich gleich nach der gerichtlichen Scheidung eine andere nahm.

Diejenigen, welche den Reichthum für das wahre Erdenglück halten, preisen Tabor als einen hochbeglückten Mann. Nicht so glücklich wurde der andere Vater von Leadville, George H. Fryer, obgleich er nicht wie Tabor blindlings, sondern durch Glück und Kenntnisse den reichen Fund auf dem „Fryer Hill" gemacht hatte. Er war schon seit 1860 mit Bergbau in Colorado beschäftigt gewesen, hatte dadurch ungefähr 40 000 Dollars erworben und wieder verloren, und legte mit gutem Bedacht die Mine auf dem jetzigen Fryer Hill an; seine geologischen Voraussetzungen täuschten ihn nicht, und er stieß bald auf das reichste Silbererz. Da er aber kein Geld zum großen Bergbaubetrieb besaß, so verkaufte er einen Theil seiner Mine um den Spottpreis von 40 000 Dollars an den Spekulanten Chaffee, der eine Zeitlang Bundessenator von Colorado war und jetzt Millionär und Schwiegervater eines der Söhne des General Grant ist. Aus dem übrigen Theile seiner Mine löste Fryer ebenfalls ungefähr 40 000 Dollars. Er galt für viel reicher, als er war, machte sich durch seine Freigebigkeit und Liebenswürdigkeit beliebt, und einmal war die demokratische Partei nahe daran, ihn zu ihrem Gouverneurskandidaten zu machen. Während Leadville wuchs, wurde er ärmer und ärmer. Er hatte bei verschiedenen Unternehmungen Unglück, schien dieses jedoch mit heiterem Gleichmuth zu ertragen. Im Jahre 1883, als es schon rasch bergab mit ihm ging, erlaubte sich der 46jährige Mann den Luxus der Verheirathung mit einer Modedame. Er lebte mit ihr anscheinend flott und vergnügt in einem Hotel in Denver. Vor drei Monaten fing er, um die ihm immer näher rückende gänzliche Verarmung zu vergessen, das Schnapstrinken an. An einem Abend aber verschluckte er, nachdem er den letzten Trunk gethan, eine tödtliche Dosis Morphium, um seinem Leben ein Ende zu machen, und nach mehrstündigem Leiden starb er. So endete der eigentliche Vater der jungen, im Hochgebirge des Centennialstaates entstandenen Wunderstadt."

Die Stadt Leadville liegt an einem weiten, von dem Arkansasflusse langsam ansteigenden Bergabhange, 10 Minuten von den Eingängen der Bergwerke. Nach welcher Seite hin man blickt, überall starren einem bis zu 14 500 Fuß hohe, mit Schnee bedeckte Berghäupter entgegen, so daß man meint, die Stadt liege in einem engen Thalkessel, dessen Wände bald hinter den äußersten Enden der Stadt zu steigen begännen. Die Bergspitzen sind aber doch weit entfernt, und man überzeugt sich bei schärferer Beobachtung leicht, daß die klare Luft die Ursache der Täuschung ist. Der Schneefall im Winter ist oft recht bedeutend, wie sich auf einer solchen Höhe auch nicht anders erwarten läßt. Im letzten Winter waren viele Minenplätze des San Juan-Bezirks im südlichen Colorado durch den Schnee von der Welt abgeschnitten. Am 18. Februar arbeitete die Telegraphenleitung zwischen Silverton und Denver einige Stunden, dann hörte die Verbindung auf, weil Lawinen einen Theil der Leitung zerstörten. Dieser so schnell wieder abgebrochene Verkehr war der erste, welchen seit dem 3. Februar die Welt mit Silverton hatte, und man erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß alle Geschäfte infolge der Schneeblockade in Silverton, Ouray und anderen Minenplätzen stockten, daß der Schnee auf ebenen Stellen sechs Fuß, in den Schluchten aber, durch welche die Wege ebenfalls führen, fünfzig bis sechzig Fuß tief war, und die dortigen Bewohner selbst die nächsten Nachbarn nur auf Schneeschuhen erreichen konnten. Erst Ende April sind sie, nachdem sie über zwei Monate von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen waren, von ihrem Leiden erlöst worden. Vom 3. Februar bis zum 20. April war in Silverton kein Eisenbahnzug eingetroffen.

Zwei lange und breite Straßen, welche sich in der Mitte rechtwinkelig schneiden, mit geräumigen Holztrottoirs an den Seiten versehen, repräsentiren den feinen Stadttheil von Leadville und die amerikanische Civilisation. Da stehen mehrere große steinerne Wohnhäuser, einige Hotels mit ein paar hundert Zimmern, ein geräumiges Postgebäude, eine City- und Odd Fellows-Hall und die Geschäftshäuser, welche unter dem Namen Groceries alles und jedes verkaufen. Außerdem giebt es nur einstöckige Holzgebäude und Blockhäuser, deren Material den hochstämmigen Fichtenwäldern des nahen Waldes entnommen ist. Die Blockhäuser, deren ein paar Tausend vorhanden sind, sind 6 bis 8 Meter im Geviert groß, fensterlose, einzimmerige Kasten. Die Fugen sind mit Lehm verstopft. Das Dach ist ebenfalls von Holz und die massive Thür ist mit starkem, schwerem Schloß zugehalten. Diese Gebäude dienen als Schlafstätten für zwei oder drei Bergleute, welche, da sie mit ganz wenigen Ausnahmen unverheirathet sind, ihre Mahlzeiten in Restaurants einnehmen, wo sie auch, wenn sie nicht in Biersalons, Tanzlokalen und Spielsälen sich herumtreiben, ihre übrige freie Zeit verbringen können.

Alle auf die beiden erwähnten Hauptstraßen führenden Seitengassen zeigen, daß noch nicht lange Zeit seit der ersten Anlage der Stadt verflossen ist. Denn nur wenige Schritte von einander ragen aus dem Boden 3 bis 4 Fuß hohe Baumstümpfe hervor. Man hatte keine Muße gehabt, die Wurzeln auszuroden, sondern die hohen Stämme nur niedergeschlagen, Blockhäuser daraus gemacht, und war dann an die Gewinnung der Silbererze gegangen.

Die hier lebende Gesellschaft ist eine höchst eigenthümliche. Sie ist eine Mischung verschiedener Rassen und ein Durcheinander von noch mehr Nationalitäten. Weiße, Neger, Indianer und Chinesen arbeiten in den ihnen zusagenden Beschäftigungen. Die Weißen sind Staatsbeamte, Bergwerksunternehmer, Handwerker und Grubenarbeiter, die Schwarzen Kellner, Fuhrleute und Stiefelputzer, die Chinesen Köche und Wäscher, die Indianer bringen Wild und Pelzwerk aus dem Gebirge. Die geborenen Amerikaner sind Besitzer von Gruben, Komptoirarbeiter und Werkführer in den Berg- und Schmelzwerken. Die Irländer, Kanadier, Italiener und Spanier sind gewöhnliche Bergleute. Die Deutschen sind hauptsächlich im Handwerk vertreten, als Schuhmacher, Schneider, Tischler und Schlosser, und das Handelsgeschäft ist fast ausschließlich in den Händen deutscher Israeliten.

Die Physiognomien zu beobachten, ist höchst interessant. Man sieht Leute mit bärtigem, verwildertem Gesicht und mit verwegenem Ausdruck, Existenzen, deren abenteuerliche, leidenschaftliche, auch wohl verbrecherische Vergangenheit in den Zügen zu lesen ist. Blaue Flanellhemden und braune Anzüge von dickem, wachstuchähnlichem Stoff sind die regelmäßige Tracht der Bergarbeiter. Ein Kragen und ein Halstuch sind ein seltener Anblick in Leadville. Jedermann trägt einen Revolver. Am Abend ist ein dichtes Gedränge auf den beiden Hauptstraßen, die

Spielsäle, in denen Roulette, Würfel und mexikanische Monte üblich sind, haben sich dicht gefüllt. Die Musik aus den Theatern schallt auf die Straße, in den deutschen Biergärten hört man das Klappern der Seidel und vor den Kaufläden preisen mit heiserer Stimme die Marktschreier bei Pechfackelbeleuchtung ihre Waare an. Jäger, die eben aus dem Gebirge gekommen sind, in grauem mit langen Fransen besetzten Lederanzug und hohen Stiefeln, deren Schäfte mit silbernen Schnallen um die Waden befestigt sind, hören neugierig zu und bewundern die billigen Uhrketten und Ringe von falschem Gold.

Das schöne Geschlecht ist nur sehr spärlich vertreten. Es lebten 1881 nur 200 verheirathete Frauen in Leadville, und was man sonst von der Damenwelt in den Spielhöllen und Tanzlokalen sieht, scheint ebenfalls, wie der größte Theil der männlichen Bevölkerung, zum Aufsuchen von Abenteuern und Reichthum hierher gekommen zu sein.

Da der größte Theil der Gesellschaft von Handarbeit lebt und ein ziemlich gleiches Einkommen besitzt, so ist eine gesellschaftliche Abstufung kaum zu merken. Es giebt keine Bettler, denn jeder, der arbeiten will, findet jetzt Beschäftigung, und wer nicht arbeiten kann oder nicht will, geht, wenn er keine sonstigen Mittel hat, zu Grunde. In der ersten Zeit, als die Minen entdeckt wurden, konnten freilich weit mehr Leute Verdienst finden, da die Ausbeute so leicht und ergiebig war. Nach und nach ist aber der Bergbau weniger produktiv, aber viel stabiler geworden, und viele Arbeiter sind zu neuen Entdeckungen westwärts gezogen. Gegenwärtig wird der Bergbau rationeller betrieben und soll einer guten Zukunft entgegengehen.

Die wohlhabenderen Leute sind mit großem Luxus eingerichtet und sehr stolz auf das Innere ihrer Häuser. So wurde mir von einem, sobald ich ihn kennen lernte, mitgetheilt, jeder feine Mann in Leadville habe sein Telephon, dessen Draht nach einem Centralbureau laufe und dort mit jedem anderen Draht in Verbindung gesetzt werden könne. Wenn er seinen Barbier brauche, so rufe er nur in das Telephon: „Verbindung mit Herrn N. N.“ und dann kurz darauf „barbieren“. Nach wenigen Minuten sei der Gewünschte da. Ein anderer Hausbesitzer zeigte einen Teppich, der nur einmal gewebt sei und den er sonst nicht gekauft hätte, und zwei Bronzelöwen, die in dem Garten standen, welche nur einmal (glücklicherweise, dachte ich) in Italien gegossen seien. Erführe er, fuhr er fort, daß dergleichen noch einmal existire, so würde er sofort etwas Neues anschaffen. Diese Selbstverherrlichung, welche in so eigenthümlicher Weise hervortritt, trifft man in neuen amerikanischen Ansiedelungen allgemein an, und man wird sie sich leicht erklären, wenn man bedenkt, was diese energischen Leute in so kurzer Zeit geleistet, und wie sie aus der Wildniß in wenigen Jahren eine Kulturstätte geschaffen haben. Staunen muß man vielmehr, wie diese Pioniere des Westens ihren Kulturbedürfnissen so treu geblieben sind; denn Leadville hat seine eigenen Zeitungen, Verkehr mit allen Theilen der Union, zeitweise öffentliche Vorlesungen über Kunst und Wissenschaft, eigene Prediger und Kirchen und allgemein zugängliche Lesezimmer.

Die Preise der Lebensmittel, die abgesehen von einem Theil des Fleisches aus Denver herbeigeschafft werden müssen, sind sehr hoch, wie auch die Arbeitslöhne für eine zehnstündige Arbeit 3 bis $3^1/_2$ Dollars im Durchschnitt betragen. Ein paar Stiefel zu putzen kostet 25 Cents (1 Mk.), die kleinste Kleidungs- oder Stiefelreparatur 50 Cents. Für 1 bis $1^1/_2$ Dollars kann der Bergmann gerade leben, also täglich 2 Dollars erübrigen, wenn er sparsam und nüchtern zu leben gewohnt ist. Die hohen Löhne erklären sich auch aus der harten Arbeit, welche hier von einem Bergmann verlangt wird, und aus dem leicht möglichen Fortzug der Arbeiter, die keine Familie haben und gern zur Unternehmung auf eigene Rechnung in die Berge ziehen. Zeitweise gab es in Leadville auch einen Gewerkverein, die Miners Union, welche aber wegen der Fluktuation der Arbeiterbevölkerung keinen Bestand gehabt hat, und so auf die Höhe der Löhne keinen Einfluß haben konnte. Im Sommer 1880 brach ein großer Strike unter den Bergleuten zur Verkürzung der Arbeitszeit auf 8 Stunden aus, welcher zur Gründung dieser Gewerkschaft und einer Zeitung „The crisis“ benannt, führte. Da die Unternehmer nicht nachgaben, so schien den Arbeiterführern die Anwendung von Gewalt rathsam, und eine große Schar der Leute, mit Revolvern und Flinten bewaffnet, suchte unter der Androhung allgemeiner Verwüstung die gestellten Bedingungen zu ertrotzen. Die genannten übrigen Bewohner der Stadt, nicht strikende Grubenarbeiter, Handwerker, Kaufleute u. s. w., bewaffneten sich ebenfalls und formirten einige Regimenter. Mehrere Tage war Leadville in zwei Heerlager getheilt, als nach Bestrafung einiger Rädelsführer die Ruhe wieder hergestellt wurde. In abgelegenen kleinen Lagern, wo oft nur Arbeiter leben, endigen solche Aufstände in der Regel anders, und dort Grubenbesitzer oder Grubendirektor zu sein, ist ein Beruf, der nicht selten mit dem Verlust des Lebens und des Eigenthums verbunden gewesen ist.

Viele Bergwerke in Colorado haben nur sehr kurzen Bestand gehabt, und mit ihnen sind dann auch die von ihnen gegründeten Ortschaften wieder in Vergessenheit gerathen. Bisweilen ist die nachlassende Ergiebigkeit der gehauenen Erze an dem Aufgeben der Unternehmungen schuld, bisweilen aber auch das Schwindelhafte der ursprünglichen Anlage. So wurde es kürzlich in einer Zeitungsnotiz bekannt, daß die Goldfelder, die beim Pike's Peak in Colorado entdeckt wurden, „gesalzen“, d. h. ein riesiger Schwindel zu sein schienen. Man will wissen, daß ein gewisser Jemand in Leadville alles Goldchlorid aufgekauft habe, dessen er habhaft werden konnte, und eine Analyse des Kieses in den Goldfeldern am Pike's Peak hat ergeben, daß derselbe mit dem von dem betriebsamen Manne anderswo gekauften pulverisirten Erz gemischt ist. Die Veranstalter dieses „Booms“ hatten, noch ehe sie die Nachricht von den „aufgefundenen Goldfeldern“ verbreiteten, eine „Aktiengesellschaft“ gegründet, und ihr ganzes Spiel war darauf berechnet, die Aktien gut zu verkaufen. Durch die jetzt erfolgten Enthüllungen ist den Gaunern das Spiel verdorben, und der Auszug aus Leadville nach den neuen Goldfeldern hat bereits aufgehört.

Ueber die Zukunft von Leadville läßt sich natürlich nichts bestimmtes sagen. Denn wie groß die noch abzubauenden Metalladern sind, vermag niemand auch nur annähernd anzugeben. Hört der Bergbau einmal auf, so ist keine Aussicht vorhanden, daß die Stadt fortbestehen wird, da jene öde hochgelegene Region des Felsengebirges andere wirthschaftliche Anziehungspunkte nicht bietet. Der Staat Colorado verdankt sein rasches Aufblühen wesentlich seinem Metallreichthum. Sollte dieser sich erheblich mindern, so läßt sich befürchten, daß der Staat an ökonomischer Bedeutung nicht bleibt, was er ist. Seine Einwohner suchen dieser Eventualität vorzubeugen und fangen an, das östliche Terrain, welches eine baumlose, staubige Steppe ist, zu bewässern und so der Landwirthschaft eine Zukunft zu sichern. Einige gute Resultate sind schon gewonnen, und wenn auch die für den Weizenbau zuträglichen Ländereien keine Flächen wie Dakota und Kansas aufweisen, so sollen dieselben doch eine Frucht von besonders guter Qualität liefern, und in

keinem Lande soll von einem Acker eine so bedeutende Masse erzielt worden sein. Die Kosten der dortigen Kultivirung sind groß und mit viel Arbeit verbunden. Ich wollte am Schluß hier diese Thatsache noch hervorheben, um anzuführen, daß die Amerikaner sich der Unstetigkeit ihres ökonomischen Lebens sehr wohl bewußt sind, und daß die davon in nachtheiliger Weise Betroffenen mit der dem Volke eigenen Energie den für sie entstandenen Schaden auszugleichen bestrebt sind. Wenn auch die natürlichen Verhältnisse oft stärker sind als solche Bemühungen, so darf man doch nicht vergessen, daß die Unbeständigkeit in der nordamerikanischen Volkswirthschaft noch weit greller zu Tage getreten wäre, wenn nicht so tüchtige Gegenanstrengungen gemacht wären, dieselbe zu überwinden.

Die westgrönländische Expedition.

Von A. Riis Carstensen. (Deutsch von W. Finn.)

II. (Schluß.)

Sukkertoppen, 8. September 1884.

Auf der in meinem vorigen Briefe erwähnten kleinen Insel wurden wir von Regen und Nebel bis Sonntag den 20. Juli festgehalten und vertrieben uns meist die Zeit mit der Jagd auf Seevögel, welche in großen Scharen umherschwärmten. Wir ruderten endlich südwärts zwischen den Schären hindurch, wo das Wasser so niedrig war, daß zur Ebbezeit das Land meilenweit trocken lag und nur hier und da einzelne kleine Wasserrinnen blieben. Wir besuchten zwei große Steinhaufen, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts von einem gewissen Anders Olsen zur Bezeichnung des Nordrandes dieser Gründe aufgeführt worden waren. Die Küste war niedrig, stieg jedoch in einem Abstande von $^{1}/_{2}$ Meile, wo einige abgerundete, kuppelförmige Gebirgszüge sich erhoben, gleichmäßig an. Das Land wurde von einigen Flüssen durchschnitten, und bei der Mündung von zweien derselben fanden wir die Landschaft von Zelten, auf das Land gezogenen Booten und von eifrig mit der Lachsfischerei beschäftigten Menschen belebt.

Am 23. Juli Mittags machten wir auf einem kleinen Holme an der Mündung des Fjordes Halt, und am Abend schlugen wir unsere Zelte am Ende desselben auf. Obgleich seine ganze Länge nur 5 bis 6 Meilen betrug, so war seine Umgebung doch reicher an großartigen Gebirgsformationen als irgend einer der früher von uns besuchten Fjorde. Zu beiden Seiten desselben erhob sich das Gebirge bis zu 4000 bis 5000 Fuß Höhe. Während das Boot weiter kam und dadurch die Scenerien abwechselten, wurde der Blick von einem Bilde zu dem anderen gezogen, von denen eines immer großartiger wie das andere war, aber erst als wir den innersten Theil des Fjordes erreichten, wurde die Landschaft wahrhaft imponirend. Die Luft war still und klar; ein grünes Birkenwäldchen lag im Schatten auf der Ebene, wo wir unser Zelt aufgeschlagen hatten, und hinter derselben erhob sich steil das Gebirge. Die Spitzen desselben erglühten in dem Strahle der Sonne und in den Klüften desselben schimmerte das Eis mit wunderbarer Kraft. Einige schäumende Wasserfälle ergossen sich an dem mit Rasen bewachsenen Fuße des Gebirges. Nachdem wir einige Tage an diesem interessanten Fjorde verweilt hatten, begaben wir uns wieder zu den Schären hinaus, wo wir von Regen und Nebel empfangen wurden.

Am nächsten Tage begaben wir uns nach Kangamint, einem kleinen Handelsplatz, wo früher die Kolonie Sukkertoppen belegen war. Aus der Entfernung machte der Ort einen recht lebhaften Eindruck mit seinen wenigen aber gut erhaltenen Häusern. Im Orte selbst waren nicht viele Menschen anwesend, da alle arbeitstüchtigen Leute entweder auf die Renthierjagd oder auf die Lachs- und Heilbuttenfischerei ausgezogen waren. Hier wohnte ein dänischer Handelsagent und ein alter Däne, der bereits seit dem Jahre 1838 in Grönland lebte und nun eine Pension vom königlichen Handel erhielt. Beide Männer waren mit eingeborenen Frauen verheirathet und hatten ihren Kindern eine vollständig grönländische Erziehung gegeben. Hier bot sich mir ein Beispiel, wie leicht eine Grönländerin die dänische Sprache erlernen und sich dadurch eine Menge Kenntnisse und eine gewisse Bildung erwerben kann, ohne ihre nationalen Eigenthümlichkeiten einzubüßen. Wie uns erzählt wurde, hatte hier während des letzten Winters großer Mangel an Proviant geherrscht, so daß selbst Kamikker (Stiefel) und Kajakfelle verspeist werden mußten. In dem Orte befanden sich 14 Witwen mit Kindern, deren Ernährer, fast alles gute Fangleute, im Kajak verunglückt waren.

Nachdem wir einige Waaren an Bord genommen, und unser Chef, Lieutenant Jensen, einen Mann als Lootsen im südlichen Strömfjord (einem der mächtigsten Fjorde Grönlands, dessen Mündung unter dem 66. Grade nördl. Br. liegt) angenommen hatte, wo unsere Leute nicht bekannt waren, schifften wir uns wieder ein und kamen am 1. August zwischen Felsen hindurch, deren Spitzen in Wolken verborgen waren, während einzelne Gletscher sich aus ihren Klüften hervordrängten. Am Abend schlugen wir unser Zelt auf einer Moräne, zwischen Rollsteinen und Grus auf. Die Ufer waren steil und die Strömung sehr stark. Aus diesem Grunde waren hier nur wenige passende Zeltplätze zu finden, so daß wir am Abend einen engen Nebenfjord aufsuchen mußten, dessen viele schönen Partien indessen für die gehabte Mühe entschädigten. Es war ein behaglicher Platz, wo wir auf weichem Moose, zwischen Heidekraut und Gehölz an einem kleinen murmelnden Bache unser Zelt aufschlugen. Durch widrigen Wind und die Strömung gezwungen, mußten wir den nächsten ganzen Vormittag an der Mündung dieses kleinen Fjordes verweilen. Hier fanden wir ein altes Grab, das entgegen der allgemeinen Regel, nur einige Fuß über der Hochwasserlinie lag. Dasselbe bestand aus einigen Steinen, welche über die, gegen ein größeres Felsstück gelehnte Leiche gelegt waren. Die Knochen waren weiß und hart und selbst für einen Europäer ungewöhnlich groß; mehrere derselben, darunter der des einen Oberarmes, waren gebrochen und merkwürdigerweise fehlte der Schädel. Keiner von

unseren Leuten wußte über das Grab Mittheilungen zu machen.

Am Nachmittage wurde der Wind günstig und, geführt von der einwärts bringenden Strömung, kamen wir schnell in den inneren Theil des Fjordes hinein. Bei einer plötzlichen Wendung des Fjordes zeigte sich eine Landschaft mit ganz von dem früheren abweichendem Charakter. „Pinne suzia" („Ist das schön!"), riefen unsere Ruderinnen im Chor; der Fjord erweiterte sich zu einem weiten Binnensee, die Küsten waren niedrig, hügelig und schneefrei. Auf der Stelle, wo wir uns am Abend lagerten, befand sich ein Elsenwäldchen von bedeutender Ausdehnung, dessen meiste Stämme 8 bis 10 Fuß hoch waren. Der weiche Rasen war mit mannigfaltigen Blumen bedeckt und viele kleine Vögel, Schneehühner und Hasen ließen sich sehen. Nachdem wir den ganzen nächsten Tag hindurch gerudert und gesegelt waren, erreichten wir das Ende des Fjordes; das Wasser war klar, aber so flach, daß wir nur mit Mühe landen konnten. Vor uns lag eine von einem breiten Flusse mit lehmigem Wasser durchschnittene Ebene, und zu beiden Seiten zeigten sich nur niedrige Hügel von gelbbraunem trockenem Aussehen. An den Ufern des Fjordes lagen unzählige Versteinerungen, größtentheils von Angmagsetten. Am Morgen des 6. August begaben wir uns, im ganzen neun Menschen, zu Fuß auf die Wanderung. Unser Zelt ließen wir von zwei Männern und einer Frau bewacht zurück, hatten aber selbst alles zu einem längeren Ausfluge Nöthige mitgenommen. Wir folgten einem sehr schmalen, am Ufer des Flusses vorhandenen Steig. Bald war das Terrain eben wie ein Fahrweg und bald ging es auf und ab in den vom Wasser in den weichen Thon geschnittenen Klüften, oder auch mußten wir über Steingerölle wandern, womit die Moräne streckenweise bedeckt war. Die Ufer des Flusses waren alle steil und wohl gegen 150 Fuß hoch; meistens bestanden dieselben aus Thon, aber wir passirten doch auch Sandstrecken, welche spärlich von Sandhalm (Elymus arenarius) bewachsen waren. Der von uns benutzte Steig war in einer Länge von ungefähr 4 Meilen merkwürdig deutlich zu sehen, zumal derselbe nur von den einzelnen Jägern benutzt wird, welche während des Sommers sich auf demselben nach den Renthiergegenden begeben. Abends gegen 7 Uhr erreichten wir einen See, in dessen Nähe wir ein von zwei Jägern mit ihren Familien bewohntes Zelt fanden. Dieselben hatten sich hier bereits einen Monat aufgehalten und während dieser Zeit 19 Renthiere erlegt. Der Besitzer des Zeltes hieß Mads. „Im vorigen Jahre erlegten wir 60 Renthiere", bemerkte er mit einem Seufzer.

Wir lagerten uns dort in der Nähe und wurden Zeugen der Thätigkeit, die in Folge des bevorstehenden Ausbruches von dem Platze unter den Grönländern herrschte. Häute und getrocknetes Fleisch wurden verpackt, die Zeltfelle herabgenommen und zusammengerollt. Die Kinder, welche sich kleine Zelte gebaut hatten, gaben sich Mühe, den Ernst und die Emsigkeit der Alten nachzuahmen. Mads ließ sich überreden, uns am nächsten Tage als Wegweiser in das Innere des Landes zu dienen, denn es hatte sich gezeigt, daß der zu diesem Zweck von Kangamiut mitgebrachte Mann die Gegend nicht kannte. Wir passirten einen See, der keinen Abfluß hatte und doch viele Lachse enthielt. Mads erzählte, daß noch niemand den See zugefroren gesehen habe; er sei häufig im Juni hierhergekommen und, während noch alle anderen Gewässer mit Eis belegt waren, sei dieser See stets eisfrei gewesen. Von einem der höchsten Gebirgsrücken, wo das Barometer circa 2000 Fuß Höhe angab, hatten wir einen guten Ueberblick über die Umgegend, die nach allen Seiten hügelförmig war und eine Menge Seen enthielt. Gegen Norden erstreckte sich dieses Land, soweit das Auge blicken konnte; gegen Osten wurde es von dem Inlandseise begrenzt, das den Eindruck machte, als sei es nur ungefähr eine halbe Tagesreise entfernt. Als wir jedoch am Abend unser Lager aufgeschlagen, nachdem wir den ganzen Tag hindurch gewandert hatten, sah es nicht aus, als ob wir dem Eise erheblich näher gekommen seien. Mads kehrte nun zu seinen Leuten zurück, während wir bei Anbruch des Morgens unsere Wanderung über Hügel und an Seen vorbei fortsetzten und erst am Abend am Rande des Inlandseises unser Zelt aufschlugen. Auf unserer Wanderung mußte es uns auffallen, daß der Hügel am Südostrande tiefe Erdrinnen zeigte, und daß der Boden, wo er von dem Südostwinde getroffen wurde, nur eine kümmerliche Vegetation hervorbrachte, während die Pflanzen an der entgegengesetzten Seite üppig wuchsen; die Rinnen liefen parallel und glichen den von großen Kanonenkugeln gemachten Furchen. Ihre Anzahl und Größe nahm zu, je mehr wir uns dem Eise näherten, und viele glichen den Lücken, welche der Sturmwind in die Sanddünen reißt. Am Tage zuvor hatten wir einen See gesehen, der nur gegen zwei Stunden entfernt und mit Eisstücken angefüllt zu sein schien. Wir gebrauchten jedoch einen ganzen Tag dazu, um denselben zu erreichen und fanden, daß derselbe gegen eine Quadratmeile groß war und daß das, was wir für Eisstücke angesehen hatten, Felsenspitzen waren, welche bis zu 20 Fuß Höhe aus dem Wasser hervorragten. Nach Osten zu wurde der See vom Eise begrenzt, das wie eine weiße Mauer dastand, deren Spalten in blauen, violetten und grünen Farben spielten. Wo das Eis mit dem Lande zusammentraf, war dieses in hohen Wällen wie von einem ungeheuren Schneepfluge aufgeworfen und die Felsen waren unter seinem Drucke zu Grus zermalmt. Auf einigen Stellen war das Eis rein, auf anderen dagegen mit einer Erdschicht und großen Rollsteinen bedeckt. In der nächsten Umgebung des Eises waren einige Hügel ganz von Erde entblößt, und auf dem nackten Gestein bemerkte man nicht einmal Moose oder Schwämme.

Es wehte ein frischer Südostwind, der, trotzdem er aus der großen Eiswüste kam, doch milde, ja beinahe warm war, denn wir hatten in der Nacht bei unserem Zelte fast 8 Grad Réaumur. Lieutenant Jensen wanderte am nächsten Morgen in Begleitung einiger Leute zu einem Nunatak, von wo er an demselben Abend wieder zurückkehrte und ein Renthiergeweih, sowie zerrissene Kamikker mitbrachte.

Am 10. August Morgens traten wir die Rückreise nach unserem Zeltplatze an, indem wir einen anderen Weg benutzten als denjenigen, auf welchem wir gekommen waren. In keiner Kluft war eine Spur von Eis oder Schnee sichtbar, und an der Nordseite der Hügel, sowie in vielen Thälern befand sich eine außerordentlich üppige Vegetation. Wir passirten eine Reihe von Seen, auf welchen sich zahlreiche Vögel aufhielten, u. a. wilde Gänse, Lummen u. s. w. Die Nordseite eines Sees glich einem künstlichen Damme von Erdtorf, der 6 Fuß hoch war und eine Länge von ¼ Meile hatte. Renthiergeweihe lagen in Menge umher; bei einigen alten Zeltplätzen waren diese Geweihe in Haufen aufgestapelt und frische Spuren ließen erkennen, daß Renthiere in der Nähe seien. Wie das Land sich hier zeigte, wellenförmig, ohne viele steile Felsen, wohlbewässert mit Seen und durchschnitten von Bächen des Inlandseises, sah es während dieser Jahreszeit ganz danach aus, als wenn jeder Fleck sich eignete, unter den Pflug genommen zu werden. Birken-, Elsen- und Weidengebüsch fand sich sehr

häufig, und große Mengen von Blaubeeren verzögerten unsere Wanderung nicht unwesentlich, denn es war nicht so leicht, ihrer verlockenden blauen Farbe zu widerstehen. Es war hier die Zeit der Ernte, Gräser und Feldblumen zeigten reife Samenkappen. Gegen 12 Uhr Nachts erreichten wir unser Zelt am Fjord; müde und bestaubt waren wir bald in einen stärkenden Schlaf versunken.

Im Laufe der Nacht hatte sich eine frische Brise erhoben, die den feinen Lehmstaub hoch in die Lüfte wirbelte und den Aufenthalt auf der Ebene fast unmöglich machte. Wir gingen ins Boot, wurden aber vom Winde genöthigt, am entgegengesetzten Ufer des Fjordes zu landen, wo wir wieder mit Mads und seinen Leuten zusammentrafen, welche hier ihre Zelte aufgeschlagen hatten, um die Gegend südwärts nach Renthieren abzusuchen. Mads theilte uns mit, daß nördlich vom Fjorde ein Salzwasserbinnensee zu finden sei, und dorthin richteten wir am nächsten Tage unseren Marsch. Wir landeten und schlugen unser Zelt wie gewöhnlich auf, packten dann unser Reisezelt und andere zu einem kürzeren Ausfluge nöthigen Sachen zusammen und wanderten dem Gebirge zu, das uns als trocken und wasserlos geschildert war. Als wir den nächsten, wohl 1000 Fuß hohen Bergrücken erreicht hatten, öffnete sich unseren Blicken eine überraschende Landschaft. Den ganzen Tag hindurch passirten wir Seen von allen Größen, einige derselben hielten bis zwei Quadratmeilen. Von Thieren sahen wir nur zwei Renthiere, die unserer Büchse indeß nicht zu nahe kamen, und Schwärme von Gänsen und anderen Seevögeln. Nur wenige Anzeichen deuteten darauf hin, daß diese Gegend von Jägern oft besucht werde, und die umherliegenden Renthiergeweihe hatten diese Thiere zumeist selbst abgelegt. Frische Renthierspuren waren zahlreich, woraus geschlossen werden durfte, daß hier ein einigermaßen geschontes Jagdterrain sei, in dem die Thiere nicht in demselben Grade, wie nach Osten zu, verfolgt worden sind. Am Abend schlugen wir hier unser Zelt auf; am nächsten Morgen fanden wir die Gewässer mit einer dünnen Eisdecke und viele von den Hügeln mit Schnee bedeckt. Von dem von uns gesuchten Salzwassersee war aber nichts zu sehen, weshalb wir wieder nach dem Fjorde zurückgingen und mit dem Boote nach dem anderen Arme desselben ruderten, um denselben so weit zu verfolgen, als die Lehmbanken es gestatteten. Hier besuchten uns zwei Grönländer in Kajaks, welche von einem Zelte auf der entgegengesetzten Seite des Fjordes kamen. Sie waren über das Inlandseis nach einem Nunatak auf die Renthierjagd gewandert und hatten auch 18 Thiere erlegt, klagten aber dennoch über den geringen Ertrag der Jagd in diesem Jahre. Von einem ungewöhnlichen Salzsee wußten sie nichts, doch glaubten sie, daß das Wasser aller Seen in dieser Gegend einen etwas salzigen Geschmack habe. Wir waren auch hier mitten in der Blaubeerenzeit, und die Klippen rings umher, sowie unser Zelt zeigten deutliche Spuren, daß Füchse, Raben und Möven in den Beeren schwelgten. Als ein Beispiel, wie wenig die Grönländer verschmähen, alle Arten Thiere zu verspeisen, kann ich anführen, daß ich dieselben einen jungen Fuchs kochen und verzehren sah, und das nämliche geschah jedesmal, wenn ein zu neugieriger Rabe ihrer Büchse zum Opfer gefallen war. Die Küste rings um uns war mit Birken und Weiden bewachsen, die längs des Bodens in nordwestlicher Richtung krochen. Der Herbst hatte bereits die Blätter bunt gefärbt und namentlich zeichneten sich die Birken durch die hellgrünen, gelben und rothen Farben ihres Laubes aus.

Am Sonnabend Morgen, den 16. August, waren die Bergrücken mit Schnee bedeckt, der während der Nacht gefallen war. Der Tag war sehr schön, doch wegen des niedrigen Wasserstandes konnten wir unseren Platz erst am Nachmittag verlassen; wir erreichten an diesem Tage nur die entgegengesetzte Seite des Fjordes und traten dann am nächsten die Rückreise aus demselben an. Als wir des Nachmittags in einer Bucht ans Land stiegen, wurden wir von Grönländern empfangen, welche hier ihr Zelt aufgeschlagen hatten. Es war ein Katechet mit seiner Familie, der zusammen mit einem älteren Manne hier die Lachsfischerei betrieb. Diese Leute und noch eine Familie, welche zur Zeit auf der Jagd war, bildeten die ganze Einwohnerschaft eines kleinen Ortes in der Nähe von Kangamiut. Zu der Kleinheit der Gemeinde stand auch das Gehalt des Seelsorgers im Verhältniß; es betrug jährlich nur 18 Kronen. Der Prediger ergriff sogleich die Gelegenheit, für unsere Leute einen Gottesdienst abzuhalten, wobei er ein bedeutendes rhetorisches Talent bekundete. Von ihm erhielten wir auch Mittheilungen über den Salzwassersee, und erfuhren, daß derselbe nicht weit von der Stelle liege, wo wir denselben bereits gesucht hatten; der Genosse des Katecheten erbot sich, uns dorthin zu geleiten. Wir ruderten also ein weites Stück zurück, wurden aber von Schnee und Regen einen ganzen Tag an der Nordseite aufgehalten. Am Mittwoch Morgen war alles rings umher von einer dicken Schneeschicht bedeckt, die im Laufe des Tages nur bis zu einer Höhe von 300 Fuß über dem Wasserspiegel schmolz. Der Salzwassersee wurde gefunden, und es zeigte sich wirklich, daß er dicht an dem Wege lag, dem wir letzthin gefolgt waren. Auf unserer Rückreise waren alle Höhenzüge mit Schnee bedeckt; die Luft war dick und die Temperatur fast bis zum Gefrierpunkte gesunken. Erst am Sonnabend, den 23. August, wurde das Wetter wieder besser. Am nächsten Tage verließen wir den Strömfjord, nachdem wir uns 24 Tage in demselben aufgehalten hatten. Es war ein recht merkwürdiger Uebergang von dem unbelebten Fjorde zu den Schären mit ihren Seevögelschwärmen, und auffällig war es uns, wie weit der Pflanzenwuchs gegenüber dem im Inneren des Landes zurückgeblieben war. Hier waren die Beeren noch ganz grün und viele Blumen waren erst kürzlich erblüht. In den Klüften lag noch sehr viel Eis und auf vielen Stellen in den Buchten bemerkten wir noch solches vom vorhergehenden Jahre. Mittwoch, den 27. August, kamen wir wieder in Kangamiut an. Die jetzige Physiognomie des Ortes war sehr verschieden von derjenigen, welche er zur Zeit unserer Abfahrt hatte; alle Lachsfischer waren zurückgekommen, und nur die Renthierjäger fehlten noch. Es war eine bunte Bevölkerung, deren Haarfarbe alle Nüancen von Rabenschwarz bis zu der hellsten zeigte. Einige der Frauen hatten so feine kaukasische Züge, daß, wenn man dieselben in einem anderen Lande gesehen hätte, man sie sehr wohl für englische oder amerikanische Schönheiten hätte halten können. Andere dagegen waren von abschreckender Häßlichkeit. Ebenso verschieden wie ihr Aussehen war auch ihre Garderobe; während einige sehr anständig gekleidet waren, bestand die Kleidung vieler nur aus wenigen, um den Körper hängenden Felllappen. Von Kangamiut aus besuchten wir schließlich noch den circa 12 Meilen langen Ewigkeitsfjord. Die vielen Berichte über die Gefahren, die mit der Bereisung dieses Fjordes verbunden sein sollten, hatten uns hauptsächlich zu dieser Fahrt veranlaßt. Wir bekamen einen tüchtigen Führer von Kangamiut, zu welchem unsere Leute großes Vertrauen hatten. Der äußere Theil des Fjordes bot wenig von Interesse dar, aber je weiter wir in denselben hinein kamen, desto mehr änderte sich die Scenerie. Auf

einer längeren Strecke war der circa $1/2$ Meile breite Fjord von 4000 bis 5000 Fuß hohen, beinahe lothrechten Felswänden eingeschlossen. Jede Kluft zwischen den einzelnen Höhenzügen war mit größeren oder kleineren Gletschern angefüllt, welche ununterbrochen die im Fjorde treibenden Eismassen vermehrten; über dem Rande der steilen Klippenwände hingen gigantische Eismassen, deren frische Brüche erkennen ließen, daß große Stücke herabgestürzt waren. Nichtsdestoweniger machte sich das Thierleben recht bemerkbar; neugierig kamen die Köpfe vieler Seehunde an die Oberfläche des Wassers, und große Scharen von Seevögeln ließen auf einen ungewöhnlich großen Fischreichthum schließen. Am Mittag, den 5. September, als wir den innersten Theil des Fjordes verließen, wurden wir von einer unvorhergesehenen Unannehmlichkeit überrascht; infolge der Windstille war der ganze Fjord mit einer dünnen Eiskruste bedeckt. Unsere Grönländer waren darüber sehr muthlos geworden, und es bedurfte allen Zuredens, um dieselben zum Weiterrudern zu bewegen, denn noch eine Nacht Frost bei stillem Wetter, und wir wären hier vom Eise eingeschlossen worden. Spät Abends waren wir bereits aus dem gefährlichsten Theile des Fjordes hinaus und in offenes Wasser gekommen. Kurz vorher hatten wir zwei Kajakleute getroffen, welche uns nachgesandt worden waren, um die Nachricht zu überbringen, daß das Barkschiff „Thorwaldsen" bereits in Sukkertoppen angekommen sei und mit Sehnsucht unsere Rückkehr erwarte.

Mit dem Resultat unserer Expedition können wir sehr zufrieden sein, denn das ganze eisfreie Land der Breitenparallele zwischen Holsteinborg und Sukkertoppen, oder ein Terrain von 300 bis 400 Quadratmeilen ist, mit Ausnahme einiger kleinen Fjorde des südlichsten Theiles, kartirt worden. Unsere mineralogischen, zoologischen und botanischen Sammlungen sind sehr reichhaltig; mehrere, früher für Grönland sehr seltene Süßwasserschnecken sind von uns gefunden worden, und unter den Pflanzen befinden sich viele werthvolle und einige bisher in Grönland noch nicht gefundene Arten. Mit dem Frauenboot haben wir vom 8. Juni bis 7. September zwischen 200 bis 250 Meilen zurückgelegt.

Am 10. September verließen wir Sukkertoppen, und nach einer sehr glücklichen Reise kamen wir am 29. September wieder in Kopenhagen an.

Das Rügenwalder Amt.

Von Dr. Zechlin.

I.

Zwischen dem Kösliner und Stolper Kreise dehnt sich ein ca. 45 km von Westen nach Osten hin erstreckender Landstrich aus, welcher größtentheils zum ehemaligen Rügenwalder Amte gehört und jetzt den nördlichen Theil des Schlawer Kreises bildet. Außer den Amtsdörfern liegen noch drei Städte, Schlawe, Rügenwalde und Zanow, sowie einige adlige Dörfer in diesem Gebiete, die wir, obgleich sie nicht zum Amte gehören, in unsere geographische Schilderung hineinziehen. Die nördliche Grenze bildet die Ostsee, die in historischer Zeit zwar dem Rügenwalder Hafen vielen Schaden gethan und an einer anderen Stelle manchen Fuß Erde weggerissen, aber doch im großen und ganzen dieselbe Küste sich bewahrt hat. Im Westen grenzt der Kösliner, im Osten der Stolper Kreis an den Schlawer. Als Südgrenze nehmen wir die alte Landstraße, die jetzige Chaussee, welche von Köslin über Zanow nach Schlawe und Stolp führt und früher einen Theil der großen Poststraße von Berlin nach Königsberg bildete.

Das so umschriebene Gebiet ist fast ganz eben; es fällt sanft nach der Ostsee zu ab, über deren Spiegel es durchschnittlich 20 m hoch liegt. Die Ausläufer des hinterpommerschen Höhenzuges reichen nicht heran, nur zwischen Nemitz und Pauknin erheben sich die sogenannten Heidberge; nördlich davon dehnt sich ein kaum hügelig zu nennendes Land aus, von zwei Flüssen, der Wipper und der Grabow, durchflossen, welchen die übrigen kleinen Bächlein tributär sind. Erst 2 km von der Küste erhebt sich östlich von Rügenwalde ein Höhenzug, der sich mit kleinen Unterbrechungen bis zum 115 m hohen Revekohl im Stolper Kreise hinzieht. Ich will diesen Höhenzug, der 60 bis 70 m hoch ist, den Küstenhöhenzug nennen. Vor diesem liegen nun eine Reihe von Küstenseen, durch Wiesen und Bäche getrennt, die sich auch im Westen des Höhenzuges fortsetzen. Es sind dies der Buckower, Vitter und Vietziger See. Solche Seen und Niederungen charakterisiren die ganze Küste Hinterpommerns.

Geologisch gehört dieser ganze Landstrich dem Diluvium an, welches auf einem zur tertiären Schicht gehörigen Thonlager ruht; einzelne Ausnahmen werden weiter unten erwähnt werden. Es besteht in unserem Distrikt aus Thon, Mergel, Lehm und Sand, namentlich die untere Schicht desselben bildet ein Thon, der, frei von Geschieben, heller oder dunkler gefärbt ist. Da das Diluvium hier von diluvialem Sande frei geblieben ist, gehört dasselbe zu den gesegnetsten Landstrichen Pommerns. Mit geringen Unterbrechungen zieht sich durch das ganze Amt von Osten nach Westen ein breiter Streifen tiefen und reichen Weizenbodens, der nur mitunter an Entwässerung leidet. Daher ist bei großer Nässe die Beackerung schwer und ebenso wird der Acker bei großer Trockenheit hart und rissig. Doch ist seine Fruchtbarkeit und seine Vegetationskraft, welche noch durch den Einfluß der Seeluft gesteigert wird, eine große. Infolge dessen sind auch die Bewohner dieser Gegend wohlhabend und ein behäbiger Menschenschlag; das Amt selbst war nächst dem Kolbatzer das wichtigste in Pommern; es brachte schon im Jahre 1780 dem Staate 40000 Thaler ein, nur an der Südgrenze und in einzelnen sandigen Strichen findet sich ein leichterer Boden, der aber auch immer sicher Roggen und Hafer trägt [1]).

[1]) Schon der alte Angelius à Werdenhagen rühmt die Fruchtbarkeit des Rügenwalder Amtes. Er schreibt darüber: Rügenwaldium in finibus maris situm propter commoditatem situs Pommeranicee illius partis versus Vandaliam metropolis habetur quum inde omnis generis commercia ad victum et amictum facientia petantur. Schlagam quidem habet vicinam urbem sed commoditate loci longe

Gehen wir nun nach dieser allgemeinen Charakteristik zur näheren Schilderung über und betrachten zunächst das Land westlich der Grabow, dann das Gebiet zwischen Grabow und Wipper, das Wipperthal selbst mit seinen beiden Städten, ferner den Küstenhöhenzug, der die Wasserscheide zwischen Wipper und Ostsee bildet, endlich die Südgrenze unseres Amts.

Die Grenze zwischen dem Kösliner Kreise und dem Rügenwalder Amte bildet ein kleines Bächlein, Grenzbach genannt, der in den Buckow'schen See mündet und der die kleinen Rinnsel und Gräben der ganzen Gegend, die sich mit wenig Gefäll in ihn ergießen, aufnimmt. Dicht an der Kreisgrenze liegen die Dörfer Eventhin und Wandhagen, beides Abteidörfer (s. unten) und namentlich ersteres von fruchtbarem Ackerfelde umgeben. Ungefähr in der Mitte zwischen Grenzbach und Grabow liegen in der Richtung von Süden nach Norden die beiden großen Hägerdörfer Wyk und Abtshagen, die eine lange Straße bilden und sich unmittelbar an einander anschließen.

Man wandert fast eine Stunde an einzelnen, freundlich gelegenen Gehöften, die von wohlhabenden Bauern besetzt sind, vorbei. Die Einwohnerzahl beider Dörfer beträgt gegen 1600. Wie der Name Wyk, der Seebucht bedeutet, hier ins Innere des Landes kommt, weiß ich mir nicht zu erklären. Möglich, daß die Einwanderung aus vorpommerschen Dörfern gleichen Namens erfolgte und die neuen Ankömmlinge aus Pietät den Namen ihrer alten Heimat auch der neuen beilegten.

Von der in Rede stehenden Gegend gilt besonders, was schon in der Einleitung angedeutet wurde, daß der Boden sich mehr für Roggen als für Weizen eignet, besonders sind die südlichen Striche um Karnkewitz herum sandiger Natur; erst mehr nördlich wird Weizenbau mit Erfolg getrieben. Die Bauern haben im ganzen Amte die alte Dreifelderwirthschaft aufgegeben und die Schlagwirthschaft angenommen, allerdings nicht in so regelmäßiger Fruchtfolge wie die größeren Domänen. Diese wirthschaften gewöhnlich in sechs bis acht Schlägen, in denen bei einmaliger Düngung während der Rotation die Hälfte, bei zweimaliger Düngung aber mehr als die Hälfte der Schläge trägt. Aus jeder Düngung werden zwei bis drei Saaten genommen. Wir wählen als Beispiel einer Fruchtfolge ein Gut von sieben Schlägen: erstes Jahr: Brache (gedüngt); zweites Jahr: Weizen (oder Rübsen); drittes Jahr: Roggen (oder Weizen); viertes Jahr: Erbsen und Hackfrüchte (gedüngt); fünftes Jahr: Hafer und Gerste mit Klee; sechstes Jahr: Mäheklee; siebentes Jahr: Weideklee. Nur an den Flußthälern sind gute und genügende Wiesen vorhanden, die übrigen Dörfer und Güter haben Mangel daran.

Im Norden zieht sich zwischen den vorher genannten Grenzen an der Küste der Buckowsche See entlang, im Süden von den Feldmarken Bellow, Steinort und Büssow eingefaßt. Letzteres ist eine Domäne; in dem sonst fruchtbaren Acker befinden sich häufig sogenannte Riegen, das sind tiefe, grabenartige Einschnitte, welche mit Strauchwerk besetzt sind. An den Ufern des Sees sind schilfreiche Wiesen, namentlich erfreut Butomus umbellatus das Auge; in dem Schilfe nisten viele wilde Entenschwärme; der See selbst ist reich an Fischen. Er ist 9 km lang und im ganzen 17 437 qkm groß; da die Bellowsche Forst an seine Ufer tritt, hat er theilweise bewaldete Ufer. Früher ist dies in noch größerem Grade der Fall gewesen, denn das Dorf Buckow, das an seinem östlichen Ende liegt und dessen Namen er trägt, bedeutet Buchenort. Auf der langgestreckten Nehrung, die ihn vom Meere scheidet, liegen, von aller Welt verlassen, die Fischerkathen von Damkerort.

Oestlich, wo ein Mühlenbach in ihn mündet, liegt das hübsche Dorf Seebuckow: schon von weitem sieht man die alles dominirende Kirche, um welche sich das Dorf halbkreisförmig anschließt. Die Kirche ist hübscher, als sonst pommersche Landkirchen zu sein pflegen; sie ist dreischiffig und durchweg gewölbt. Das Altarbild ist dreitheilig, Maria und die Apostel darstellend; mehr interessirt uns auf der Rückseite das Bild des letzten Abtes Heinrich Kresse. Bis vor kurzem befanden sich auch in der Kirche die Originalgemälde des hier 1617 verstorbenen Herzogs Georg III. und Bogislav XIV.; beide Bilder hat das pommersche Museum in Stettin für 60 Mark angekauft. Von den Bildern der Pastoren fällt eins auf mit der Unterschrift aus Horaz: mors ultima linea rerum. Unter dem Schalldeckel der Kanzel ist das Wappen des lustigen [1]) Bischofs Ulrich angebracht, dessen Devise in deutlicher Schrift hervortritt: deus protector meus 1618.

Dicht bei der Kirche findet sich die Stelle, wo die alte Cistercienserabtei gestanden hat; in wahrem Sinne des Worts geht der Pflug über die Stätte; wo katholische Mönche Hymnen sangen, düngt ein evangelischer Pastor sein Roggenfeld. Das Kloster wurde kurz nach dem Jahre 1248 angelegt, dann im September desselben Jahres [2]) verleiht Swantepolk II. dem Kloster Dargun einen Ort Bonsow, damit daselbst ein neues Kloster gegründet werde. Dieses Kloster wurde Buckow genannt; wo Bonsow gelegen hat, ist unbekannt, vielleicht ist es das heutige Büssow, Kantzow [3]) läßt das Kloster fälschlich schon 1231 gegründet sein; er fügt noch hinzu, daß dies die Wenden sehr verdrossen habe, sie hätten die Mönche verjagt und das Kloster niedergebrochen. Denn sie sahen, daß die Sachsen, so in Vorpommern kamen, so übermüthig und unbillig gegen ihre Landsleute, die Wenden, handelten, daß sie dieselben nicht allein von allen Aemtern und Würden stießen, sondern sogar aus den Städten und Dörfern verdrängten. Aber Herzog Swantepolk bestrafte die Thäter sehr hart, berief die Mönche wieder und setzte sie ein. In der Folge vermehrte sich der Grundbesitz des Klosters durch fürstliche Schenkungen reichlich; von den 52 Dörfern des Rügenwalder Amtes gehörten 24 der Abtei, welche den Namen Abteidörfer führten und größtentheils an der Grabow oder westlich davon lagen. Nach Einführung der Reformation wurde das Kloster und seine Güter zu den herzoglichen Domänen gezogen. Verschiedene Fürsten des Greifengeschlechts residirten hier oder hielten sich längere Zeit in dem wald- und fischreichen Reviere auf. So Georg III., Sohn Bogislav's des XIII., der sich in Zanow und Buckow erbsessen nennt, und Bogislav XIV.; beide verbrachten die Jahre 1612 bis 1614 hier, lebten wie Gutsbesitzer damaliger Zeit, gingen auf die Jagd und luden ihre Brüder zu fröhlichen Gelagen ein [4]). Zwischen Buckow und dem Strande schlug Herzog Bogislav IV. 1295 die Polen.

Oestlich von Buckow dehnt sich von der Kolonie Fichtenberg an ein hübscher Wald aus, der sich bis zum Wiesengebiete der Grabow erstreckt, über welches lange Dämme zu dem gegenüberliegenden Dorfe Petershagen führen.

---

eam exsuperat. Est quoque terra ea aquis irrigua, dives agris, pascuis et silvis, ut inde pecore piscibus, necessario frumento, butyro et melle et similibus rebus ad aliquod milliaria ubi non montosa est, satis abundet.

[1]) Hanncke, Kamminer Bischöfe, Baltische Studien XXX, S. 43.

[2]) Hasselbach, Codex Pomeraniae diplomaticus, S. 793.

[3]) Ed. W. Kosegarten I, S. 232. Ihm folgt Steinbrück in seiner Geschichte der pommerichen Klöster.

[4]) v. Bülow, Briefwechsel der Herzöge Franz, Bogislav und Georg. Baltische Studien XXVIII, S. 548 ff.

Am See selbst zieht sich ein sandiger Weg zur Küste hin; hier liegt das Fischerdorf Neuwasser mit ärmlicher Bevölkerung. Die Leute ernähren sich von Kartoffeln, Speck, Fischen und trockenem Brote. Zwischen dem See und der Grabow dehnt sich ein sumpfiges und mooriges Terrain aus, wie denn die Grabow durch verschiedene kleine Arme mit dem Binnensee und der Ostsee in Verbindung steht; es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich die Grabow in prähistorischer Zeit in dies Moor, welches früher unzweifelhaft See gewesen ist, ergoß; denn überall, wo einmal stehendes Wasser war, welches keinen starken Zufluß hat, so daß es sich das ganze Jahr auf demselben Niveau erhalten konnte, da setzten sich im Sommer und Herbst Pflanzen an. Stets ist eine Hauptbedingung zur Bildung solcher Moore die, daß kein starker Abfall des Terrains am Rande des Wasserbeckens existirt, denn sonst bleibt der Boden nicht lange genug überschwemmt, um einer solchen Sumpfvegetation Gelegenheit zum Ansatz zu geben. So versumpfte allmählich der See und es entstanden alluviale Bildungen, Torf und Moor, wie sie sich auch in unserem Gebiete hinter den Dünen entlang ziehen. Dieser Gefahr der Versumpfung oder Vertorfung ist jeder Strandsee ausgesetzt. Die Grabow, nachdem das Terrain versumpft war, durchbrach das kurze Defilé bei Suckow und ergoß sich nordostwärts in die Wipper. Denn Suckow liegt auf einer inselförmigen Erhöhung, auch nordwärts breiten sich alluviale Gebilde aus; daher der Name Suckow, das heißt: trockener Ort. Es ist ein altes Dorf, schon 1205 schenkte es Herzog Swantepolk dem Bischof von Kamin [1]). Später wurde es Eigenthumsdorf der Stadt Rügenwalde. Gerade gegenüber lag das ebenfalls in der angezogenen Urkunde genannte Dorf Zirawa; dasselbe ist verschwunden, aber der Ort, wo es gestanden, wurde noch zu Brüggemann's Zeit [2]) als Dorfstätte bezeichnet. Die Bauern in Suckow essen abweichend von den Bauern der übrigen Amtsdörfer ohne ihre Leute, sie haben ihren Herrentisch; jedoch Bauer bleibt Bauer, auch wenn er bis Mittag schläft, sagt ein pommersches Sprichwort: sie decken kein Tischtuch auf, essen aus einer Schüssel, schneiden mit ihren Taschenmessern das Fleisch und werfen die Knochen unter den Tisch.

Die Grabow, deren Name Weißbuche bedeutet und deren ganzer Lauf 112 km lang ist, durchschlängelt in anmuthigem Laufe ein breites Wiesenthal, zuerst in nordwestlicher, dann in nordöstlicher Richtung. Mit Ausnahme des ersten Dorfes Martinshagen, welches auf ihrem linken Ufer liegt, befinden sich alle Niederlassungen, nachdem sie den Neuenhagener Damm passirt hat, auf dem rechten. Denn das Thal auf dem linken Ufer ist einerseits zu breit, andererseits entsendet sie einen Mühlenbach, der fast eine Meile parallel mit ihr läuft und sich schließlich nach dem Buckowschen See wendet. Zwischen diesen beiden Flüssen war es nicht möglich, Ansiedelungen zu errichten, daher folgt auf dem anderen Ufer eine Reihe langgestreckter Hägerdörfer, Neuenhagen, Altenhagen, Petershagen und Preetz, d. h. das am Fluß gelegene.

In dem Dreieck, dessen Seiten Grabow und Wipper, und dessen Grundlinie die Chaussee von Zanow nach Schlawe bildet, befinden sich, abgesehen von den vorher erwähnten Dörfern auf dem rechten Grabowufer, wenige Niederlassungen, da ein großer Theil dieses Distrikts von weit ausgedehnten Waldungen eingenommen wird. Der ganze Abschnitt wird durch die alte Chaussee von Karwitz nach Rügenwalde in einen kleineren westlichen und einen größeren östlichen getheilt. An das Dorf Göritz, welches am Rande des Grabowthales aufgebaut ist, schließt sich das Göritzer Forstrevier mit der Unterförsterei gleichen Namens, daran das Damshagener Forstrevier mit der Unterförsterei Damshagen; beide gehören zur Oberförsterei Neu-Krakau, welche am Ausgange des Waldes, nicht weit vom Dorfe Altenhagen liegt. Zwischen beiden Waldrevieren befindet sich das große Schlawiner Moor; die kleinen Bäche fließen zur Grabow, nur dicht vom Dorfe Göritz aus geht die Motze zur Wipper. In trägem Laufe fließt sie durch Sümpfe und Wiesenterrain, daher die Feuchte genannt, bis sie bei Schlawe in den Hauptfluß fällt. Das langgestreckte Dorf Damshagen liegt in einer morastigen Gegend. An der vorher erwähnten Chaussee ist noch das Dorf Alt-Schlawin zu bemerken, welches in weiterem Umkreise auf allen Seiten von Eichen und Buchen umgeben ist.

In dem östlichen Theile zieht sich das große Alt-Krakowsche Forstrevier hin, an welches sich der Schlawer Stadtwald schließt; es wird im Süden durch die Eisenbahn von Schlawe nach Rügenwalde, im Norden von der Wipper begrenzt. Im vorigen Jahrhundert waren diese Wälder ein Hauptaufenthalt der Wölfe, aus welchen sie ihre Raubzüge gegen die Amtsdörfer unternahmen. Wir wollen nur den Schaden, den die Wölfe anrichteten, für ein paar Jahre anführen. In den fünf Jahren von 1738 bis 1744 fraßen die Wölfe im Eigenthum der Stadt Rügenwalde 52 Füllen, 1 Rind, 1 Schaf, 58 Schweine und 28 Gänse auf; im Eigenthum der Stadt Schlawe 8 Pferde, 4 Füllen, 4 Kühe, 3 Rinder, 3 Schafe und 2 Schweine; im Amte 118 Pferde, 184 Füllen, 5 Ochsen, 19 Kühe, 27 Rinder, 54 Schafe und 206 Schweine. Da der Durchschnittspreis für ein Pferd 10 Thlr., für ein Füllen 5 Thlr., für einen Ochsen 8 Thlr., für eine Kuh 5 Thlr., für ein Rind 2 bis 4 Thlr., für ein Schaf 16 Gr. und für ein Schwein 1 Thlr. 8 Gr. betrug, verursachten sie in diesen wenigen Jahren einen Schaden von 2300 Thlrn. Noch schlimmer wurde es während des siebenjährigen Krieges und kurz nach demselben. In kurzer Zeit wurden im Amte 250 Pferde zerrissen. Auf der Landstraße griffen die Wölfe sogar einen Bauer bei dem Dorfe Damshagen an, so daß dieser mit Noth zu Pferde nach dem Dorfe in Sicherheit gelangen konnte. Daher war es natürlich, daß die Bauern dem Räuber ihres Viehs mit großem Eifer nachstellten und im Winter gemeinschaftliche Jagden veranstalteten. Nach altem Brauch verrichteten sie das Treiben und Spüren gemeinsam, zu welchem jeder Bauer einen Mann stellte und das Dorf Preetz die Lappen fuhr. War ein Wolf aufgespürt, so wurden auf der Windseite Netze in Zwischenräumen aufgestellt, die ca. 50 Schritte lang waren. Die Netze waren mit Lappen oder Stricken verbunden; jedes Bund Lappen hatte eine Länge von 150 Schritten, an den Lappen waren weiße Fähnchen angebracht, um den Wolf zu schrecken. Die Treiber trieben nun den Wolf in die Netze, wo er erschossen wurde. Von den Prämien, die der Staat vertheilte, wurde das Wolfszeug angeschafft und in Ordnung gehalten [1]).

Die Eisenbahn nach Rügenwalde führt zunächst zu dem Dorfe Rötzenhagen, welches ungefähr 4 km lang ist, es liegt im Motzethal und ist von Eichen, Buchen und Wiesen umgeben. Dasselbe war ein adliges Dorf, dagegen gehört das benachbarte Järshagen zu den Amtsdörfern. Ueber dieses Dorf und die Sitten seiner Bewohner habe ich

[1]) Codex Pommeraniae dipl. S. 234.

[2]) Brüggemann, Beschreibung von Vor- und Hinterpommern 1784, S. 831.

[1]) Näheres über den Wolf in Pommern bei Schmidt, Baltische Studien XXIV.

an einer anderen Stelle in dieser Zeitschrift [1]) berichtet, nur einiges bleibt noch nachzuholen. Es ist ein langgestrecktes Dorf, durch dessen Mitte der kleine Grupenhagener Bach läuft, der, durch den großen Grupenhagener Bach verstärkt, in die Wipper vor ihrer letzten Wendung nach Norden fließt. Der Acker des Dorfes hat eine strenge Lehmkrume, die Wiesen meistens torfigen Untergrund und tragen saure Gräser. Daher wird nur wenig Viehzucht getrieben, Schafe giebt es gar nicht. Die Bewohner sind ihren alten Sitten treuer geblieben wie die der Nachbardörfer; sie sind am dunklen Teint und dunklen Haaren kenntlich. Ob aber deshalb ihre Vorfahren Wenden waren, möge dahingestellt bleiben; es wäre doch auffallend, daß sich in einem Dorfe mit deutschem Namen, dessen Bevölkerung auch deutsche Namen trägt, die wendische Bevölkerung gehalten haben sollte. Am rothen Halstuch und an den Holzpantoffeln werden die Järshagener Leute schon von weitem auf dem Markte zu Rügenwalde erkannt. Im übrigen leben die Bewohner nebst ihren Leuten gut, die Ernte wird für eine Festzeit gehalten, zu welcher in allen Haushaltungen Kuchen gebacken wird. Das Dorf hieß noch im Jahre 1611 Järslaffshagen. Es lagen früher auf der Feldmark noch drei Dörfer, welche Renkenhagen, Wulfshagen und Kropshagen hießen, von denen aber keine Spur mehr zu finden ist.

Das Terrain, welches bis Järshagen allmählich gestiegen war, fällt jetzt rascher zur Wipper ab. Der Bahnhof Rötzenhagen liegt noch 25,5 m und Järshagen 27 m hoch, dagegen Schöningswalde, die letzte Bahnstation vor Rügenwalde, nur noch 19,9 m und Rügenwalde (Bahnhof) 2,3 m hoch. Das Dorf **Schöningswalde** ist ein Koloniendorf und wurde im Jahre 1753 im Bezirke des Rügenwalder Stadtwaldes angelegt und mit Familien aus dem damaligen Westpreußen besetzt. Seinen Namen hat es von dem Präsidenten der pommerschen Kammer, Hans Friedrich von Schöning († 1787), erhalten.

In diese und andere Dörfer des Amtes werden im August und September Tausende von Gänsen getrieben, welche vom pommerschen Landrücken und noch weiter östlich aus Polen kommen, wo sie gezüchtet werden; sie werden von den Bauern fett gemacht, geschlachtet, entfedert und nach Rügenwalde verkauft, von wo sie dann in alle Weltgegenden versandt werden. Obgleich sie nicht im Amte aufgezogen werden, zeichnen sie sich doch durch Größe und Körpergewicht aus, daher das Sprichwort: Hei hefft synen eignen Kopp als die rügenwollschen Gäns'. In früherer Zeit wurde eine bestimmte Quantität geräucherter Gänsebrüste an den Königlichen Hof nach Berlin geschickt; wie denn Friedrich Wilhelm I. (1728) an den Minister von Massow schrieb: „Ich habe auch von dem Kieselbach [1]) aus Rügenwalde die sechs Spickgänse bekommen und bin Euch für die Bestellungen dieser pommerschen Delikatessen obligirt. Ihr werdet hiernächst die Anstalt machen, daß in einigen Wochen wiederum welche geschickt werden."

[1]) „Globus", Bd. 45, Nr. 18.

[1]) Derselbe wird auf der Glocke zu Järshagen rerum bellicarum et civilium consiliarius genannt.

Kürzere Mittheilungen.

Die afghanische Grenzkommission.

Die englische, zur Festsetzung der Nordgrenze Afghanistans von Indien ausgesandte Kommission, welche zuletzt von Kusan (westlich von Herat, an der persisch-afghanischen Grenze) Berichte sandte, scheint in wissenschaftlicher Beziehung sehr befriedigende Ergebnisse gehabt zu haben. Der Naturforscher Dr. **Aitchison** und der Geologe Herr **Griesebach** sind sehr zufrieden mit den Resultaten ihrer Forschung; selbst aus den kahlen Wüsten von Belutschistan hat Dr. Aitchison verschiedene werthvolle Funde schicken können. Ebenso hat man sehr wichtige Nachrichten über die Verbindungsmittel eingezogen, und der Weg, den man zurückgelegt hat, wurde durch die Vermessungsabtheilung (Major **Holdich**, Kapt. **Gore** und Lieut. **Talbot**) aufgenommen. Wenn auch einzelne Theile, wie Seistan und der Helmand, schon vorher kartirt waren, war doch der nördlich von Seistan gelegene Theil, durch den die Kommission gezogen ist, vollkommene terra incognita, während auch zwischen Quetta und dem Helmand nur allgemeine Rekognoscirungen ausgeführt waren. Jetzt hat man eine ununterbrochene Vermessung in Verbindung mit der indischen Aufnahme über 760 Meilen fortgeführt und einzelne feste Punkte dort viel besser bestimmt, als durch astronomische Beobachtungen allein möglich gewesen wäre. Durch die ersten 300 Meilen wurde eine regelmäßige Triangulirung fortgeführt, dann war dies wegen einiger nebeliger Tage nicht mehr möglich; doch waren später die Terraingestaltung und die klimatischen Verhältnisse den Vermessungen wieder förderlich, da die Richtung des Weges beinahe vollkommen nördlich war und man die direkten Messungen durch astronomische Breitenbestimmungen leicht verificiren konnte. Die Grenzbestimmungsarbeit der Kommission hat von Kusan angefangen, und es ist ein Glück, daß dieser Punkt direkt mit der indischen Vermessung in Verbindung gebracht worden ist.

Der Weg der Kommission führte von Quetta durch das nördliche Belutschistan über Nuschki, Band, Gaztschah, wo die Trapformation beginnt, nach Rudbar am unteren Helmand und von dort ziemlich genau nordwärts nach Herat und Kusan. Von Rudbar an bis nach Herat war der Weg nicht derart, daß irgend ein General daran denken würde, Gebrauch von demselben zu machen. Nach links hin verläuft er längs einer Wüste; man findet nirgends Nahrungsmittel und an manchen Stellen fehlt das Wasser. Alle Vorräthe müssen aus den zur Rechten gelegenen Distrikten Fara und Sebzawar herbeigeschafft werden; wenn die Bewohner jedoch freundlich gesinnt sind, ist der Weg durch ihr Gebiet viel kürzer; wenn sie feindlich sind, könnte keine Armee es wagen, den Weg längs der Wüste einzuschlagen, auch wäre es unmöglich, eine Eisenbahn längs dieses Weges anzulegen. Wenn jemals eine Bahn über den Helmand nach Herat angelegt werden soll, so wird sie etwa von Rudbar gerade durch die Wüste nach Chasch und Fara laufen müssen.

Ueber das Vorkommen von Wasser in der Wüste von Nord-Belutschistan schreibt Major **Holdich** im Januarheft der „Proceedings": Soweit die Trapformation sich erstreckt, fand man immer Wasser in mäßiger Tiefe (zwischen 10 und 30 Fuß), indem man Brunnen abteufte, und das Ausgraben der Erde war leicht; doch sobald man diese Formation verlassen hatte, war das Wasser, obwohl der Oberfläche näher gelegen, viel schwerer zu erreichen. Die Oberfläche dieses wellenförmigen Landes scheint das zu sein, was man in

Indien Kunkar nennt, oder doch eine sehr verwandte Art einer harten Ablagerung. Die Rinde ist nicht dick, manchmal nur einige Zoll, manchmal einen Fuß; darunter kommt feuchter Sand und Wasser, welches wahrscheinlich hauptsächlich durch den jährlich im benachbarten Gebirge fallenden Schnee geliefert wird, außerdem aber von der Kondensation der in den östlich und südlich gelegenen weiten Flächen (welche durch einen gelegentlichen Regen in ausgedehnte Seen verwandelt werden) verdampften Feuchtigkeit herrührt.

Bei Band (25 engl. Meilen von Nuschki) hatte man, wie der Name sagt, einen Damm quer durch das Bett eines Nullah (Wasserlauf) gebaut, so daß eine bedeutende Menge Wasser aufgestaut wurde. Der Quantität nach bestand kein Mangel; doch man kann sich die Beschaffenheit der Flüssigkeit vorstellen, wenn man bedenkt, daß dieselbe auf meilenweiten Abstand den Sammelpunkt für alles, was in der Wüste kreucht und fleucht, abgiebt. Wenn man es sorgfältig filtrirte, konnte man wohl die Würmer und größeren Thiere entfernen, aber weder Kochen noch chemische Behandlung waren im Stande, dasselbe schmackhaft zu machen. Gewöhnlich findet man neben den Stellen, wo Wasser angetroffen wird, keine menschliche Wohnungen, nur gelegentlich ein Ziarat, den Aufenthaltsort eines Einsiedlers. Um sich eine solche Hütte vorzustellen, thut man am besten, an ein umgekehrtes Vogelnest zu denken, der obere Theil ist mit allerlei grob auf Leinwand gemalten Sprüchen oder auch nur mit einigen bunten Lappen geschmückt. Daneben sieht man Thierhörner von manchmal ansehnlicher Größe, die als Opfer dargebracht sind. Im Inneren findet man viele Gaben der Gläubigen, bunte Steine aus der Wüste, allerlei kleineres Hausgeräth, kleine Wiegen, welche geopfert sind, um die Erfüllung der Wünsche mancher Gattin zu erreichen.

Manche der Ziarats sind vermuthlich zum Schutz gegen die herrschenden Winde größtentheils in den Boden versenkt und eine lange Rampe führt zu dem drei bis vier Fuß unter der Erdoberfläche gelegenen Eingang. Bei einem der Ziarats zwischen Nuschki und dem Helmand findet man das Grab eines berühmten Einsiedlers, des Schah Ismail, umgeben von der letzten Ruhestätte vieler frommer Mohammedaner, die sich hierher bringen ließen, um den letzten Schlaf in heiliger Nähe zu schlafen. Das heilige Grab wird umschlossen von einer aus Lehm aufgeführten krenelirten Mauer und beschattet von zwei verkümmerten Tamarisken. Die gewöhnlichen Stangen, an denen bunte Lappen und lange mit Schellen gezierte Wimpel flattern, dienen als Schmuck; lustig ertönten die Glöckchen weithin in die Wüste. Eine sehr unangenehme Beigabe der meisten Ziarats, wenigstens für die Eingeborenen, ist der „böse Blick", den die Fakirs häufig besitzen sollen.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Am 2. Januar ist von Kapitän Chüden das von den Flüssen Bramia (Bramaia) und Dubreka umschlossene Land Capitay an der Westküste Afrikas, wo die Stuttgarter Firma Colin interessirt ist, unter deutsches Protektorat gestellt worden. So viel wir aus den uns zu Gebote stehenden Karten ersehen können, sind darunter Küstenstriche und Inseln zu verstehen, welche etwa zwischen 9° 40′ und 9° 50′ nördl. Br., nördlich von den britischen Losinseln und an der Mündung des weit aus dem Inneren (von der Stadt Labi her) kommenden Flusses Kankurray, liegen. Nur die Küste ist uns dort bisher oberflächlich bekannt, das Innere noch ganz unerforscht; erst 200 und mehr Kilometer landeinwärts wird man auf Gebiete treffen, welche von Engländern und Franzosen besucht worden sind. Ueber den kommerziellen Werth des Inneren (Futa Djalon) sind die Augenzeugen sehr getheilter Ansicht: während die Franzosen dort auf reichen Gewinn hoffen, schildert Dr. Gouldsbury die Zustände als sehr ärmlich und elend (vergl. „Globus", Bd. 41, S. 206). Dasselbe deutsche Schiff nahm nach neueren Nachrichten (Berliner Tageblatt vom 7. Februar) auch Besitz vom Lande Koba, dem Küstenstriche nordwestlich von Capitay bis zum Tabariaflusse. Insgesammt ist die unter deutschen Schutz gestellte Küste etwa 60 km lang und wird sowohl im Nordwesten als auch im Südosten von französischen Besitzungen begrenzt. Nördlich von Koba liegt das Land Bramaja, dessen Herrscher schon mit den Franzosen paktirt hat. Die Bewohner jener Striche gehören zu dem großen Stamme der Susu-Neger. Das bergigere Capitay soll reich an Metallen sein, das flachere Koba gut angebaut. Ob sich dort Plantagen mit Vortheil werden anlegen lassen, ist noch eine offene Frage. Produkte sind vorzugsweise Kautschuk und Kopal, sodann die im ganzen Sudan hochgeschätzte Kolanuß, die aber schwerlich einen Exportartikel abgeben wird und schon an Ort und Stelle so theuer ist, daß eine Nuß von der Größe einer Wallnuß auf ca. 30 Pfennige nach unserem Gelde zu stehen kommt. In dem Verkehr der Susu-Neger hat die Kolanuß eine interessante symbolische Bedeutung: erhält der Gast von einem Neger, dem er einen Besuch macht, zwei weiße Nüsse, so darf er sich als gern gesehen und wohlbehütet betrachten; eine schwarze Nuß dagegen bedeutet, daß er sich schnell fortzumachen habe. Obwohl der dortige Handel augenblicklich noch ausschließlich auf dem Tausche beruht, gilt doch bereits der Dollar als Werthbasis; es dürfte jedoch nur kurze Zeit währen bis zur vollständigen Einführung des Handels auf dem Münzsystem. Es wird sich dann für das Silber ein sehr bedeutendes Absatzgebiet eröffnen, da das Silber bei den dortigen Bewohnern ungleich beliebter ist als das Gold. Sehr zweckmäßig wird dann die Prägung einer Silbermünze sein, welche dem Werthe des Dollars entspricht, also eines Viermarkstückes, wie es gleichwerthig die Franzosen in dem Fünffrancsstücke bei ihrem Handel in Nordwestafrika benutzen. — Das Klima in der neuen Kolonie soll für Europäer durchaus zuträglich sein, d. h. nicht unmittelbar an der Küste.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVII. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1885.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXI.

(Die Abbildungen, wenn nichts Anderes bemerkt, nach Photographien der Mme. Jane Dieulafoy.)

Der 14. Oktober, an welchem Mr. Blackmaure fieberfrei war, wurde zu einem Besuche der Grabstätten der beiden berühmten Dichter benutzt, deren Geburtsort Schiraz zu sein sich rühmt: des Saadi (gestorben 1291) und des Hafiz (gestorben 1389). Das Grabmal des letzteren liegt in dem Garten Hafizieh, eine halbe Stunde nordöstlich der Stadt am Eingange eines fruchtbaren Thales, aus welchem ein breiter Kanal in die Ebene von Schiraz hinunterfließt. Den Mittelpunkt dieser Anlage bildet der Sarkophag des Dichters, in dessen Achatplatten zwei Lieder von ihm eingegraben sind, und ringsum haben sich schwärmerische Verehrer desselben bestatten lassen. Hafiz wurde zu Anfang des 14. Jahrhunderts zu Schiraz in niedriger Lebenslage — er soll Bäcker gewesen sein — geboren, schwang sich aber durch sein Talent rasch empor, studirte Theologie und Rechtskunde, wurde ein gründlicher Kenner des Koran und lehrte denselben in einer Schule, die der Großvezir Hadschi Kawameddin Mohammed Ali eigens für ihn erbaut hatte. Seine Werke bilden eine erst nach seinem Tode veranstaltete Sammlung von 569 Ghazelen, die noch heute, obgleich mit Vergleichen und Hyperbeln überladen, sehr populär sind. Stellenweise sind sie so dunkel, daß sie neben dem Koran als Orakel benutzt werden. Aufs Gerathewohl schlägt man seine Lieder auf, wie im Mittelalter die Aeneide Virgil's (sortes Virgilianae), um aus dem ersten Verse, auf welchen das Auge fällt, sich eine Antwort auf irgend einen Gedanken oder einen Wunsch zu entnehmen. Zum ersten Male soll man zu diesem Verfahren seine Zuflucht genommen haben, als die Gottesgelehrten und Mollahs von Schiraz dem Dichter ob seiner allzu freien Weltanschauung das ehrliche Begräbniß verweigern wollten; auf Andrängen seiner Freunde beschloß man, seine Lieder zu befragen, und nach einander stieß man auf zwei Stellen, in welchen er offen seine Fehler bekannte, aber sich dennoch selbst einen Platz im Paradiese zusicherte. Der Zufall hatte über die Brutalität der Pfaffen gesiegt. Noch heute wissen die Gelehrten seine Oden auswendig und der gemeine Mann liebt es, wenigstens die bekanntesten Ghazelen herzusagen; selbst der ärmste Schlucker kennt von Hafiz irgend welche mehr oder minder geistreiche Anekdote.

In derselben nordöstlichen Richtung liegt eine halbe Stunde weiter von der Stadt entfernt das Grab Saadi's (1184 bis 1291), des berühmtesten didaktischen Dichters der Perser, des Verfassers des „Diwan", des „Gulistan" (Rosengarten), des „Bostan" (Baumgarten) und kleinerer Gedichte. Dasselbe, ein Sarkophag von weichem, mit Inschriften geziertem Kalksteine, erhebt sich in einer Kapelle, vor welcher ein viereckiger Hof liegt; die ganze Anlage soll zur Zeit Kerim Chan's erbaut oder wenigstens restaurirt worden sein. Scheich Moslih ed-din Saadi oder einfach der Scheich genannt, aus Schiraz gebürtig, durchreiste große Theile von Asien, nahm an den Kämpfen gegen die Kreuzfahrer theil, deren Gefangener er einige Zeit lang war, und verfaßte nach seiner Heimkehr die prosaischen und poetischen Werke, die, leichter zu verstehen als die des Hafiz, sich in aller Händen befinden; die Kinder lernen ebenso

am Gulistan, wie am Koran das Lesen. Sie sind in reiner, zierlicher und dabei einfacher Sprache abgefaßt, und nicht mit den bei seinen Landsleuten sonst so beliebten Hyperbeln und schwulstigen Redefiguren überladen; nur eine Schattenseite haben manche Lieder, welche den Persern freilich nicht als solche erscheint und eine Folge der Reserve ist, welche der Islam den Dichtern im Verhältnisse zu den Frauen auferlegt: das Lob der Knabenliebe.

Der 16. Oktober brachte eine Einladung zu dem Leibarzte (Hakim Baschi) des jugendlichen Gouverneurs von Schiraz, Sohnes des Prinzen Zelle Sultan. Der Sohn dieses Leibarztes war einer der ersten gewesen, welcher die Reisenden in Schiraz begrüßt hatte; obwohl Schüler des französischen Doktors Tolozan, und erst 25 Jahre alt, gab er sich doch nach Landesbrauch ein möglichst würdiges Ansehen durch einen gewaltigen Kaschmirturban, ein Gewand von grauer Wolle und einen violettseidenen Mantel. Uebrigens hatte auch er Aussicht auf die Stelle des Leibmedicus des Statthalters; denn dieselbe hatte sich schon seit mehreren Generationen in seiner Familie vom Vater auf den Sohn vererbt. Die persische Arzneikunde ist wenig werth; denn Anatomie dürfen ihre Jünger nicht treiben, da sie sich durch das Blut der Leichen verunreinigen würden. Merkwürdig ist es, daß sie dabei den Steinschnitt mit Erfolg auszuführen verstehen. Sonst begnügen sie sich damit, einige Altweibermittel und ein paar von Avicenna mitgetheilte Recepte zu verschreiben. Natürlich stehen sie gegen europäische Kollegen ganz gewaltig zurück, fürchten deren Konkurrenz und erlauben ihren Patienten höchstens, wenn es zum Sterben geht, einen Europäer hinzuzurufen. Andererseits zeigen auch die Patienten oder doch deren Familien sehr wenig Neigung, einen fränkischen Arzt an ein Krankenbett treten und dort seine Untersuchungen vornehmen zu lassen. Wenn man nun einerseits von den persischen Aerzten keine großen Kenntnisse fordert, so bezahlt man sie andererseits auch schlecht: wenn nach langer Krankheit schließlich Heilung erfolgt, so bezahlt der Mittelstand für jeden Besuch etwa 40 Pfennige, und wer zu handeln versteht, nur halb so viel. Hohe Geistliche bezahlen sogar gar nichts und verheißen zum Lohne nur ihren Schutz und Beistand; trotzdem wird ihre Kundschaft von den Aerzten sehr gesucht, weil dieselbe indirekten Nutzen gewährt.

Grabmal des Dichters Saadi in Schiraz. (Nach einer Zeichnung Dieulafoy's.)

Bei dem Besuche, den die Reisenden dem Hakim Baschi abstatteten, führte dieser Mme. Dieulafoy in sein Anderun, wo die Frauen des Vaters und des Sohnes, sowie junge Mädchen aus verschiedenen Familien zusammen in guter Eintracht zu leben schienen. Obwohl sie kurz vorher schon gespeist hatte, mußte sie doch von den Chanums nochmals Kaffee, Thee und dergleichen annehmen, währenddessen dieselben ihre groben Lederschuhe untersuchten, die Riemen daran auflösten, um die Messinghäkchen von nahem zu besichtigen, ihren Filzhut betasteten, die Taschen umkehrten und deren Inhalt höchlichst bewunderten. Das Taschentuch besonders erregte ihr Erstaunen und sie hielten es für einen Gebetteppich. Als sie dann seine Bestimmung erfahren hatten, mußte ihnen Mme. Dieulafoy wiederholt den Gebrauch des-

selben vormachen; denn eine Perserin hält es für unmöglich, daß man sich zu diesem Zwecke eines anderen Dinges als der Finger bedienen könnte. Die Tracht dieser Frauen unterschied sich wenig von derjenigen der Ispahanerinnen; nur ist der Rock länger und reicht bis zum Knöchel herab.

In diesem Anderun sowohl als auch Abends in Mr. Blackmaure's Garten hatte die Reisende Gelegenheit, ihre photographische Kunst zu üben; denn als sie heimkehrte, fand sie dort den kleinen Prinzen, der auf Befehl seines Vaters das Fiebernest Schiraz mit den gesunderen Bergen der Nachbarschaft hatte vertauschen müssen. Doch hatte ihn die Neugierde, die Franzosen zu sehen, in das Thal hinabgetrieben, und so war er unter dem Vorwande eines Spazierrittes nach Schiraz gekommen.

Am nächsten Morgen erhielten die Reisenden die gewünschte Erlaubniß, sämmtliche Moscheen der Stadt zu besuchen, und dies trotz des bekannten Fanatismus der dortigen Geistlichkeit und der Bevölkerung. Man würde übrigens fehlgehen, wenn man die besondere Intoleranz der Bewohner von Schiraz etwa einer außergewöhnlichen Frömmigkeit oder einem übertriebenen Respekt vor ihren Gotteshäusern zuschreiben wollte. Der Grund liegt weit weniger tief, nämlich in dem Umstande, daß Farsistan in den letzten Jahrzehnten die Wiege des Babismus geworden ist, einer Religion, welche nicht nur die Grundlagen des Islam untergraben, sondern sich auch gegen die königliche Gewalt aufgelehnt hat. Seitdem tragen die Babis äußerlich einen großen Eifer für die Religion zur Schau, um nicht der Ketzerei und Rebellion zu gleicher Zeit angeklagt zu werden, und die Rechtgläubigen, deren Gluth im Kampfe gegen die Häretiker neu entflammt wurde, suchen mit jenen darin zu wetteifern.

Frauen von Schiraz.

Der junge Gouverneur von Schiraz.

Der Gründer der Sekte, Mirza Mohammed Ali, trat 1843, nachdem er Mekka und die Moschee in Kufa besucht hatte, in seiner Heimath Schiraz als Reformator und Prophet auf; er gab sich für einen Nachkommen Ali's aus, predigte öffentlich gegen die allgemeine sittliche Verwilderung, die Habgier der Beamten, die Unwissenheit der Mollahs und zeigte das Bestreben, die Perser zu der Moral der jüdischen, christlichen oder Gebern-Religion emporzuheben. Seinen Namen vertauschte er mit dem Titel „Bab", d. h. Pforte, weil man durch ihn zu Gott gelange, und bald sah er sich von zahlreichen Anhängern umgeben, Dank seinem gewinnenden Wesen und seiner eindringlichen Beredtsamkeit. Seinen Schülern gestattete er eine bisher unter Mohammedanern unerhörte Freiheit des

Handelns und Unabhängigkeit; er habe nicht den Auftrag, sagte er, die Kenntniß von der Natur Gottes zu modificiren, sondern solle den Islam einer ähnlichen Fortbildung unterwerfen, wie dieser sie am Christenthum vollbracht habe. Natürlich sahen die Geistlichen diesem Treiben nicht müssig zu, fingen an, mit dem neuen Propheten zu diskutiren und wandten sich, als dieser sie mit Worten besiegt hatte, an den Schah um Hilfe. Dieser kehrte sich wenig an die neue Bewegung, verwies beide Parteien zur Ruhe und befahl dem Bab, sich in seine Wohnung einzuschließen und dieselbe nicht zu verlassen. Diese unerwartete Toleranz führte der Sache neue Anhänger zu, die sich im Hause ihres Chefs versammelten; hier erklärte dieser, daß er nicht selbst, wie er geglaubt und gelehrt habe, Bab sei, d. h. die Pforte, durch die man zu Allah gelange, sondern übertrug diese Würde einem Priester aus Chorassan, Namens Hussein, der von da an der große Missionar des neuen Glaubens wurde, nach Ispahan zog und dort nicht nur viele Leute aus dem Volke, sondern sogar zahlreiche Mollahs und Schüler der Medressen für sich gewann. Dann begab er sich nach Teheran, verlangte Audienz beim Schah Mohammed und erhielt Erlaubniß, ihm seine Lehren vorzutragen und die Bücher des ersten Bab, das Tagebuch der Pilgerreise nach Mekka und den Kommentar zur Koransure Joseph, zu überreichen. Inzwischen war die Bewegung auch in die Anderuns gedrungen und hatte die Frauen für sich zu gewinnen gewußt; stellte sie doch die Abschaffung der Polygamie und des Schleiers in Aussicht und verhieß ihnen eine geachtete Stellung neben, nicht unter dem Manne. Ein Weib aus Kazwin von großer Schönheit und hinreißender Beredtsamkeit, Zerrin Tadsch (Goldkrone) mit Namen, stellte sich an die Spitze und nahm seitdem den Namen Gurret el-Ain (Augentrost) an. Aus priesterlicher Familie stammend, hörte sie täglich religiöse und sittliche Fragen besprechen, lernte Arabisch, betheiligte sich an der Auslegung des Koran und, als der Bab auftrat, setzte sie sich mit ihm in Verbindung und trat für ihn ein, indem sie öffentlich und unverschleiert in Kazwin predigte. Zuletzt verließ sie ihre Vaterstadt, wo ihre Familie ihr den ferneren Aufenthalt verleidete.

Babimädchen.

Mollah Hussein war inzwischen nach Chorassan gezogen, hatte aber dort in der heiligen Stadt Meschhed einen schlechten Empfang von Seiten der Geistlichkeit gefunden; diese nahm die Sache ernster als ihre Kollegen in Fars und hetzte die Bauern gegen die neuen Sektirer, welche sich nach Mazenderan gewandt hatten. Mollah Hussein verschanzte sich also in dem Grabmale des Scheich Tebersi und schleppte dort Proviant zusammen, um seinen Anhängern Schutz zu gewähren. Gegen diese, deren Lehren und Predigten bereits mehr und mehr auf politischem Gebiete sich bewegten, erklärte sich nun auch die Regierung; der tolerante Mohammed Schah war gestorben, Nasreddin ihm gefolgt, und dessen Minister, Emir Nizam, sandte Truppen gegen die Babis in Scheich Tebersi, welches sich nach viermonatlicher Belagerung ergeben mußte. Die wenigen Ueberlebenden wurden verrätherisch ermordet, in Folge wovon alsbald ein Aufstand ausbrach, und zwar in Zendschan, wo der neue Bab — Hussein war in Tebersi gefallen — zu Hause war. Mehrere Monate lang stand die königliche Armee, 18 000 Mann stark, vor der wohlbefestigten Stadt, ohne einen Angriff auf die Insurgenten, welche ihr an Zahl fast gleichkamen, zu wagen; zuletzt entschieden die Kanonen der Belagerer zu Gunsten dieser. Der Bab fiel bei der Vertheidigung, und der Rest seiner Anhänger ergab sich, um wiederum in treuloser Weise abgeschlachtet zu werden. Die Wuth des durch den heftigen Widerstand gereizten Heeres war so groß, daß man den Leichnam des Bab ausscharrte, an den Schwanz eines Pferdes band und drei Tage lang durch die Straßen Zendschans schleifen ließ, um zuletzt die übrig gebliebenen Fetzen den Hunden vorzuwerfen. Aber diese Grausamkeiten, darunter die Hinrichtung Mohammed Ali's, des ersten Bab, führten dem Babismus nur neue Anhänger zu; ein neuer Bab, ein Jüngling von 16 Jahren, Mirza Jaja, wurde erwählt, bereiste die Städte des Landes, um seinen Anhängern Muth einzuflößen und sie vor einem bewaffneten Aufstande zu warnen, und ließ sich dann aus Gründen der Sicherheit in Bagdad auf türkischem Gebiete nieder, wo er zu den Schiiten, die die heiligen Gräber in Nedschef und Kerbela besuchten, leicht Beziehungen unterhalten konnte. Aber trotz der Warnungen des Bab fand bald darauf ein Angriff einiger Babis auf den Schah selbst statt, welcher die Verhaftung von etwa vierzig Sektirern in Teheran selbst zur Folge hatte, darunter diejenige der berühmten Gurret el-Ain, die man einige Zeit lang aus den Augen verloren hatte. Die Gefangenen wurden summarisch verurtheilt, an hohe Beamte, Mirzas u. s. w. vertheilt und von diesen unter den ausgesuchtesten Martern vom

Leben zum Tode gebracht. Seitdem bekennt sich niemand in Persien mehr öffentlich zum Babismus; seine Anhänger — und dieselben sollen nach Millionen zählen — verleugnen ihren Glauben und erklären ungescheut die Babs für elende Betrüger; aber im Geheimen schreiben sie viel, lassen ihre Schriften cirkuliren und bilden eine mächtige Gemeinschaft, mit welcher die regierende Dynastie der Chadscharen eines Tages noch zu rechnen haben wird, wenn sie sich nicht herbeiläßt, die Macht der Geistlichkeit zu beschränken und in der Verwaltung wenigstens etwas Ordnung und Rechtschaffenheit einzuführen. Gegenwärtig lebt der Bab als Flüchtling in Akka (St. Jean d'Acre) in Palästina, wo er vor Nachstellungen sicherer ist, als in Bagdad nahe der persischen Grenze. Dort wird er vielfach von Pilgern aufgesucht, und wie die Babis von Schiraz versichern, sollen viele Schiiten jetzt, anstatt nach Mekka, nach Akka wall-

Babimädchen zu Pferde.

fahrten. Im Jahre 1880 sandte Nasreddin, den der stets wachsende Einfluß des Bab erschreckte, einen seiner berühmtesten Imams nach Akka, um durch theologische Argumente und festen Glauben das verirrte Schaf in die Hürde zurückzuführen; aber groß war seine Ueberraschung und sein Unwillen, als das Kirchenlicht bei seiner Rückkehr erklärte, daß Mirza Jaja's Gründe ihn überzeugt und auf den Weg der Wahrheit geleitet hätten. Der Schah verzichtete natürlich darauf, einen zweiten Gesandten abzuschicken.

Die Schriften des ersten Bab enthalten eine sonderbare Verquickung sehr liberaler Vorschriften und ganz reaktionärer Ideen; sie verwerfen die Todesstrafe bei religiösen Vergehen, empfehlen die Ehe als den besten Zustand, verwerfen Polygamie und Konkubinat und gestatten dem Gläubigen nur in einzelnen Ausnahmefällen eine zweite Frau zu nehmen. Ehescheidung und Tragen des Schleiers wird verboten, dagegen von den Männern gefordert, sich gegenseitig in Anwesenheit der Frauen zu besuchen. Ein

Gebet am Morgen soll an die Stelle der fünf von Mohammed geforderten treten, die Dauer der Fasten abgekürzt werden, freundschaftlicher Handel und Verkehr mit den Christen erlaubt sein. Die Abwaschungen und der Bettel werden verboten, doch Almosengeben empfohlen, das gewaltsame Eintreiben von Steuern, die Verhängung von Todesstrafe, Folterung und Bastonnade den Beamten untersagt. Dagegen legt der Bab großen Werth auf Talismane und Amulette, deren Form er genau beschreibt, und fordert die Ausschmückung der Tempel, die Anlage von Kapellen in Privathäusern, pomphafte Gottesdienste u. s. w.; seine Anhänger sollen schöne Kleider tragen, den Bart rasiren, dürfen keine Wasserpfeifen rauchen, das Land nicht verlassen, nicht reisen und, was das schlimmste ist, sich mit keiner menschlichen Wissenschaft befassen, die nicht Bezug zur Religion hat. Aber trotzdem muß man wünschen, daß der Babismus den Sieg davon trage; denn gegen den verknöcherten Islam ist er immerhin ein gewaltiger Fortschritt. Wie seine Wiege, so ist auch noch heute sein Hauptsitz Schiraz, das jeden Augenblick der Herd eines neuen Aufstandes werden kann. Mehr als die Hälfte der dortigen Bevölkerung soll der verbotenen Lehre anhängen.

Obgleich, wie oben gesagt, die Bewohner von Schiraz nach außen großen Fanatismus heucheln, so geht derselbe doch nicht so weit, daß sie zur Erhaltung ihrer Moscheen Geld hergäben; denn dieselben sind sämmtlich mit alleiniger Ausnahme der Moschee des Wakil in wahrhaft jämmerlichem Zustande. Die älteste und interessanteste von allen,

Masdsched Dschuma in Schiraz.

die Masdsched Dschuma, wurde 875 unter Amer ben Leis erbaut, der sich gleicherweise durch seine Frömmigkeit wie durch seine Kriege gegen die Nachfolger des Propheten berühmt gemacht hat. Trotzdem ihre Bogen, Mauern und Säulengänge durch Erdbeben schwer gelitten haben, so ist der alte Tempel doch immer noch von gewaltiger Wirkung. In der Mitte des Hofes, wo sonst die Wasserbecken zu den Abwaschungen sich befinden, steht hier ein kleines viereckiges Gebäude aus Stein, an jeder Ecke mit einem niedrigen Thurme, angeblich eine Nachahmung der Kaaba in Mekka; das Dach fehlt und die Seitenwände sind zum Theile eingestürzt. Nach einer Inschrift von türkisblauem Email, welche sich um die Thürme herumzieht, stammt das Gebäude, Choda Chane (Haus Gottes) genannt, aus dem Jahre 1450; wahrscheinlich aber hat dort schon lange vorher ein Heiligthum gestanden. Denn an der Außenwand des Choda Chane wurde den Reisenden ein großer schwarzer Stein gezeigt, welcher den prosaischen Namen „Kochtopf" führt und eine ähnliche Rolle spielt, wie der schwarze Stein in der Kaaba; derselbe ist ein Porphyrblock, der in Material, Gestalt und Verzierung durchaus den Basen der achämenidischen Säulen in Persepolis gleicht. Es wäre wohl möglich, daß dieser Stein der einzige Rest einer antiken Ansiedelung und daß Schiraz keine so junge Stadt wäre, wie die arabischen Autoren berichten.

Der älteste Theil der Moschee ist ein langer, schmaler Saal, an dessen einem Ende sich ein alter, roh aus Stein gehauener Mirhab befindet; die beiden Seiten desselben sind verschieden

gebildet. Ueber diesen Rest barbarischer Kunst spannt sich aber eine entzückende Mosaikdecke aus Cedernholz und Elfenbein aus, die ein hohes Alter hat und dabei gut erhalten ist. Dicht neben der Eingangsthür steht unter einer ziemlich dunkeln Nische eine schöne zwölfeckige Porphyrschale; jede Seite derselben ist von der anstoßenden durch eine kleine Säule getrennt, deren Basis eine Vase von schönen Verhältnissen bildet. Kurzum, die Masdsched

Porphyrbecken in der Masdsched Dschuma. (Nach einer Zeichnung Dieulafoy's.)

Dschuma ist trotz ihrer Verfallenheit, der vielfachen Verstümmelungen und Zuthaten, welche dem Ganzen seinen einheitlichen Charakter rauben, noch immer eines der interessantesten mohammedanischen Bauwerke Persiens; die Kaaba in der Mitte des Hofes, die achämenidische Säulenbasis an derselben, der alte Saal mit dem Mirhab und der prachtvollen Decke und das vielleicht aus einem antiken Gebäude herrührende Porphyrbecken empfehlen diese Moschee der ganz besonderen Aufmerksamkeit der Archäologen.

Das Rügenwalder Amt.

Von Dr. Zechlin.

II.

Gehen wir nun zur Betrachtung des Wipperthals über. Gleich am Anfang, wo sie in unser Gebiet tritt, liegt die Stadt Schlawe, d. h. die berühmte. Sie ist eine Station der Stettin-Danziger Bahn; von hier zweigt sich eine Sekundärbahn nach Rügenwalde und eine nach Bütow ab. Vom Bahnhofe führt uns eine ziemlich enge Straße durch das gut erhaltene Kösliner Thor auf den Markt, der ein regelmäßiges Viereck bildet und auf dem an den Wochenmärkten ein reger Verkehr ist. An demselben befindet sich das Rathhaus mit offener Halle und einer Wache. Es stand früher, wie die meisten Rathhäuser in kleinen Städten, in der Mitte des Marktes, wurde aber im siebenjährigen Kriege von den Russen verwüstet und daher im Jahre 1768 neu den übrigen Häusern des Platzes eingereiht. Jenseits des Marktes kommt man zum Stolper Thor. Beide Thore sind mit hohen Fensterblenden versehen und stammen aus dem 14. oder 15. Jahrhundert. Von hier aus führt eine Brücke über die Motze und dann eine zweite über die Wipper, außerdem führen noch eine Anzahl Brücken für Fußgänger über den Fluß. Rings um die Stadt zieht sich eine Promenade, die künstlich auf den Wiesen angelegt ist; von derselben erblickt man noch einige erhaltene Mauerreste.

Dicht am Markt befindet sich die Marienkirche, die einzige Kirche, die Schlawe hat. Sie gehört dem gothischen Stil des 14. Jahrhunderts an, aus dessen Mitte sie etwa stammt. Sie ist dreischiffig, aber die beiden Seitenschiffe sind bedeutend niedriger als das mittlere. Die Pfeiler, welche die Schiffe trennen, sind schwer und kompakt, so daß die niedrigen Seitenschiffe einen beengenden Eindruck machen. Sie sind bis zu den Seiten des Thurmes vorgeführt und mit der Halle desselben verbunden. Alle Räume der Kirche sind mit Sterngewölben überspannt. Bemerkenswerth ist ferner das große Altarbild aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts. Nicht weit von der Kirche nach der Wipper zu steht das Progymnasium.

Die Einwohnerzahl der Stadt hat sich bedeutend vermehrt; im Jahre 1740 hatte sie 1453, 1880 5565 Einwohner; aus hundert Einwohnern des Jahres 1780 sind 347 des Jahres 1880 geworden, sie hat also gerade die durchschnittliche Vermehrungszahl der pommerschen Städte erreicht. Von Fabriken sind verschiedene Oel- und Dampfmühlen, sowie zwei Eisengießereien mit Maschinenbau zu nennen, die Mühlen vermahlen täglich 500 Scheffel Getreide; auch wird starke Leinweberei in Stadt und Umgegend getrieben, wie denn der Schlawer Kreis viel Flachs producirt.

Es zeugt von dem praktischen Blick deutscher Kolonisten, gerade an dieser Stelle eine Stadt gegründet zu haben, denn sie war von Natur eine Festung. Am linken Ufer der Wipper breitete sich ein ebenes, zur Niederlassung geeignetes Terrain aus, an der nördlichen Seite floß die Motze in dieselbe, von der Motze gingen um die Stadt Gräben, so daß sie von allen Seiten von Wasser umgeben war; hinter den Gräben und Flüssen dehnten sich Wiesen und Sümpfe aus. Traten nun die Flüsse aus ihren Ufern, so ragte die Stadt wie eine Insel aus den sie umgebenden Wassern hervor. Schon aus diesem Grunde wurde die wendische Burg Schlawe, die 3 km weiter nördlich an der Wipper liegt, nicht zur Stadtanlage benutzt. Dazu kam noch, daß die uralte Handelsstraße Köslin-Stolp schon damals nicht über den Burgflecken ging, denn nach einer Urkunde [1]) aus dem Jahre 1333 wurde sowohl bei der Wipperbrücke als auch bei der Fuhrt ein Zoll erhoben. Die Brücke befand sich bei der Burg, die Fuhrt aber bei der Stadt, wo erst später eine Brücke gebaut wurde, da, wo heute die Chaussee nach Stolp den Fluß überschreitet. Da nun bei der Fuhrt ebenso ein Zoll entrichtet wurde, so muß man annehmen, daß die Durchfahrenden den Weg über den Burgflecken und die Brücke vermeiden wollten und daß also die Hauptstraße durch die Fuhrt ging. Es wird daher an dieser Stelle schon vor Gründung der deutschen Stadt Schlawe sich eine kleine Niederlassung befunden haben. Diese Niederlassung nun wurde am 22. Mai 1317 zur deutschen Stadt erhoben. Damals waren drei Brüder, Jasko von Schlawe, Peter von Neuenburg und Lorenz von Rügenwalde, Herren des Landes Schlawe, sie waren die Söhne des Grafen Swenzo, Woiwoden von Danzig, eines Mannes, der großes Ansehen bei Herzog Mestwin besaß. Vater und Söhne waren im Jahre 1307 von den brandenburgischen Markgrafen, die vorübergehend das Land Schlawe besaßen, mit diesem Lande und den darin liegenden Schlössern Rügenwalde, Slawe und Pollnow belehnt worden. Vierzig Jahre behauptete diese Familie eine ziemlich unabhängige Stellung; namentlich nennt sich Jasko immer Herr von Schlawe. Sie bewidmeten die Stadt mit Lübischem Recht und gaben ihr zweihundert Hufen für ewige Zeiten zum Eigenthum. Auch Freiheit des Wassers bis in die Salzsee wurde ihr verliehen. Sie wurde bald ein blühendes Gemeinwesen, daß in den vierzig Jahren seines Entstehens seinen Besitz bis zu 1,2 Quadratmeilen vermehrte. Nach dem Erlöschen des mächtigen Geschlechts Swenzo's, welches um 1357 aus der Geschichte verschwindet, zogen die pommerschen Herzöge von der Wolgaster Linie als Oberlehnsherren die Herrschaft Schlawe als erledigtes Lehen ein und schufen aus ihr die Landvogtei Schlawe. Dem Herzog Bogislaw VIII. verschloß die Stadt im Jahre 1402 die Thore, sie war übermüthig genug, zum Streite gegen ihn auszuziehen und das herzogliche Schloß zu Altschlawe mit Feuer und Schwert zu zerstören. Sie mußte dafür büßen. War auch die Stadt selbst hinter ihren Mauern sicher, so waren doch ihre Dörfer und Bürger, sobald sie sich ins Land hinauswagten, den Anfällen der raublustigen Ritter preisgegeben [2]). Erst im nächsten Jahre gewährte ihnen der Herzog Verzeihung: „Wir wollen den Bürgermeistern und dem Rath von

[1]) Becker, Uebersicht der ältesten Geschichte des Landes Schlawe nebst Urkunden. Programm des Progymnasiums. 1875 und 1876.

[2]) Becker, a. a. O., Theil III, 1877, S. 6.

Slaw und Gilden und Werken und der ganzen Gemeinde, Arm und Reich, Jung und Alt, die zu Slaw in der Stadt wohnen, allen Unmuth, Zorn, Haß und Ungunst erlassen. Wir geben ihnen und ihren Erben unsere Gnade und Gunst wieder und nehmen sie zu Gnaden und wollen ihr günstiger, gnädiger Herr sein und sie sollen unsere armen, treuen Bürger bleiben und sollen uns und unsere Erben mit Redlichkeit und Treue lieben." Noch einmal kam die Stadt in demselben Jahrhundert mit den Herzögen von Pommern in Konflikt, 1485 hatte nämlich der dortige Rath einen herzoglichen Lehnsmann, Borchart Winterfeld von Wintershagen, enthaupten lassen. Der Vetter des Hingerichteten, der Abt von Belbuk, erhob bei Bogislaw X. Klage und dessen Hofgericht verurtheilte die Stadt zu 250 rhein. Gulden Buße. Noch empfindlicher war die Strafe, daß sie ihr vom Herzog völlig unabhängiges Stadtgericht verlor. Doch trug die Stadt dem Herzog dies nicht nach; als er sich 1490 mit der Prinzessin Anna von Polen vermählte, schenkte sie ihm als Hochzeitsgeschenk einen „vergüldeten Beker". Weitere allgemein interessante Momente hat die Geschichte der Stadt Schlawe nicht aufzuweisen.

Die Wipper, d. h. Eber, welche bei Schlawe circa 20 bis 25 m breit sein mag, ist ein wasserreicher Fluß. Die ganze Länge ihres Laufes beträgt 150 km. Da Schlawe 24 m über dem Spiegel der Ostsee liegt, hat sie ein ebenso großes Gefälle bis zu ihrer Mündung zu überwinden. Sie fließt zunächst in nördlicher Richtung; etwa 3 km von der Stadt liegt am linken Ufer derselben das Dorf Alt-Schlawe. Unmittelbar am Ufer erhebt sich der Schloßberg; auf demselben stand die landesherrliche Burg Schlawe. Noch jetzt ist an der Bodenerhöhung ihr ehemaliger bedeutender Umfang, der umschließende Graben und Wall, deutlich zu erkennen. Diese Burg war die Residenz der herzoglichen Linie der Ratiboriden, und von hier aus wurde die ganze Kastellanei Schlawe regiert. Auch befand sich in der Burg das Johanniterordenshaus, in welchem einige Priesterbrüder des Ordens unter einem Komthur zusammen lebten. Bald nach Gründung der Stadt Schlawe verließen die Brüder die Burg und bauten sich ein Haus in der Mühlenstraße der Stadt. Wann die Burg zerstört wurde, ist vorher erwähnt.

Dicht hinter dem Dorfe Altschlawe kommt von der rechten Seite der Wipper ein kleiner Mühlenbach zu, an dem das Dorf Freetz liegt. Der Boden ist hier leicht und sandig, daher nördlich von dem Dorfe sich ein Distrikt, die Freetzer Heide genannt, hinzieht, östlich vom Dorfe befindet sich ein Elsbruch, aus welchem der vorher erwähnte Bach kommt. Bei Stemnitz, etwa 5 km von Altschlawe, überschreitet am Wipperkathen die alte Landstraße von Rügenwalde nach Stolp den Fluß. Etwas weiter nördlich nimmt die Wipper an der rechten Seite den Motzbach — nicht etwa mit der Motze zu verwechseln — auf. Er kommt von dem Südabhange des Küstenhöhenzuges und fließt durch das Dorf Peest, welches er in zwei Theile theilt, mitten im Dorf bildet er einen großen Teich, treibt verschiedene Mühlen und fällt dann circa 1000 m vom Dorfe in die Wipper. Peest ist ein großes Dorf von 900 Einwohnern, es ist das alte Stammhaus der Familie von Below, welches Gerd von Below, der gemeinschaftliche Stammvater aller von Below, schon 1335 besaß. Es hat guten Acker und fruchtbare Wiesen. In dem Peester Forstrevier giebt es auch eine Wolfsschlucht, in der noch 1813 mehrere Wölfe gewesen sind. Nicht weit vom Dorfe befindet sich ein circa 1100 Morgen großer See, der Massowsee genannt wird. Der Sage nach soll an dem Ufer des Sees eine Raubritterburg gleichen Namens gestanden haben, die später zerstört und von den Fluthen des Sees bedeckt worden ist.

Bald nach dem Einfluß des Motzbachs tritt die Wipper, durch die Ausläufer des Küstenhöhenzuges gezwungen, die allen deutschen Flüssen eigenthümliche Wendung nach Westen an; auf ihrer linken Seite liegt das Dorf Wilhelmine. Schon der Name dieses und des benachbarten Coccegendorf verräth, daß es Koloniedörfer sind. Beide wurden im Jahre 1749 angelegt. Das Dorf Wilhelmine, welches den Namen der Lieblingsschwester Friedrich des Großen, Wilhelmine, der späteren Markgräfin von Baireuth, trägt, wurde auf einer Radung des Stemnitzer Waldes angelegt und mit 16 Pfälzer Familien besetzt. Durch zwei sich kreuzende Straßen wird es in vier regelmäßige Vierecke getheilt. Coccegendorf, dessen Name an den berühmten Juristen und Minister Friedrich des Großen, Samuel von Coccegi, erinnert, wurde in demselben Jahre auf der wüsten Feldmark Swenzenhagen erbaut. Es gehört zu den Eigenthumsdörfern der Stadt Schlawe und wurde ebenfalls mit Pfälzern besetzt. Noch heute werden solche Dörfer von den älteren Landesinsassen „Neudörfer" genannt, und ihre Bewohner von den übrigen gering geschätzt. Die Bevölkerung obiger Dörfer gehört der reformirten Kirche an, daher predigte der berühmte Theologe Schleiermacher, so lange er in Stolp stationirt war, den Bewohnern dieser Dörfer in der Kirche zu Alt-Krakau „zu einer Zeit, da der lutherische Gottesdienst nicht gestört wurde" [1]).

Die Wipper tritt, nachdem sie noch Kuddezow passirt hat, in das große königl. Forstrevier, welches sich zu beiden Seiten, hauptsächlich aber auf der linken des Flusses erstreckt. Die Ufer desselben sind hier von einzelnen Höhen eingerahmt, welche mit ihrem grünen Baumschmuck einen romantischen Eindruck machen, ungefähr in der Mitte der Forst liegt an der Wipper das vorher erwähnte Dorf Alt-Krakau, dicht dabei die Oberförsterei gleichen Namens; am Ausgang des Waldes das Dorf Kugelwitz auf hohem Ufer. Von hier erweitert sich das Wipperthal zu einem breiten Wiesenthal; sie fließt nun, durch einige Bäche verstärkt, an dem Dorfe Sellen vorbei; dasselbe war Eigenthum der Stadt Rügenwalde, von der es 1325 für 24 Mk. gekauft wurde. Kurz vor der Stadt biegt die Wipper nach Norden um, in der Verlängerung der westlichen Richtung zieht sich ein sumpfiges Thal bis an die Grabow hin; es ist nicht unmöglich, daß hier der ursprüngliche Lauf des Flusses ging oder wenigstens schon hier eine Vereinigung zwischen Wipper und Grabow stattfand.

Rügenwalde liegt am rechten Ufer der Wipper. Man geht vom Bahnhofe aus über die Wipperbrücke an der Hospitalkirche vorbei in die Stadt. Das Schloß bleibt rechter Hand liegen. Die Langestraße geht durch die ganze Stadt bis zum nördlich gelegenen Steinthor, dem einzigen Thor, welches die Stadt aus dem Mittelalter gerettet hat. Ungefähr in der Mitte der Straße liegt der Markt, dessen Ostseite von ihr gebildet wird. Derselbe ist viereckig; an seiner westlichen Seite steht das niedrige Rathhaus, über dessen Eingangsportal eine Inschrift prangt, die zwar nicht in klassischem Latein geschrieben, doch Zeugniß ablegt von den vielen Feuersbrünsten, welche die Stadt verheert haben: haec civitas locata privilegiis adaucta ter ignibus

[1]) Brüggemann a. a. O., S. 840. Daß Schleiermacher in Alt-Krakau gepredigt habe, erzählt Petrich (Pommersche Lebensbilder, Theil II, S. 25); dagegen wurde mir mündlich durch den dortigen Pastor mitgetheilt, daß er nicht in Krakau, sondern in Stemnitz amtirt habe.

cremata toties resuscitata deo ducique grata sis perpetuum beata. Rechts von dem Stadtwappen stehen einige Jahreszahlen, dann folgt: cresce, flore civitas, te deus felicitet, dux diu te protegat. Unter demselben: sed proh dolor flammis iterum devastata anno 1679 et 1722 et hic(!) domus publica noviter exstructa 1722 sit ultimum(!).

Nicht weit vom Rathhause steht die Marienkirche, welche dem gothischen Stile der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts angehört. Der Baustil ist ähnlich dem ihrer Schwesterkirche in Schlawe. Sie ist ebenfalls dreischiffig und hat niedrigere Seitenschiffe. Vor dem großen Altar befand sich das fürstliche Gewölbe, in welchem die Gebeine des Königs Erich, des einzigen Königs, der in Pommern begraben ist, sowie der Fürstin Elisabeth, der Gemahlin des letzten Herzogs von Pommern, und der Fürstin Hedwig, Wittwe von Herzog Ulrich, ruhen; augenblicklich stehen die Särge in einer Seitenkapelle der Kirche. Die bedeutendste Sehenswürdigkeit ist das Altarbild, ein schönes Denkmal der Kunstliebe Philipp's II. Dasselbe besteht aus einer sehr sauber und tüchtig gearbeiteten Barockarchitektur von Ebenholz, die mit einer bedeutenden Anzahl kleiner in Silber getriebener Reliefs geschmückt ist. Die größte dieser Silberplatten ist circa 30 cm hoch und 21 cm breit und stellt den König David dar, zur Harfe singend, umgeben von einem Reigen tanzender Engelknaben. Die übrigen Platten haben Scenen aus der alt- und neutestamentlichen Geschichte zum Gegenstande ihrer Darstellung, namentlich sind noch zwölf Platten mit der Passionsgeschichte Christi erwähnenswerth. Das Bild steht in festem Verschluß in einem hölzernen, schwarzen Schrein, dessen Flügel bemalt sind. Der größte Theil dieses Prachtwerkes, wenigstens die Platten, ist von Johann Körver aus Braunschweig verfertigt, der 1607 über der Arbeit in Stettin starb [1]). Außerdem bewahrt die Kirche noch verschiedene Antiquitäten, z. B. einen Ofen, den in diesem Sommer das Kunstgewerbemuseum in Berlin für 250 Mk. angekauft hat.

Vor dem Steinthor an der Chaussee nach Stolpmünde liegt der Kirchhof. Außer einigen ansehnlichen Erbbegräbnissen befindet sich die zwölfeckige Gertrudskapelle auf demselben. Sie gehört zu den besseren Werken des vierzehnten Jahrhunderts und hat Aehnlichkeit mit der Kapelle in Wolgast. Das Innere besteht aus einem sechseckigen Hauptraume, dem sich die Seitenräume als Umgang anschließen. Der Hauptraum wird durch sechs achteckige Pfeiler gebildet, die durch einfache Spitzbögen verbunden sind. Mittel- und Seitenräume sind durch Sterngewölbe bedeckt. Auch die Kanzel fällt in die Augen, sie stammt eigentlich aus der Schloßkirche und ihr Holzwerk ist von Schnörkeln, Masken, Hermen und Nymphen umgeben. Alle Figuren sind mit fröhlichen Farben bemalt und vergoldet.

Von dem Steinthore führt an der westlichen Seite der Stadt auf dem alten Wall eine hübsche Promenade nach der Wipper; die ganze Stadt liegt auf der abfallenden westlichen Seite eines langgestreckten Hügels, der bei dem vorher erwähnten Thore seinen Höhepunkt erreicht; das Trinkwasser ist wegen des sumpfigen Untergrundes schlecht, daher auf den meisten Pumpen der Stadt der eigenthümliche Anschlag: Kein Trinkwasser.

Die Einwohner ernähren sich von Ackerbau, Handel und Schiffahrt. Da dicht bei der Stadt in den Ziegelgruben blaugrauer Thon aufgeschlossen ist, ist eine Cementfabrik gegründet worden, die in ziemlicher Blüthe steht. Außerdem befinden sich einige Damast- und Segeltuchfabriken am Orte. Schon Friedrich der Große gab im Jahre 1778 über 9400 Thaler zur Unterstützung dieses Rügenwalder Geschäftszweiges. Die Schiffahrt selbst geht immer mehr zurück, obwohl durch die Bahn das Hinterland erschlossen ist. Die Segelschiffe können mit den Dampfern nicht konkurriren; noch im Jahre 1863 liefen 1064 Schiffe mit 32152 Last ein und aus, 1867 nur noch 904 mit 25324 Last, 1875 636 Schiffe, 1882/83 gingen 224 Schiffe von 33858 cbm Raumgehalt ein und 215 Schiffe mit 28773 cbm Raumgehalt aus. Der Bestand der Rhede ult. März 1883 betrug 46 Schiffe (darunter 5 Dampfer), 10837 Reg. Tons enthaltend. Die Ausfuhr erstreckt sich hauptsächlich auf Getreide, Kartoffeln, Eisenbahnschwellen, Brenn- und Stabholz, Leinwand und Tafelglas, die Einfuhr auf Kolonialwaaren, Steinkohlen, Eisen- und Töpferwaaren, Kalksteine und Dachpappe; ins Binnenland hinein wird ein lebhafter Handel mit fetten Gänsen, geräucherten Gänsebrüsten und Lachsen getrieben. Mit dem Rückgange der Schiffahrt hängt auch der Zurückgang oder vielmehr die geringe Zunahme der Bevölkerung zusammen. 1740 hatte die Stadt 1983 Einwohner, 1782 2255, 1880 5442; aus hundert Einwohnern des Jahres 1780 sind 241 des Jahres 1880 geworden, während die durchschnittliche Zunahme der pommerschen Städte 340 Einwohner beträgt. Kantzow berichtet um 1540 von ihr: „Rügenwalde ist eine ziemliche Stadt, hat viele steinerne Häuser, doch nur eine Pfarr. Die Einwohner sind an Art und Sitten denen von Stolp nicht fast ungleich, halten auch was mehr von den Studiis wie andere Städte. Darum hat uns diese Stadt immer auch viele fürnehme Leute gegeben, beide im geistlichen und weltlichen Regiment.“ Ihre Namen verdienen wohl nicht der Nachwelt aufbewahrt zu werden; aus neuerer Zeit ist Rügenwalde als Geburtsort des Litterarhistorikers Koberstein zu merken.

Unzweifelhaft war die Nähe der See die Veranlassung zur Gründung der Stadt. Die Wipper bildet hier eine Insel, auf welcher eine Burg errichtet wurde. An die Burg, welche von allen Seiten durch Wasser geschützt ist, schloß sich die Stadt als Suburbium an. Diese feste Lage fehlte der alten Wendenburg Dirlow, daher siedelten sich die deutschen Kolonisten nicht bei derselben an, sondern wählten sich an einer passenderen Stelle ihr neues Heim. Die Burg besteht aus vier an einander hängenden Gebäuden, die ein Viereck ausmachten und einen geräumigen Hof einschließen, zu dem zwei Thore führten. Diese Gebäude sowie ein Thor sind heute noch vorhanden. Die Burg war bereits im dreizehnten Jahrhundert vorhanden; in diesem wurde sie nach dem 1295 erfolgten Tode des Herzogs Mestwin von Herzog Bogislaw IV. in dem Kriege wider die Polen eingenommen und geplündert.

Wiederholentlich ist das Rügenwalder Schloß der Wohnsitz fürstlicher Persönlichkeiten gewesen. In demselben residirte König Erich. Er war der Großneffe der berühmten Margaretha, der Stifterin der Kalmarischen Union, und war nach ihrem Tode der erste Unionskönig. Da er aber nicht die Liebe seiner Unterthanen sich erwerben konnte und von allen seinen Besitzungen ihm nichts weiter als sein pommersches Erbe übrig geblieben war, zog er sich nach Rügenwalde zurück und verlebte hier die letzten zehn Jahre seines Lebens als König ohne Land. Zuerst wollten ihn die Rügenwalder nicht aufnehmen und verschlossen die Thore vor ihm, aber er lachte ob ihrer Thorheit und ver-

[1]) Eine genaue Beschreibung des Altarwerkes giebt Kugler, Pommersche Kunstgeschichte, S. 241 flg.

gab ihnen ihren Uebermuth. Und lebte danach mit seinen Unterthanen in großer Liebe und Eintracht und kümmerte sich um Weltsachen nicht mehr, sondern war stets zu Buckow im Kloster oder in der Karthaus und diente daselbst in Fried und Stillheit Gotte. Er starb 1459, des Glückes Spielball, wie Kantzow ihn nennt.

Ihn beerbte Sophie, die Gemahlin Herzogs Erich II. Obgleich dieser einer der schönsten Männer seiner Zeit war — ihm wallte das goldgelbe Haar bis auf die Hüfte — so konnten sich doch die Ehegatten nicht vertragen und Sophie zog sich nach Rügenwalde zurück; sie übertrug den Haß, den sie zu ihrem Gemahl hegte, auf seine und ihre Kinder. Sie hatten drei Söhne, Kasimir, Wartislaw und Bogislaw X., außerdem fünf Töchter. Wie sich ihre Kinder in zerissenen Schuhen und zerlumpter Kleidung in den Straßen Rügenwaldes umhertrieben und ihnen von mitleidigen Bürgern Speise gereicht wurde, wie dann der Bauer Hans Lange sich Bogislaw's X. — die anderen Brüder starben bald — annahm, ist in pommerschen Gauen zu bekannt, als daß es noch einmal erzählt zu werden brauchte. Als die Mutter ihn mit einem Butterbrote vergiften wollte, warnte ihn der Hofnarr mit den Worten: „Frett nicht, dar is wat in“; da floh er zu seinem Vetter, mit dessen Hilfe er seiner Mutter das Regiment abnahm. Seine Schwestern, die große und starke Damen waren, wurden theils verheirathet, theils in ein Kloster gesteckt. Wie es ihnen erging, mag hier noch mit den Worten Kantzow's eingeflochten werden. Die eine, Katharina, war mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig vermählt. Ihr reichte der Herzog kaum bis an die Achsel, und da die kleinen Leute bald voll Zornes überlaufen und er auch ein zorniger Fürst gewesen ist und er sie bisweilen hat schlagen wollen, hat sie ihn ergriffen und mit Gewalt niedergesetzt und gesagt: „Lieber Herr, sitzet und zürnet auch so leichtlich nicht“ und hat ihn nicht eher losgelassen, er habe ihr denn Frieden zugesagt, den er oft doch nicht gern hielt. Von derselben Fürstin hat er weidliche große und lange Kinder gehabt, darunter Christoph von Bremen, wohl zehn gewöhnliche Schuh lang. Zwei andere Schwestern, Elisabeth und Maria, waren Aebtissinnen, die eine zu Verchen, die andere zu Wollin. Und wie ich von denen gehört, erzählt Kantzow, der sie gekannt, ist es schade gewesen, daß sie im Kloster gewesen sind, sie sollen oft mit Herzog Bogislaw darum gezürnt haben und gesagt: er hätte sie mehr einem Grafen oder einem Edelmann mögen geben, als daß er sie in das Leichhaus gesteckt habe.

Skizzen aus Algerien.

Von W. Kobelt.

3. Durch die Schlucht des Todes.

Der Verkehr von der Hochebene von Setif zum Hafen von Bougie ging früher auf weitem Umwege bergauf, bergab über die sogenannte Route par les Caravanserais durch das obere Gebiet des Uëd bu Sellam und dann den Uëd Amassine hinunter ins Sahelthal. Mit der zunehmenden Besiedelung wollte diese Straße durchaus nicht mehr genügen und man mußte auf eine andere Verbindung denken. Die direkte Linie führte durch das Thal des Uëd Agrinn, der etwa vierzig Kilometer von Bougie entfernt am Ostrande des Golfes einmündet, aber für eine Strecke von 8 Kilometern fließt dieser Bergstrom durch eine Schlucht, die damals noch nie der Fuß eines Europäers betreten und die selbst dem Eingeborenen eine unheimliche Stätte böser Geister war, die er nicht umsonst Chábet el-Akhra, die Schlucht des Todes, nannte. Im Jahre 1864 entschlossen sich ein paar französische Officiere, den Versuch zu wagen; von einer Anzahl Turkos, berggewohnten Kabylen aus der Umgegend, begleitet, drangen sie in den Schlund ein und erreichten nach dreitägigen Anstrengungen glücklich den Ausgang. Ihr Bericht war ermuthigend, Ingenieure folgten ihnen, und im Jahre 1870 rollten die ersten Lastwagen über die neue Route von Setif nach Bougie. Es ist ein Riesenwerk, das die Administration des Ponts et Chaussées da geschaffen, und wenn auch seit der Eröffnung der Bahn von Setif nach Constantine die Straße verödet ist und es geraume Zeit dauern wird, bis die Gegend soweit besiedelt ist, daß sie neues Leben gewinnen wird — die projektirte Bahn Setif-Bougie wird wahrscheinlich der alten Route folgen —, so wird der Tourist der französischen Regierung doch immer von Herzen dankbar sein, daß sie eine der schönsten und imposantesten Partien Algeriens zugänglich gemacht hat. Eine Diligence verbindet gegenwärtig Bougie und Setif und legt die Entfernung in fünfzehn Stunden zurück. Wer die Schönheiten der Schlucht aber recht genießen will, der thut klug daran, unserem Beispiel zu folgen und die Tour in zwei Tagen zu machen; das gute Hotel du Chábet in Kerata, unmittelbar am Ausgange der Schlucht gelegen, ist dazu ganz vorzüglich geeignet; man kann dann am Eingange der Schlucht aussteigen und sie in etwa $1^1/_2$ Stunden bequem zu Fuß durchwandern.

Freilich muß man ziemlich früh aufbrechen — Nachts um zwei Uhr —, aber der erste Theil des Weges ist auch wenig interessant. Als es am Morgen des zweiten Mai zu dämmern begann, durchfuhren wir einen wahren Urwald, prachtvolle hochstämmige Bäume mit undurchdringlichem Unterholz, aus welchem verwilderter Wein bis in die höchsten Wipfel hinaufrankte. Der Boden ist sumpfig, wie gemacht für wilde Schweine und den sie jagenden Panther, dem Menschen heute noch feindlich, fast unbewohnbar. Zerfallene Häuser, wieder halb überwachsene Lichtungen bekunden, daß mehr als ein Kolonist, von der wunderbaren Fruchtbarkeit angelockt, der tückischen Malaria erlegen ist; selbst die Eingeborenen scheuen die Küstenebene, und die Eigenthümer der prächtigen Oelbäume, die sich hier und da an trockenen Stellen erhalten haben, wohnen droben am steilen Berghange in einer Höhe, zu der die giftigen Ausdünstungen nicht hinaufsteigen. Aber gerade so war es einst um Maison Carrée und in der Metidja. Würden die kleinen Flüßchen, die hier münden und das Land versumpfen, regulirt, was gar keine Schwierigkeiten zu bieten scheint, so würde diese Küstenebene bald die üppigen Vegas Südspaniens und selbst die Goldmuschel von Palermo in

den Schatten stellen. Bis jetzt macht freilich die Regierung noch gar keine Anstalten dazu und man sollte wirklich manchmal meinen, die Bewohner von Bougie hätten nicht so ganz Unrecht, wenn sie behaupten, man vernachlässige die Gegend absichtlich, um das Aufblühen ihrer Stadt zu verhindern.

Noch eine Zeit lang bleibt der Strand eben, dann springt das Kap Aokkas, auf dem sich ein Kolonistendorf zu bilden beginnt, scharf in die See hinein vor, noch ein paar ähnliche Vorgebirge werden umfahren; dann öffnet sich ein weites Thal zwischen bewaldeten Hängen und die Straße wendet sich in rechtem Winkel nach Süden landein. Bald hoch oben, bald wieder tief unten am Flußufer folgt sie dem linken Gehänge, beschattet von prachtvollen Korkeichen; krystallklare Bäche und Quellen rieseln überall herab, in den Ecken zwischen Brombeergebüsch und Schlingpflanzen wuchert ein prächtiges Farrnkraut (Pteris longifolia). Die Thalsohle deckt eine wüste Anhäufung von Rollkieseln, zwischen denen der Fluß sich, noch ungebändigt, seinen Weg sucht, wie er will. Gegenüber steht ebenfalls dichter Eichenwald am unteren Hange, darüber auf flacherem Grunde leuchten weiße Kabylendörfer, fast versteckt in Olivenwäldern, und über sie hinweg ragen schroffe nackte Kalkkämme, durch deren Lücken die Schneehäupter des Babor ernst herunterschauen. Es ist eine Landschaft, wie in der Schweiz, aber wo in den Thalwinkeln sich Kolonisten angesiedelt haben, umgeben Orangenwälder und Weinberge die Gehöfte. Das Gebiet östlich von hier bis nach Philippeville, die sogenannte kleine Kabylie, ist vielleicht der schönste Theil Nordafrikas, aber außer einer Route stratégique von Constantine nach Djidjelli durchzieht noch keine Straße das Waldgebiet, und von Bougie aus ist es nur auf einem Saumpfade möglich, nach Djidjelli zu gelangen.

Fast zwei Stunden geht es dem Thale entlang, vorbei an einem einsamen Forsthaus, das von einer reichen Auswahl exotischer Hölzer umgeben ist. Dann erweitert sich das Thal zu einem Kessel, ringsum mit hohen Steilgehängen, und vergeblich sieht man sich nach einem Ausgange um. An einem vorspringenden Bergsporn, der den Kessel in zwei Abtheilungen scheidet, liegt ein ganz neues Dörfchen, von Eukalypten, Kasuarinen und Mimosen umgeben; seine Ziegeldächer sind mit schweren Steinen belastet, wie im Schweizer Hochgebirge, und einzelne entwurzelte und selbst umgebrochene Eukalypten — eine große Seltenheit, denn dieser Baum trotzt wie die Cypresse den schwersten Orkanen — zeigen, mit welcher Heftigkeit hier mitunter Luftströme von den hohen Bergen herabstürzen mögen.

Noch eine kurze Strecke und wir stehen vor einem engen Felsenspalt in senkrechter Wand, in dem Fluß und Straße verschwinden. Am rechten Eingangspfeiler ist die lakonische Inschrift eingemeißelt: Ponts et Chaussées. Sétif, Chabet el-Akhra. Travaux exécutés de 1864 à 1870. Gegen tausend Fuß hoch steigen die Kalkfelsen auf beiden Seiten empor und auf mehr als sieben Kilometer ist die Straße in den Felsen gehauen, oft als Galerie, oft durch stehengebliebene Gesteinsmassen nach dem Flusse hin geschützt, ein Riesenwerk. Sie führt rasch ansteigend anfangs dem linken Ufer entlang; hier sind die Wände feucht und an vielen Punkten rieseln Quellen herab. Dann, fast in der Mitte, überschreitet sie auf einer schönen Steinbrücke den Fluß und zieht am rechten Ufer weiter. Hier ist das Gestein schieferiger und kein Tropfen Wasser zu finden; die Wände sind nackt und kahl, nur wo im Winter bei der Schneeschmelze Sturzbäche herunterrauschen und kurze steile Seitenschluchten ausgewaschen haben, hat sich einige Vegetation angesiedelt. Ihren Höhepunkt erreicht die Scenerie am sogenannten Zuckerhut, wo an der Einmündung einer größeren Seitenschlucht ein majestätischer Felskegel sich nackt und senkrecht weit über tausend Fuß erhebt. Hier ist ein Lieblingsaufenthalt der Affen, aber wir sollten auch hier nicht so glücklich sein, eins dieser Thiere in der Freiheit zu erblicken; sie kommen sonst regelmäßig zum Trinken an den Fluß herunter, aber in diesem feuchten Frühjahr fanden sie auch oben noch hier und da Wasser und brauchten sich nicht zu bemühen. Auch sonst ist die Schlucht an Thierleben nicht arm; unter den überhängenden Wänden nisten die Vögel in voller Sicherheit und ganze Scharen von Tauben, Dohlen und Schwalben umflattern den Felsen, unbekümmert um die Thurmfalken, die einzeln unter ihnen nisten. Alle mir bekannt gewordenen Beschreibungen von Chabet el-Akhra stimmen darin überein, daß die Schlucht so eng sei, daß kein Sonnenstrahl zwischen ihren himmelhohen Wänden den Boden erreiche. Da es nun selbst in Bougie noch ziemlich frisch war, hatten wir Winterkleider anbehalten, aber ich rathe meinen etwaigen Nachfolgern auf dieser prächtigen Route, daran zu denken, daß die Schlucht ziemlich genau von Norden nach Süden läuft und demgemäß schon gegen halb zehn Uhr jede Spur von Schatten in ihr verschwunden ist, und daß dann die Sonne mit einer Gluth brennt, die den Mangel von Wasser doppelt schwer empfinden läßt.

Weiter nach oben hin wird der Fels immer schieferiger und brüchiger, und für eine ganze Strecke hat man die Straße überwölben müssen, um die Passanten vor herabstürzenden Steinen zu schützen. Dann weichen plötzlich die Wände auseinander und vor sich sieht man die ersten Häuser von Kerata. Das dicht am Ausgange gelegene alte Wirthshaus ist aber jetzt verlassen, und man hat noch eine Viertelstunde zu gehen, bis man das Hotel in dem neuen Dörfchen erreicht. Kerata verdankt seine Entstehung zwei spekulativen Franzosen, die schon, als noch niemand an eine Straße durch die Schlucht dachte, die mächtige Wasserkraft des Uëd Agriun nutzbar machten und hier eine Mühle anlegten, die den überlebenden Theilhaber — beide waren hartgesottene Junggesellen und hatten sich gegenseitig zu Erben eingesetzt — zu einem reichen Mann gemacht hat. Der bestgepflegte Obstgarten in Algerien umgiebt seine Besitzung; neben Oelbäumen, Karruben, Bambus und Orangen gediehen hier Aepfel, Birnen, Pflaumen, Reineclauden, Pfirsiche, Mandeln, Kirschen und Mispeln; auch Haselnüsse sahen wir, eine Seltenheit in Algerien. Wallnüsse und Magnolien bildeten am Abhange mit Eukalypten und Kasuarinen einen förmlichen Wald. Dazwischen blühte ein Rosenflor, von dessen Ueppigkeit man sich bei uns nur schwer eine Vorstellung machen kann. Trotz der sorgsamen Pflege — der Besitzer läßt an die Bäume keine fremde Hand rühren — kümmerten aber doch viele der Bäume. Mir scheint es nach dem, was ich später in Tunesien beobachten konnte, wo die Nachkommen der andalusischen Mauren einen Theil ihrer Ueberlieferungen bezüglich der Gartenpflege bewahrt und den alten Schnitt beibehalten haben, als eigne sich die französische Schnittmethode nicht recht für den glühenden Sonnenbrand Algeriens und dürfe man dort so wenig wie möglich an den Obstbäumen schneiden. Die Mandelbäume hatten hier seltsamerweise schwer von einem Frost gelitten, der Orangen und Bambus nicht im mindesten geschädigt. Kirschen — der Araber nennt sie Hab el Melek, Königsbeere, der Kabyle, der für alle einheimischen Pflanzen seinen eigenen Namen hat, Ardrim — waren zum Theil schon mit reifen Früchten beladen, aber ein anderer Theil stand noch

in voller Blüthe dicht daneben, für uns ein eigenthümlicher Anblick.

Auch das Hotel gehört dem Besitzer der Mühle, ebenso ein paar Weingüter in der Nähe und ein großes Gut weiter oben, aber sein Beispiel hat bis jetzt auf die Kolonisten noch wenig Wirkung gehabt. Umsonst sah ich mich in der Umgebung des Dorfes nach europäisch bestellten Feldern um, umsonst nach Vieh und Dungstätten, nach Wagen und Pflügen; nur hier und da sah man bescheidene, kaum nennenswerthe Anfänge von Gärten. Es war der unglückselige Zwitterzustand, den man so überaus häufig in Algerien trifft, Kolonisten, die vom Landbau und vom Gartenbau gleich wenig verstehen, und nicht die geringste Lust zum wirklichen Arbeiten haben, die nur auf ihrer Kolonistenstelle, die sie durch irgend welche gevatterschaftliche Begünstigung erhalten haben, wohnen, bis sie die definitiven Besitztitel erlangt haben und sie verkaufen können, und bis dahin knapp von dem Pacht, den ihnen eingeborene Unterpächter (Khrammès) zahlen und von gelegentlichen Nebenverdiensten, wie sie in dem Centrum einer ausgedehnten Commune mixte, wo ein Administrateur wohnt, sich immer finden, leben. Und doch sind das nach Ansicht der Behörden immer noch Colons serieux, denn sie wohnen wenigstens auf ihren Kolonistenstellen. Wenn man die Weinbauern aus Südfrankreich ausnimmt, denen es mit der Ansiedelung wirklich ernst ist, sind mindestens drei Viertel der französischen Ansiedler von demselben oder noch schlechterem Schlage wie die in Kerata. Fremde betrachtet man aber mit Mißtrauen; Deutsche bekommen Kolonistenstellen von der Regierung natürlich überhaupt nicht, aber auch Spaniern und Italienern macht man alle möglichen Schwierigkeiten, und so ist es kein Wunder, daß die Kolonisation Algeriens so langsam voranging, bis in den letzten Jahren die Weinkonjunktur einen hoffentlich dauernden Umschwung brachte.

Das Hotel du Chäbet liegt wunderschön; vom Balkon aus hat man gerade gegenüber den Eingang zur Schlucht, an beiden Seiten flankirt von mächtigen Felsenmassen, an denen nur hier und da ein Absatz oder eine Kluft spärlicher Vegetation einen Halt bietet. Auf der rechten Seite erheben sich hohe Bergmassen, von denen eine tiefe Runse, durch das Abstürzen der Blöcke einer leichter verwitternden Schicht entstanden, gerade aufs Dörfchen zuführt und eine nackte Schutthalde bis fast an seine Häuser heran aufgehäuft hat. Davor dehnt sich das Dörfchen im Grünen, allenthalben durchsetzt von Eukalypten und Kasuarinen, beherrscht von dem schloßartigen Wohngebäude des Administrateur der Commune mixte. Hier, wo Kasuarinen und Eukalypten durch einander gepflanzt sind, kann man sich überzeugen, daß erstere den letzteren an Schnelligkeit des Wachsthums kaum nachgeben.

Von Kerata aus folgt die Straße nach Setif noch längere Zeit dem Thale des Uëd Agriun, dann steigt sie in endlosen Serpentinen hinauf zum Col de Takitunt, der von dem gleichnamigen Fort beherrscht wird, und wieder hinunter in ein Seitenthal, vorbei an Takitunt, dem algerischen Selters. Auf der Höhe ist der Boden ein griffeliger Schiefer, fast vegetationslos, ausgenommen, wo er mit Thon ausgefüllte Mulden bildet. Trotzdem hat man oben ein Dörfchen angelegt, bei dem von Gedeihen natürlich keine Rede sein kann. Der Punkt ist eben nur seiner „strategischen Wichtigkeit" wegen gewählt worden. Im Thale dagegen ist fruchtbarer Boden und liegen ein paar besser gedeihende Ansiedelungen, aber bald geht es wieder hinauf zum 1300 m hohen Maghriz. Hat man die Höhe erreicht, so sieht man vor sich die schwachwellige Hochebene von Setif, die sich in einer mittleren Höhe von ungefähr 1000 bis 1100 m endlos erstreckt. Die Straße führt durch eine schwache Einsenkung, in welcher einer der Quellbäche des Uëd bu Sellam rinnt, der, durch eine Reihe von Gorges, die Chabet el-Akhra an Großartigkeit nicht nachstehen, bei Tizimalt den Sahel erreicht. So flach aber die Mulde ist, so bezeichnet sie doch eine wichtige Grenzscheide; zur Rechten erstrecken sich Getreidefelder, die nichts zu wünschen übrig ließen, auf denen aber Weizen und Gerste nicht weiter entwickelt waren, als bei uns auch im Mai; zur Linken sind, soweit das Auge reicht, nackte trostlose Schiefergehänge, mit einzelnen dickeren Kalkbänken dazwischen, deren Biegungen und Windungen das Auge, unbehindert durch Vegetation, stundenweit verfolgen kann. Kaum daß ein paar Schafe hier nothdürftige Weide finden, und trotzdem hat die Regierung auch hier ein paar Dörfer angelegt, von denen freilich jetzt nur noch Ruinen übrig sind.

Setif präsentirt sich von dieser Seite gerade nicht sonderlich; man kommt an dem städtischen Kehrichtplatze vorüber, wo verkommene Araber, Schweine, Hunde, Raben und Geier sich die Abfälle der Stadt streitig machen. Die erwachsenen Araber und die Schweine sind die Herren hier und wahren sich das Recht der ersten Auslese, Kinder, Hunde und Raben kommen in zweiter Linie, den Geiern bleibt die Nachlese. Weiterhin passirt man den Exercierplatz, dann das Militärviertel, an dessen Kasernendächern Hunderttausende von Schwalben ihre Nester angeklebt haben, und dann erst gelangt man in die Stadt mit ihren geraden baumbepflanzten Straßen. Sie hat von der Herrlichkeit des altrömischen Sitifi wenig genug bewahrt. Wer von Bougie kommt, der sieht hier auf den ersten Blick, daß er sich wieder in Arabergebiet befindet. Dort sah man Eingeborene nur auf dem Markte und bei der Arbeit, hier lungern sie wieder überall truppweise auf den Straßen herum und vor allen Thoren stehen schwarze, zerlumpte Zelte, deren Bewohner sich auf irgend eine mühelose Weise durchs Leben zu schlagen suchen. Dem Touristen bietet die Stadt so wenig wie ihre Umgebung, und so beeilten wir uns, am nächsten Tage Constantine zu erreichen.

Die Umgebung von Setif gilt für fruchtbar, aber von der Eisenbahn aus merkt man nichts davon. Der oben erwähnte schroffe Unterschied zwischen fruchtbarem Lehmboden und dem sterilen Schieferboden dauert auch hier noch fort und die Bahn führt fast ausschließlich über letzteren. Fast drei Bahnstunden lang bleibt die Vegetation höchst kümmerlich, selbst der Asphodill, dieses unvertilgbare Unkraut, ist hier zwerghaft und verkümmert; von Bäumen keine Rede. Nur ein knorriger uralter Dornstrauch stand früher hier, der einzige Baum auf dem Hochplateau, darum heilig gehalten auf weit und breit; wer vorüberzog, riß einen Fetzen von seinem Burnus und hing ihn daran, glückliche Heimkehr von den Dschin, den Dämonen, der Wüste erflehend. Erst an den obersten Anfängen des Rummelgebietes beginnt wieder eine üppigere Vegetation, Gerstenfelder, den Abd en-Nur gehörend, einem Mischstamme, der früher nach Arabersitte die ganze Hochebene nomadisirend durchzog. Seitdem ihnen aber die Franzosen den größten Theil ihrer Ländereien abgenommen, haben sie sich dem Ackerbau zuwenden müssen und feste Dörfer angelegt, in denen Zelte für die Menschen die Arabersitte, Gurbis fürs Vieh die Berbersitte vertreten. Die Felder sind mit einer gelben Crucifere dicht überdeckt; man ist eben energisch am Jäten, aber die gejäteten Felder scheinen durch die Unmassen blühenden Ackermohns in wahre Blumenbeete verwandelt. Disteln sieht man fast keine, aber weiter unten, wo Araber wohnen,

nehmen sie mit ihren breiten Blättern, die kein Getreide aufkommen lassen, vielfach fast die Hälfte der Felder ein und ihre Samen erfüllen stellenweise die Luft fast wie Schneegestöber; sie sind eine der schlimmsten Plagen der Landwirthschaft in diesen Gebieten.

Je näher man Constantine kommt, um so civilisirter wird das Aussehen des Landes; das Thal des Bu Merzug vertieft sich und wird zu einem sumpfigen Wiesengrunde, Landhäuser und Parks treten auf und endlich erscheint in der Abenddämmerung auf einem niederen Plateau zwischen zwei Bergen unser Reiseziel, die alte Königsstadt Mauretaniens, Constantine, von dieser Seite durchaus nicht den imposanten Eindruck machend, wie ihn die Beschreibungen erwarten lassen.

Kürzere Mittheilungen.

Das Protektorat Englands über das südöstliche Neu-Guinea.

Daß am 6. November 1884 in Port Moresby die feierliche Proklamation des englischen Protektorats über das südöstliche Neu-Guinea stattfand, haben wir oben S. 76 berichtet. Außer in Port Moresby wurde das Protektorat noch an anderen acht Orten der Küste, nur mit weniger Ostentation, verkündet; zuletzt in Teste Island und in Milne Bay. Wir entnehmen aus einer Korrespondenz folgende Mittheilungen darüber.

Teste Island (10° 57' südl. Br. und 151° 5' östl. L. Gr.) wird von aus dem Meere hervorragenden Felsspitzen umgeben, unter denen der Bell Rock, so genannt wegen seiner Glockenform, der bedeutendste ist. Die Insel umfaßt mehrere englische Quadratmeilen und ist voller Hügel, die mit tropischer Vegetation, namentlich Kokospalmen, bedeckt sind. An der südlichen Meeresküste liegt ein Dorf mit ungefähr 500 Eingeborenen, und hier befindet sich eine Missionsstation.

Milne Bay (10° 17' südl. Br. und 150° 35' östl. L. Gr.) gehört der Region des Kannibalismus an. Die dortigen Stämme, mit denen bisher wenig Verkehr von seiten der Europäer stattfand, leben in stetem Kampfe mit einander, und die dabei Gefangenen und Getödteten werden ohne Ausnahme gekocht und gegessen. Sie sind Kannibalen nicht so sehr, weil sie auf Menschenfleisch gierig sind, wiewohl sie aussagen, daß dessen Geschmack für sie viel feiner ist, als der von Schweinefleisch, sondern um ihr unersättliches Gelüste nach Rache zu befriedigen. An dem Morgen des Tages, wo der Commodore Jas. E. Erskine mit der englischen Flotte an den an der nördlichen Küste von Milne Bay gelegenen Killerton Islands vor Anker ging, hatte ein dortiger Stamm der Eingeborenen im Kampfe mit den benachbarten Robis zwei Männer und eine Frau derselben getödtet und sich sogleich daran gemacht, wenigstens die beiden Männer zu verzehren. Als man auch den Häuptling dieses Stammes, genannt Cannibal Jack, auf das Kriegsschiff Nelson holen wollte, um der Aufhissung der englischen Flagge u. s. w. beizuwohnen, war das kannibalische Mahl eben vorüber. Es gelang unserem Korrespondenten, sich über die Vorgänge dabei näher zu informiren, und er berichtet darüber, wie folgt.

Sobald der Körper über Feuer abgesengt ist, wird er vor den Häuptling gebracht, und dieser ordnet die Zertheilung an. Die Portionen werden dann entweder in Töpfen, welche später nie wieder gebraucht werden dürfen, gekocht oder in Bananenblätter gewickelt und auf heißen Steinen geröstet. Die Männer bereiten sich dann für das Mahl vor. Sie scheeren sich einen Theil des Kopfhaares ab und bemalen das Gesicht in scheußlicher Weise — zunächst pechschwarz und darauf wird ein weißer Strich von der Stirn herab über die Nase und um die Augen herumgezogen. Als besondere Leckerbissen gelten Brust und, wegen des Markes, Schienbein. Diese fallen immer den Häuptlingen zu, alles Uebrige, mit Ausnahme des Kopfes, dem Volke. Nachdem der Schädel gereinigt worden, wird er als Trophäe an der Wohnung des Häuptlings aufgehängt. Während dies vorgeht, stehen die Weiber und Kinder in gleicher Aufregung umher, nehmen aber an dem Mahle weiter keinen Antheil.

In der Anrede, welche der Commodore Erskine bei der Verkündigung des Protektorats an die Häuptlinge und die übrigen Eingeborenen, welche in der ungefähren Zahl von fünfzig, zum Theil noch mit ihren kannibalisch gefärbten Gesichtern, auf dem Kriegsschiffe Nelson versammelt waren, hielt, hieß es: „Es ist der ernste Wille Ihrer Majestät der Königin von England, daß hinfort keine Menschenfresserei mehr unter euch stattfinde, und daß ihr in Frieden neben einander und mit einander lebt." Nachdem die Worte des Commodore verdolmetscht waren, entgegnete Cannibal Jack, halb verächtlich, halb unterwürfig, daß er alles verstanden habe und es seinem Stamme mittheilen wolle.

Der Commodore ernannte dann noch den anwesenden Häuptling des Varga Varga-Stammes zum Oberhäuptling, durch welchen in Zukunft Wünsche und Beschwerden der Eingeborenen vor den königlichen High Commissioner gebracht werden müßten, und dekorirte ihn, zum Zeichen seiner Würde, mit einem porzellanenen Armbande. Nachdem zum Schlusse allerlei Geschenke vertheilt worden waren, wurde die Schar wieder ans Land geschafft.

Vor einiger Zeit waren an diese Küste von Neu-Guinea 26 Eingeborene von einem sogenannten labour-vessel — Sklavenschiffe, sollte man sagen — eingefangen und auf die Zuckerplantage im nördlichen Queensland geschleppt worden. Der Commodore, davon benachrichtigt, hatte sich dieselben wieder ausliefern lassen und brachte sie nun zu den ihrigen zurück. Dies machte sichtlich einen sehr guten Eindruck auf die Eingeborenen und erweckte ihr Vertrauen auf das Protektorat.

Interessant ist die Schilderung, welche unser Korrespondent von dem Häuptling Cannibal Jack entwirft. Er ist, heißt es, in jeder Beziehung ein sehr schlechter Typus eines Naturmenschen. In seinem Gesichte drücken sich Grausamkeit und Verrath aus. Er hat kleine, glänzende, schwarze Augen, welche unter ungewöhnlich starken Brauen hervorlugen, einen großen Mund und dicke vorgestreckte Lippen, während das Kinn zurücktritt. Die tiefen Furchen der Stirnhaut reichen fast bis auf die Nase herab. Mit Ausnahme eines Gürtels geht er nackend, und seine Glieder sind zwar nicht muskulös, aber sehr gelenkig. Sein schwarzes Haar ist fast wollig und hängt in zwei schmutzigen Bündeln im Nacken herab. Vorn in seinen Haaren bemerkt man eine Art Kamm, zum Zeichen des Friedens; steckte er aber den Kamm zu Seiten des Kopfes, so bedeutete das Kampf. An

seinen Armen trägt er zwei breite, schwarze, aus Gras angefertigte Armbänder, in den Ohren kleinen Schildkrötenschmuck und rothe Muscheln, und um den Hals ein schwarzes Geflecht. Rechnet man dazu noch die kannibalische Bemalung seines Gesichtes, in welcher er erschien, so ist die diabolische Erscheinung fertig. Henry Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Als Vorläufer des in der Osterwoche zu Hamburg sich versammelnden fünften Geographentages sind unlängst die „Verhandlungen des vierten Deutschen Geographentages zu München" (Berlin, D. Reimer, 1884) erschienen, die namentlich für die Freunde der physikalischen Geographie Beachtenswerthes enthalten. Die Vorträge von Neumayer, Koldewey und Börgen behandeln die Polarfrage, die von Bauernfeind, Günther und H. Wagner den einheitlichen Meridian, Eiszeit und Gletscher besprechen Penck, Richter und Gerland.

Ein anderes Zeichen der Thätigkeit der Geographentage sind die „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde", mit deren Herausgabe eine Centralkommission betraut wurde. Von diesen Forschungen liegt jetzt das 1. Heft von 32 Seiten vor, eine Arbeit des Rostocker Professors E. Geinitz „Der Boden Mecklenburgs" enthaltend (Stuttgart, J. Engelhorn).

— Auf Bömmelöen, einer bisher unbewohnten Insel des herrlichen Hardanger-Fiords in Norwegen, sind jetzt zahlreiche englische und norwegische Arbeiter beschäftigt, Häuser für Menschen und Maschinen zu errichten und Stollen und Schächte in die Felsen zu bohren; es handelt sich um die Storhaugenmine, welche auf Kupfer bearbeitet, und wo 1882 Gold gefunden wurde, nachdem ein 1862 gefundenes Stück reinen Goldes unbeachtet geblieben war. Nun kaufte eine englische Firma die Grube. Das Gold wird in Quarz gefunden, der in Gängen von nicht mehr als 6 Fuß Dicke vorkommt und unter Chloritschiefer liegt; der Grünstein, aus welchem die Insel besteht, unterscheidet sich von demjenigen in anderen Theilen Norwegens und enthält Glas und verschiedene typische vulkanische Produkte. Das Vorgehen jener englischen Firma, die den Namen „Oscar Gold Mining Company" führt, hat übrigens mehrfach zum Suchen nach Gold in Norwegen angeregt, und bereits werden ähnliche Funde aus Stegen in Norrland, Sween im Bergenamt und aus der Gegend von Stavanger gemeldet.

Asien.

— Mr. Holt Hallett ist Anfangs Februar in Kalkutta eingetroffen, nachdem er etwa ein Jahr lang die Grenzstriche zwischen Britisch-Birma und Siam, namentlich die Thäler des Salwen und Meping, bereist hat, um sich über die Ausführbarkeit der von Mr. Colquhoun projektirten Eisenbahn von Maulmein nach dem mittleren Mekhong ein Urtheil zu bilden. Den größten Theil des von ihm bereisten Landes schildert er als fruchtbar und dicht bevölkert, und die ganze Bevölkerung von Siam und seinen Vasallenstaaten schätzt er auf 7 500 000 Menschen. Die von England zu erbauende Strecke, welche Moulmein mit der dereinst von Bangkok nach dem mittleren Mekhong führenden Bahn verbinden soll, würde etwa 930 000 Pfd. St. kosten, der Verkehr auf derselben enorm sein. Holt Hallett begiebt sich jetzt nach England, um den dortigen Handelskammern Bericht zu erstatten.

— Am 21. December vorigen Jahres ist in Französisch-Cochinchina die erste Eisenbahn eröffnet worden. Dieselbe verbindet die Hauptstadt Saigon mit Mytho am nördlichsten Mündungsarme des Mekhong und berührt die Ortschaften Cholon, Ben-lüc, Tenam und Tan-Hyeg.

Afrika.

— Die neuesten Besitzergreifungen Frankreichs (Tadschura, Sagallo und vielleicht Schech Said) und Italiens (Assab und Beilul) veranlaßten den Präsidenten der Londoner Statistischen Gesellschaft, Sir Rawson W. Rawson zu einer Untersuchung über die Eigenthumsverhältnisse an den Küsten des Rothen Meeres (vergl. Proceedings R. Geogr. Soc. 1885, Februar). Er kommt zu dem Schlusse, daß die Türkei die legale Besitzerin des Rothen Meeres ist; denn 1517 besiegte Selim I. die Aegypter und nahm Besitz von deren Lande und dessen Küsten südwärts bis etwa zum Wendekreise des Krebses, und 1558 vertrieben die Türken die Portugiesen aus dem Rothen Meere, dessen sämmtliche Küsten und Häfen nun ihnen gehörten. Dies ist auch bis in die zweite Hälfte des laufenden Jahrhunderts nie bestritten worden, und bis heute hat die Türkei nie aufgehört dieses ihr Recht, so oft es nöthig erschien, ausdrücklich zu betonen, so zuletzt noch in einem Firman von 1875, durch welchen die Pforte Zeila an ihren Vasallenstaat Aegypten abtrat. Gegen die britische Okkupation von Aden, Perim, der Inseln Muschah und Esat (im Golfe von Tadschura) hatte die Pforte angeblich nichts einzuwenden, da diese Punkte — Perim doch wohl ausgenommen — außerhalb des Rothen Meeres liegen; auch die Besetzung der Insel Kamaran (an der arabischen Küste, zwischen Loheia und Hodeida), behufs Anlage einer Kohlenstation ließ sie 1858 stillschweigend durch England ausführen, welches dagegen 1867 anläßlich seines abessinischen Feldzuges um Erlaubniß bat, türkisches Gebiet an der Annesley-Bai passiren zu dürfen. In demselben Verhältniß zur Pforte, wie die Mehrzahl der britischen Besitzungen, befindet sich die französische Kolonie Obock, welche im April 1862 besetzt wurde, und die Orte Obock, Tadschura und Sagallo an der Nordküste der Tadschura-Bai umfaßt: sie liegen außerhalb des Rothen Meeres und der nominellen Machtsphäre der Türkei. Mit der italienischen Kolonie Assab steht die Sache anders. Dieselbe entstand durch private Landkäufe, welche das Haus Rubattino in den Jahren 1869 bis 1880 machte; 1882 übernahm die italienische Regierung die Kolonie, nicht ohne daß Aegypten protestirte und England, dessen Rechte auf die Insel Kamaran um nichts besser sind, den Protest unterstützte. Die Sache liegt mithin so, daß die Pforte die legale Herrin des Rothen Meeres ist, daß sich aber England, Frankreich und Italien für gewöhnlich um deren Rechte nicht kümmern, und höchstens England türkischen Protesten sekundirt, wenn eine andere Macht sich ebenso viel herausnimmt, als eben England. Das ist sogenanntes „Völkerrecht".

— Die „Weserzeitung" veröffentlicht im allgemeinen Interesse und „zum Wohle aller Auswanderungslustigen und derer, welche durch die neuerlichen Sirenengesänge Stanley's bethört sind", die Bestimmungen des Kontraktes,

welchen die Association Internationale du Congo mit ihren Angestellten (natürlich nicht mit allen) abschließt und der so hart und unmenschlich ist, daß alles, was die Brüsseler „Réforme“ und die „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik“ gegen die Association geschrieben haben (vergl. „Globus“, Bd. 46, S. 256 und 384), nur allzu glaubwürdig erscheint. Der Anzustellende verpflichtet sich, 3 Jahre der Gesellschaft zu dienen, kann aber von dieser schon nach einem Jahre entlassen werden; dafür erhält er ganze 1600 Mark jährlich, davon nur die Hälfte baar, während die andere Hälfte in eine Sparkasse gezahlt wird, damit die Gesellschaft stets ein Pfand in der Hand behält. Irgend welche Mittheilungen wissenschaftlicher, kommerzieller oder sonstiger Art über die Angelegenheiten der Gesellschaft zu machen, ist den Angestellten bei 20000 Francs Strafe verboten (daher die Schweigsamkeit der Congoreisenden!); eine gleiche Strafe soll die Verwandten treffen, welche etwa aus hinterlassenen Tagebüchern eines in Afrika Verstorbenen etwas publiciren. Die Gesellschaft verlangt unbedingten Gehorsam, sorgt zwar für Nahrung und Wohnung der Reisenden, aber „nur so weit und in der Weise, wie die Umstände es gestatten“ (wie elend die Verpflegung sein kann, wissen wir aus dem Tagebuche des unglücklichen Schaumann). Wer vor Ablauf seines Kontraktes heimkehrt, trägt die Kosten der Rückreise und zahlt 5000 Francs Strafe; wer in Afrika erkrankt, hat auf Pension keinen Anspruch. Wer aus den Diensten der Association in die einer anderen am Kongo interessirten Gesellschaft oder eines Handelshauses übertreten will, darf dies bei 20000 Francs Strafe erst 3 Jahre nach Ablauf seines Kontraktes thun. Die schwarze Sklaverei hat die Konferenz im Congo-Gebiete beseitigen wollen; aber die der Weißen scheint die Association dafür einführen zu wollen. Da verdient Portugal schließlich noch die volle Anerkennung aller Menschenfreunde dafür, daß es der Association das Leben sauer macht.

— Die beiden Reisenden, Dr. E. Passavant aus der Schweiz und Dr. Pauli, hatten den letzten Sommer in Camerun zugebracht, um sich zu akklimatisiren und Sprach- und andere Studien zu machen. Im Oktober hatte dann Passavant in Lagos 80 Neger, meist Mohammedaner, angeworben, wobei ihm die englischen Behörden alle möglichen Hindernisse in den Weg stellten. Nach Camerun zurückgekehrt, wurde er durch die bekannten blutigen Ereignisse am Antritt seiner Reise gehindert, zumal sein Freund King Bell, dessen Verbindungen weit hinauf am Camerunflusse und am Mungo für ihn vom größten Interesse sind, am Mungo aufwärts hatte flüchten müssen. Bereits im vorigen Frühjahre hatten die Reisenden mit King Bell eine Tour mehrere Tagereisen den Mungo aufwärts gemacht und dabei seine Gastfreundschaft genossen; auf jeder Handelsstation steigt derselbe nämlich in seiner eigenen Haushaltung und Familie ab. Bei den Kämpfen gegen die aufständischen Neger leisteten die beiden Reisenden in ihrer Eigenschaft als Aerzte den Deutschen Hilfe. Dr. Passavant hofft, Mitte Januar seine Reise am Mungo aufwärts in das Innere antreten zu können und denkt ein bis anderthalb Jahre auf dieselbe zu verwenden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Angaben über die Ausdehnung des deutschen Protektorates auf Neu-Guinea, welche der „Globus“ auf S. 128 dieses Bandes brachte, sind nach dem am 5. Februar d. J. ausgegebenen deutschen Weißbuche dahin richtig zu stellen, daß das Deutsche Reich auf die ganze Nordküste der Insel vom 141. Längengrade an bis zur Ostspitze Anspruch erhebt und die englische Besitznahme des Huon-Golfes (gegenüber von Neu-Britannien) nicht anerkennt. Die englische Regierung hatte selbst am 9. Oktober v. J. beschlossen, ihr Protektorat auf die Südküste mit Einschluß der vorliegenden Inseln zu beschränken, und diesen Beschluß der deutschen Regierung mitgetheilt, dann aber ihre Ansicht geändert und Befehl zur Annexion der ganzen Nordostküste vom Huon-Golfe an ostwärts gegeben, wogegen das Deutsche Reich dann am 26. Januar 1885 protestirte.

Nordamerika.

— Das archäologische (Peabody) Museum in Cambridge hat von dem unermüdlichen Erforscher Centralamerikas, Dr. Earl Flint, vier Tuffblöcke mit eingedrückten menschlichen Fußspuren erhalten, die aus einem Tufflager am Managuasee in Nicaragua, 16 Fuß unter der Oberfläche, geschnitten wurden. Da oberhalb in demselben Lager eine Menge Blattabdrücke gefunden wurden, wird es möglich sein, das Alter des Tuffs zu bestimmen. Herrn Flint's Angaben müssen übrigens mit einiger Vorsicht betrachtet werden; er behauptet, in einer Höhle, die nach ihrer Bildung von tertiärem (!) Sandstein ausgefüllt wurde, nach Entfernung des Sandsteins, Inschriften und eingegrabene Bilder gefunden zu haben. (American Naturalist.)

— Als die hauptsächlichste Folge der spanischen Eroberung von Guatemala ist nach Dr. Stoll (vergl. „Globus“, Bd. 46, S. 270) eine Mischung der verschiedenen Rassen und ein Rückgang der indianischen Rasse zu bezeichnen. Nehmen wir an, daß im Jahre der Eroberung (1524) Guatemala von etwa 1 200 000 Einwohnern von rein indianischer Rasse bewohnt war, so finden wir nach hundert Jahren die indianische Bevölkerung schon sehr zurückgegangen, etwa auf 700 000 Köpfe, während wir etwa 20 000 Spanier und 30 000 Neger zählen. Nach der Volkszählung von 1880 betrug die Gesammtbevölkerung von Guatemala 1 200 000, und es kamen auf 1 Quadratkilometer 10 Einwohner, also siebenmal weniger als in der Schweiz. Unter diesen finden sich reine Weiße 5000, die Neger sind verschwunden; dazu kommen 800 000 reine Indianer und 400 000 Mischlinge. Nach Jahrhunderten werden die Indianer in den Mischlingen aufgegangen sein. Man muß sich aber von diesen nicht die Vorstellung machen, als ob es ein herabgekommener Menschenschlag wäre; vielmehr finden wir die Mischlinge auf allen Stufen der socialen Entwickelung, vom Präsidenten bis zum Hirten herab. Wenn sie geistig noch nicht so entwickelt sind wie wir, so kommt das daher, daß die Noth des Lebens noch nicht ihre Lehrmeisterin geworden ist. Aber auch ihre Zeit wird kommen, und wir dürfen überzeugt sein, daß sie dann den Kampf ums Dasein ebenso kräftig und erfolgreich bestehen werden, wie wir Angehörige der europäischen Civilisation.

(„Neue Züricher Zeitung.“)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVII. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXII.

Die Masdsched Dschuma scheint übrigens allen Moscheen von Schiraz als Vorbild gedient zu haben, und im Besonderen der Masdsched-i-Nau (Neue Moschee), welche stets mit diesem Namen bezeichnet wird, obgleich sie schon etwa um das Jahr 1300 unter dem Atabeg von Fars, Ali bn Siad, erbaut wurde. Dieses Gebäude, von kolossaler Ausdehnung — es bedeckt mehr als eine Hektare Landes — scheint von den häufigen Erdbeben nicht gelitten zu haben; denn von einigen Rissen in den großen Bogen abgesehen, ist es in ziemlich gutem baulichem Zustande und unterscheidet sich durch seine verhältnißmäßige Reinlichkeit vortheilhaft von der Masdsched Dschuma.

Die Medresse Chan wäre von der Neuen Moschee ziemlich weit entfernt, wenn man sich, wie in europäischen Städten, auf den Straßen dorthin begeben müßte; in der Heimath des Hafiz jedoch kann man einen näheren Weg einschlagen und über die flachen Dächer der Häuser hinweg dorthin gelangen. Gärten sind nämlich im Inneren der Stadt sehr selten, und die ohnehin engen Straßen sind zum Theil überdeckt, so daß es doppelte Verkehrswege giebt: jeder gute Schirazer findet sich auf den Dächern ebenso leicht zurecht, wie unten in den Bazaren und Straßen, und den Staub der letzteren schluckt er nur, wenn er zu Pferde steigt oder schon bei Sonnenaufgang sein Haus verlassen muß. Auf dieselbe Weise wurden die Reisenden von der Neuen Moschee nach der Medresse Chan (Chan-Schule), welche in der Mitte des Gemüsemarktes liegt, über die Dächer geführt. Die in einem Rechtecke aufgeführte Schule ist von gewaltiger Größe; auf den mit prächtigen Bäumen bepflanzten Hof öffnen sich die Zimmer der Zöglinge, vor welchen sich breite Gallerien hinziehen. Alle diese Zimmer stehen leer; Schutt bedeckt den Boden der Gänge, die Fayenceplatten, welche einst die Wände schmückten, liegen auf der Erde und stellenweise sind die Mauern selbst infolge von Erdbeben zusammengestürzt. Wie in der Medresse des Wakil hocken auch hier nur ein paar Jungen auf dem Boden und hören mit halbem Ohre den Worten eines Mollah zu, der vielleicht noch zerstreuter ist als seine Schüler. Der besterhaltene und interessanteste Theil der Medresse ist die Säulenhalle am Eingange, welche älter als das eigentliche Bauwerk zu sein scheint. Vier große von Nischen durchbrochene Bogen aus grauem Stein tragen eine flache Wölbung, welche mit einem schönen, dunkelblau grundirten Fayencemosaik, ähnlich demjenigen in der Moschee von Tabriz, überzogen ist; diese aus sehr kleinen Stücken bestehende Verzierung wird in harmonischer Weise von einem mit Inschriften bedeckten Friese und von dem grauen Stein der Bogen eingefaßt. Das ganze Gebäude mit Ausnahme dieser Eingangshalle und der Minarets zu beiden Seiten des Thores ist, wie eigentlich selbstverständlich, ein Werk des Wakil, und dasselbe ist der Fall mit dem prachtvollen Bazare, durch welchen die Reisenden nach ihrer Wohnung zurückkehrten.

Seit ihrer Ankunft in Schiraz hatten sich Dieulafoy's mit dem Wege beschäftigt, den sie von dort aus nach dem Persischen Meerbusen einschlagen würden. Seit ihrem Mißerfolge in Eklid (siehe „Globus", Bd. 46, S. 258) hatten sie darauf verzichtet, durch das Gebirge der Bachtijaren nach Susiane zu gelangen, in der Hoffnung, vielleicht später auf einem weniger gefährlichen und bequemeren

Wege in dasselbe eindringen zu können. So blieben ihnen noch zwei Routen nach Buschir, eine über Kazerun und Schahpur, welche von allen Karawanen, allen Reisenden und der Post eingeschlagen wird, und eine zweite längere über Firuzabad, welche für sie wegen der gewölbten Bauwerke bei dieser Stadt ein besonderes Interesse darbot. Außerdem konnten sie beim Einschlagen dieser zweiten Route durch einen Umweg von einigen Tagen dazu gelangen, den Palast von Sarvistan, von dem man ihnen schon in Persepolis erzählt hatte, und die Ebene von Darab zu sehen. Sie entschlossen sich also zu derselben, trotzdem sie die Reisedauer um drei Wochen verlängerte und sie größeren Strapazen aussetzte; sie mußten darauf gefaßt sein, daß sie unterwegs keine Hilfsmittel antreffen würden, und sich selbst Maulthiere und Pferde mieten. Um sich nicht großen Verlusten durch Räuber auszusetzen, sandten sie das große Gepäck auf der direkten Straße nach Buschir voraus, behielten nur den photographischen Apparat, das Kochgeräth, Kleider zum Wechseln und ihre Decken bei sich und mieteten zuletzt kräftige Pferde. Dabei zeigte sich jedoch die Verlogenheit der modernen Perser, eines ihrer hervorstechendsten Laster, im hellsten Lichte. Am Morgen des 26. Oktober sollten die gemieteten Pferde sich einstellen, aber erst um 3 Uhr Nachmittags erschienen sie; aber statt der kräftigen Thiere, welche der Vermieter ihnen beim Abschlusse des Geschäftes vorgeführt hatte, waren es elende, magere Klepper, der eine einäugig, der andere lahm, und beide von Packsätteln durchgescheuert. Die beiden starken und gesunden Pferde, welche man den Reisenden zuerst gezeigt hatte, waren von dem Vermieter, der mit dem Diener Dieulafoy's unter einer Decke steckte, nur zu dem Zwecke der Täuschung geborgt worden. Hätten die Franzosen nicht das Verlangen gehabt, das fieberschwangere Schiraz so bald wie möglich zu verlassen, und wäre das Mieten neuer Pferde nicht mit einem Zeitverluste von mehreren Tagen gleichbedeutend gewesen, so hätten sie wohl die schlechten Gäule zurückgeschickt. So aber verabschiedeten sie sich von ihren neu gewonnenen Freunden und machten sich auf den

Masdsched-i-Nau in Schiraz. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

Weg, von zwei Gholams des Untergouverneurs begleitet; diese Soldaten sollten ihnen, den Christen, den Zutritt zu den fanatischen Dörfern und das Einkaufen von Lebensmitteln ermöglichen. An den verfallenen Stadtmauern führte der Weg hin, dann durch die Weinberge, welche den berühmten, aber schlecht schmeckenden, von Juden bereiteten Schirazwein erzeugen, bei der Brücke Pul-i-Fasa vorbei; das erste Nachtquartier wurde in einem reizend gelegenen Pavillon am Eingange eines prachtvollen Gartens genommen, der dem Gouverneur von Fars gehört.

Da der Marsch des nächsten Tages ein ziemlich langer war, und man Kerabad noch vor Eintritt der Hitze erreichen wollte, so hatte man beschlossen, schon um Mitternacht aufzubrechen; aber es wurde wiederum 6 Uhr Morgens, ehe Soldaten, Maulthiertreiber und Diener, die im Einverständniß mit einander waren, ihren Thee getrunken und die Thiere beladen und gesattelt hatten. Schon nach einigen hundert Schritten aber brach das Pferd der Mme. Dieulafoy zusammen, und diese konnte von Glück sagen, daß sie bei dem Sturze ohne anderen Schaden davonkam, als mit einigen Rissen in den Kleidern und einem verbogenen Flintenlaufe. Aber sie wagte es nicht, den Gaul von neuem zu besteigen und tauschte mit dem spitzbübischen Diener Arabet, der ein sicheres, munteres Maulthier ritt, trotzdem dieser in seinem Aerger heftig dagegen protestirte, daß eine so hochgestellte Dame ein so niedriges Thier ritt. Die Karawane setzte sich wieder in Gang und gelangte bald in ein wildes, zum Theil mit knorrigem, verwachsenem Gestrüppe bedecktes Gebirge; überall liefen dort, wie Hühner in einem Gehöfte, zahlreiche rothe Rebhühner umher, die viel mehr durch das Getrampel der Pferde, als durch die Flintenschüsse erschreckt wurden, die der jüngste der beiden Gholams, ein hübscher Junge aus Luristan mit Locken und klugen Augen, ihnen nachsandte. Blindlings verpuffte er das schlechte Pulver Seiner persischen Majestät und benutzte dabei statt seinen Schrotes in vier Theile geschnittene Kugeln.

Nach zwei Stunden Marsches bog der Zug um eine Felsecke herum und befand sich plötzlich einem wunderbaren Anblicke gegenüber: auf dem Grunde eines Kessels, den hohe

Der Bazar des Wakil in Schiraz. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

Berge von majestätischen, strengen Umrissen einschließen, breitet sich ein dunkelblauer See aus; ihn umgiebt ein strahlend weißer Kranz einer Masse, die man im ersten Augenblicke für Schnee zu halten geneigt ist, und der prächtig zu dem finsteren Tone des Wassers und der warmen Färbung der umgebenden Felsen paßt. Es ist der Dariatscha (Kleines Meer; wohl der Mahlujasee oder Darja-i-Nemek mancher Karten), der im Winter, durch seine Zuflüsse vergrößert, die ganze Ebene bedeckt. Im Sommer aber zieht sich sein Wasser langsam zurück und läßt dann beim Verdunsten jene dicke, leuchtend weiße Salzschicht an den Ufern zurück. Die Umgebung des Sees ist natürlich wenig fruchtbar; doch treibt ein kleiner Stamm, der unter Zelten aus Ziegenhaar oder unter Strohmatten, die von einigen Pfählen gehalten werden, haust, dort Tabaksbau; die sammetweichen Blätter der Pflanzen sind das einzige Grün an dem glitzernden Gestade. Wie glückliche Völker hat der See weder eine Geschichte, noch wird eine Legende von ihm erzählt; sein tiefes Wasser hat niemals bei einem Verbrechen mitgewirkt, denn es ist so schwer, daß ein menschlicher Körper auf der Oberfläche schwimmt, und daß kein Unglücklicher jemals in ihm sich hat ertränken können. Dagegen braucht man nur einen Augenblick darin zu baden, um über und über mit weißen Krystallen bedeckt zu werden, wie eine in Streuzucker gewälzte Gummikugel.

Inzwischen war die Hitze unerträglich geworden und die Augen wurden von der von dem Salze reflektirenden Sonne geblendet; da brach das Pferd, welches Mme. Dieulafoy am Morgen geritten hatte, unter einem Sonnenstiche zusammen. Alles Entladen und Prügeln nutzte nichts; es war nicht mehr möglich, das arme Thier bis Kerabad zu bringen, dessen Umfassungsmauern in der Ferne schon zu sehen waren. Die Reisenden ließen ihre Leute bei dem Pferde zurück, um ihm die Hufeisen abzureißen, und ritten nach dem Dorfe voraus, wo sie todtmüde um 7 Uhr Abends eintrafen. Sie hatten an diesem Tage nach Angabe ihres Wirthes acht Farsachs zurückgelegt; aber wie viel Kilometer in dieser weltabgeschiedenen Gegend ein Farsach mißt, sechs, acht oder gar zehn, das wußte niemand. Auch mit dem Abendessen sah es schlecht aus: infolge der großen Hitze war das mitgenommene Fleisch verdorben, und es war schon zu spät, um noch einen Hammel zu schlachten, so daß sie sich mit einigen Gurken und einer großen Schale saurer Milch begnügen mußten.

Soldat aus der Umgebung des Untergouverneurs von Schiraz. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

Grab des Scheichs Jussef ben-Jakub. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

Das Unglück verfolgte jetzt die Reisenden in ungewöhnlichem Maße. Marcel Dieulafoy nahm am folgenden Tage, weil er sich schwach fühlte und einen Fieberanfall befürchtete, eine zu starke Dosis Chinin, was ihm nach einiger Zeit derartige Schmerzen verursachte, daß er sich zu Boden warf und erklärte, nicht weiter reiten zu können. Aber die Hitze nahm immer mehr zu; es fand sich weit und breit kein Holz, kein Wasser, und so setzten die Diener den Reisenden auf ein Lastthier und schafften ihn so nach einer mit Thürmen besetzten Umwallung, welche aber keine

Häuser umschloß, sondern nur elende Maulwurfshaufen, aus denen ab und zu wilde, zerlumpte Bauern auftauchten. Hier verfiel der Reisende in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst gegen Abend erwachte; dann aber erschien ihm die Umgebung, in welcher er sich befand, so unheimlich, daß er selbst verlangte, noch nach dem etwa 20 km entfernten großen Flecken Sarvistan (Selwistan) zu reiten. Dort empfing sie der durch einen der Soldaten im Voraus benachrichtigte Ortsvorsteher mit grämlicher Miene und wies ihnen als Unterkunft ein schwarz geräuchertes, dunkles Loch an. Das Betragen des Mannes wurde noch unhöflicher, als sich die Schmerzen bei dem Kranken wieder einstellten und sich bei jeder Bewegung steigerten, so daß er weder sitzen, noch irgend welche andere Nahrung, als Reiswasser und Granatensaft zu sich nehmen konnte. Der Grund davon war, daß der vorausgeschickte Soldat eine sehr trübe Beschreibung von dem Zustande des Kranken gemacht hatte, und daß der Ortsvorsteher an dessen baldigen Tod glaubte, worin ihn das schlechte Aussehen des Reisenden nur bestärkte. Nun hatte er sich schon ausgerechnet, wie theuer ihm das Abkratzen, Waschen und Weißen des Hauses, das durch den Tod eines Ungläubigen besudelt worden wäre, zu stehen kommen würde, und die Summe hatte ihn in Wuth versetzt. Direkt zu vertreiben wagte er die Fremden nicht, weil er den Gouverneur in Schiraz fürchtete; aber er suchte sie um jeden Preis aus seinem Hause zu entfernen,

Salzsee Dariatscha. (Nach einer Skizze von Marcel Dieulafoy.)

indem er das Klima und Wasser von Sarvistan in den schwärzesten Farben schilderte. Und als ihm Mme. Dieulafoy die Thür wies, nahm er seine Zuflucht dazu, daß er seinen Dörflern verbot, den Fremden oder ihren Dienern irgend welche Lebensmittel zu verkaufen. Da erfolgte zum Glück ein Umschlag in dem Zustande Marcel Dieulafoy's, und die Wendung zum Besseren wurde nicht wenig dadurch unterstützt, daß einer der Dorfbewohner Kenntniß von den „sehr alten Kuppeln", den Palastruinen nämlich, zu haben erklärte, während bis dahin niemand etwas von denselben wissen wollte. Gleichzeitig änderte sich auch das Benehmen des Ortsvorstehers: er wurde geschmeidig, und Hühner, Eier und Hammel gab es wieder in Menge.

In Sarvistan giebt es, abgesehen von den schönen Blumen- und Baumgärten, nur das verfallene Grabmal des Scheich Jussef ben-Jakub zu sehen, welches im Jahre 1341 erbaut, aber seitdem verändert und vergrößert worden ist. Ein Theil des Bauwerkes besteht aus Stein; um den Grabesraum zieht sich ein schönes Getäfel metallisch glänzender Fayencen, bestehend aus kupferfarbigen Sternen, die durch Kreuze von türkisblauem Email mit einander verbunden sind. Der Gesammteindruck dieser Verzierung ist reizend; wenn man aber die Sterne unter einander vergleicht, so bemerkt man, daß der metallische Schmelz mitunter zu stark, oft aber nicht genug gekocht worden ist, und daß selbst die am besten ausgefallenen Platten nicht die Schönheit der Emaillen von Kaschan oder Weramin haben und einer Periode des vollen Verfalls angehören.

Das Togo-Gebiet.

Hugo Zöller, der Weltreisende der Kölnischen Zeitung, veröffentlicht in genanntem Blatte (December 1884 und Januar 1885) eine Reihe von Artikeln über die Westküste von Afrika, die nicht nur augenblicklich Aufmerksamkeit erregen, sondern auch geographische und ethnographische Mittheilungen bringen, die ein dauerndes Interesse beanspruchen dürfen. Wir machen in den folgenden Spalten den Versuch, das Wichtigste aus einer Reihe von Artikeln zusammenzustellen, die er über das Togogebiet geschrieben hat; wenn wir auch das faltenreiche Gewand des Feuilleton natürlich aufopfern mußten, glaubten wir doch nichts Wesentliches übergehen zu dürfen, weshalb der Leser die gedrängte Form entschuldigen wolle, die wir zu wählen gezwungen waren. An der Bai von Benin dehnt sich das unter deutschen Schutz gestellte Togogebiet von 1° 10' bis 1° 30' östl. L. Gr. aus, im Inneren des Landes liegt die Grenze noch weiter östlich. Auf der schmalen Nehrung liegt Bagida und hinter derselben parallel mit dem Meere läuft die sogenannte Lagune, die sich namentlich bei dem Hauptorte Togo zu einem Binnensee erweitert, der aber bei weitem nicht die Abmessungen besitzt, welche ihm nach dem Vorgange der englischen Seekarte auch auf deutschen Karten gegeben worden sind. Wie man bisher annahm, bedeckt diese Avon-Lagune beinahe das ganze Togogebiet und macht den Theil des Landes, den sie nicht direkt überfluthet, zu einem ausgedehnten Sumpflande; da Zöller bei verschiedenen Ausflügen ins Innere, auf denen er bis 15 Kilometer weit vordrang, nichts von einer solchen Lagune, wie die Karten sie zeigen, bemerkt hatte, beschloß er, die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Wie schon oben bemerkt, zieht sich an der Togo- ebenso wie beinahe an der ganzen Sklavenküste eine Lagune parallel dem Strande hin; die einzelnen Lagunen stehen aber nicht immer mit einander im Zusammenhang, so daß sie auch ihren höchsten und tiefsten Wasserstand zu verschiedenen Zeiten erreichen; die Lagune im Gebiete von Togo zieht sich weit hin bis in das Gebiet von Groß-Povo hinein, wo sie mit dem Meere durch zwei Mündungen Verbindung hat, die außerdem auch durch einige künstliche Durchstiche bei Klein-Povo hergestellt wird. Der Wasserspiegel verändert seine Höhe um 4 bis 5 m. Bei höchstem Wasserstande ein nicht unbedeutender See, bildet die Lagune bei niedrigem Wasserstande ein Gewirre von theilweise sehr flachen Wasserarmen, aus denen mit Schilf und Rohr bewachsene Inseln sich erheben. Bei einem Wasserstande von etwa 3 m war die Fahrt, welche Zöller in Gesellschaft zweier deutscher Kaufleute von Klein-Povo aus unternahm, durch die sich in vielfachen Krümmungen dahin windende Lagune ziemlich schwierig und wurde noch mehr durch die vielen Fischzäune gehindert, an deren Enden sich nur schmale, im Interesse der Schifffahrt angebrachte Oeffnungen befinden; bei dem niedrigen Wasserstande verwickelte das Boot sich häufig in den Schleppnetzen. Beinahe unmittelbar an der Lagune erhebt sich das Ufer wellenförmig bis zu einer Höhe von 15 bis 25 m. Diese Bodenwellen sind dem Togolande eigenthümlich, sie erreichen weiter von der Küste 60 bis 70 m Höhe; nie aber sieht man vereinzelte Berge oder Hügel.

Bei Gredji zweigt sich ein breiter Arm nördlich nach dem Buschmarkte Wo ab; unser Reisender folgte dem anderen Arme nach Westen und kam hinter Agoda, kurz vor der Grenze des deutschen Gebietes an einen Zollzaun, deren es jetzt auf dem Gebiete von Togo und Povo nur noch zwei giebt; sie erinnern an die Flußsperren zur Zeit des Faustrechts; denn auch sie dienen dazu, um mit List oder Gewalt Zölle zu erheben.

Nach längerer Fahrt erreichte man Togo, einen auf einer 13 bis 16 m hohen Wand von dunkelrothem Thon, in den die starken Regengüsse tiefe Rinnen gerissen, gelegenen Komplex von fünf Dörfern, den Hauptort der deutschen Schutzherrschaft. Wie überall im Innern gewähren ganze Wälder von Kokospalmen und anderen Fruchtbäumen den lang ausgedehnten Dörfern ein freundliches Ansehen. Von hier aus sollte die eigentliche Erforschung des sich bei Togo verbreiternden Fahrwassers vor sich gehen; man vermuthete um so eher die bewußte Lagune hier, als auf der erwähnten Seekarte auch angegeben war, daß die Eingeborenen die Avonlagune auch Haccolagune nannten, und man einen ähnlichen Namen (Haho oder Hacho) im Munde der Togoleute gehört hatte. Die Lagune erweiterte sich zu einem auf allen Seiten von niedrigen Höhenzügen umgebenen See, dessen Abmessungen von Nord nach Süd auf 10, von Ost nach West auf 10 bis 11 km geschätzt wurden; es würde sich demnach nur eine Oberfläche von 100 bis 120 qkm (anstatt der auf der Karte angegebenen von circa 2600 qkm) ergeben. Auch in anderer Beziehung scheint die von den Officieren des Avon (1846) verfertigte Aufnahme nicht sehr korrekt; sie geben an, daß die Lagune wahrscheinlich von einem Arme des Volta gespeist werde, was nach der von der Bremer Missionsgesellschaft veröffentlichten Karte des Ewegebiets beinahe unmöglich ist.

Nachdem man Togo etwa drei Stunden verlassen hatte, sah man in nördlicher Richtung dem Lande parallel eine 25 bis 30 m hohe, wellenförmige Bodenanschwellung. Als man in Gbome landete, konnte man allerdings von einem Baume aus in nördlicher Richtung einen nach dem Inneren sich hinziehenden Wasserstreifen entdecken, über welchen die Eingeborenen jedoch keine nähere Auskunft geben konnten. Am anderen Morgen wurde mit vieler Mühe auf dem 30 bis 50 m breiten, sich vielfach krümmenden Wasserarm die Reise fortgesetzt, bis es beinahe unmöglich schien, das Rohr und die Wasserpflanzen weiter zu durchbrechen; die Miasmen wurden unerträglich und wiederholt auftauchende Krokodile machten die Fahrt unbehaglich. Etwa 1 bis $1^1/_2$ km voraus lag festes Land, auf dem sich Höhenzüge so hoch und so geschlossen erheben, daß die Möglichkeit, die Lagune könne sich in nördlicher Richtung weiter ausdehnen, dadurch völlig ausgeschlossen wurde. Man fuhr nun nach dem östlichen Rande des Sees, nach Seva, welches auf den Karten als Insel dargestellt wird; dies ist unrichtig, denn auch bei dem höchsten Wasserstande kann es nicht zur Insel werden. Man mußte alle weiteren Anstrengungen, das nördliche Ende der Lagune zu Wasser zu erreichen, aufgeben und versuchte es nun auf dem Landwege, jedoch zunächst ohne Erfolg, indem man vor Erreichung der Nordspitze der Lagune umkehren mußte. Erst bei einer zweiten Expedition gelang es Zöller und seinen Begleitern, die Lagune ganz zu umwandern und den in ihr nördliches

Ende einmündenden, von Urwald umstandenen **Haho**-Fluß zu entdecken. Es war ein interessanter, aber anstrengender Marsch, den man unter den glühenden Sonnenstrahlen durch ein nur zum kleinsten Theil bebautes, aber überall mit dichter Vegetation bedecktes Land machte; die kleinen, nur ¼ bis ½ Morgen haltenden Grundstücke sprachen für den Fleiß der Bewohner. Trotzdem das ganze Ackergeräth nur aus einer an einem Stocke befestigten kleinen Eisenplatte besteht, mit der man nur Löcher auswerfen, doch den Boden nicht eigentlich umarbeiten kann, wissen die Neger demselben Kassaven, Mais, Bataten (süße Kartoffeln), hier und da auch Ananas und allerlei andere auf Bäumen und Sträuchern wachsende Früchte abzugewinnen. Nur der kleinste Theil des Landes ist angebaut; das übrige ist entweder mit Rohr und hohem Gras bewachsen, was nicht nur in der Nähe des Wassers, sondern auch 100 m über demselben vorkommt, oder mit dickem, hier und da von einzelnen hohen Bäumen überragtem Buschdickicht bedeckt. Vierfüßiges Wild, mit Ausnahme von Affen, bekam man im ganzen Togogebiete nicht zu Gesicht, hörte aber einmal einen Leoparden. Vielleicht trägt hierzu die Gewohnheit, im Dickicht neben den Wegen Fallen aufzustellen, das ihrige bei; dagegen wimmelt es überall von Flügelwild und der Fischfang giebt einen guten Ertrag. Die Fische werden mit selbstverfertigten Schleppnetzen gegen die oben schon erwähnten Fischzäune angetrieben und durch bis an die Brust im Wasser stehende Männer mit Körben herausgeschöpft. Termitenhügel wurden nicht so vielfach wie z. B. in Australien gesehen. Zunächst der Küste findet man grauen Boden, weiterhin eine dunkelrothe, sehr fruchtbare Thonerde, die übrigens auch Wasser zu führen scheint. Von Steinen giebt es nur Knolleneisenstein bei Togo und Felsen bei Porto Seguro am Meere und Sandstein in der Lagune bei Klein-Popo.

Togo-Land.
Nach einer Skizze von H. Zöller
(Köln. Zeit. vom 27. Dec. 1884).
Maaßstab 1:500,000

Die Bevölkerung des Landes ist, wenn auch nicht gerade dicht, doch immerhin recht ansehnlich; sie lebt meistens, wohl der Streitigkeiten wegen, in größeren Dörfern, die im allgemeinen etwa eine Stunde von einander entfernt liegen. Da die Küstenlinie auf 36 (auf der Karte sind es 39½), die Ausdehnung nach dem Inneren auf 37 km angegeben wird, berechnet sich die Oberfläche des Schutzgebietes auf ca. 1300 qkm, die von etwa 40 000 Menschen bewohnt sein sollen, was eine Bevölkerung von 30 Köpfen per Quadratkilometer ergäbe; die Einwohnerzahl in Togo, Klein- und Groß-Popo wird auf 120 000, die Bevölkerung des Hinterlandes auf eine gleiche Anzahl Seelen veranschlagt.

Ob das Land Togo (Togo heißt „jenseits der Lagune") sich bis zu den Landschaften Ana und Kposo ausdehnt, welche der Bremer Missionar Hornberger durchreist hat, ist nicht bekannt; sicher aber ist es, daß Aschanti und Dahome **nicht** nördlich vom Togosee an einander grenzen, wie es bisher auf den Karten angegeben ist [1]), sondern daß das Schutzgebiet noch eine ganz ansehnliche Tiefe hat. Daß unsere neuen afrikanischen Mitbürger, namentlich was das weibliche Geschlecht angeht, in ihrer Kleidung etwas sehr primitiv sind und sich größtentheils auf das Allernothwendigste beschränken, ist bekannt, ebenso daß die Frauen etwas leichtsinniger und leichtlebiger Natur sind; der weiße Reisende entgeht oft nur mit Mühe den Anschlägen einer afrikanischen Mama, die ihre Tochter in nähere Berührung

[1]) Aus englischen Blaubüchern ꝛc. ist es schon seit einigen Monaten bekannt, daß das Aschanti-Reich letzthin an Umfang ganz bedeutend abgenommen hat. Nach Brandon Kirby's Karte (Proc. R. G. S., August 1884) liegt jetzt der fernste Punkt des Reiches noch nicht 110 km von der Hauptstadt Kumassi entfernt, während es sich früher nach Westen über den Volta hinaus erstreckte und dort allerdings an Dahome grenzte. Die Red.

mit dem Europäer bringen möchte. Die Neger der Küste und an den Lagunen, namentlich die Frauen, sind im allgemeinen in Bezug auf ihren Körper, dem sie die Wohlthat eines Bades häufig zukommen lassen, sehr reinlich; weniger sind sie es in Bezug auf ihre Wohnungen und werden in dieser Hinsicht von den Negern des Inneren weit übertroffen. Vielleicht hängt es mit dem häufigen Baden an der Küste zusammen, daß man dort Hautkrankheiten seltener sieht, als im Inneren; am häufigsten ist wohl der unter dem Namen Krockro vorkommende, äußerst ansteckende, aber auch leicht heilbare Flechtenausschlag; manche Kinder sind mit Beulen und Schorf völlig überdeckt. Unangenehmer noch als die Hautkrankheiten sind für die Augen des Fremden die Verunstaltungen des Nabels, welche häufig vorkommen; unter 65 Kindern, die ihn umstanden, zählte Zöller einmal deren 29, welche mit Nabelbrüchen behaftet waren; allerdings scheinen diese Brüche mit vorschreitendem Alter häufig zu verwachsen. Außer dem gewöhnlichen Negertypus findet man, wenn auch nicht gerade häufig, so doch in jedem Dorfe Individuen mit gelber Hautfarbe und rothem Haar (ohne daß man an Beimischung europäischen Blutes denken könnte); daneben kommt eine Erkrankung der Haut vor, bei welcher dieselbe Flecken zeigt, welche ganz so weiß sind, wie die Haut des Europäers. Plakku selbst, der Stabträger des verstorbenen Königs Mlapa, die Autorität der Hauptstadt, hatte derartige große weiße Flecke an Armen und Schenkeln. Es scheint dies die Folge einer allgemeinen Erkrankung zu sein, wiewohl derartige weiße Flecke auch durch örtliche Einflüsse entstehen können; so z. B. bilden sie sich, wenn ein Verbrecher in heißes Oel hineingreifen muß, an der verbrannten Stelle.

Man muß sich hüten, diese Negerstämme als Wilde zu betrachten; dieselben besitzen manche Kunstfertigkeiten und wenn sie auch nicht, wie die Leute von Cape Coast Castle und Accra künstliche Goldgeschmeide zu verfertigen verstehen, so wissen sie doch mit Hilfe der Töpferscheibe kunstreiche Gefäße zu formen, Leder zu gerben und auf selbstgefertigten Webstühlen künstliche, bis zu zweidrittel Fuß breite Zeugstreifen zu erzeugen. Alles dies sind Fertigkeiten, die sich bei den Negern selbst entwickelt haben und nicht etwa von den Europäern erlernt sind; bei den unmittelbar an der Küste wohnenden Schwarzen sind diese Industriezweige beinahe ganz erloschen, da sich diese Leute meistens dem Handel widmen, zu dem der Neger von Natur berufen scheint; jeder König und jede seiner Frauen, jeder seiner Sklaven, ja die Sklaven der Sklaven treiben mehr oder weniger ausgedehnten Handel. Der Hausrath der Häuser ist allerdings einfach genug, umfaßt jedoch immer noch weit mehr, als man sich in Europa manchmal vorstellt. Hübsch geflochtene Strohmatten dienen den Eingeborenen Nachts zum Lager, Kalebassen und andere aus Thon oder Kürbisschalen gefertigte Gefäße in allen Formen und Größen, riesige in langen Reihen eingegrabene Fässer zur Aufnahme des Wassers, ähnlich den antiken Gefäßen, Schwerter, Messer, Dolche, gekaufte und selbstgewebte Stoffe bieten dem Auge Abwechslung; die Civilisation ist vertreten durch halbleere Rumfässer, alte Kisten und leere Blechbüchsen. Die Begierde nach Spirituosen ist leider sowohl bei Männern als auch bei Frauen sehr groß, obwohl der von Hamburg bezogene Gin kein allzu verlockendes Getränk ist. Die Flasche davon kommt den Kaufleuten auf zwanzig Pfennig und ihr Inhalt, wenn man die Auslagen für Flasche, Aufschrift, Farbe, Fracht u. s. w. abrechnet, auf 7 bis 8 Pfennig zu stehen; daß dafür kein ordentlicher Branntwein geliefert werden kann, liegt auf der Hand. Wie man behauptet, enthält der hier verkaufte Gin außer ein ganz klein wenig Alkohol bloß Terpentinöl und Vitriol, welches den durchaus nothwendigen kratzenden Geschmack hervorbringt; übrigens sei es zur Ehre der dortigen Neger gesagt, daß sie, wiewohl sie gern trinken, sich doch nur selten betrinken.

So verschieden in ihrer Bauart die an der Küste gelegenen Ortschaften sind — in der heiligen Stadt Bè sind die Hütten rund, in Bagida und Lome sind sie viereckig, jedoch nur aus Binsen geflochten — so gleichförmig, sowohl was Bauart als auch Reinlichkeit angeht, sind sie im Inneren. Nicht nur werden Straßen und Höfe reinlich gehalten, sondern in der Nähe jeden Dorfes sind große Löcher gegraben, welche allen Unrath und Abfälle aufnehmen und später zugeschüttet werden. Gewöhnlich werden die Wände der Hütten in der Art gebildet, daß man aus der rothen Thonerde, der man durch Zusatz von Stroh und Binsen eine gewisse Haltbarkeit giebt, mächtige Quadern formt, die man aufeinander thürmt; über diese Wände kommt eine mit Reisig gedeckte Balkenlage, die, im Falle ein zweites Stockwerk angebracht werden soll, mit einem Lehmschlag bedeckt wird. Hierüber kommt das schräg liegende, unseren Strohdächern ähnliche Dach; die eigentliche Bedachung von Binsenstroh erhält eine Dicke von etwa 15 cm. Manchmal haben die Häuser kleine Fenster (natürlich ohne Glas). Wenn eine Treppe vorhanden ist, wird entweder jede Stufe auf zwei besondere Stützen gelegt oder man legt die ganze Treppe zwischen vier Balken, die an beiden Enden, je zu zwei, angebracht sind. Wer es einmal versucht hat, eine solche Treppe hinauf- und hinabzusteigen, verliert leicht die Lust, den Versuch zu wiederholen. Da die Häuser gewöhnlich zwei bis drei Zimmer in einem Stockwerke haben, genügen sie meistens nicht für die ganze Familie, wozu aber auch die Sklaven und deren Kinder gerechnet werden; gewöhnlich liegen daher mehrere Gebäude in einem Gehöft, auch wenn dasselbe, was nicht immer der Fall ist, nur von einer Familie bewohnt sein sollte. Umzäunt ist das Ganze mit mehr als mannshohen Geflechten von Maisstroh, zwischen denen die endlos gewundenen Fußwege zum Hause führen. Wie klein ein Negerdorf auch sein mag, es besitzt mehrere öffentliche Gebäude, wie Gerichtshalle, Palaver- und Fetischhäuser. Erstere sind gewöhnlich an der höchsten Stelle des Ortes errichtet und es macht sich in denselben ein gewisses Kunstgefühl, ein Streben nach architektonischen Formen merkbar; die Fetischhäuser sind nur an der Rückseite geschlossen, an der Vorderseite trennt eine etwa 0,30 cm hohe Mauer den heiligen Raum von der profanen Erde; die Wände sind in hellen Farben bemalt, die von dem dunkeln Thongrunde grell abstechen. Der Hauptort Togo zählt etwa 2500 bis 3000 Einwohner, ihm folgt Bè mit circa 2000 Seelen; außerdem werden zehn weitere Orte genannt, deren Bevölkerung die Zahl 1000 erreicht.

Im allgemeinen scheint der Neger dem weißen Manne freundlich gesinnt, sobald er in demselben keinen Sklavenjäger und keinen Konkurrenten in seinen Handelsgeschäften sieht; wenn das der Fall ist, versucht er es zunächst mit passivem Widerstande. Auf einem der Ausflüge z. B., die Zöller unternommen, um möglichst weit zur nördlichen Grenze vorzudringen, konnte er nur das Dorf Agome erreichen; man weigerte sich hier unter allerlei Ausflüchten, ihm Führer nach dem nächsten Orte, Adangbe, mitzugeben; als wahrscheinlichste Erklärung wird mitgetheilt, daß die Häuptlinge für ihr Monopol des Zwischenhandels fürchteten. Die aus dem Innern kommenden Waaren gehen durch viele Hände, ehe sie die an der Küste wohnenden Kaufleute erreichen, und jeder weitere Tagemarsch nach dem Innern

führt zu einer anderen Linie von Zwischenhändlern, die ihre Rechte sorgfältig hüten. Wenn einmal dieser 50 bis 100 km breite Küstengürtel durchbrochen ist, hört diese Schwierigkeit auf, da dann an Stelle der vielen kleineren Staatenbildungen im Küstenlande größere Landstriche treten, die einem Herrn gehorchen, wo also die Verhandlungen leichter sind.

Zöller hält eine Polizeimacht von 50 bis 100 fremden Negern für genügend, um die Ordnung im Togogebiete aufrecht zu erhalten; Leute aus Camerun oder Klein-Popo kommen ihm am geeignetsten vor, da die Haussas zu sehr gefürchtet, die Kruneger wegen der schweren Arbeit, die sie thun, verachtet sind. Ueber den Umgang mit den Negern macht er eine Bemerkung, die gewiß Beachtung verdient. Nachdem er die Stellung des Weißen in den Augen der Neger mit derjenigen verglichen hat, welche die alten Götter Griechenlands in den Augen der Hellenen einnahmen, fährt er fort: „Wer dies natürliche Verhältniß untergräbt, wie die Engländer dies in Sierra Leone thun, der macht aus der den Küstennegern bereits halbwegs aufgepfropften europäischen Kultur ein Zerrbild, der züchtet ein Unkraut, das ihn ins Gesicht schlagen wird, wie der ungerathene Sohn seinen Vater."

Die Erforschung des Inneren von Island.

Von **Thorvaldur Thoroddson.**

(Uebersetzt nach dem „Sydsvenska Dagbl. Snällposten" von Heinrich Martens.)

Die großartige Natur Islands hat schon seit Jahrhunderten die Aufmerksamkeit fremder Nationen erregt, und trotzdem ist die merkwürdige Insel im Auslande nur wenig bekannt. Die höchstbelegenen Theile des Inneren von Island werden von gewaltigen „Jökul" (Gletschern) bedeckt, die zusammen ein Areal von 268 geographischen Quadratmeilen haben. Obgleich eine Untersuchung derselben für die Geologie von größter Bedeutung sein würde, sind sie noch vollständig unbekannt. Besser kennt man die Vulkane Islands, obgleich auch in dieser Hinsicht noch Vieles zu thun übrig bleibt. Island hat in der historischen Zeit Ausbrüche von etwa 30 Vulkanen aufzuweisen, aber es hat ausgebrannte Vulkane zu Hunderten. Die Ausbrüche haben oft die gefährlichsten Folgen für das ganze Land gehabt; ich brauche nur an den Ausbruch bei Skapta im Jahre 1783 zu erinnern, dessen Lavastrom 11 Meilen lang und 3 Meilen breit war und einen Kubikinhalt von der Größe des Mont Blanc hatte. Das ganze Land wurde mit Asche bedeckt, und das Vieh, welchem es infolge dessen an genügendem und gesundem Futter fehlte, starb massenhaft; alsdann traten Hunger und Krankheiten bei den Menschen ein und fast ein Fünftel der Gesammtbevölkerung des Landes starb aus. Der berühmteste Vulkan Islands ist bekanntlich Hekla, von welchem Kaspar Peucerus, ein Schwiegersohn Melanchthon's, zu erzählen weiß, daß man eine Meile von dem Berge entfernt das Jammern, Heulen und Zähneklappern der Verdammten im Inneren desselben hören kann. Vom Hekla kennt man in der historischen Zeit etwa achtzehn Ausbrüche. Längs der Südküste Islands giebt es mehrere Vulkane, welche mit ewigem Eise bedeckt sind. Man kann sich kein furchtbareres Naturereigniß denken, als Ausbrüche dieser Vulkane. Die Jökuldecke schmilzt und plötzlich wird das umliegende Land von gewaltigen Wasserströmen mit Eisstücken von der Größe eines Hauses überfluthet, welche alles wegfegen, was sie auf ihrem Wege vorfinden; so wurden 1360 zwei Kirchspiele mit vierzig Bauerhöfen eines Morgens infolge eines Ausbruches des Oräfajökul buchstäblich fortgespült.

Eine Reise in Island muß zu Pferde geschehen, weil es dort keine anderen Wege als Reitsteige giebt. Die Bauern begeben sich in langen Karawanen von 40 bis 50 Pferden nach den Handelsplätzen, um ihre Bedürfnisse zu holen, und weil eine solche Reise oft zwei bis drei Wochen erfordert, wird sie nicht mehr als einmal im Jahre gemacht. Futter für die Pferde, Zelte, Proviant und manche andere Sachen müssen mitgeführt werden, da man mehrere Wochen jeglicher Verbindung mit der übrigen Welt entbehrt.

Im Jahre 1881 beschloß das isländische „Althing" (Volksvertretung), daß das Innere Islands erforscht werden solle. Man beauftragte mich damit. Im folgenden Jahre durchreiste ich die östlichen Theile Islands, 1883 untersuchte ich die vulkanische Halbinsel Reykianäs und Umgebung, und 1884 die große Lavawüste Odádahraun, oder den Theil des inneren Hochlandes von Island, der sich zwischen den an der Nordküste mündenden Flüssen Skjalfandafljót und Jökulsá bis zum Vatnajökul hinauf erstreckt und der bisher wegen seiner Naturverhältnisse fast vollständig unbekannt war. Von dieser meiner letzten Reise soll in Nachstehendem die Rede sein.

Odádahraun ist Europas größtes Lavafeld. Diese Wüste, welche an einigen Stellen kaum zu Fuß passirt werden kann und an anderen Stellen mit Flugsand bedeckt ist, zeigt nirgends auch nur das geringste Pflanzenleben; der Mangel an Gras und Wasser erschwert in hohem Grade das Vordringen in diesen Gegenden, welche so hoch belegen sind, daß man mitten im Sommer von Schneestürmen oder, was noch gefährlicher ist, von Sandstürmen überrascht werden kann. Dazu kommt noch, daß der Kompaß an mehreren Stellen nicht zuverlässig, weil der Erdboden eisenhaltig ist. Man hat mehrfach Versuche gemacht, diese Wüste zu untersuchen, jedoch ohne das erwünschte Resultat zu erzielen. Der einzige, welcher einen einigermaßen guten allgemeinen Begriff vom Aeußeren derselben gegeben hat, ist der große Kartograph Islands, Björn Gunnlaugsson, welcher dort während der Jahre 1838 und 1839 reiste [1]. Die Bevölkerung Islands knüpft an diese Wüste verschiedene abergläubische Vorstellungen; es sollen hier u. A. grasreiche Oasen zu finden sein, die von Geächteten bewohnt werden. So ganz aus der Luft gegriffen ist dieser Glaube nicht, denn Verbrecher haben sich mehrfach dorthin geflüchtet und sich dort zeitweilig unter unglaublichen Entbehrungen und Leiden aufgehalten, und die Ueberzeugung, daß sich dort

[1] 1881 haben auch die Engländer Cuthbert E. Peek, Dolmar Morgan und Coles diese Gegenden bereist und darüber berichtet (vergl. Proc. R. Geogr. Soc. 1882, März). Red.

Geächtete befinden, war im Volke noch in der Mitte unseres Jahrhunderts eine so tief eingewurzelte, daß Gunnlaugsson das Gegentheil durch die Zeitungen beweisen mußte.

Auf einer Reise in das Innere Islands, wo man mehrere Wochen ausschließlich auf sich selbst angewiesen ist, muß man eine ziemlich große Bagage mitnehmen, und da alles auf Pferderücken befördert werden muß, ist das Reisen hier sehr theuer. Ich bedurfte auf meiner Reise gewöhnlich 7 bis 10 Pferde und hatte zwei Begleiter. Wir führten ein gewöhnliches norwegisches Soldatenzelt sowie ein Stück gefirnißten Segeltuches mit uns; das letztere, um es auf der Erde unter dem Zelte auszubreiten, weil man sich sonst während der Nachtruhe die Körperwärme nicht erhalten kann. Matratzen hatten wir nicht, sondern wir hüllten uns in Mantel und Reisedecke und bedienten uns des Sattels als Kopfkissen. Unser Proviant bestand aus gekochtem Lammfleisch, Brot, Käse, Kaffee und Fleischextrakt, sowie einigen Flaschen Cognac; unsere Küchengeräthe waren auf die nothwendigsten und einfachsten beschränkt. Auf einer solchen Reise ist nichts dringender geboten, als die Pferde in gutem Stande zu erhalten, denn wenn man die verliert, ist man auch selbst rettungslos verloren.

Nachdem die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, reiste ich von Oefjord nach dem See Myvatn (nördlich von der Lavawüste Odádahraun) ab, wo ich einige Zeit blieb, um nahe belegene Vulkane und Gletscher zu untersuchen. Am 16. Juli brach ich nach dem Inneren auf, und zwar hatte ich beschlossen, zunächst einige Grasgegenden beim Berge Herdubreid zu besuchen. Unsere Reise ging über den sogenannten Myvattensöknen mit seinen Lavafeldern und Kratern, von welchen einige 1875 gebildet wurden. Das Wetter war rauh und kalt, mit Schnee und Regen, die Landschaft nichts weniger als einladend: häufig eine gelbgraue Flugsandebene. Der geringste Wind setzt diesen Sand in Bewegung, füllt Augen und Ohren und treibt ihn in die Kleidung, Koffer und Instrumente. Hier und da bemerkt man Skelette von Pferden und Schafen, die in dieser Wüste umkamen. Die Nacht verbrachten wir in einer vulkanischen Einsenkung. Obgleich es Mitte Juli war, tobte in der Nacht bei 1 Grad Kälte ein Schneesturm, und das Feld wurde mit einer dicken Schneedecke belegt. Am folgenden Tage war das Wetter nicht besser. Abends erreichten wir nach einer beschwerlichen Reise südwärts längs der Jökulsá unseren Bestimmungsort, die Grasgegenden beim Herdubreid. Hier ist die Vegetation verhältnißmäßig üppig, so daß die Pferde für längere Zeit gute Grasweiden hatten. Die Natur ist hier von einer eigenthümlichen Schönheit. Der nahe 5300 Fuß hohe, riesenhafte Herdubreid gehört zu den herrlichsten Bergformationen, die man sehen kann; im Süden hat man die Schneegegenden des Vatnajökul, im Norden die endlose Ebene, welche am Abend beim Sonnenuntergang eine unbeschreibliche Farbenpracht darbietet und zur Mittagszeit, wenn die Sonne scheint, dem Auge die herrlichsten Fata Morgana-Bilder zeigt: die Ebene scheint dann gleichsam mit kleinen Seen übersäet zu sein, um welche die Steinblöcke sich gleich kleinen Häusern oder langen Karawanen von Lastthieren gruppiren.

Unser erster Ausflug vom Zelte galt einem gewaltigen Vulkane nördlich vom Herdubreid, Namens Dyngja, der niemals zuvor von Menschen betreten worden ist. Er hat eine Höhe von 3600 Fuß und besteht aus auf einander gelagerten Lavaströmen. Nach 4½stündigem Ritte über die Lava erreichten wir den Vulkan und begannen den Aufstieg. Die Lava an den Seiten des Berges ist zu den wunderbarsten Gestalten geformt, hohe Pyramiden wechseln mit Lavaröhren, Vertiefungen u. s. w. ab. Auch findet man mehrere Seitenkrater, und die Spitze des Vulkans ist ein gewaltiger Krater von 1500 bis 1600 Fuß im Durchmesser. Während wir den Berg bestiegen, begann es zu schneien, und als wir oben anlangten, war alles mit Eis und Schnee bedeckt; ich mußte, zitternd vor Kälte, anderthalb Stunden bei meinen Instrumenten warten, bis es etwas heller wurde. Dann schritten wir über die Lavaebene des Kraterbodens und standen plötzlich am Rande eines schwindelnden Abgrundes — es hatte sich nämlich ein neuer Krater innerhalb des alten gebildet. Es ist schwer zu beschreiben, wie imponirend dieser Krater ist. Man denke sich einen ungeheuren Kessel von 600 bis 700 Fuß Tiefe, dessen jäh abfallende Wände von oben bis unten mit einer schneeweißen Eiskruste bekleidet sind, so daß das Ganze wie aus Marmor gefertigt zu sein scheint; auf dem Boden erblickt man einige hinabgefallene Steinblöcke, die kleinen schwarzen Punkten auf weißem Grunde gleichen. Südlich von diesem Vulkane befinden sich kleine Tuffberge. Auf einem derselben tritt der Tuffstein in den wunderlichsten Formen auf: der Bergrücken ist mit einer Menge Pfeiler besetzt, die eine Höhe von mehr als 100 Fuß haben, so daß der Berg von weitem einem kolossal großen Stachelschweine gleicht. Außer kleineren Ausflügen machte ich auch eine Untersuchungsreise nach dem Herdubreida-Gebirge, nördlich vom Dyngja, welches zuvor nicht besucht und auch nicht auf der Karte verzeichnet ist. Auf dem Wege dorthin entdeckten wir zu unserer Verwunderung alte Wegezeichen von gleicher Art, wie sie noch jetzt auf Island gebräuchlich sind, und hatten somit einen längst vergessenen Reitsteig gefunden. In der Nähe des Berges mußten wir über einen breiten Lavastrom, welcher zu Pferde unpassirbar war und mit Noth zu Fuß überschritten werden konnte, weshalb wir unsere Pferde am Rande eines Abgrundes festbanden und uns dann auf den Weg begaben. Bei Sonnenaufgang waren wir nach vielen Beschwerden auf der Höhe angelangt, wo wir eine vortreffliche Aussicht hatten und ich meine Vermessungen anstellen konnte. Nachdem wir hier die helle Sommernacht verbracht und häufig auf allen Vieren die jähen Tuffsteinspitzen umkrochen hatten, kehrten wir am Morgen mit zerrissenen Kleidern und ruinirtem Schuhzeug zu unseren Pferden zurück, die uns auf ihrem ungastlichen Halteplatz lange erwartet haben mochten und einen elenden Anblick boten.

Inmitten der Wüste liegt hier der große Vulkan Askja, der 1875 einen der schwersten Ausbrüche hatte, die man auf Island kennt; 17 Bauernhöfe im Osten der Insel wurden zerstört und ganze Kirchspiele wurden mit Asche überschüttet, die sogar in Norwegen und Schweden bemerkt wurde. Nach diesem Vulkane reiste ich am 25. Juli auf einem bisher noch nicht versuchten neuen Wege. Die gewaltigen Lavamassen, über welche wir hinüber mußten, waren vor 1875 unpassirbar, aber die Bimssteinasche hatte jetzt alle Löcher und Rinnen ausgefüllt. Unsere Pferde wurden jedoch durch die scharfen Bimssteinstücke, die meistens eine Größe von mehreren Kubikfuß haben, oft an den Beinen verwundet. Und diese Stücke sind aus einem Vulkane gekommen, der zwei bis drei Meilen entfernt ist! Wir konnten nur bis zur Mündung des Askja kommen, denn in der Nähe derselben verschwand der Bimssteinkies und der Lavastrom war nicht mehr zu passiren. Wir gingen jedoch über den Schnee, der in den Rinnen zwischen den Lavarücken lag, und erreichten schließlich die neuen Krater bei der großen Einsenkung in der südöstlichen Ecke des Askja. Askja ist ein großes Thal, etwa eine Quadratmeile im Umfange und umgeben von steilen Bergen. Der Boden

des Thales ist von Lavaströmen bedeckt, welche den unzähligen Ausbrüchen aus den Seiten des Thales entsprungen sind. Hier, in der 700 Fuß tiefen Einsenkung, befinden sich der große Krater, welcher 1875 die großen Bimssteinmassen über das östliche Island auswarf, sowie verschiedene andere Krater, die etwas früher Ausbrüche hatten; hier bricht an unzähligen Stellen der unterirdische Wasserdampf hervor, und dessen Brausen wird in weiter Entfernung vernommen, gleichsam als ob er aus einer ungeheuren Zahl von Lokomotiven gelassen würde; hier liegt schließlich inmitten der Einsenkung ein warmer See, welcher, nachdem er seit 1876 über seinen ursprünglichen Rand herausgetreten ist, jetzt fast den ganzen Boden der Einsenkung bedeckt. Die Temperatur des Wassers, welche damals 22° war, ist jetzt 14° C. Die ganze Scenerie, die schneebedeckten Berge, die Krater, die unzähligen Dampfquellen (Fumarolen), die Schwefelquellen, die Klüfte und der stille grünliche See, giebt dem Ganzen ein so imponirendes Gepräge, daß es sich nicht beschreiben läßt. Der Vulkanismus arbeitet hier beständig und in großem Maßstabe.

Als wir diese merkwürdige Nachbarschaft in Augenschein genommen hatten und wieder in unserem Zelte anlangten, waren wir ununterbrochen 36 Stunden auf den Beinen gewesen und fast übermüdet.

Nach einigen kleineren Ausflügen legte ich den Rückweg nach Myvatn über den nördlichen Theil der Wüste zurück. Die Reise wurde infolge der vielen Lavaklüfte, die sich in diesen Gegenden befinden, beschwerlich. Nördlich vom Herdubreida trafen wir eine bisher unbekannte Einsenkung von 1/4 Meile Breite und 4 bis 5 Meilen Länge, mit Wänden bis zur Höhe von 150 Fuß. Als diese passirt war, glaubte ich das Schlimmste überstanden zu haben, aber bald gewahrten wir einen neuen, kohlschwarzen Lavastrom, welcher 1875 gebildet wurde, ohne daß Jemand in der nahen Umgebung eine Ahnung davon gehabt hat. Hier wurde uns der Weg durch ein vollständiges Netz von Klüften versperrt, und erst nach zweistündigen Anstrengungen glückte es uns, über dieselben hinweg zu kommen, indem wir die Pferde über einen Theil derselben springen ließen und die anderen auf verrätherischen, aus Steinen hergestellten Brücken passirten. Es war ein seltenes Glück, daß wir keines der Pferde verloren. Ueber den eigentlichen Lavastrom zu kommen, war uns jedoch unmöglich. Wir mußten das südliche Ende desselben umgehen. Aber hier stellte sich uns eine gewaltige Kluft entgegen, die sich ins Unendliche auszudehnen schien. Erst in der Nacht, nach fünfstündiger Anstrengung, passirten wir die südlichen Ausläufer derselben. Es war nothwendig, diese unwirthliche Gegend so rasch wie möglich zu verlassen, denn wir hatten weder Proviant noch Futter für die Pferde. Der Tag war sehr warm gewesen, und wir wurden von einem gefährlichen Durste geplagt; als daher in der Nähe eines Schneehügels, der sich in der Lava angesammelt hatte, eine kleine Wasserpfütze entdeckt wurde, war alle Müdigkeit gleichsam verschwunden. Nach kurzer Weile ging es wieder vorwärts. Wir erreichten am nächsten Tage eine Grasgegend, mußten aber nach wenigen Stunden Aufenthalt vor einem Unwetter flüchten; dann hatten wir einen Sandsturm zu bestehen, gelangten aber doch am Abend nach Myvatn.

Am 12. August, nach längerer Rast, trat ich eine neue Reise an, deren Zweck speciell eine Untersuchung der westlichen und südlichen Theile der Wüste war; diese Reise wurde infolge der hohen Lage der Gegend und der weiten Entfernung derselben von bewohnten Orten noch beschwerlicher. Ich reiste längs des Skjalfandafluſſes hinauf nach einem Thale, wo sich etwas Gras befindet, und wo ich einige Tage verweilte, um die Umgegend zu untersuchen. Mein erster Ausflug galt dem großen Vulkane Trolladyngja, einer der größten Lavaquellen Islands. Der Vulkan hat eine Höhe von 5000 Fuß und mißt im Querschnitt am Fuße 2½ Meilen. Seine Abdachung ist sehr gering, und als wir am Fuße desselben angelangt waren, beschloß ich, zur Höhe hinauf zu reiten, indem wir, soweit möglich, den Schneeansammlungen folgten. Es ging langsam und mit Vorsicht aufwärts; die Pferde sanken wiederholt bis zum Bauche in den Schnee und hatten Mühe, sich wieder heraus zu arbeiten. Meine Vermessungen, die ich oben anstellte, wurden durch Nebel und Schneefall unterbrochen, der sich während unserer Rückfahrt in strömenden Regen verwandelte. Wir hatten keinen trockenen Faden am Körper, als wir zur Nachtzeit wieder unser Zelt erreichten. Dieser Vulkan scheint in der historischen Zeit keinen Ausbruch gehabt zu haben, dagegen hat er in alter Zeit ungeheure Lavaströme ergossen. Ein solcher Strom z. B. erstreckt sich 16 Meilen nordwärts fast bis zum Meere.

Am folgenden Tage setzten wir die Reise südwärts längs der östlichen Seite des Flusses fort. Die Expedition ging über ein wellenförmiges, von losen Steinblöcken übersäetes Terrain. Gras war nicht viel zu bemerken, jedoch fand sich an einigen warmen Quellen, die wir unterwegs antrafen, eine dürftige Vegetation. Diese Gegenden haben ein ganz anderes Aussehen, als man nach der Karte vermuthen sollte. Am Abend erreichten wir einige kleine Seen in Vonarskard, in deren Umgebung sich etwas Graswuchs zeigte; von hier untersuchte ich die Umgegend und fand unter anderem, daß der westlichste Theil des Vatnajökul über 6000 Fuß hoch, somit der höchste Lavakegel auf Island ist. Das Wetter war während der ganzen Zeit rauh und kalt, mit starkem Frost während der Nacht, und höchstens 6 bis 7° Mittags; der scharfe Wind vom Jökul führte eine eisige Kälte mit sich. Ein Thierleben giebt es hier kaum. Drei Möven flogen vorbei, und vier bis fünf Fliegen sah ich im Grase kriechen — das war alles.

Von dieser Station setzten wir die Reise ostwärts längs des Jökulrandes fort. Die Erdoberfläche ist hier durch die Thätigkeit der unterirdischen Kräfte übel zugerichtet: Krater, Lava, Klüfte, Moränen u. s. w. wechseln hier in buntem Wirrwarr. Am Kistefjell hatten wir einige Zeit gegen einen Sandsturm zu kämpfen. Die südlichen Stürme müssen hier eine gefährliche Stärke haben, denn die Felsen sind überall auf der Südseite von dem Sande und den kleinen Steinen, die fortwährend gegen dieselben peitschen, glatt geschliffen. Oestlich vom Kistefjell ist ein gewaltiger Gletscher auf die Sandebene herabgestürzt; derselbe bedeckt ein Areal von 20 Quadratmeilen und ist wahrscheinlich der größte Sturzgletscher auf Island. Von weitem gleicht er einem Kiesfelde oder Lavastrome, da er vollständig von losen Massen bedeckt ist. Erst bei genauerer Untersuchung bemerkt man das Eis. Der sechs Meilen lange Jökulrand wird eingefaßt von großen Moränen, welche mit Steinblöcken überstreut sind, deren Größe nur nach Kubikfaden gemessen werden kann. Der unterste Theil des Jökul ist mit einer Menge Eispyramiden bis zu einer Höhe von 100 Fuß besetzt, welche von klaffenden Abgründen getrennt sind, durch die der Jökulfluß in wilder Flucht herabstürzt. Weiter östlich sind die Eispyramiden nicht so hoch, sondern hier besteht die Oberfläche des Jökul aus unzähligen kiesbedeckten Eisrücken in den wunderlichsten Formen. Wo die Flüsse aus dem Jökulrande herausströmen, giebt es mehrere große Eispforten; sieht man in dieselben hinein, dann scheinen die blaugrauen Farbentöne nach und nach in die schwärzeste Finsterniß überzugehen. Unterhalb des Jökulrandes liegt

eine nackte Lehmebene, von unzähligen weißgelben Flüssen marmorirt, welche nach allen Richtungen darüber hinströmen. Die Reise längs des Jökulrandes war sehr beschwerlich, da die Lehmflächen derart von Wasser durchzogen sind, daß die Pferde jeden Augenblick tief einsinken. Zuweilen bedeckte der Schlamm Lavamassen, welche die Pferde an den Beinen verwundeten, indem sie die weiche Masse durchtraten. Es ging langsam vorwärts, und wir mußten daher die Nacht auf dem Jökulrande selbst zubringen, wo wir unser Zelt in einer Kluft zwischen den Eispyramiden aufschlugen. Wir konnten vor Kälte kaum ein Schläfchen machen und hatten am Morgen kein anderes Wasser zu unserem Kaffee, als das trübe Jökulwasser, welches selbst fast dem Kaffeebodensatz glich und nichts weniger als wohlschmeckend war. Am nächsten Morgen setzten wir die Reise über die versandete Jökulsá fort, welche sich in viele Arme getheilt hat und deren einzige Fuhrt wir passirten. Auf dem ganzen Wege sah ich keinen einzigen Grashalm, nicht einmal einen Moos-hügel. Wir passirten eine vulkanische Gebirgsstrecke, die zu den eigenthümlichsten gehört, die ich auf Island gesehen habe. Sie besteht nämlich aus unzähligen Steinpyramiden von 1200 bis 1500 Fuß Höhe, zwischen welche sich die Lava aus einer Menge Krater hindurchgewälzt hat. Klüfte, Krater, Schlackenhalden, Thäler und Einsenkungen wechselten ohne Ende mit einander ab. Nach unzähligen Umwegen erreichten wir jedoch Nachmittags den Weideplatz Hvannalindir, wo sich Gras genug für unsere Pferde fand, und wo ich auch einige Tage verweilte, um die Umgebung zu besehen. Am Rande eines Lavastromes findet man hier Ueberreste von einigen Hütten; die einzigen Reste, welche daran erinnern, daß Geächtete sich in diesen Gegenden aufgehalten haben.

Mein hauptsächlichster Ausflug von hier sollte der nach dem großen Vulkan Kwerkfjell sein, aber unaufhörliche Schneestürme verzögerten diese Expedition. Endlich verließen wir früh am Morgen unser Zelt und befanden uns nach einem scharfen Ritt inmitten der Steinpyramiden, als ein solcher Schneesturm ausbrach, daß wir nach dem Zelte zurückkehren mußten und uns glücklich preisen konnten, daß wir es rechtzeitig gethan hatten, denn in einem derartigen Wetter wären unsere Pferde auf dem Jökul umgekommen und vielleicht hätten wir selbst das Leben einbüßen müssen. Während der ganzen Nacht tobte dieser gewaltige Sturm bei einer Temperatur von — 4° C., und unser Zelt war jeden Augenblick dem Zerreißen nahe. Einige unserer Pferde hatten Schutz beim Zelte gesucht, und bemühten sich am Morgen vor Kälte zitternd mit den Vorderbeinen die fußdicke Eis- und Schneedecke wegzuscharren, um das darunter befindliche spärliche Gras zu erreichen. Abends als der Sturm sich etwas gelegt hatte, bereiteten wir uns zum Aufbruch am nächsten Morgen vor, weil unsere Lage hier eine vollständig unhaltbare geworden war.

Am 22. August trat ich die Rückreise quer über die Lavawüste an. Es war sehr stürmisch und wir hatten ein drei Meilen langes Flugsandfeld zu passiren. Diese Expedition war die schwierigste der ganzen Reise. Die Luft war so voller Sandstoffe, daß wir kaum 20 Schritt weit sehen konnten, und der Kies peitschte uns derart um die Ohren, daß wir unmöglich hätten weiter kommen können, wenn wir nicht den Wind im Rücken gehabt hätten. Wir jagten wie wahnsinnig dahin und hatten endlich nach Verlauf von 2½ Stunden die Sandebene hinter uns; wir waren am Strande eines bisher unbekannten großen Sees unmittelbar unter dem Dynggebirge. Als im Jahre 1880 diese Gegenden besucht wurden, existirte der See noch nicht, sondern ist erst später von Gletscherflüssen gebildet worden, welche sich einen Weg über die Sandebenen gebahnt haben. Als wir die nordöstliche Verzweigung des Dynggebirges erreicht hatten, stellten wir unser Zelt für die Nacht auf und reisten am nächsten Tage längs des Gebirges quer über die Mittelpartie der Wüste weiter. Die Lava ist hier auf dem alten Wege nach Askja eben und leicht zu passiren. Spät am Abend erreichten wir Bardardalen, und damit war die Reise in der Odádahraunwüste beendet. Nachdem ich einige Tage ausgeruht hatte, reiste ich nach Myvatn und untersuchte die wenig bekannten Gegenden nordöstlich von diesem See. Am 4. September kehrte ich nach Oefjord zurück.

Die ganze Reise hatte 10 Wochen gedauert, von welchen ich fünf in unbewohnten Gebirgsgegenden zubrachte. Ich hatte ungefähr 213 Meilen zu Pferde und zu Fuß zurückgelegt und ein Areal von etwa 240 Quadratmeilen untersucht, wovon die Hälfte fast unbekannt war. Die Lavawüste Odádahraun wurde so gut wie möglich vermessen, zu welchem Zwecke ich etwa 200 barometrische Höhenmessungen vornehmen mußte. Die wenigen Pflanzen und Insekten, welche sich vorfanden, wurden eingesammelt, aber das Hauptgewicht wurde doch darauf gelegt, einen allgemeinen geographisch-geologischen Ueberblick zu erhalten. Die hydrographischen Verhältnisse in diesen Gegenden sind nicht so ganz, wie man sich dieselben bisher gedacht hat. Die Jökulsá gilt als der längste und die Thiorsá als der nächst längste Fluß mit resp. 25 und 24 Meilen. In Wirklichkeit ist die Jökulsá nur 24 Meilen, die Thiorsá dagegen fast 30 Meilen lang. Der Skjalfandafluß entspringt östlicher, als man angenommen, und hat eine Masse größerer und kleinerer Nebenflüsse, welche auf der Karte nicht angegeben sind. Mehrere dieser Gletscherflüsse auf Island führen eine große Wassermasse ins Meer, und ich erinnere mich, sehr erstaunt gewesen zu sein, als ich zum ersten Male den Rhein sah und diesen nicht einmal so bedeutend fand, als verschiedene unserer Gebirgsflüsse.

Die ganze Lavawüste ist durch eine Menge Ausbrüche aus unzähligen Kratern zu verschiedenen Zeiten gebildet worden. Der Hauptzug der geologischen Bildung derselben ist sehr einfach und übereinstimmend mit den Vorlanden auf Reykianäs. Der Untergrund besteht überall aus Palagonittuff und Breccia, welche Bergarten neben Basaltlagern sich zugleich in den aufsteigenden Bergknoten zeigen. Die Breccia wird unmittelbar von einer grauen, grobkörnigen Lava bedeckt, die vor der Eiszeit ausströmte, wie man das an verschiedenen sehr deutlichen Merkmalen des Eises sehen kann. Diese Lava ist wiederum von einem mindestens 200 bis 300 Fuß mächtigen Lager moderner Lava bedeckt. Die Vulkane bestehen entweder aus regelmäßigen Kuppen oder Kegeln mit großen Kratern auf der Spitze, oder auch aus kleinen Kratern längs der Seiten des Tuffberges. Im westlichen Theile der Wüste folgen die Krater meistens einer Linie von Südwesten nach Nordosten, im östlichen Theile findet man sie dagegen in Reihen von Norden nach Süden.

* *
*

Es giebt auf Island noch ungeheuer Vieles zu untersuchen, und erwünscht wäre es, wenn die Naturforscher in noch höherem Grade als bisher ihre Aufmerksamkeit auf diese Insel richten möchten. Reisen in das Innere Islands sind allerdings kostspielig und beschwerlich, aber es würde von großer Bedeutung für die Wissenschaft sein, wenn die Gletscher und Vulkane des Landes näher untersucht würden.

Nekrologe.

— Dr. Oskar Straebelt, deutscher Naturforscher, der in Münster studirt und sich Mitte 1884 im Dienste der Association Internationale du Congo nach dem Congo begeben hatte, ist am 21. November 1884 in der Hauptstation Vivi dem tückischen Klima erlegen.

— Peter Christian Asbjörnsen, norwegischer Sagensammler, geboren 15. Januar 1812 in Christiania, gestorben ebenda 6. Januar 1885. Er studirte Medicin und Naturwissenschaften, erforschte dann 1846 bis 1853 verschiedene Theile der norwegischen Küste, studirte 1856 bis 1858 in Tharand Forstwesen und war 1860 bis 1864 Forstinspektor in Drontheim. Dann bereiste er im Auftrage der Regierung Holland, Deutschland und Dänemark, um die Torfgewinnung kennen zu lernen und überwachte nach seiner Rückkehr bis 1876 als Beamter die Herstellung dieses für die norwegischen Bauern so werthvollen Brennmaterials. 1842 gab er mit Moe zusammen die aus dem Munde der Landleute gesammelten „Norske Folke Eventyr", Sagen, Märchen u. dergl., heraus, welche geradezu eine neue nationale Aera in der norwegischen Litteratur eröffneten. Diesen folgten 1845 der erste Band der „Huldre Eventyr og Folkesage" oder Feensagen, 1848 der zweite Band derselben und 1871 der zweite Band der Folke Eventyr, die zu den verbreitetsten Büchern der norwegischen Litteratur gehören und zum Theil in andere Sprachen übersetzt worden sind.

— Karl Sonklar Edler von Innstätten, österreichischer General und Geograph, geboren 2. December 1816 zu Weißkirchen, gestorben 10. Januar 1885 in Innsbruck. Er war seit 1832 Lehrer an der Militärschule in Karansebes, von 1839 bis 1848 Officier der Infanterie in Agram, Graz, wo er an der Universität Physik und Chemie hörte, und Innsbruck, 1848 bis 1857 Erzieher des Erzherzogs Karl Victor in Schönbrunn, zuletzt 1857 bis 1872 Lehrer an der Militärakademie in Wiener-Neustadt. Sein Hauptwandergebiet waren seit 1857 stets die Alpen, die er auch besonders in seinen Schriften behandelt hat. Außer militärischen und einer kunsthistorischen Schrift verfaßte er „Reiseskizzen aus den Alpen und Karpathen" (Wien 1857); „Die Oetzthaler Gebirgsgruppe" (Gotha 1861; mit Atlas); „Die Gebirgsgruppe der Hohen Tauern" (Wien 1866); „Allgemeine Orographie oder Lehre von den Reliefformen der Erdoberfläche" (Wien 1873); „Die Zillerthaler Alpen" (Gotha 1877). Für die vom Alpenverein herausgegebene Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen verfaßte er den Theil über Orographie, Topographie, Hydrographie und Gletscherwesen (München 1879) und schrieb zuletzt ein auf gründlichen archivalischen Studien beruhendes Buch: „Von den Ueberschwemmungen" (Wien 1883).

— François Elie Roudaire, französischer Dragoneroberst, geboren 6. August 1836 zu Guéret (Departement Creuse), gestorben ebenda am 14. Januar 1885. Er machte den Krieg 1870/71 mit und wurde bei Wörth verwundet. Später arbeitete er bei der Triangulirung des südlichen Algerien mit und kam auf die Idee, durch Unterwassersetzung der dort konstatirten Depressionen ein Binnenmeer zu schaffen, einen Gedanken, den er zuerst 1874 in einem Artikel der „Revue des deux Mondes" aussprach. Nun erforschte er 1874 bis 1875 eingehend die Schotts (Salzsümpfe) von Algerien, 1876 die von Tunesien und machte 1878 bis 1879 Sondirungen auf dem Isthmus von Gabes. Sein Projekt fand so viele Gegner und erwies sich als so kostspielig, daß es, trotzdem Lesseps energisch dafür eintrat und die Untersuchungen an Ort und Stelle noch immer andauern, seiner Verwirklichung bisher nicht näher rückte. Der Wissenschaft jedoch verbleibt der Gewinn, daß jenes ganze Depressionsgebiet genau vermessen und nivellirt worden ist (vergl. „Archive des Missions Scientifiques" 1881, Bd. 7).

— Frederick Gustavus Burnaby, englischer Oberstlieutenant und Commandeur der Royal Horse Guards, geboren 1842, gefallen in der Schlacht bei den Abu Klea-Brunnen in der Bajudawüste am 21. Januar 1885. Er wurde in Harrow und Deutschland erzogen und trat 1859 in das Regiment, als dessen Befehlshaber er gefallen ist. In England war er eine allbekannte Persönlichkeit, beliebt und angesehen wegen seiner Neigung zu athletischem Sport und seines unerschütterlichen Muthes, ja Tollkühnheit. Während des letzten Karlistenkrieges war er militärischer Korrespondent der „Times" beim Heere des Don Carlos; 1875 unternahm er unter den größten Schwierigkeiten seinen bekannten Ritt nach Chiwa (vergl. sein Buch: „A Ride to Khiva. Travels and adventures in Central Asia." London 1876), wobei ihn nur der Argwohn und die Eifersucht der Russen, die seine Rückberufung in England durchsetzten, hinderte, Buchara und Samarkand zu erreichen. 1876 führte er einen Ritt durch die asiatische Türkei nach Persien aus und kehrte längs der Südküste des Schwarzen Meeres nach Konstantinopel zurück (vergl. sein Buch: „On Horseback through Asia Minor." London 1877). Auch eine gefährliche Ballonfahrt im März 1882 von Dover nach Envermeau in der Normandie ist unter den Wagestücken zu nennen, die seinen Namen in aller Mund brachten. 1884 gehörte er zum Intelligence Departement des Graham'schen Heeres bei dessen Feldzuge im Sudan und wurde in der Schlacht von el Teb schwer verwundet.

— Martin Ludwig Hansal, geboren 1823 zu Groß-Tajax in Mähren, erschossen bei der Einnahme Chartums durch die Armee des Mahdi am 26. Januar 1885. Er war anfangs Schullehrer, wurde 1853 Sekretär des Pater Ignaz Knoblecher und unterrichtete fünf Jahre lang an den Missionsschulen in Chartum und Gondokoro, von wo aus er verschiedene Exkursionen unternahm, so 1855 mit Kirchner und Peney nach den Nera- und Manderabergen. 1861 begleitete er von Heuglin als Sekretär und Dolmetsch auf dessen Expedition, kehrte jedoch schon von Keren aus zurück, und 1874/75 besuchte er in Marno's Gesellschaft nochmals das nun ganz verlassene Gondokoro. Er war ein guter Kenner des Arabischen und der Bari-Sprache, heirathete auch später eine Araberin und stand mit den Eingeborenen auf gutem Fuße; lange Jahre hindurch war er österreichisch-ungarischer Honorar-Konsul in Chartum, wo er sich auch während der kriegerischen Zeitläufte der letzten Jahre vollkommen sicher fühlte; verschiedene Aufforderungen von Wien aus, die gefährdete Stadt zu verlassen, ließ er unbeachtet. Hansal schrieb zahlreiche Berichte, die in den Mittheilungen der Wiener Geographischen Gesellschaft, Petermann's Mittheilungen und der österreichischen Monatsschrift für den Orient erschienen, ferner „Briefe aus Chartum in Centralafrika an F. K. Imhof" (1856). Th. Kotschy veröffentlichte 1858 nach seinen Briefen „Umrisse aus den Uferländern des Weißen Nils".

— Paul Iwanowitsch Ogorodnikow, russischer Reisender und Schriftsteller, gestorben im Januar 1885 im Alter von 58 Jahren. Ursprünglich zum Officier bestimmt, nahm er angeblich an politischen Umtrieben theil und wurde auf der Festung Modlin internirt. Nach seiner Freilassung wurde er Beamter bei der Eisenbahn und unternahm dann eine Reise durch Europa und Nordamerika, deren Beschreibung er veröffentlichte. Später wurde er Korrespondent der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft im nordöstlichen Persien, über welches er seine interessantesten Bücher verfaßte: „Reisen in Persien und dessen kaspischen Provinzen" (1868), „Skizzen in Persien" (1868) und „Das Land der Sonne" (1881).

Kürzere Mittheilungen.

Das Neujahrsfest in Lhassa.

Ein kurzer Bericht über des Panditen A...k Reisen in Tibet (vergl. oben S. 61) ist jetzt im Februarheft der „Proceedings of the R. Geogr. Soc." erschienen, aus welchem wir nachträglich einige interessante Stellen hier mittheilen. Der Pandit ward bekanntlich ein volles Jahr in Lhassa, der Hauptstadt Tibets, aufgehalten und hatte dort Gelegenheit, die Festlichkeiten des Neujahrs, welches etwa in die Mitte Februars fällt, kennen zu lernen. Man glaubt, daß zu dieser Zeit alle Götter und Göttinnen anwesend sind, und deshalb strömen eine Menge von Tibetern zusammen, um ihnen zu huldigen und für die Wohlfahrt des Landes zu beten. Für einen ganzen Monat lang geht die Regierung der Stadt aus den Händen ihrer gewöhnlichen Oberhäupter in diejenigen eines Lamas aus dem Kloster Daibung über, welcher während dieser Zeit den Titel Dschalno führt und die Pflicht hat, die Lebensweise der Bürger genau zu untersuchen und sie für ihre bösen Thaten zu strafen; zu diesem Zwecke legt er ihnen in oft sehr willkürlicher Weise und mit großer Strenge Geldstrafen auf, deren Ertrag er ganz für sich behalten darf. Wohlhabendere Leute, welche in irgend einer Weise sein Mißfallen erregt haben können, verlassen alsdann die Stadt und wohnen in den Vorstädten, während die Aermeren, welche stets schmutzig sind und nie ihre Kleider wechseln, nun ihre Wohnungen fegen und reinigen, um nicht wegen Unreinlichkeit bestraft zu werden. Am Ende des Monats wird zur Versöhnung der Götter ein stellvertretendes Opfer gebracht, und zwar in Gestalt eines Mannes, der von dem Dschalno speciell dazu bezeichnet wird. Beide würfeln mit einander; gewinnt der Mann, so gilt das als Vorzeichen großen Unheils; andernfalls ist der Jubel groß, da man glaubt, daß die Götter damit ihre Zustimmung dazu gegeben haben, daß der Mann die Sünden aller Bewohner Lhassas auf sich nehme. Dann wird ihm sein Gesicht halb schwarz und halb weiß angemalt, ein lederner Rock übergeworfen und er aus der Stadt geführt, wobei ihm die ganze Volksmenge schreiend und jauchzend folgt; indessen wird er nicht, wie der Sündenbock der Israeliten, in die Wildniß getrieben, sondern in ein entferntes Kloster gebracht, wo er, wenn er es richtig macht, binnen der nächsten 12 Monate stirbt; denn das gilt als günstiges Zeichen. Bleibt er am Leben, so scheint das gutmüthige und mitleidige Volk der Tibeter ihm es nicht nachzutragen, daß er ihre Hoffnungen getäuscht hat, sondern man gestattet ihm, am Ende des Jahres zurückzukehren und nochmals die Rolle des Sündenbocks zu spielen. Nach Beendigung der Festlichkeiten und Ceremonien, welche das neue Jahr einleiten und etwa einen Monat lang dauern, gelten die Bürger als an Seele, Körper und Behausung gereinigt; das Werk, für welches der Dschalno mit temporärer Gewalt bekleidet war, ist beendigt, er kehrt in die Dunkelheit seines Klosters zurück und die Regierung der Stadt fällt wieder an den Radschah und dessen vier Minister, welche die Verwaltung des Landes unter dem Dalai Lama, ihrem geistlichen Oberhaupte, leiten. —

An der Quelle des bei Lhassa vorbeiströmenden Flusses Kitschu fand der Pandit die Nomaden damit beschäftigt, Vieh zu verbrennen, das an einer durch ein Insekt verursachten Krankheit zu Grunde gegangen war. Es scheint das eine Art flügelloser Käfer zu sein, einen halben Zoll lang, mit schwarzem Kopfe und dunkelgelbem Leibe, der in ganz Tibet gemein ist. Derselbe scheint durch sein bloßes Vorkommen die ganze Umgegend zu vergiften; er kommt in Menge unter dem Grase vor, welches auf eine gewisse Entfernung hin so gefährlich wird, daß dort weidendes Vieh sofort von einem Fieber ergriffen wird. Dasselbe wirkt dann ansteckend und ergreift anderes Vieh, die Hirten und Leute, welche von dem Fleische kranker Thiere essen; von den erkrankten Menschen wie Thieren aber genesen nur sehr wenig. Das einzige Mittel, welches die Eingeborenen dagegen anwenden, ist prophylaktisch; sie essen geröstete Käfer, wodurch ihr Körper gegen die giftige Wirkung der lebenden Insekten gestählt wird. Man findet dieselben nicht leicht, da sie sich stets unter dem Grase verbergen; nur im Winter sind die Stellen, wo sie sich gesammelt haben, daran zu erkennen, daß der darüberliegende Schnee rasch fortschmilzt. Dann zündet man ein Feuer über ihnen an und verabreicht die so gebratenen mit Salz an Menschen und Vieh als Prophylaktikum; ein Käfer gilt als genügend für einen Mann. (Schon die Alten, Nikander, Plinius und andere kennen den Käfer Buprestis, der, von Rindvieh gefressen, Entzündung, Aufschwellung rc. hervorruft, und Belon berichtet Aehnliches vom Berge Athos; diese Käfer, ebenso wie die tibetanischen, gehören wahrscheinlich zu den Mylabridae.)

Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung.

Ueber Kolonien und Kolonialpolitik ist in den letzten drei Jahren ganz außerordentlich viel geschrieben worden, manches Gute, vieles Mittelmäßige. Man könnte eine kleine Bibliothek aus alle den Bänden und Bändchen, Broschüren und Flugblättern zusammenstellen, gar nicht von den zahllosen Aufsätzen zu sprechen, welche die periodische Presse zu Tage gefördert hat. Wir Deutschen sind gerade am allereifrigsten in dieser Vielschreiberei gewesen, hauptsächlich darum, weil alle die Schriften der genannten Jahre Agitationsmittel sein sollten, um eine Stimmung im deutschen Volke hervorzurufen, die allerdings schon früher einmal dagewesen, dann aber infolge von mancherlei Fehlgriffen fast gänzlich verschwunden war, heute aber bereits wieder so lebhaft erwacht ist, daß dieselbe eher eines Dämpfers als einer Ermuthigung bedarf.

Eine große Zahl jener meist schon wieder der Vergessenheit anheimgefallenen Schriften fußte auf dem Buche, das augenblicklich vor uns liegt. Roscher's „Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung" sind seit lange ein standard work der Deutschen gewesen. Auch diejenigen, welche nicht voll und ganz mit dem gelehrten Verfasser in allen seinen Ausführungen zu gehen vermochten, mußten zugestehen, daß hier in nirgends sonst versuchter Weise eine streng wissenschaftliche, unparteiische, klare und durchaus gemeinverständliche Darstellung der beregten Fragen gegeben sei. In seiner neuen, dritten Auflage hat das Werk sehr bedeutend gegen seinen letzten Vorgänger gewonnen. Manche Ansicht hat eine Modifikation erfahren oder ist doch zurückgetreten gegen neue, aus der Entwickelung der Dinge hervorgegangene Anschauungen. Aber noch immer blickt Roscher hoffnungsvoll nach Osten, der, wie er einst sagte, so Gott will, einmal das Erbe Deutschlands werden soll. Freilich erscheint es heute bei dem Anstürmen von Magyaren und Slaven nebst allen ihnen zugehörigen Volkspartikeln, von denen jedes den Mund voll genug zu nehmen versucht, als ob diese Hoffnung in weite Ferne gerückt sei. Doch müssen wir für unser Theil bekennen, daß wir diese Hoffnung voll und ganz theilen, wir

meinen, unser Tag wird schon noch kommen. Bleiben wir nur fest auf unserem Posten und helfen wir anderen, daß sie auf dem ihrigen ebenso fest ausharren können.

Rascher hat sich bei dieser neuen Auflage einen Gehilfen gesucht. Er hat mit Meisterschaft die Naturlehre der Kolonien, d. i. die verschiedenen Arten ihres Entstehens und ihres Charakters, sowie die Kolonialpolitik der verschiedenen Nationen systematisch dargestellt; die Aufgabe aber zu erörtern, wie eine deutsche Kolonialpolitik sich zu bethätigen habe, wie und wohin unsere deutsche Auswanderung geleitet werden müsse, wie endlich Handel und Kolonisation in engster, sich gegenseitig befruchtender Wechselwirkung stehen, lauter Fragen, die jeden patriotischen Deutschen heute aufs Lebhafteste bewegen, hat er einer jüngeren Kraft R. Jannasch übertragen. Seine Arbeit lehrt uns den Verfasser als Theoretiker wie als Praktiker kennen. Wenn in derselben uns etwas besonders sympathisch gewesen ist, so ist es die ruhige, durchaus objektive Behandlung der ihrer befriedigenden Lösung heute immer noch harrenden Fragen. Namentlich seine Ausführungen über die Regelung des Auswanderungswesens möchten wir unseren Staatsmännern und Gesetzgebern auf das Angelegentlichste empfehlen. Nur auf dem von ihm vorgezeichneten Wege werden wir endlich einmal aus einem für ein großes Volk wahrhaft beschämenden Mißstande herauskommen. Mit großer Befriedigung haben wir das gelesen, was Jannasch über das Konsulatswesen sagt. Es ist in jüngster Zeit bei manchen Mode geworden, auf die Abschaffung der Handelskonsuln zu dringen, wo es immer auch sei, und ihre Ersetzung durch juristisch gebildete Berufskonsuln als das einzig Richtige hinzustellen. Wir haben nach unserer Erfahrung in diesen Ruf nie einstimmen können und wir freuen uns, hier von kompetenter Seite eine Bestätigung unseres Urtheils zu finden. Wenn aber einmal Berufskonsuln vorzuziehen sind, weshalb sollten Aerzte, Naturforscher, Ingenieure, Architekten, Bergleute, welche Jahre lang Gelegenheit hatten, die Zustände überseeischer Länder und den Charakter der Bewohner derselben kennen zu lernen, nicht ebenfalls geeignet sein, Berufskonsulate mit Erfolg zu verwalten? So fragt Jannasch und wir mit ihm. Bekanntlich ist ja die Reichsregierung in jüngster Zeit mehrfach von der alten Praxis abgewichen. Endlich möchten wir noch die am Schluß des Werkes in einer Reihe von Thesen zusammengefaßten Erörterungen über Handel und Kolonisation als die Quintessenz dieses hochwichtigen Kapitels dem Studium des Lesers ganz besonders empfehlen. Sie schaffen über vieles, was heute wirr und dunkel selbst bei Gebildeten umherschwirrt, erfreuliche Klarheit. Diese Klarheit ist überhaupt eine der hervorragendsten Vorzüge des Buches, das allen, die sich für die Kolonialfrage interessiren — und wer möchte sich jetzt von diesem Kreise ausschließen? — warm empfohlen sei.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Spanien will auch seinen Antheil an Afrika haben. Während man früher erwartete, es werde die günstige Gelegenheit benutzen, um Fernando Poo, Annobon und die Corisco Inseln, die ihm seit Jahren eine unnütze Last sind, los zu werden, macht es jetzt auf einmal große Anstrengungen, um Fernando Poo zu kolonisiren. Missionare sind hingesandt worden, um die Bubies zu bekehren und auf den Canaren wirbt man Ansiedler an, um die Insel zu kultiviren. Da durch den Rückgang der Cochenillezucht und die Reblaus die ohnehin armen Bewohner der Kanaren noch ärmer geworden sind, folgen viele den lockenden Anträgen; man bietet ihnen freie Ueberfahrt, 20 bis 25 Morgen Land — allerdings Urwald, den sie erst umroden müssen — für jeden Arbeiter Ackergeräthschaften und Saatfrucht, sowie drei Jahre lang Verpflegung auf Staatskosten. An Kolonisten wird es somit nicht fehlen; es ist nur die Frage, ob sie das Klima aushalten. Allerdings sind die Spanier und noch mehr die stark mit Berberblut gekreuzten Canarenser widerstandsfähiger als andere Nationen, aber nach den Berichten von Soyaux leiden die Spanier wenigstens sehr vom Klima. Auch ist zu berücksichtigen, daß die Bubies auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtig und gute Schützen sind. Spanien hat zu Ende der fünfziger Jahre, als es die Insel von den Engländern zurückerhielt, schon einmal einen großen Anlauf zur Kolonisation derselben genommen, um sie nach kurzer Zeit völlig sich selbst zu überlassen.

Außerdem hat die spanisch-afrikanische Compagnie an der Saharaküste zwischen Kap Bojador und Kap Branca einige Küstenpunkte besetzt, theils als Fischereistationen, theils aber um einen Handelsverkehr zunächst mit der Oase Adrar und dann weiter über Walata mit Timbuktu und dem Sudan zu eröffnen. Zwischen Adrar, das seither nur zweimal von Europäern besucht wurde (1850 von Panet, 1860 von Vincent) und Timbuktu einerseits und den Stationen am Senegal andererseits besteht schon Karawanenverkehr, und die Araber auf dieser Strecke sind Kaufleute genug, um den Vortheil einer Verbindung zu erkennen, die sie von dem Senegal unabhängig macht und ihnen den langen gefährlichen Marsch durch die Sahara erspart, wo sie im Sus immer Plünderung zu befürchten haben; sie können außer den Sudanwaaren im engeren Sinne besonders Gummi zum Verkauf bringen, das in der ganzen Plateauregion südlich der eigentlichen Sahara in Menge produzirt werden kann. Für die Franzosen ist diese Niederlassung sehr unangenehm, da sie den Verkehr vom Senegal ablenken wird und außerdem offenbar den Zweck hat, einen Keil zwischen Senegambien und Marokko einzuschieben. — Wenn aber die deutsche Kolonialzeitung, der wir vorstehende Notiz entnehmen, aus der „Epoca“ ganz gemüthlich abdruckt: „desgleichen errichtet die genannte Kompagnie eine Filiale in Timbuktu“, so heißt das denn doch Zukunftsmusik für Thatsache nehmen; bis einmal europäische Filialen in Timbuktu errichtet werden können, mag noch mancher Tropfen Wasser den Niger hinabfließen.

Nordamerika.

— Lieutenant P. H. Ray hat den bei Point Barrow (Alaska) mündenden Meade River etwa hundert Miles weit verfolgt; er konnte hier die Wasserscheide gegen den Kotzebuesund, eine niedere Hügelkette, erkennen, aber seine Führer weigerten sich, weiter zu gehen. Der Fluß fließt durch eine öde, unbewohnte, nur hier und da mit einigen Polarweiden bestandene Ebene, die dicht mit Moos bedeckt ist. Im Sommer kommen mitunter Eskimos aus Nunuk und Uglamie hierher auf die Renthierjagd.

— Zur Erforschung der Länder zwischen Kanada und der Hudsonsbai sind drei Expeditionen bestimmt; die eine geht vom Lake St. John, in dessen Nähe sich schon zahlreiche Ansiedler niedergelassen haben, aus, die andere folgt dem River Betsiamits, die dritte geht von

Neufundland aus der Küste entlang und soll an mehreren günstigen Küstenpunkten Ueberwinterungsstationen errichten. Auch die Umgebung des neuerdings so viel genannten Lake Mistassini soll genauer erforscht werden, und wenn die Angaben der Trapper über die Fruchtbarkeit der Gegend sich bestätigen, dürften den Forschern bald Kolonisten folgen.

— Eine Vergleichung der Industriethätigkeit in Kanada für die Jahre 1878 und 1884 weist eine bedeutende Zunahme nach. 1878 wurden 26 764 Arbeiter verwendet, 1884 47 828. Die Löhne stiegen von 7 290 000 Dollars auf 15 189 000, der Werth der Erzeugnisse betrug 32 554 000 und 77 543 000 Dollars und das in den Unternehmungen verwendete Kapital resp. 24 353 000 und 39 488 000 Dollars.

Südamerika.

— Kürzlich trat Everard F. im Thurn auf Kosten der Royal Society und der Royal Geographical Society eine neue Reise in das Innere von Britisch-Guiana an. Wie ein in Kew eingegangenes Telegramm meldet (s. Nature, 12. Febr. 1885), ist demselben gelungen, was seit einem Vierteljahrhundert das erstrebte Ziel botanischer Forschung in Südamerika gewesen ist: die Ersteigung der aus einer 5000 Fuß hoch gelegenen Savanne circa 2000 Fuß hoch senkrecht aufsteigenden Sandsteinmasse des Berges Roraima. Derselbe wurde zuerst von den Gebrüdern Schomburgk 1840 erblickt und beschrieben (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 12); er ist oben tafelförmig abgeflacht. Sein Umfang ist unbekannt, weil bis jetzt noch kein Forscher ihn umgangen hat; dabei ist er von Waldungen bedeckt und von den Seiten ergießen sich zeitweilig ansehnliche Wasserläufe. Bis jetzt wurde der Berg noch nicht erstiegen und ist möglicherweise auch ohne weiteres weder für Menschen noch Thiere besteigbar, so daß angenommen werden kann, daß sich dort oben ein Urtypus von Fauna und Flora unbeeinflußt durch später aufgetretene Formen erhalten hat. — Am 5. December 1884 war im Thurn bereits bis zu einem prächtigen Plätzchen in 5600 Fuß Höhe hinaufgestiegen, einem wahren Garten von Orchideen und anderen prachtvollen und seltenen Pflanzen, und wollte sich dort eine Hütte errichten, um eine Woche oder länger zu botanisiren. Dicht dabei befand sich eine Stelle, wo der Berg ersteigbar zu sein schien.

Polargebiete.

— Ueber die von norwegischen Walfängern gemachte Entdeckung zweier neuer Inseln in dem Meere zwischen Spitzbergen und Franz-Josef-Land liegen nähere Angaben in der „Mail" vom 11. Februar vor. Im vorigen Sommer herrschten dort ganz ungewöhnliche Eisverhältnisse: das sonst von Packeis erfüllte Meer östlich von Spitzbergen war freier als seit langer Zeit, während die Westküste Spitzbergens, welche sonst von Beginn des Sommers an zugänglich ist, durch einen Gürtel von Landeis blockirt wurde. Es war das eine Folge der im Frühling und Sommer bei Spitzbergen herrschenden Südwest-, West- und Nordwinde, welche das Eis an den westlichen und nördlichen Küsten aufhäuften, das Meer im Süden und Osten vom Eise frei machten und es nach der Westseite von Nowaja Zemlja und in das Meer zwischen dieser Insel und Franz-Josef-Land führten (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 254). Diese Verhältnisse waren die Veranlassung, daß mehrere Fangschiffe von dem spitzbergischen Archipel nach Osten fuhren und dort neue Inseln entdeckten. Zuerst fuhr H. C. Johannesen, welcher bei Nordenskiöld's Umsegelung von Asien die „Lena" befehligte, am 15. August von den Ryk-Ys-Inseln (bei Edge-Insel, Südosten von Spitzbergen) ostwärts nach König Karl- oder Wiche-Land, und an dessen Südküste entlang bis 34° östl. L. Gr., 78½° nördl. Br., von welchem Punkte aus er zwei bis dahin unbekannte Inseln sich nach Osten erstrecken sah, soweit das Auge reichte. Sie erschienen ihm als theils kahle, theils mit Schnee bedeckte Tafelberge. Am 21. August kehrte Johannesen um. — Kapitän H. Andreassen, von der Sloop „Elieser", begleitete Johannesen nach König Karl-Land und befand sich am 20. August etwa 22 Meilen vom Lande. Am nächsten Tage steuerte er in nordöstlicher Richtung nach der östlicheren der beiden neuen Inseln, bis er sich in 78° 24' nördl. Br. und etwa 36° östl. L. genau der etwa 4 Seemeilen breiten Meeresstraße zwischen beiden gegenüber befand. Der Sund zwischen der westlicheren und König Karl-Land wurde auf 12 Meilen Breite geschätzt. Die beiden neuen Inseln bilden mit König Karl-Land eine von SW nach NO oder ONO sich erstreckende Gruppe, welche in der östlicheren der beiden neuen Inseln ihr Ende zu erreichen scheint. Die mittlere Insel, ein einziges domförmiges Hochland, ist nach Andreassen etwas kleiner, die östliche etwa ebenso groß wie König Karl-Land; letztere bildet ein Hochplateau, dessen Ränder nach SW und NO steil abstürzen. Während der nächsten paar Tage umsegelte Andreassen die Westspitze von König Karl-Land und glaubte von dessen Nordseite aus im NO noch eine dritte Insel zu sehen, welche also nördlich von der östlichsten der neuen Inseln liegen müßte und vielleicht mit der sogenannten Weißen Insel identisch ist. — Der (anonyme) Einsender in den „Times" bespricht zuletzt die Namenfrage; er weist nach, daß das 1870 von Th. von Heuglin angeblich neugefundene König Karl-Land bereits 1617 von Engländern entdeckt und Wiches Island benannt worden ist, und schlägt deshalb vernünftiger Weise vor, der westlichsten Insel diese Bezeichnung zu belassen, den Namen König Karl-Land auf die ganze Gruppe zu übertragen und den Norwegern die Benennung der beiden neugefundenen Inseln anheimzustellen.

— Die Untersuchungen und Vermessungen an der Westküste von Grönland sollen auch in diesem Jahre unter Leitung des dänischen Marine-Premierlieutenants Jensen fortgesetzt werden. An der Expedition, die Ende März von Kopenhagen abgehen soll, nimmt außer Premierlieutenant Ryder noch Cand. med. Sören Hansen Theil, welchem letzteren besonders die anthropologischen Untersuchungen übertragen worden sind. Hauptsächlich soll das zwischen Godthaab und Sukkertoppen belegene Küstenland kartirt werden.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVII. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXIII.

Beim Austritte aus dem Dorfe Sarvistan hatten die Reisenden den Bergpfad, welcher den stolzen Namen „Alte Straße nach Bender Abbas“ führt, verlassen und waren drei Stunden lang in einem wilden Thale hin geritten. Am Ende dieser mit trockenen, harten Gräsern bedeckten Ebene liegen die imposanten Ruinen eines Palastes, dessen Gesammtanblick an die alten Mogul-Moscheen erinnert. Doch modificirt sich dieser Eindruck, wenn man das Innere betritt; die riesigen Ziegeln, welche auf dem Boden umherliegen, der elliptische Umriß der Bogen und der Kuppel und die wenigen Ornamente an den Mauern haben einen sehr ausgesprochenen archaischen Charakter. Der interessanteste Theil des Gebäudes ist unstreitig der große quadratische Saal in der Mitte; der Dom, welcher sich über demselben wölbt, ist von eiförmiger Gestalt und ruht auf vier Strebebogen, welche die Basis der Kuppel mit den senkrechten Mauern des Saales in Verbindung bringen; letzteres eine der bedeutendsten architektonischen Erfindungen der Byzantiner.

Neben diesem centralen Saale ziehen sich lange Galerien hin, die durch von aufgemauerten Säulen getragene Pfeiler in einzelne Nischen getheilt werden. Die Säulen sind schwerfällig, die Pfeiler massig, und das Gesims besteht einzig aus einem Zahnschnitte zwischen zwei Leisten. Die technische Ausführung dieses Theiles des Bauwerkes steht mit der Geschicklichkeit des Architekten, welcher den Plan des Ganzen entworfen, und der Kühnheit der Maurer, welche die Kuppel gewölbt haben, in gar keinem Verhältnisse. Die Bestimmung seines Alters ist ziemlich schwierig; doch scheint es aus vorislamitischer Zeit herzurühren. Einheimische Legenden, denen nicht viel Werth beizumessen ist, schreiben die Erbauung der unterirdischen Wasserleitungen und die Blüthe dieses Theiles von Fars der Achämenidenzeit zu; das ist die einzige Ueberlieferung, an welche man anknüpfen könnte. Wenn man andererseits sieht, daß die Achämeniden stets Fars in Besitz gehabt haben, daß die zahlreichen Festungen auf den Bergen um Schiraz und die tiefen, in den Fels gebohrten Brunnen dort und bei Sarvistan ihr Werk sind, so kommt man wohl auf den Gedanken, daß der Palast zu einer Zeit erbaut worden ist, wo sich Fars großen Wohlstandes erfreute, und die noch vor der Sassanidenzeit liegt. Die Fürsten dieser letzteren Epoche hielten sich stets in Schuster und in den nordwestlichen Provinzen auf, d. h. in der Nähe der von den Römern bedrohten Provinzen, und kümmerten sich nicht um Fars, wie die totale Verödung des achämenidischen Schiraz beweist.

Alles, was die einheimischen Begleiter Dieulafoy's über den Palast zu erzählen wußten, war, daß derselbe einst als Küche gedient habe, und daß in dem Kuppelsaale köstlicher Pilaw zubereitet worden sei; Läufer hätten dann die rauchenden Schüsseln im schnellsten Galopp dem Herrscher gebracht, der sein Hoflager auf einer Burg im nahen Gebirge aufgeschlagen hatte.

Am Nachmittage des 1. November verließ man die Trümmer des Palastes und ritt einen Richtweg nach Miandschangal, der ersten Station in der Richtung nach Darab. Da es schon zu spät war, um in dem Hause des Ket-choda Aufnahme zu verlangen, so richteten sie sich

in einem ganz verfallenen Imamzadeh (Grabkapelle) ein, wo sich schon Bettelmönche niedergelassen hatten. Die Folgen davon zeigten sich bald: sie wurden von massenhaften Läusen heimgesucht, und die Worte, mit welchen sie der eine ihrer Soldaten zu trösten suchte: „Diese Thierchen werden euch Glück bringen, sie kommen von Mekka", trugen wenig zu ihrer Beruhigung bei. Mit Tagesanbruch verließen sie das unappetitliche Nachtlager. Der Weg führte zuerst durch einen Engpaß, den Tang-i-Karim, senkte sich dann in ein schmales Thal zwischen malerischen Bergen hinab und trat in eine fruchtbare, mit zahlreichen Dörfern bedeckte Ebene. In Nabandagan jedoch, ihrem Nachtquartier, wurde Marcel Dieulafoy wiederum von der Krankheit befallen, welche ihm im Dorfe Sarvistan so schwer zugesetzt hatte, und da es Thorheit gewesen wäre, sich in einem solchen Zustande in ein fast wildes Land zu wagen,

Seitengalerie des Palastes von Sarvistan. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

so gab man die Reise nach dem nicht mehr fernen Darab auf. Trotzdem die Soldaten in der Ferne die Baumgruppen zeigten, in deren Schatten der Ort liegen sollte, so hatte doch Marcel alles Interesse an der Weiterreise verloren und wünschte so rasch als möglich nach Schiraz zurückzukehren, um ärztlicher Hilfe nahe zu sein. Nach einem Ruhetage in Nabandagan legte man am 4. November die beiden Märsche bis Sarvistan zurück, hielt sich dort aber nicht auf, sondern setzte die Reise bis Kundschun fort. Hier besserte sich der Zustand Marcel's so, daß es ihm bitter leid that, umgekehrt zu sein; nochmals aber den Weg nach Darab einzuschlagen, ging nicht gut an, und so entschloß man sich, Schiraz aufzugeben und die südwestliche Richtung nach der Küste über Firuzabâd einzuschlagen.

Als man aus dem Gebirge, dessen Oede und Kahlheit sich nicht von denen anderer persischer Gebirge unterschied, herauskam, gelangte man in eine prächtige Ebene von noch größerem Umfange, als die von Sarvistan. Die zum Theil

Kadschaveh der Frau eines Rosenölhändlers. (Nach einer Skizze Marcel Dieulafoy's.)

vor wenigen Tagen besäeten Felder zeigten schon sprossendes Grün; Frauen und Kinder richteten die Bewässerungsgräben her; anderwärts gruben Männer den Boden um und hinter ihnen gingen langsam die Säeleute einher und warfen mit voller Hand das Korn in die Furchen. Seit Weramin hatten die Reisenden kein so reiches und lachendes Stück Ackerlandes gesehen. Zur Nacht blieben sie im Dorfe Kawar, wo die Wege von Schiraz nach Lar und von Schiraz nach Firuzabâd zusammentreffen, und setzten die Reise am frühen Morgen des folgenden Tages fort. Der Weg nach Firuzabâd führt zuerst über einen Berg von Unrath und darauf durch eine enge, schattige Felsschlucht bergauf. Nach mehreren Stunden mühsamen Anstieges war die Paßhöhe erreicht, von wo sich dem Auge ein merkwürdiger Blick darbot. Sonst ist dasselbe gewöhnt, nur auf wilden, kahlen Abhängen und nackten Felsen zu ruhen, hier aber sah es baumartige Gebüsche, Chonar mit Namen, durch welche es die größte Mühe kostete, sich hindurch zu winden, ohne daß die Augen der Reiter und die Ohren der Maulthiere zu Schaden kamen. So knorrig die unter den dichten, bis auf den Boden herabhängenden Zweigen versteckten Stämme sind, ebenso leicht und zierlich ist die Blattbekleidung; das beste an der Pflanze sind ihre Früchte, Beeren von köstlichem Geschmacke, mit weichem, süßem Fleische wie dem der Pflaume. Aber beim Einsammeln derselben mag man Acht geben, daß man sich die Finger nicht zersticht.

Aber solche Vorzüge einer Landschaft gelten nichts in den Augen der Karawanen, welche sie durchziehen. Soldaten, welche auf der Paßhöhe lagerten, theilten den Reisenden mit, daß noch vor Jahresfrist eine regelmäßig organisirte Räuberbande den Berg und die Engpässe unsicher gemacht hätte und dabei so gründlich und umsichtig zu Werke gegangen wäre, daß die Straße zwischen Schiraz und Firuzabâd vollständig von Karawanen vermieden worden wäre. Als dann Sahabi Divan zum Gouverneur von Schiraz ernannt wurde, beschloß er diesem Zustande ein Ende zu machen und sandte Soldaten gegen die Wegelagerer aus. Der Kampf hatte auf beiden Seiten starke Verluste zur Folge; doch wurde eine große Anzahl von Räubern gefangen genommen, mehrere davon erlitten die fürchterliche Strafe des Eingegipstwerdens und Verhungerns und der Rest wurde zersprengt und konnte das Feld nicht länger halten. In dieser wenig bereisten Gegend fielen auch Steinhaufen auf, die an weithin sichtbaren Plätzen errichtet waren und den Namen Muschune führen. Sie dienen dazu, die sonst wenig kenntlichen Wege, deren Spur

Basrelief von Firuzabâd. (Nach einer Skizze von Marcel Dieulafoy.)

obendrein durch Geröllabstürze mitunter verwischt wird, kenntlich zu machen und Reisende vor der Gefahr des Verirrens zu bewahren.

Weiterhin im Gebirge treten an Stelle der knorrigen Gebüsche Bäume von mittlerem Wuchse, deren kugelrunde Krone auf einem kurzen, runzeligen Stamme ruht. Aus dem dichten und ziemlich hellgrünen Laube leuchten Trauben von schön zinnoberrother Farbe hervor, von welchen Mme. Dieulafoy nicht weiß, ob sie dieselben Früchte oder Blüthen nennen soll. Von weitem sehen dieselben unregelmäßig aus wie ein Schwamm; bei näherer Betrachtung aber zeigt es sich, daß sie aus einer Menge kleiner einzelner Stiele bestehen, welche durch Gestalt, Farbe und Glanz an rothe Korallenzweige erinnern. Die Maulthiertreiber sammelten eine Menge davon und verhießen, daß dieselben, gekocht, eine vorzügliche Speise für die Abendmahlzeit abgeben würden. In der That, je tiefer man abwärts stieg, was seit einigen Tagen der Fall war, um so schöner wurde das bisher so öde und traurige Persien: man sah wieder Wasser, Gießbäche und Kaskaden, und am Ufer derselben eine undurchdringliche Vegetation, bestehend aus Akacien, immergrünen Eichen, Buxbaum mit weißen Blüthen, baumartigem Weißdorn, dessen rothe duftige Beeren die Größe einer Kirsche erreichten, und wilden Feigen mit kaum haselnußgroßen Früchten.

Uebernachtet wurde in Deh Nô, einem Dorfe von ziemlich ärmlichem Aussehen, an dessen Eingange Männer und Frauen damit beschäftigt waren, Reis zu enthülsen. Bei Einbruch der Nacht ertönte von der Terrasse des von ihnen bewohnten Hauses in langsamem Rhythmus ein Gesang von bizarrem Reize, untermischt mit unvermittelt hinter einander ausgestoßenen tiefen und hohen Tönen. Es war ein Diener des Ket-choda von Deh Nô, der diese vom Koran als Allah ganz besonders wohlgefällige Funktion des Mollah erfüllte, und das mit so rührender Ueberzeugungstreue, daß sein „Es giebt keinen Gott außer Allah" den Reisenden unvergeßlich blieb. Am nächsten Morgen weckte sie derselbe Ruf, und noch vor Tagesanbruch saßen sie zu Pferde. Es war so kalt, daß ihnen die Fingerspitzen erstarrten und sie gern die Gelegenheit ergriffen, sich kaum ein halbes Kilometer vom Dorfe entfernt, an großen Feuern, welche Hirten angezündet hatten, zu erwärmen. Von dort aus konnten sie die vor ihnen liegende Ebene übersehen und bemerkten mit Erstaunen, wie die weiße Linie des Weges plötzlich am Fuße einer Felswand ihr Ende erreichte. Auf Befragen aber verneinten ihre Führer, daß man jene Berge

Die Ruinen bei Firuzabâd. (Nach einer Photographie von Mme. Dieulafoy.)

übersteigen müsse und erklärten, daß der Weg von Deh Rô bis Firuzabâd sich beständig senke. Und in der That, als man jene Felswand erreichte, verschwand der die Spitze bildende Gholam plötzlich hinter einem Vorsprunge, welcher eine enge Spalte vollständig verbarg und ein würdiges Gegenstück zu den Portes de fer in Kabylien oder der Rolandsspalte in den Pyrenäen ist. Bald wird das Thal weiter, der Pfad läuft auf dem linken Bergeshange entlang, führt zum zweiten Male durch ein ähnliches Thor und tritt zuletzt in eine prächtige Schlucht, welche ein wilder, von Ginerium und Oleander eingefaßter Bach durchrauscht.

Gegen 2 Uhr Nachmittags traf man auf eine kleine, von Schiraz kommende Karawane von Eseln; jedes Thier derselben war mit zwei großen Flaschen voll Rosenöl beladen, deren zerbrechliches Glas nur mäßig durch eine dicke Strohdecke gegen etwaige Stöße geschützt war. Es war

Inneres des Hauptraumes im Palaste von Firuzabâd. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

gar nicht nöthig, sich unter den Zug zu mischen, um Wohlgerüche einzuathmen; beim Ausgleiten und Hinstürzen hatten die armen Thiere schon manches Gefäß zerbrochen oder angeschlagen, so daß ihr Fell mit dem duftenden Nasse getränkt war und einen Geruch verbreitete, wie er auf dem Bazar der Drogenhändler in einer Stadt des Orients herrscht. Bei dem Zuge befand sich auch die Frau des Rosenölhändlers, welche die Reise in einem von einem Pferde getragenen Kadschaveh zurücklegte.

Weiterhin kam man in einen letzten, sehr engen Paß, den einst ein Schloß, Kale Dochtar (Mädchenburg) mit Namen, von schwindelnder Höhe aus beherrschte. Der Weg muß in früheren Zeiten viel begangen worden sein, und vielleicht knüpften sich auch an die Vertheidigung des Passes ruhmreiche Erinnerungen, denn auf einer dem Schlosse gegenüber liegenden Felswand, welche rechts vom Wege aufragt, befindet sich ein an 20 m langes sassanidisches Relief mit kämpfenden Reitern, welches leider schon so zer-

stört ist, daß man aus weiterer Entfernung keine Einzelheiten mehr unterscheiden kann, während bei einem nahen Standpunkte dem Beschauer der Ueberblick verloren geht.

Nachdem auch diese Schlucht passirt ist, gelangt man plötzlich in eine grüne Ebene, in welcher sich auf einem natürlichen Hügel auf der rechten Seite des Flusses die großen Ruinen des Palastes von Firuzabâd erheben. Von außen sehen dieselben höchst imposant aus und auf den ersten Blick auch viel massiver, als diejenigen bei Sarvistan. Tritt man hinein, so erstaunt man über die Einfachheit des Planes und den majestätischen schmucklosen Stil. Zuerst gelangt man in eine weite gewölbte Vorhalle, welche durch große Bogen mit vier symmetrisch zu der Axe der Vorhalle und des ganzen Gebäudes angeordneten Räumen in Verbindung steht. Dann folgt ein großer mit einer eiförmigen Kuppel bedeckter Saal und darauf ein mit Schutt bedeckter und mit wilden Feigenbäumen bewachsener Hof. Rechts und links von dem centralen Raume liegen zwei ganz ähnliche, der zur Linken völlig zerstört, wie überhaupt die ganze Seite nach Firuzabâd hin, der zur Rechten dagegen noch vollständig erhalten. Die Thüren, welche zu diesen Sälen führen, und die der Symmetrie halber daneben angebrachten Nischen sind mit Gipsornamenten verziert, welche in allen Einzelheiten den griechischen und ägyptischen Formen der persepolitanischen Palastthore gleichen. Auf dem Hofe hat sich am Ende eines mit einem Halbzirkelgewölbe überdeckten Gemaches die Treppe eines geräumigen Zirzamin erhalten, eines jener Kellerräume, in welchen die Perser noch heute während des Sommers sich aufhalten, und die sie nur Abends verlassen, um auf den Terrassen ihrer Häuser frische Luft zu schöpfen.

Die Ebene rings um den Palast ist mit Erdhaufen und Scherbenhügeln, den letzten Resten einstiger Häuser, übersäet, und vor der großen Vorhalle dehnt sich noch zwischen verfallenen Seitenwänden und Gestrüpp ein künstlicher See aus, dessen Wasser durch eine unterirdische Leitung aus dem Flusse herbeigeführt wurde. Was die Entstehungszeit des in so argem Verfalle daliegenden Bauwerkes anlangt, so möchte sie Dieulafoy wegen seiner sehr alterthümlichen Wölbungen und der griechisch-ägyptischen Thürverzierungen bis in die Achämenidenzeit zurück verlegen.

Als die Nacht hereinbrach, verließen die Reisenden die Ruinen und begaben sich längs des von prächtigen Feigenbäumen und hohen Palmen eingefaßten Flusses zum Uebernachten nach dem Dorfe Firuzabâd gadim (d. i. dem alten), in dessen schlecht gebauten Häusern nur arme Bauern im bunten Durcheinander mit ihrem Vieh hausten, während die reichen Leute der Gegend alle in Firuzabâd no (dem neuen) wohnen, dessen von einer üppigen Vegetation umgebenen Häuser in einer Entfernung von 8 bis 10 km sichtbar waren.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Prshewalski's neue Reise in Nordost-Tibet.

Ueber den ersten Theil seiner neuen Reise in Tibet hat Oberst Prshewalski mehrere Briefe an den Großfürsten-Thronfolger von Rußland gerichtet, welche in der „St. Petersburger Zeitung" vom 27. und 28. December 1884 (8. und 9. Januar 1885) in deutscher Uebersetzung erschienen sind. Die beiden ersten, d. d. Urga, 7. November 1883 und Kloster Tschöbsen, 10. März 1884, behandeln Gegenden, welche unseren Lesern aus den früheren Berichten des Reisenden bereits bekannt sind und deshalb hier übergangen werden. Dagegen geben wir den dritten Brief wieder, welcher die Entdeckung der Quellen des Hwang-ho oder Gelben Flusses (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 335) ausführlich schildert.

Ost-Zaidam, den 8. August 1884.

Mitte März verließen wir das gebirgige Gebiet der Provinz Kan-su und erstiegen das Plateau des Kuku-nor. Die absolute Höhe des Terrains erreichte hier 10 800 Fuß; die Wälder hatten weiten Wiesenflächen Platz gemacht, die eine prächtige Weide für Hausvieh boten. Neben dem Hausvieh weideten auf denselben Steppen große Herden Antilopen und wilder Esel, während der Erdboden durch die zahllosen Schlupfwinkel der Hasenmaus aufgewühlt ist, eines kleinen Nagers von der Größe unseres Eichhorns. Diese Hasenmäuse, welche auch in Nord-Tibet sehr zahlreich sind, fressen das Gras mit den Wurzeln auf und verwüsten das von ihnen unausgesetzt aufgewühlte Land oft auf weite Flächen.

Der Kuku-nor selbst, der 250 Werst im Umfang mißt und ein sehr schöner See ist, war noch mit Eis bedeckt, wiewohl es bereits Ende März war und wir dazwischen auch einige warme Tage gehabt hatten. Uebrigens waren von Schneestürmen begleitete Fröste weit mehr an der Tagesordnung. Das Eis auf dem Kuku-nor barst erst im ersten Drittel des April und wurde in mächtigen Schollen ans Ufer geworfen, wo es, nach Aussage der Landesbevölkerung, gewöhnlich bis Anfang Mai liegt. In Folge der lang andauernden Eisbedeckung des Kuku-nor und des völligen Fehlens geeigneter Futter- und Nistplätze (Schilf, Gebüsch, Moorgrund) nehmen am Kuku-nor nur wenig Zugvögel Aufenthalt; alle, selbst die Wasservögel nicht ausgenommen, eilen ohne Umschau den behaglichen Stätten unseres Sibirien zu. Der See ist sehr fischreich, doch ist die Mannigfaltigkeit der Arten eine geringe. Die Bewohner der Ufersteppen sind Tanguten und Mongolen. Die Tanguten bedrängen die Mongolen schwer, oft in Gemeinschaft mit Räubern, die aus Tibet eintreffen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Mongolen am Kuku-nor in nicht allzu ferner Zukunft von den Tanguten völlig ausgerottet werden dürften. Das gleiche Geschick harrt auch der Zaidam-Mongolen westwärts vom Kuku-nor.

Zaidam repräsentirt ein von Salzmorästen gefülltes Kesselthal von 800 Werst Länge und mehr als 100 Werst Breite, welches in einer verhältnißmäßig nicht sehr fernen geologischen Epoche den Boden eines später ausgetrockneten weiten Sees bildete. Die absolute Höhe des Terrains sinkt hier auf 2900 Fuß, daher ist hier auch das Klima wärmer als am Kuku-nor. Nur ist hier die Luft stets mit dichten Staubwolken gefüllt, welche der Wind von den häufig völlig kahlen, an besseren Stellen aber mit Tamariskenstauden bestandenen Ebenen der Salzmoräste aufweht. Eine Spielart der Tamarisken ist für die Bewohner von Zaidam von großer Wichtigkeit, weil sie ihnen im Herbst in Fülle eine süß-salzige, an unsere Johannisbeere erinnernde Frucht liefert, von der sich die dortigen Mongolen nähren.

Anfang Mai trafen wir am Fuße des gen Zaidam die Vormauer des Hochlandes von Nord-Tibet bildenden Bur-

chan-Budda-Gebirges ein, wo ein neuer Abschnitt unserer Reise begann. Das gesammte überflüssige Gepäck und die Reserve-Kameele ließen wir unter der Bewachung von sieben Kosaken in Ost-Zaidam zurück; wir selbst aber machten uns, 17 Mann stark, auf, um zu den Quellen des Gelben Flusses und darüber hinaus südwärts so weit als möglich vorzudringen. Drei Tage brauchten wir zur Ersteigung des Burchan-Budda, dessen absolute Paßhöhe 15 700 Fuß beträgt. Der Abstieg auf der Südseite ist viel leichter, da sich dort bereits das nordtibetanische Hochland anlehnt, welches 14 000 bis 15 000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt und eine weite im Westen an den Pamir, im Süden an den Nord-Himalaya, im Osten an die Gebirgszüge des eigentlichen Chinas grenzende Fläche bildet. Im östlichen Theile dieses Hochlandes liegen die Quellen der beiden berühmten chinesischen Flüsse — des Gelben Flusses oder Hwang-ho und des Blauen oder Jang-tse-kiang. Trotz der noch vor Beginn unserer Aera von den Chinesen gemachten und sodann im vorigen Jahrhundert von ihnen wiederholten Versuche, die Quellen der genannten Flüsse zu erforschen, ist ihnen das nicht geglückt. Nord-Tibet war bis in die letzte Zeit und ist auch zum Theil heute noch ein der geographischen Wissenschaft völlig unbekanntes Land.

Nachdem wir den Burchan-Budda überstiegen und noch etwa hundert Werst auf wüstem Hochlande zurückgelegt hatten, erreichten wir endlich das ersehnte Ziel — die Quellen des Gelben Flusses. Das Quellengebiet des Stromes liegt auf einer absoluten Höhe von 13 600 Fuß. Die Quellen bilden zwei von Süden und Westen aus den auf dem Plateau verstreuten Bergen entspringende Flüßchen, welche von den zahlreichen Bächlein und Quellen des 60 Werst langen und 20 Werst breiten Odon-Sumpfthales gespeist werden. Der Hwang-ho selbst ist hier noch ein sehr bescheidener, von zwei beziehentlich drei Armen von je 12 bis 15 Faden Breite gebildeter Fluß mit wenig Wasser und zwei Fuß Tiefe an den Fuhrten. Zwanzig Werst von seinem Quellengebiete entfernt, fällt der Gelbe Fluß in einen weiten See, dessen Südseite er mit seinen trüben Fluthen färbt, um sodann ostwärts auszulaufen und bald darauf wiederum in einen gleichen See zu fallen, den er bereits als bedeutender Fluß verläßt. Nach einer scharfen Biegung, mit welcher er den von ewigem Schnee bedeckten Amne-matschin umgeht, durchbricht der Fluß nun mit seiner reißenden Strömung die Quergebirgszüge des Kuen-Lün und eilt den Gebieten des eigentlichen China zu.

Sofort beim Betreten der Berge von Nord-Tibet machten wir die Bekanntschaft eines ganz entsetzlichen Klimas. Wiewohl wir uns in der zweiten Hälfte des Maimonats befanden, umwütheten uns nicht selten rein winterliche Schneestürme und die Nachtfröste steigerten sich bis zu 23 Grad. Das magere Gras dieser Gegend erlag aber der Kälte nicht und selbst nach starken Nachtfrösten erwärmte die Sonne die spärlichen Blumen zu neuem Leben. Allein nicht nur im Mai, sondern selbst im Juni und Juli brachte jede klare Nacht Fröste bis zu 5 Grad; an den Tagen aber regnete es fast regelmäßig, mitunter sogar einige Tage nach einander. Die Menge der Niederschläge, welche der südwestliche Monsun aus dem Indischen Ocean hierher bringt, ist so groß, daß Nord-Tibet sich im Sommer in einen fast ununterbrochenen Sumpf verwandelt. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung dessen, wie schwierig für uns mit unseren beladenen Kameelen das Passiren dieser Sümpfe war, und wie schädlich sich das naßkalte Klima auf diese an Wärme und Dürre gewöhnten Thiere äußerte. Aber diese wilden Wüsteneien von Nord-Tibet, welche für den Menschen so wenig gastlich sind, daß selbst die Nomaden auf einen Aufenthalt in diesem Landstrich fast ganz verzichten — bergen ganze Herden wilder Thiere, und zwar Yaks, Antilopen, Bergschafe und selbst Bären, deren es hier trotz der Waldlosigkeit sehr viele giebt. Täglich begegneten wir einigen und mitunter auch mehr als zehn Bären; erlegt haben wir einige 30 Exemplare. Der hiesige Bär ist sehr feige und ergreift selbst verwundet die Flucht, nur das Weibchen stürzt sich gelegentlich auf den Jäger.

Nachdem wir einige Tage an den Quellen des Gelben Flusses verbracht, brachen wir weiter südwärts auf und zum Blauen Flusse oder Dy-tschju, wie ihn die Tanguten hier nennen. Die Gegend repräsentirte wie bisher ein hügeliges, in seinem größten Theile mit Sümpfen bedecktes Plateau, das mit drahthartem tibetanischem Riedgras bewachsen ist. Die Wasserscheide der beiden großen chinesischen Ströme hat in der von uns passirten Gegend 14 500 Fuß absoluter Höhe. Weiterhin südwärts im Stromgebiet des Dy-tschju verändert sich der Charakter der Landschaft rasch und verwandelt sich in ein gebirgiges Alpenland; doch fehlt es in den Bergen noch an Wäldern, wiewohl die Gräser-Flora ziemlich reich und mannigfaltig ist. Hier nomadisiren auch mit ihren Yak- und Hammelherden die Tanguten des Kam-Stammes, welche uns zwar nicht besonders freundlich, aber auch nicht feindlich empfingen. Nach etwa hundert Werst schwierigen Weges durch Gebirgsland erreichten wir die Ufer des hier auf einer absoluten Höhe von 12 700 Fuß hinfließenden Dy-tschju. Der von Bergen eingeengte Fluß hatte eine Breite von 50 bis 60 Faden, sehr trübes Wasser, ungemein rasche Strömung und große Tiefe. Mit Kameelen einen solchen Fluß zu überschreiten, war unmöglich und der weitere Weg nach Süden somit versperrt. Statt dessen wurde eine Erforschung der großen Seen am Oberlaufe des Hwang-ho beschlossen. Doch brachten wir zunächst eine kleinen Streifzügen in die Umgegend gewidmete Woche am Ufer des Dy-tschju zu. Während eines unserer Streifzüge wurden wir von den Tanguten vom entgegengesetzten Stromufer aus mehrfach beschossen.

Auf dem bisherigen Wege kehrten wir ins Quellengebiet des Gelben Flusses zurück, von wo wir in einer neuen Richtung zu dessen Seen vordrangen. Den Weg suchten Streifwachen auf, da wir keine Führer hatten. Auf Bewohner stießen wir nirgends; die benachbarten Tanguten verfolgten aber unsere Bewegungen und machten am frühen Morgen des 13. Juli mit einer etwa 300 Mann starken Reiterschar einen plötzlichen Ueberfall auf uns. Die ganze Horde hatte sich in der Finsterniß an unsere Lagerstätte herangeschlichen und stürzte sich nun mit wildem Geheul auf uns. Glücklicherweise waren wir bereits wach und rasch zur Gegenwehr bereit. Zuerst fiel der vereinzelte Schuß des die Wache habenden Kosaken, sodann ein zweiter, ein dritter und bald war das Gewehrfeuer in vollem Gange. Unser kleines Lager war in wenigen Augenblicken von einer Feuerlinie umgürtet. Die Räuber, welche uns zu überrumpeln gehofft hatten, hielten unser Feuer nicht aus und kehrten jählings um. Unser Feuer begleitete sie so lange, als wir ihnen treffsichere Kugeln nachzusenden vermochten. Sodann bepackten wir unsere Kameele, gingen nun selbst gegen das Tangutenlager vor, welches wir zerstörten, und jagten die Räuber in die Flucht. Nach diesem Scharmützel wurden wir noch vorsichtiger, als wir es schon bisher gewesen waren, setzten aber unseren Weg längs den Ufern der Seen fort, von denen ich auf Grund des dem ersten Erforscher zustehenden Rechtes den einen Russischer See und den anderen Expeditionssee nannte. Beide

Seen liegen malerisch auf einer absoluten Höhe von 13500 Fuß, sind von Bergen umgeben und haben jeder einen Umfang von mehr als 120 Werst. Der Fischreichthum ist sehr groß; doch konstatirten wir auch hier eine auffallend geringe Mannigfaltigkeit der Arten. Von Wasservögeln sind nur indische Gänse in großer Zahl vorhanden. An einem kleinen Ufersee trafen wir eine so große Menge Gänse, daß drei Schützen binnen einer halben Stunde 85 Stück erlegten.

Sechs Tage nach dem ersten Scharmützel mit den Tanguten wurde auf uns ein neuer Angriff unternommen, diesmal aber am Tage und vom räuberischesten der am Gelben Flusse hausenden Tangutenstämme. Die etwa 300 Mann zählende berittene Horde ritt von den nächsten Bergen im Trabe bis auf eine Werst auf uns zu und ging dann unter lautem Geheul zum Angriff vor. Dumpf erdröhnten auf dem feuchten Lehmboden die Hufe der Pferde, zu einem Steckenzaun geschlossen flimmerten die langen Piken der Reiter auf, während der Wind die weiten Tuchmäntel und langen schwarzen Haare der Reiter flattern machte. Gleich einer Sturmwolke eilte diese wilde, blutgierige Horde auf uns zu.... Mit jedem Augenblick traten die Umrisse der Pferde und der Reiter schärfer hervor.... Auf der anderen Seite stand vor ihrem Lager schweigend mit gespanntem Gewehr unsere kleine Schar von 14 Mann, für die es jetzt keinen anderen Ausweg gab als Tod oder Sieg. Als sich der Abstand zwischen uns und den Räubern bis auf 500 Fuß verringert hatte, kommandirte ich Feuer — und dem Feinde flog unsere erste Salve entgegen, der nun häufiges Reihenfeuer folgte. Die erste Salve brachte die Räuber nicht zum Stehen; sie ritten weiter auf uns zu, wobei ihr Führer sie mit den Worten aufmunterte: „Stürzt auf sie! Stürzt auf sie! Mit uns ist Gott! Er wird uns helfen!" Als unsere Schüsse aber Menschen und Pferde zu Boden zu strecken begannen, kehrten die Räuber um und zogen sich hinter den nächsten Abhang zurück, wo sie von den Pferden stiegen und aus ihren Steinschloßgewehren auf 300 Schritt Entfernung auf uns ihr Feuer eröffneten. Nun ließ ich meinen Gehilfen, Second-Lieutenant Robarowski, mit fünf Kosaken zum Schutze unserer Lagerstätte zurück, mit den sieben übrigen Kosaken aber brach ich auf, um die Tanguten aus ihrem Hinterhalt zu vertreiben. Die Räuber schossen auf uns nun aus einer geringeren Entfernung, jedoch ohne zu treffen. Als nun erst einer von uns den Abhang erklommen hatte, stürzten die Tanguten schleunigst zu ihren Pferden und ritten davon. Wir verfolgten sie mit unserem Feuer und tödteten wiederum einige Mann. Die Räuber nahmen aber ihre getödteten oder verwundeten Gefährten wie bisher so auch jetzt auf und brachten sie mit sich fort; es blieben nur die Kadaver der Pferde, sowie auch die Leichen einiger Tanguten liegen, welche die Fliehenden nicht mehr aufzulesen vermochten. Außerdem war das Feld mit den in der Verwirrung verlorenen Tuchmänteln und Hüten der Räuber bedeckt. Die Räuber setzten sich in einen neuen Hinterhalt fest und eröffneten wiederum auf uns ihr Feuer, wurden aber von uns auch aus diesem Hinterhalte ebenso erfolgreich vertrieben. Ein Theil der Horde war inzwischen auf unser Lager gestürzt in der Annahme, dasselbe verlassen zu finden, wurde aber wider Erwarten von den zurückgebliebenen Kosaken mit scharfem Feuer begrüßt und vertrieben. Ueberall von Mißerfolg begleitet, begannen die Tanguten sich nun in die Berge zurückzuziehen. Wir verfolgten sie mit unseren Schüssen, so lange es möglich war. In beiden Scharmützeln sind von uns einige 40 Räuber getödtet und verwundet worden, desgleichen auch viele Pferde. Wir selbst haben das große Glück gehabt, alle unversehrt zu bleiben; nur zwei unserer Pferde wurden verwundet. Das zweite Scharmützel endete erst mit Eintritt der Abenddämmerung. Wir durchwachten, in zwei kleinen Scharen zu beiden Seiten unseres Lagers sitzend, die ganze Nacht. Wie um uns zu ärgern, trat das abscheulichste Wetter ein: ein kalter Sturmwind erhob sich und vom Himmel ergoß sich unaufhörlicher Regen, während uns undurchdringliche Finsterniß umfing. Die Tanguten schienen aber von uns im Laufe des Tages so befriedigt worden zu sein, daß sie sich nicht zu einem neuen Angriffe auf uns entschlossen, wiewohl ihnen ein nächtlicher Ueberfall sehr viel Aussicht auf Erfolg bot, da er sie wenigstens auf weitere Entfernung vor der verderblichen Wirkung unserer Gewehre bewahrte.

Der Rückweg von den Seen des Gelben Flusses nach Zaidam brachte keine besonderen Abenteuer, nur setzten uns die häufigen Regen zu, die gelegentlich dem Juli zum Trotze von rein winterlichen Schneestürmen abgelöst wurden. Die Passage über den Gelben Fluß bewerkstelligten wir an der bisherigen Stelle sehr glücklich, da das Wasser erst am Vortage gesunken war. Räuberischen Tanguten begegneten wir nicht mehr. In der Nähe des Südabhanges des Burchan-Budda stießen wir auf einige 30 friedliche Tanguten, welche sich mit Goldwäscherei beschäftigten; ganz Nord-Tibet ist nämlich sehr goldreich. An der von uns besuchten Goldwäscherei gruben die Tanguten die goldhaltige Schicht aus einer Tiefe von nur einem bis zwei Fuß und, wiewohl die Goldwäscherei in der primitivsten Weise geschah, zeigten uns die Tangnten ganze Hände voll Gold in großen Stücken, von denen keines kleiner als eine Erbse war. Unzweifelhaft ließen sich hier bei sorgfältigem Betriebe der Goldwäscherei riesige Schätze heben. Ueberhaupt scheint mir die Prophezeiung nicht zu gewagt, daß Tibet mit der Zeit ein zweites Kalifornien werden, ja sich vielleicht sogar noch reicher an Edelmetallen erweisen wird, die in dem Boden des weiten wüsten Hochlandes ruhen.

Nachdem wir abermals den Burchan-Budda überstiegen, ging es in die Zaidamebene, die uns trotz ihrer Abscheulichkeit nach all dem in Tibet überstandenen Ungemach wie ein gesegnetes Land erschien. Gerade 1000 Werst haben wir während dreier Sommermonate in Tibet zurückgelegt und, wie ich mich wohl rühmen darf, mit den Waffen in der Hand, für die Wissenschaft die Erforschung eines der unbekanntesten Winkel von Centralasien erobert. Jetzt geht unser Weg nach West-Zaidam, wo wir in Gast ein neues Depot errichten und den Winter mit der Erforschung der Umgegend verbringen werden. So sehr es aber auch erwünscht wäre, sogleich nach dem neuen Bestimmungsorte aufzubrechen, so muß doch der Aufbruch bis Ende August hinausgeschoben werden, da wir noch 20 neue Kameele kaufen und sodann bis Herbsteintritt das Verschwinden der den Kameelen äußerst schädlichen Bremsen und Fliegen der Zaidamsümpfe abwarten müssen ....

Die „Verwüstung" der Sahara.

Von **W. Kobelt.**

Daß die 160 000 Quadratmeilen große Wüste Nordafrikas in früheren Zeiten nicht dieselbe Beschaffenheit gehabt haben kann wie heute, daß sie zu einer verhältnißmäßig nicht allzuweit zurückliegenden Epoche reicher an Wasser und somit an Vegetation, Menschen und Thieren zugänglicher gewesen sein muß, ist neuerdings so unumstößlich dargethan worden, daß es kaum noch einer Begründung bedarf. Schon der Umstand, daß zur Karthagerzeit, vor der Einführung der Kameele aus Asien, überhaupt ein Verkehr zwischen Mittelmeer und Sudan möglich war, beweist, daß damals noch mehr Wasser wenigstens in der westlichen Sahara zu finden sein mußte; Herodot's Erzählung von der Entdeckungsreise der nasomonischen Jünglinge zeigt uns die Sahara schon als Wüste, aber für entschlossene und an Strapazen gewöhnte Leute durchwanderbar. Das Vorkommen von Elefanten in Nordafrika noch in historischer Zeit, oder, wenn man das bestreiten will, die Möglichkeit, Elefanten für das karthagische Heer nach Nordafrika zu bringen, sind nicht minder überzeugend, und so dreht sich der Streit eben nur noch darum, von welchen Bedingungen die Verwüstung abhängt.

Kosmische Ursachen, zunehmende Trockenheit der Luft, wie man sie zuerst ins Feld geführt hat, kommen neuerdings immer mehr aus der Mode und dürften auch für die Erklärung des Saharaphänomens durchaus überflüssig sein. Entwaldung der Hoggarberge und der Atlashöhen, wie sie namentlich Lenz betont, haben jedenfalls zur Verschlimmerung beigetragen, dürften aber kaum die alleinige Ursache sein, denn einmal ist die Entwaldung in Algerien wenigstens nicht so furchtbar, wie sie gewöhnlich dargestellt wird, und dann hat der Hochwald in den südlichen Ländern durchaus nicht dieselbe Wichtigkeit für die Regulirung des Wasserabflusses, wie bei uns, da ihm die auffangende Bodendecke fehlt. Die Bäume stehen unvermittelt und ohne Unterholz auf dem kahlen Felsboden und das Regenwasser schießt von einem bewaldeten Berghange nicht minder rasch ab, wie von einem nackten, und der verwüstete Buschwald, den der Deutsche gar nicht als einen richtigen Wald anerkennen mag, leistet da vielfach bessere Dienste, als der Hochwald von Strandkiefern oder Korkeichen.

Vielleicht ließen sich einzelne der Erscheinungen, aus denen man auf die frühere Bewohnbarkeit der Sahara schließt, auf andere Weise erklären, und ich theile darum hier eine Beobachtung mit, die sich mir aufdrängte, als ich im vorigen Mai mich am Südrande der Aurès befand. Wir waren auf dem Wege nach Biskra und standen auf dem Col de Sfâ, dem letzten Joch vor dem Beginn der eigentlichen Wüste. Vor uns erstreckte sich das flache Hügelland, welches der Uëd Biskra durchströmt und in welchem sein Wasser den Oasen des Ziban das Leben giebt. Hinter uns lag die Ebene von el Utaja, von demselben Flusse durchströmt, mit der gleichnamigen Oase und der prachtvollen Ferm des Herrn Dufour. Es ist eine völlig wasserrechte Ebene, ziemlich fünf Stunden in jeder Richtung messend, mit gleichmäßigem feinem Thon erfüllt, ohne allen Zweifel der Boden eines Seebeckens. Nur eine enge gewundene Schlucht verbindet dasselbe mit der Wüste und gestattet dem Fluß einen Ausweg; würde diese heute durch eine Barrage gesperrt, so müßte sich alsbald das ganze Becken wiedec in einen See verwandeln. Dann hatte aber der Uëd Biskea ein Reservoir, daß ihm auch für den Sommer Wasser genug lieferte, und der Fluß würde wieder, wie früher, das ganze Jahr hindurch bis zum Schott Melrhir gelangen und vielleicht diesen füllend die alte Verbindung mit dem Tritonsee wieder herstellen. Die Vortheile, welche man vom Mer intérieur erwartet, ließen sich vielleicht so viel billiger erlangen.

Aber el Utaja steht nicht vereinzelt. Schon oben, als ich vom Pic des Cèdres aus die ganze Provinz Constantine vom Meer bis zur Wüste überschaute, war mir aufgefallen, daß auch die Hochebene von Batna mit der ganzen tiefen Einsenkung zwischen den Aurès und dem Dschebel Tuggurt ein geschlossenes Becken bildet. Heute zwar fließen die Gewässer von Batna nach den Salzseen der Hochebene ab, aber eine ganz geringe, kaum merkbare Schwelle trennt Batna von den Zuflüssen des Uëd Kantara und somit des Uëd Biskra, und wenn die Menschenhand nicht hindernd eingreift, ist die Zeit nicht mehr fern, wo die Ravins, welche von Jahr zu Jahr näher an Batna heranrücken, die Wasserscheide durchschneiden und wenigstens die Abflüsse des Cederupiks wieder den Zibanoasen zuführen werden. Früher war hier jedenfalls ein ausgedehnter Hochsee, der von der Wasserscheide des Rummelgebietes bis zum Rande der Wüste reichte und bei el Kantara einen Abfluß hatte, welcher den hemmenden Felsriegel bis zum heutigen Niveau durchnagte und so den ihn speisenden See trocken legte.

Denken wir uns den Nil, wenn er einmal das Becken an der Einmündung des Gazellenflusses ganz ausgefüllt hat und wenn die Wasserfälle zwischen dem Ukerewe und dem Mwutan den Felsen bis zum See zurück durchfressen haben, dann wird Aegypten auch nur ein Theil der Sahara sein und nur wenn die Regen in Abessinien ungewöhnlich stark fallen, wird der alte Nil wieder einmal Wasser bis zum Mittelmeere führen.

Gelänge es, ähnliche Verhältnisse auch an anderen Stellen der Sahararänder nachzuweisen, so brauchten wir kaum noch nach anderen Ursachen für ihre Verwüstung zu suchen. Der Uëd Drâa war noch in historischen Zeiten ein mächtiger Fluß, der jederzeit den Atlantischen Ocean erreichte, gefüllt mit Nilpferden und Krokodilen. Heute führt sein Unterlauf nur noch äußerst selten Wasser und er hat nicht einmal mehr die Kraft, das Seebecken ed Debaja an der Stelle, wo er nach Westen umbiegt, zu füllen. Früher bildete dieses für ihn jedenfalls ein mächtiges Reservoir, aber wahrscheinlich existirte weiter oben noch ein Seebecken im Bereich des Atlas selbst, das ihm gestattete, auch im Sommer das untere Bassin gefüllt zu halten. Die Karten dieses Theiles von Marokko sind leider noch immer hauptsächlich Phantasiegebilde, aber alle stimmen darin überein, daß der Oberlauf des Drâa eine Bergkette durchbricht, und eine Seebildung erscheint mir dort durchaus nicht unwahrscheinlich.

Auch in den Oasen von Tafilalet und Tuat

scheinen die Verhältnisse ganz analog, und wenn ich bedenke, wie ungemein gleichmäßig alle die Flüsse Nordafrikas auf den Nordrand des atlantischen Hochplateaus eingewirkt haben, bin ich sehr geneigt anzunehmen, daß auch am Südrande eine ähnliche Gleichmäßigkeit herrscht und an zahlreichen Stellen in früheren Zeiten Hochseen bestanden und Reservoire für die Flüsse gebildet haben. Das würde aber dann weittragende Perspektiven eröffnen. Von den genannten Oasen aus läßt sich das Bett des Uëd Guir oder Messaoura nach den Erkundigungen, die Sabatier von Leuten aus Tuat, die regelmäßig nach Timbuktu reisen, eingezogen hat, mit einer ganz kurzen Unterbrechung durch Sanddünen bis zu den Hoggarbergen verfolgen; es geht dort in den Uëd Ahenet über und dieser wieder in den Teghazert oder Tirezert, der, identisch mit dem von Barth erkundeten Tirecht, sich bis in die Salzmoräste an der Nigerkrümmung verfolgen läßt. Kam dem Flusse noch eine Verstärkung aus den Hoggarbergen — und sind nicht hier die Krokodilsümpfe des Barth's mit der allerhöchsten Wahrscheinlichkeit die Reste ehemaliger Seen? — so hätten wir ohne Zuhilfenahme irgend einer kosmischen Veränderung eine Wasserstraße vom Niger bis zu den Quellen der marokkanischen Muluja und brauchten uns den Kopf nicht mehr zu zerbrechen über den Weg, auf welchem die Dickhäuter des Sudan an den Rand des Mittelmeeres gelangt sind.

Es stand ihnen sogar ein doppelter Weg zur Verfügung; auch bei Sinder, unfern der Stelle, wo Barth den Fluß kreuzte, mündet ein von den Hoggarbergen kommendes, heute wasserleeres Wadi in den Niger, und nach der anderen Seite führt der Uëd Igherghar die Verbindung weiter bis in die Nähe des Schott Melrhir.

Ich gedenke in dem demnächst erscheinenden Bericht über meine vorjährige Reise in Algerien auf diese Frage näher einzugehen; vielleicht veranlaßt die vorstehende vorläufige Notiz einen oder den anderen Fachmann, ihr auch einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Das Rügenwalder Amt.

Von Dr. Zechlin.

III.

Doch kehren wir zu dem Schlosse zurück. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wohnte in ununterbrochener Reihenfolge eine große Anzahl pommerscher Herzöge auf demselben; es würde zu weit führen, dieselben alle namhaft zu machen. Bis zum Aussterben des Greifengeschlechts (1637) herrschte hier ein fröhliches Leben; dann hielt hier die trauernde Wittwe des letzten Greifenherzogs Hof, sah die Greuel des dreißigjährigen Krieges und wurde dann neben König Erich in dem Gewölbe der Stadtkirche beigesetzt (1653). Noch in demselben Jahrhundert hielt der erste Hohenzoller seinen Einzug. Friedrich III. kam 1697 nach Rügenwalde und besichtigte Stadt und Schloß.

Das Interesse an der Geschichte der Stadt wird hauptsächlich durch das Schloß in Anspruch genommen; nur einiges bleibt von derselben nachzuholen. Vermuthlich ist sie von Fürst Witzlav II. von Rügen, welcher um 1270 in Besitz dieser Gegend gelangt war, als deutsche Stadt gegründet, sie wird zuerst 1271 genannt, gerieth aber wieder in Verfall, so daß die drei Söhne des Grafen Swenzo, Petrus, Johannes und Laurentius, sie von neuem im Jahre 1312 aufbauten, mit Kolonisten besetzten und mit lübischem Rechte bewidmeten. Sie blühte bald auf und gehörte zu dem Hansabunde, wurde aber im Jahre 1365 von den Vororten aus dem Bunde ausgestoßen, weil sie während des Krieges mit Dänemark trotz des Verbotes den Handelsverkehr mit der Insel Schonen fortgesetzt hatte; nach einiger Zeit wurde sie wieder in denselben aufgenommen. Es klingt heute unglaublich, daß die Stadt eine Fehde mit Amsterdam hatte, und doch ist es so; 1464 wurde dieselbe beigelegt und zwischen beiden Städten ein Traktat geschlossen. Einige Jahre später (1491) hatte sie einen Streit mit der Stadt Helsingör, wobei dem Bürgermeister aus Helsingör, Peter Hansen, ein Schiff weggenommen wurde; dafür bezahlten die Rügenwalder dem Bürgermeister 350 Gulden und machten dann Frieden. Ebenso gerieth sie 1510 in Streit mit den Köslinern, da letztere nach der Meinung der Rügenwalder unbefugt Seehandel getrieben hatten. Auch hatte sie wie Kolberg und Köslin Zollfreiheit im Sunde.

An der linken Seite der Wipper in der Nähe des heutigen Wasserthurmes der Eisenbahn lag das Karthäuserkloster Marienkron, welches im Jahre 1394 von Adelheid, der Gemahlin Bogislav's V. in Lanzig gestiftet worden war, aber 1407 hier an den Gartgraben, einer Verbindung zwischen Grabow und Wipper, verlegt wurde. Es ist keine Spur mehr davon übrig geblieben, nur die Klosterwiesen bewahren die Erinnerung an die Stätte, wo die Mönche gewohnt haben. Schöttgen[1]), der, wie das ganze achtzehnte Jahrhundert, nicht gut auf die Mönche zu sprechen ist, nennt sie Zehrbienen und giebt ein Inventarium ihres Besitzes und Haushaltes, um zu zeigen, wie theuer sie dem Lande zu stehen kommen. Unter der Rubrik: Geträuke führt er an: 14½ und 93 Stübgen Wein, 239 Tonnen Bier, 3 Tonnen schwach Trinken, 3½ Tonnen Meth.

Dicht bei den ehemaligen Ruinen des Klosters befindet sich der mit großen Kosten hergestellte Winterhafen, in welchem zahlreiche Schiffe überwintern, denn die Wipper ist von hier aus für Schiffe mit geringem Tiefgang passirbar und ihr Strombett wird durch fortwährendes Baggern vor Versumpfungen und Versandungen geschützt. Von der Stadt vermittelt ein kleiner Dampfer die Verbindung mit der Münde, außerdem führt eine 3 km lange Chaussee dorthin. Kurz vor ihrem Einfluß in die See nimmt die Wipper die Grabow auf, mit der sie zusammen ein weites Wiesenthal bildet. Die Wiesen zeichnen sich durch die Güte ihres Heues aus, denn die Vegetation ist durch die salzigen Niederschläge bevorzugt, und auch geringe Gräser werden dadurch gesunder und genießbarer, sind aber in besonders wasserreichen Jahren häufig der Ueberschwemmung aus-

[1]) Altes und neues Pommerland 1727.

gesetzt. Auch klimatisch sind diese Gegenden bevorzugt; ist die Ernte auch 14 Tage später wie auf dem Landrücken, so ermöglicht doch das gleichmäßige Klima das Gedeihen von Gewächsen, welche in dem südlich davon gelegenen Höhenzuge nicht mehr fortkommen, z. B. das der Walnußbäume. Allerdings verursacht die See durch das kühle Frühjahr und die kühlen Abende häufig katarrhalische Krankheiten unter den Einwohnern.

Rügenwaldermünde ist ein Dorf, auf beiden Seiten der Wipper gelegen, die durch eine Schiffbrücke verbunden werden. Die Wipper, welche hier rasch fließt und 50 bis 60 Schritte breit ist, mündet in ein großes Hafenbassin, das von Molen eingerahmt ist. Der Hafen ist einer der größten Pommerns, wohl zu groß für den geringen Verkehr; er war früher 3 m tief, hat aber durch neue Baggerungen eine Tiefe von 5 m erreicht, so daß schon große Schiffe einlaufen können. Die Westmole ist 1882 fertig geworden, die Ostmole noch in Arbeit, außerdem wird noch eine Seitenmole, die parallel mit dem Strande geht, gebaut zum Schutz der dahinter liegenden Häuser. Westlich und östlich von den Hafenmolen befinden sich Badeanstalten, diejenige am östlichen Ufer besteht schon seit 60 bis 70 Jahren; hier badete am 25. Juni 1822 Friedrich Wilhelm IV. und gerieth beim Baden in Lebensgefahr, er wurde von dem Bademeister Ehlert herausgeholt und zur Erinnerung daran das Bad Friedrichsbad genannt. An dies Bad schließt sich ein Wäldchen an, an dessen westlichem Ausgange, an der vorerwähnten Chaussee, sich ein artesischer Brunnen befindet, der noch insofern von Interesse ist, als man hier die größte Dicke des Diluviums in Norddeutschland gefunden hat. Die Mächtigkeit desselben beträgt hier 134 m; die Bohrung, welche die Hafenverwaltung hatte ausführen lassen, durchsank im Ganzen 167 m, und zwar 1 m aufgefüllten Boden, 1,5 m Jung-Alluvium, 3,5 m unbestimmte Sande, 128,0 m unteres Diluvium, 0,7 m zerstörtes Tertiärgebirge, 32,3 m Mukronatenkreide. Daher hat auch das Wasser des Brunnens einen entschieden schwefligen Geschmack, der sich erst bei längerem Stehen desselben verliert.

Die Dünenbildung ist sowohl hier, wie an der ganzen Küste bis zu der Grenze des Ködliner- und Stolpkreises eine höchst unbedeutende, die Dünen sind sehr niedrig und nirgends finden sich mehrere Reihen hinter einander; die Flora ist die gewöhnliche der Dünen, namentlich wächst hier Anthyllis maritima, Elymus arenarius und Cakile maritima, doch habe ich auch im tiefen Dünensande, allerdings auf gedüngtem Boden, schöne Kartoffeln getroffen. Am Strande findet man die hauptsächlichsten Bestandtheile der erratischen Geschiebe. Der Sand besteht aus abgerundeten Körnern eines gelblichen, durchsichtigen Quarzes, zwischen denen Körner von rothem Feldspath liegen. Der Granit ist gewöhnlich mit röthlichem Feldspath oder mit schwarzem Glimmer verbunden, daher sieht man so viele rothe und schwarzweiße Gesteine am Ufer liegen. Ferner Kiesel- und Glimmerschiefer, Quarz, Feuersteine in den verschiedensten Farben, Kalk- und Sandsteine. Bernstein wird nicht häufig gefunden, die ganze Strecke von Järshöft bis Neuwasser über 22 km lang, ist vom Fiskus für 152 Mark verpachtet, und nie würde der Pächter auf die Kosten kommen, wenn er nicht Interimsscheine von 3 bis 6 Mark an Leute ausgegeben hätte, welche zum Vergnügen Bernstein suchten.

Die Bevölkerung der Stadt und der Münde, soweit sie nicht beim Ackerbau und Gewerbe beschäftigt ist, fährt zur See oder treibt Fischfang. Gleich nach der Einsegnung geht der junge Rügenwalder zur See und lernt die Gefahren und Freuden derselben gründlich kennen. Viele bringen es bis zum Kapitän und participiren dann häufig an der Ladung des Schiffes mit Gewinn und Verlust; es sind Segelschiffe, die sie führen, meistens nach England oder Rußland, seltener nach überseeischen Ländern. Im Frühjahr fahren sie aus, zum Winter kehren sie heim, wo sie dann Weib und Kind freudig empfängt; oft aber sind sie ein Opfer ihres Berufs geworden. Das Gewerbe ernährt reichlich seinen Mann und die meisten erwerben sich ein kleines Vermögen, was sie durch Heirathen in der Verwandtschaft zu vergrößern suchen. Es gewährt ein eigenes Vergnügen, sich mit solchen see- und wetterkundigen Leuten unterhalten zu können; die See ist ihr Ein und Alles, sie kennen die meisten größeren und kleineren Seestädte, aber die Hauptstadt des Reiches ist ihnen unbekannt, den Interessen des eigenen Landes sind sie entfremdet.

Minder gefährlich aber kümmerlicher ist der Beruf des Fischers, mit dem sich ein Theil der Bevölkerung auf der Münde und in einigen Dörfern wie Böblin und Vitte ernährt. Der Hering wird im Frühjahr und Herbst gefangen; das Gewerbe ist jetzt einträglicher, da er nach schwedischer Manier gefangen wird, wozu die Regierung zur Anschaffung von neuen Geräthen und Böten den Fischern eine Unterstützung gewährt hat. Die Flundern werden gewöhnlich bei ruhiger See und bei Landwind gefangen; die Netze werden am Abend vorher in die See gebracht und am Morgen mit Flundern beschwert herausgezogen. Doch kann man mitunter vier Wochen am Strande zubringen, ohne eine Flunder gesehen zu haben. Auch die Grabow und Wipper sind fischreich: Forellen, Aale, Neunaugen und Lachse sind in denselben zahlreich anzutreffen. Früher waren Störe, Karpfen und Lachse sogenannte Herrenfische, weil sie nicht verkauft werden durften, sondern nach dem Schlosse gebracht werden mußten. Allerdings so zahlreich wie zu Mikrael's Zeiten werden Lachse nicht mehr gefangen. Derselbe schildert den Lachsfang folgendermaßen [1]): „Es ist eine schöne Lust anzusehn, wie dieser Fisch, wenn er etliche Meilen Weges die frische Wasser hinauf aus dem salzen Meere gegangen und dadurch ein schmackhaftes Fleisch gesetzet, endlich an die Schleusen oder Pfähle kommt, die mitten in der Stolpa und Wipper gestoßen sind, und daselbst das Wasser hindurch rauschen hört und nicht weiter hinaufgehen kann, alsdann sich krümmt, auf den Schwanz setzt und einen Sprung über die Pfähle fasset, der Meinung, er werde noch mehr süße Wasser finden, daran er sich belustigen möge. Belustiget aber die Zusehenden und die, so des Kaufes und Verkaufes halben darauf warten, mehr als sich. Denn er wird alsdann gefangen, wenn er übergesprungen, weil noch andere Reihen Pfähle geschlagen sind, daß er also weder vorne noch hinter sich kommen kann. Und wenn man das Schutzbrett, so an der Schleuse gemacht ist, niederfallen läßt, siehet man alsdann, wie viel Lächse hineingesprungen. Es ist bezeuget, daß zu Rügenwalde allein auf eine Nacht über dreihundert Stück also gefangen sind. Es aber ist dieser Fisch in seinem Springen so eifrig, daß, ob er schon etliche wiederum Male zurückprallet, und nicht überhin kommen kann, er gleichwohl immer mit neuen Kräften wiederum anhält, bis er sein eigener Fischer wird. Sic salmo saltu se capit ipse suo.“

Im Osten des Wipperthals, 2 bis 3 km von Rügenwalde entfernt, erhebt sich der Küstenhöhenzug. Er beginnt mit den 69 m hohen Ziezower Bergen, setzt sich in den Hellen-

[1]) Johannes Micraelii sechs Bücher vom alten Pommerland. 1723, Buch VI, S. 277.

bergen bei Dörsenthin und in den Masselmitzerbergen bei Masselmitz fort, erreicht in dem Silberbeeg zwischen Pustamin und Mützenow an der Grenze des Schlawer und Stolper Kreises seine höchste Höhe und fällt dann östlich zur Stolpe hinab. Sowohl südlich als nördlich senkt er sich rasch zur Ebene, nur den Hellenbergen ist noch eine Erhebung vorgelagert, auf welcher das Dorf Nützenhagen liegt, welches in dem Vorgebirge Jershöft endet. An seinem südlichen Abhange begleitet ihn die Chaussee von Rügenwalde nach Stolpmünde, welche die Dörfer Sachshöh, Köpenitz, Carzin u. s. w. berührt. Namentlich in seinee ersten Hälfte ist der Höhenzug sehr fruchtbar und daher von zahlreichen Niederlassungen besetzt; auf seinem Rücken verbindet ein Weg die verschiedenen Dörfer; nach beiden Seiten hin hat man eine peachtvolle Aussicht. Nach Norden über den Vitter See und die Ostsee, aus den lachenden Gefilden, treten die einzelnen Dörfer, namentlich das langgestreckte und hochgelegene Nützenhagen, hervor, den Horizont schließt Jershöft mit seinem Leuchtthuem ab. Nach Süden hin erblickt man das Wipperthal; seine Wiesen dehnen sich weithin aus, sie sind von kleinen Baumpartien, in welchen Wassermühlen liegen, unterbrochen. Aus der fruchtbaeen Ebene treten Dörfer mit schlanken Kirchthürmen hervor, den Hintergrund begrenzt die königl. Forst. Wandert man auf der Chaussee, so ist unserem Auge im Norden lange der Kirchthurm von Ziezow, im Süden die Kirche von Kugelwitz sichtbar.

Nach dieser allgemeinen Schilderung betrachten wir nun den Höhenzug in seinen einzelnen Theilen. Gleich am Anfang desselben, da wo sich alluviales und diluviales Gebiet scheiden, lag die alte Wendenburg Dirlow. Man findet den Platz am besten, wenn man von dem Wäldchen bei Rügenwaldermünde den Weg nach Kopahn duech die Niederung bis zur ersten Anhöhe, die schweren Lehmboden hat, veefolgt. Jetzt ist von derselben nichts mehr zu sehen, doch gar häufig pflügt oder gräbt der Landmann Steine aus und nennt noch heute den Ort Darlower Berg. Das Kastrum Dirlow wird zuerst in einer Urkunde des Jahres 1215 als Mittelpunkt eines nach ihm benannten Landes, der Kastelanei Dielow, erwähnt.

Das erste Dorf, schon lange dem Wanderer an seinem weißen Kiechthurm kenntlich und weithin sichtbar, ist Ziezow. Man gelangt sowohl von der Stadt aus wie von der Münde auf festem schattigem Wege in einer halben Stunde allmählich den Höhenzug hinansteigend, zu demselben. Es ist eine Freude, an einem schönen Julimorgen durch die hohen Kornfelder dahin zu wandern, besonders erregen der hohe Weizen und die prachtvollen Erbsen unsere Bewunderung, auch die Felder mit der schön blühenden Saubohne (Vicia faba), die zum Viehfutter verwandt wird, fesseln unsere Aufmerksamkeit. Das Dorf gehöete zum Eigenthum der Stadt Rügenwalde, welche es im Jahre 1378 kaufte, daher hat noch heute die Stadt Patronatseechte über die dortige Kirche. Diese, am Anfange des Dorfes gelegen, ist massiv und stammt aus dem Mittelalter. Der Thurm, welcher, wie erwähnt, weithin sichtbar ist, diente den Schiffern als Merkzeichen. Das Innere dee Kirche, Oegel, Chor, Kanzel und Bänke sind im Jahee 1622 auf Veranlassung des damaligen Pastors Schrule restaurirt, eventuell neu angeschafft. Am Chor befindet sich noch eine Inschrift, deren letzter Theil in der Uebersetzung lautet: Der Allmächtige möge Tempel, Sitze und Thurm schützen, damit eine zahlreiche Gemeinde den Tempel besuche. Die Bitte ist in Erfüllung gegangen, der kirchliche Sinn ist ein reger, wie überhaupt im Amte. Bei einer parochialen Bevölkerung von 1300 Seelen nehmen hier 1500 Personen am heiligen Abendmahl jährlich theil, also manche Mitglieder der Gemeinde drei bis viermal in einem Jahre.

Das Doef ist kreisförmig angelegt und zeigt eine den übrigen Dörfern des Amts ähnliche Bauart, die im wesentlichen die fränkische ist. Letztere unterscheidet sich von der sächsischen, bei welcher alle Wirthschaftsgebäude unter einem Dache sich befinden, dadurch, daß für die verschiedenen Wiethschaftszwecke besondere Banlichkeiten oder wenigstens ganz verschiedene Ränme vorhanden sind. Gewöhnlich grenzt den viereckigen Hof von der Straße zu eine Scheune ab, duech welche ein Thorweg führt; gerade gegenüber im Hintergrunde des Hofes liegt das Wohnhaus, an beiden Seiten Ställe, in der Mitte des Hofes ein Dunghaufen. So ist die Bauart in Ziezow, Köpenitz, Kopahn und anderen Dörfern des Amts, während bei der eigentlichen fränkischen Bauart dee Giebel des Hauses an die Dorfstraße stößt.

Die Bauern des Dorfes sind wohlhabende, auf ihren Besitz stolze Leute, die meisten haben vier Pferde, trotzdem leben und essen sie mit ihren Leuten zusammen. Der Lohn derselben ist ein veehältnißmäßig hoher, auch werden sie gut verpflegt. Morgens bekommen sie Kaffee und Brot, zum Frühstück Schnaps und Brot, jeden Mittag Fleisch und Gemüse, Abends Kartoffeln und Hering, Brot und Bier. Das Bier wird in den Haushaltungen selbst gebraut, der Bauer braucht jährlich circa zwei Wispel Gerste, welche er auf seiner eigenen Schrotmühle schrotet; alle acht bis vierzehn Tage wird gebraut. Manche Bauern setzen auch dem Gebräu Runkelrüben zu. Um elf Uhr wird Mittag gegessen; als ich 11¼ Uhr zu einem doetigen Bauern ging, um das Bier zu probiren, war gerade abgegessen, aber bereitwilligst wurde mir eine große Steinkruke Bier aus dem Keller geholt, es schmeckte ganz leidlich. Ueberhaupt befinden sich nur in wenigen Dörfern des Amts Krüge, so daß man auf die Gastfreundschaft der Einwohner angewiesen ist. Vor 30 Jahren war es in Ziezow Sitte, daß jeden Morgen Kohl — eine Art Grünkohl — zum Frühstück genossen wurde. Mein Gewähesmann für diese mir fabelhaft klingende Sitte war der alte biedere Schulmeister des Orts, der im Rügenwalder Amte geboren, fast vierzig Jahre nach seinem eigenen Ausdruck Ziezower Wasser getrunken hat. Im Dorfe Ziezow wurde auch ein geologisches Gebilde aus der Tertiärzeit gefunden. Unter Bedeckung von Diluvialmergel grub man in einer Schichtenfolge braune, sandige Letten zu oberst, darunter dunkelgrüne Glaukoniteede und endlich hellgraublaue Letten aus. Die letzteren beiden Schichten enthielten zahlreiche Phosphoritknollen bis über Faustgröße. Berendt[1]) rechnet dies Vorkommniß zu den glaukonitischen Schichten des marinen Unteroligocän und hält es für eine Fortsetzung der ostpreußischen Bernsteinformation. Auch möchte es mit dem zerstörten Tertiärgebiege in Rügenwaldermünde in Verbindung stehen.

Der Höhenzug ist mit Dörfern besetzt; es folgt in kurzer Entfernung Sachshöh und Drosedow, beide am Südabhange desselben; eesteres existirt noch nicht lange, es ist durch Parcellirung eines größeren Gutes entstanden, die einzelnen Besitzer haben sich auf ihrem eigenen Grund und Boden angebaut, daher besteht es aus einer Reihe einzelner Gehöfte. Letzteres ist in einer drosselreichen Gegend gegründet worden und infolge dessen Drosedow, d. h. Drosselort, genannt woeden. Dann folgt Barzwitz; auf dem Wege dorthin hat man eine prachtvolle Aussicht, nördlich auf die See, südlich auf das Wipperthal. Es hat durch

[1]) Zeitschr. d. deutsch. geolog. Gesellsch., Bd. 31, S. 799.

seine Missionsfeste sich einen Ruf im Amte erworben; alljährlich wird dort Mitte Juli ein Missionsfest gefeiert; von weit und breit strömen die Menschen an einem Sonntag Nachmittag zusammen, hören im Freien die beiden Festredner an und erquicken sich dann mit Speise und Trank, die in jedem Hause für Bekannte und Unbekannte reichlich aufgetragen werden. Zu Barzwitz sind Zillmitz und Dörsenthin eingepfarrt, die ebenso wie die vorigen Dörfer wenig oder gar kein eigenes Brennholz haben. Zwischen Dörsenthin und Scheddin liegen die Hellen oder Heiligen, auch Höllenberge genannt [1]). Bei Scheddin selbst ist der Boden sandig und Fichtkusseln wechseln mit Ackerflächen ab. Es folgen dann die Masselwitzer Berge, zu beiden Seiten derselben ist königl. Forstrevier; eine Unterförsterei befindet sich in Masselwitz. Hinter letzterem Orte wird der Höhenzug niedriger. Ein Bach, an welchem in ebener Gegend Kuddezow liegt, entspringt in jenen Bergen. Derselbe wird Klosterbach genannt und fließt bei Lanzig in den Vietzker See. Dann kommen wir zu dem langgestreckten großen Dorfe Pennekow und bald darauf nach Pustamin, welches letztere ca. 1000 Einwohner zählt. Beide sind adelige Güter, alte Below'sche Lehen, und haben fruchtbare Aecker und gute Wiesen. In den Jahren 1772 bis 1775 erhielten beide Güter 10 800 Thaler königl. Gnadengelder, wofür die Besitzer v. Below einen jährlich fixirten Kanon, der jetzt wohl längst abgelöst ist, geben mußten. Aus Pustamin wird viel Weizen und Fettvieh ausgeführt, auch werden auf dem Gute jährlich 4000 bis 4500 kg Butter bereitet [1]). Nördlich von Pustamin in der Richtung nach Marsow liegt an einem kleinen See ein Burgwall, östlich von dem Dorfe an der Grenze unserer Betrachtung die Silberberge, in denen sich weißer Glimmersand findet.

[1]) Letzteren Namen hat Hoyer a. a. O. und die Generalstabskarte von 1845. Ersteren Brüggemann a. a. O. Die Hölle ist wohl nur aus Mißverständniß hineingekommen.

[1]) Pustamin und Pennekow haben den zweit- und drittgrößten Grundsteuerreinertrag im Kreise, nämlich 16 040 Mark und 15 888 Mark jährlich, obgleich sie bei weitem nicht das größte Areal haben (867 bezügl. 953 ha).

Kürzere Mittheilungen.

Grönland im Jahre 1884.

Dem amtlichen Berichte der dänischen Kolonialverwaltung über den Zustand der Kolonie Grönland im Jahre 1884 entnehmen wir Folgendes: Nach den von allen Handelsplätzen eingegangenen Mittheilungen war das Wetter schon im September 1883 sehr rauh und unruhig, während jedoch die eigentliche Winterkälte erst Anfangs December eintrat und fast bis Ende März 1884 dauerte. In Nordgrönland war das Wetter ziemlich ruhig, aber in Südgrönland machten häufig heftige Winde die Kälte sehr fühlbar. Das Frühjahr war durchgehends kalt und unruhig. Mitte Juli trat in Nordgrönland schönes und beständiges Sommerwetter ein, das bis zum September andauerte; dagegen war das Wetter in Südgrönland den ganzen Sommer hindurch kühl und rauh. Anfangs April zeigte sich das Packeis bei Julianehaab, wo es bald ans Land trieb und so dicht zusammengeschoben wurde, daß während längerer Zeit alle Kommunikation aufhören mußte. Im April erreichte das Packeis auch Frederikshaab und im Mai Godthaab; auf dieser Strecke lag das Eis bis Ende August, wo es von frischen nördlichen Winden in See geführt wurde.

Der Seehundsfang hat in Nordgrönland wegen der ungewöhnlichen Stärke des Küsteneises nur einen dürftigen Ertrag gegeben. In Südgrönland war dagegen der Fang in den Distrikten Julianehaab und Godthaab recht gut. Der Haifischfang war nirgends ergiebig und der Walfischfang bei Holstensborg mißglückte vollständig. Die Jagd auf Füchse, Renthiere, Hasen, Schneehühner und Seevögel war weniger einträglich wie gewöhnlich. Die Winterfischerei auf Rothfisch und Dorsch war sehr gut, dagegen mißglückte die Sommerfischerei auf Dorsch fast ganz. Von Angmassätten (eine kleine Heringsart) wurden bedeutende Quantitäten gefangen.

Der Gesundheitszustand unter der grönländischen Bevölkerung war im allgemeinen recht befriedigend. Ueber die Bewegung der Bevölkerung in Südgrönland fehlen wegen des Ausbleibens eines Schiffes die eingeforderten Daten. Am 31. December 1882 betrug die Zahl der Eingeborenen in Südgrönland 5503, wovon 2537 männlichen und 2966 weiblichen Geschlechts waren. Nordgrönland hatte Ende 1883 eine Bevölkerung von 4278 Personen, davon waren 2036 männlichen und 2242 weiblichen Geschlechts. Die ganze eingeborene Bevölkerung Grönlands betrug mithin am 31. December 1883 ca. 9800. Die Bevölkerung Nordgrönlands hatte sich gegen das Jahr 1883 um 24 Personen vermehrt; durch Unglücksfälle kamen 13 Personen ums Leben, davon 7 durch Ertrinken im Kajak.

Während der Zeit vom 1. April 1883 bis 31. März 1884 hatte der königlich grönländische Handel 10 632 Tonnen Robbenspeck und 1419 Tonnen Fischleber eingekauft gegen resp. 12 620 Tonnen und 1970 Tonnen im Vorjahre.

Im Herbste 1882 herrschte in dem nördlichsten Handelsplatze Grönlands, Tassiussak, eine bösartige Seuche unter den Hunden, welcher ca. 40 derselben erlagen; auch in den Distrikten Upernivik, Umanak und Ritenbenk hatten die Hunde an einer bösartigen Hautkrankheit zu leiden.

Die acht eigenen Schiffe des königlich grönländischen Handels haben im Laufe des vorigen Jahres alle Handelsplätze an der Westküste besucht und sind bis auf ein Schiff, das jedenfalls bei einem Handelsplatze eingefroren ist, glücklich wieder nach Kopenhagen zurückgekehrt. Da viele Klagen über die fremden Fischer und Waler eingelaufen waren, welche sich in den letzten Jahren in immer größerer Anzahl an der Westküste von Grönland einfinden, so wurde von der dänischen Regierung der Kriegsschooner „Fulla“, Kapitän Normann, im vorigen Sommer zum Schutze der einheimischen Fischer dorthin gesandt. Das Schiff besuchte die drei nördlichsten Kolonien in Südgrönland, ferner Godhavn und die Kolonien an der Discobucht.

Der Bericht erwähnt schließlich der nordamerikanischen Expedition zur Aufsuchung Greeley's und seiner Gefährten, sowie der Expeditionen unter Lieutenant G. Holm nach der Ostküste und unter Lieutenant Jensen nach der Westküste, worüber in diesem Blatte schon ausführlich berichtet worden ist.

Von dem Kryolithbruche bei Ivigtut sind im vorigen Sommer 19 Schiffsladungen, enthaltend 571¼ Kubikklafter Kryolith, expedirt worden; in dem Bruche waren 112 Arbeiter beschäftigt.

W. Finn.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Im Sommer 1883 unternahm der Berliner Geologe Dr. Konrad Keilhack eine wissenschaftliche Reise durch das westliche Island, um Gebiete zu studiren, in denen eine noch heute vorhandene ausgedehnte Eisbedeckung die Entstehung von Diluvialablagerungen, wie sie sich auch im nordeuropäischen Tieflande finden, klar erkennen läßt. Die „Reisebilder aus Island", welche er in der „Vossischen Zeitung" darüber veröffentlichte und jetzt gesammelt herausgegeben hat (Gera, A. Reisewitz, 1885), enthalten nun weniger seine geologischen Resultate, wenn sie auch reich sind an wissenschaftlichen Mittheilungen verschiedener Art, als eine Schilderung des wunderbar großartigen Landes und seiner nicht gerade immer sehr liebenswürdigen, sondern zum Theil durch englische Touristen verdorbenen Bewohner. „Island — schreibt Keilhack S. 9 — ist unstreitig das merkwürdigste Land Europas durch die scharfen Gegensätze, die es zeigt; ein Land von der Größe Süddeutschlands, völlig durch vulkanische Thätigkeit aufgebaut, umspült im Norden von den Fluthen des Eismeeres, dessen polare Strömungen Jahr für Jahr das verderbenbringende grönländische Packeis an seine Küsten ablagern, dann aber auch erwärmt durch einen Arm des Golfstromes, der den armen Fischern im Nordlande Brennholz zuführt in Gestalt entrindeter Palmen und edler Hölzer aus den Uferwäldern des Orinoco und Amazonas; etwa 14000 qkm des Landes bedeckt von mächtigem Gletschereis, unter welchem gewaltige Vulkane verborgen sind, deren Thätigkeit durch die Menge des dabei schmelzenden Eises fürchterliche Katastrophen herbeiführt; eine Bevölkerung von 70000 Einwohnern, Abkömmlingen edler, vor 1000 Jahren eingewanderter Norweger, die ihre Sprache, das Altnordische, fast rein erhalten und eine große und schöne Litteratur in dieser Sprache geschaffen haben; beseelt von glühender Vaterlandsliebe, trotzdem sie in hartem Kampfe der kärglichen Natur ihrer rauhen Heimath die Existenzbedingungen abringen müssen: so wirken die Großartigkeit der Natur und die Eigenthümlichkeit der Bevölkerung zusammen, das Land dem Besucher in hohem Grade interessant zu machen." Keilhack's Buch gehört entschieden zu den guten Reisebeschreibungen und kann zur Lektüre sehr empfohlen werden.

Asien.

— Die Britische Nord-Borneo-Kompagnie hat nach „London and China Telegraph" dem Sultane von Brunei den nördlichsten Theil seines Gebietes abgekauft, wodurch ihre Grenze von der Kimanis-Bai (an der Westküste der Insel) südwärts bis zu dem kleinen Sipitongflusse vorgeschoben wird; derselbe mündet in die Brunei-Bai, an deren Ausgange die englische Insel Labuan liegt. Durch diese Erwerbung wächst das Gebiet der Gesellschaft um circa 60 Miles Küste und 4000 Quadratmiles, welche von den Flüssen Kilias und dem über 100 Miles aufwärts schiffbaren Padas durchströmt werden. Erze soll es in Menge geben und der Export von Sago ist bedeutend. Das Gebiet ist dichter bevölkert, als die meisten Theile von Borneo, aber die Eingeborenen sind friedlich gesinnt und sollen den Regierungswechsel mit Freuden begrüßt haben, weil sie nun vor der Bedrückung durch Brunei geschützt seien. (Nebenbei sei bemerkt, daß am 6. März im englischen Unterhause die Erklärung abgegeben wurde, die Regierung betrachte Nord-Borneo nicht als unter britischer Souveränetät stehend.)

Afrika.

— Ueber die Bevölkerung des östlichen äquatorialen Afrikas zwischen 1° nördl. bis 5° südl. Br., sowie dem 34. Grade östl. L. Gr. und dem Indischen Ocean, unter welcher er jüngst sechs Monate lang gelebt hat, sprach H. H. Johnston kürzlich in dem Anthropologischen Institute zu London. Aeußerlich, sagt er, sind die Wataita-Leute, welche das nicht weit von Mombasa liegende Taita bewohnen, nicht gerade einnehmend. Sie sind von mittlerer Größe; der Gesichtsausdruck ist verschieden, manche haben Stumpfnasen beinahe ohne merkbaren Rücken und eine sehr abgerundete, stark vorspringende Stirn, andere besitzen beinahe denselben Gesichtsausdruck wie die rothhäutigen Indianer mit Adlernase, hohen Backenknochen und zurückweichender Stirn. Der Körper ist von Natur stark behaart, die Haare werden jedoch sorgfältig entfernt, sogar die Augen- und Barthaare ausgerissen. Die Hautfarbe ist gewöhnlich rußig schwarz. Glaskorallen sind die Leidenschaft dieses Stammes und werden in ungeheuren Mengen von Männern und Frauen getragen. Man findet nur geringe Spuren von Religion bei ihnen, sie fürchten aber die Geister, welche, wie sie glauben, die großen Bäume bewohnen, in hohem Maße; mit der Sonne verbinden sie den Gedanken an eine allmächtige Gottheit. Die Heirathen werden zunächst als Handelsgeschäft abgemacht; der zukünftige Gatte bezahlt dem Vater den bestimmten Preis, drei oder mehr Kühe. Nachdem dies abgemacht ist, ergreift das Mädchen zum Schein die Flucht und verbirgt sich; sie wird durch den Bräutigam und einige seiner Freunde aufgesucht und zu der Hütte des künftigen Gatten gebracht.

Die Akamba, welche einen großen Landstrich nördlich von Taita bewohnen, sind große Jäger und besitzen im allgemeinen eine angenehme Erscheinung; das etwas straffe Haar und die helle Haut scheinen auf eine Mischung mit Gallablut hinzudeuten. Der schöne Walddistrikt Taveita wird von zwei verschiedenen Kolonien bewohnt, einer aus Kiavoi-Leuten vom Massai-Stamm, und der anderen, mehr ursprünglichen, bestehend aus Wataveita, die in ihrer Sprache und ihren Ansichten besondere Eigenthümlichkeiten erkennen lassen. Sie besitzen eine ansehnliche Größe und sind oft Modelle von Symmetrie und Anmuth. Die Heirath ist auch hier natürlich ein Handelsgeschäft, aber keine Spur einer Nachahmung des Frauenraubes ist zu bemerken. Nach der Heirath sind die Frauen sehr ungebunden. Die Zahl der Wataveita beträgt ungefähr 2000. Der Stamm der Watschaya hat mit den Massai eine eigenthümliche Sitte gemein, Sachen und Personen als Gruß oder Zeichen der Dankbarkeit anzuspucken; ohne gerade viel Gottesdienst zu besitzen, sind sie sehr abergläubisch und fürchten sich vor Zauberei. Man findet bei ihnen sehr geschickte Schmiede, welche alle Arten von Werkzeugen, Waffen und Schmuck aus dem Roheisen schmieden, welches sie aus Usanga erhalten. Am meisten zeichnen sie sich jedoch im Ackerbau aus.

— Von der niederländischen Afrika-Expedition unter Leitung von D. D. Veth ist aus Mossamedes Bericht bis zum 8. Januar eingelaufen. Der Leiter der Expedition hatte einige Ausflüge, u. a. nach Humpata und Huilla, gemacht. Auf seiner Reise hatte er wenig Schwierigkeiten erfahren und die mitgenommenen javanischen Pferdchen hatten sehr gute Dienste geleistet. Veth rühmt die von den portugiesischen Beamten empfangene Unterstützung und lobt die durch von Danckelmann mit schwarzen Farben geschilderten Boers; letztere scheinen den Plan aufgegeben zu haben, nach Transvaal zurückzukehren. Mitte Januar sollte

das Hauptquartier der Expedition nach Humpata verlegt werden, wozu sich Veth bereits einen Ochsenwagen mit 16 Ochsen angeschafft hatte; die weiteren Pläne waren noch sehr unsicher. Alle Mitglieder der Expedition fühlten sich gesund und wohl.

— Die Association Internationale du Congo hat eine neue Station Mbusie am Koango errichtet; dieselbe ist in etwa drei Tagen Schiffahrt von der Mündung des Stromes aus zu erreichen. Die dortigen Eingeborenen gehören zum Volke der Wabuma und sind große Händler und Fischer; ihr Häuptling ist eine Frau, Namens Mukobe, welche die Beamten der Association freundlich empfing und ihnen große Landstrecken zur Anlegung der Station überwies (Le Mouvement Géographique II, Nr. 4).

— In den „Missions Catholiques" schildern die Missionare Chausse und Hollen eine Reise durch das an Dahome grenzende Reich Joruba und bei dieser Gelegenheit den Hof des Königs, welcher zu Oio residirt. Gleich nach dem Könige, welcher unverletzlich und absolut ist, folgt der Basin oder Obereunuche, eine Art ersten Ministers, welcher sich des vollsten Vertrauens seines Herrn erfreut. Dann erst kommt der älteste Sohn des Königs, der wegen seines Erstgeburtsrechtes Einfluß genießt, während seine jüngeren Brüder und Schwestern nur unverletzlich sind, irgend welchen Einfluß aber nur durch Gunst, Geschicklichkeit oder Popularität erringen können. Unter den Hofchargen ist die merkwürdigste und am wenigsten zu beneidende die des Olokunesin („der, welcher den Zaum des Pferdes hält"). Derselbe ist ein freier Mann und hat sehr große Gewalt, den Leuten Geld abzupressen; man verweigert ihm nichts. Dafür ist er aber auch ein zum Tode Verurtheilter, der am selben Tage wie der König sanft aus dem Leben scheiden muß. Er ist der einzige Günstling, der nie in Ungnade fallen kann, dem alle schmeicheln und dem zahlreiche Privilegien zuerkannt werden. Sobald aber der Tod des Königs im Palaste bekannt wird, läßt der Basin den Olokun-esin davon benachrichtigen, und dieser muß sofort seine irdischen Angelegenheiten in Ordnung bringen und sich zum letzten Schlafe niederlegen, ehe noch die Nachricht vom Tode des Königs sich unter dem Volke verbreitet.

— Mit der ins Unabsehbare wachsenden Zahl der Afrikareisenden nimmt auch die niemals abreißende Reihe von solchen zu, welche theils ganze Reiserouten erfinden, theils ihre wirklich ausgeführten Unternehmungen mit allerhand Zuthaten ausschmücken und aufbauschen. Das zweite diesjährige Heft von Petermann's Mittheilungen geht gleich mit zwei solchen Leuten ins Gericht. Zuerst macht G. A. Krause gegen die Erzählung des Marchese Buonfanti über seine Reise von Tripoli nach Lagos, welche der „Globus" auf S. 95 und 141 des vorigen Bandes skizzirte, so schwere und zahlreiche Bedenken geltend, daß es dem jetzt im Dienste der Association Internationale du Congo befindlichen Marchese nicht leicht fallen wird, dieselben sämmtlich in genügender Weise zu entkräften. Um nur zwei Punkte hervorzuheben, so lebte Krause zur selben Zeit, als Buonfanti angeblich Tripoli verließ, in dieser Stadt; aber weder er, noch die dortigen Konsuln wissen das Geringste von ihm — und ebenso befand sich E. R. Flegel in Lagos, als Buonfanti dort eingetroffen sein will, und hörte und sah nichts von ihm! — Nicht ganz so schlimm sind Dr. Passavant's Anklagen gegen den deutschfeindlichen Polen v. Rogozinski; er soll die älteren englischen Aufnahmen im Norden des Kamerungebirges, anstatt sie zu verbessern, verballhornt haben. Immerhin wird ihm vorgeworfen, daß er astronomische Positionen bis auf die Sekunden publicirte, ohne — im Besitze von Instrumenten gewesen zu sein. — Auf dem Gebiete der Geographie ist bisher noch jede Flunkerei entlarvt worden; daß aber Lügen wirklich „kurze Beine" haben, zeigte sich nie rascher und prompter als in der viel reisenden Jetztzeit.

Inseln des Stillen Oceans.

— Bekanntlich lassen die Niederländer den ihnen gehörigen westlichen Theil von Neu-Guinea jetzt jährlich ein oder einige Male durch einen höheren Beamten besuchen. Bei seiner im Juli und August 1884 unternommenen Reise hatte der Resident van Braam Morris sich u. a. die Aufgabe gestellt, auf dem Amberno-(Rochussen-)Flusse so weit wie möglich nach Süden vorzudringen, nachdem er im vorigen Jahre die Fahrrinne an der Mündung aufgefunden hatte; zum Zweck der Vermessung des Flusses war ein Officier der niederländischen Marine detachirt worden. Die Ergebnisse des Zuges nebst zwei Karten sind in den Bijdragen tot de Taal-land-en volkenkunde van Ned. Ind. (4°. Serie X, 1) durch Herrn Robidé von der Aa mitgetheilt und kritisch beleuchtet worden; dieselben lassen sich in Folgendem zusammenfassen: Der Amberno ist nicht der gewaltige Fluß, wie er beschrieben worden ist, die einzige befahrbare Mündung mündet bei der Urvillespitze; von den nach Nordwesten in der Küste beobachteten Einschnitten scheinen einige allerdings mit ihm in Verbindung zu stehen; ein Vorsprung des Gebirges, aus dem der Amberno hervorbricht, scheint die Wasserscheide zwischen ihm und dem Keiflusse, der in die Geelvinksbai mündet, zu bilden. An der Mündung beträgt die Tiefe 5 bis 7 m, die Breite unter 1° 25′ 30″ südl. Br., 137° 55′ 53″ östl. L. Gr. 800 m. Der Fluß hat scharfe Krümmungen und da, wo die Hügel anfangen (circa 2° 10′), ziemlich starken Strom. Es glückte, unter 138° 2′ 3″ östl. L. Gr. die südliche Breite von 2° 20′ zu erreichen, wo man die weitere Fahrt des starken Stromes (4½ Meile) wegen aufgeben mußte; an dieser Stelle war der Fluß noch 400 bis 500 m breit; verschiedene Zeichen schienen darauf hinzudeuten, daß man nicht weit oberhalb jener Stelle auf Stromschnellen oder Wasserfälle stoßen würde.

Mit den wenigen Eingeborenen, die man antraf, bahnte sich ein freundlicher Verkehr an; die Zierrathen, die sie trugen, sind von denen an anderen Stellen der Küste getragenen zum Theil verschieden. Wahrscheinlich ist es, daß in den Lagunen eine ziemlich starke Bevölkerung wohnt, die es des reißenden Stromes wegen vermieden hat, sich an den Ufern des großen Flusses anzusiedeln, da bei den Papuas die Gewohnheit besteht, die Häuser in den Fluß hinein zu bauen. Es dürfte nun wünschenswerth sein, die Flüsse Niberan und Kei und den wahrscheinlich dicht bewohnten Lagunenstrich östlich und westlich des Amberno durch eine Dampfbarkasse näher untersuchen zu lassen.

Auch van Braam Morris erwähnt, daß die Eingeborenen den Fluß Mamberan (großes Wasser) nennen, ein Name, der seit 1848 wiederholt vorkommt; nach den Mittheilungen van Hasselt's sollte dies eigentlich Mamberaminu heißen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVII. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Amazonas und Cordilleren[1]).

(Nach dem Französischen des Herrn Charles Wiener.)

VII.

Wie den Lesern des „Globus" bekannt ist, hatte Herr Wiener sich auf einem von dem Kaiser von Brasilien geliehenen kleinen Dampfer eingeschifft, um auf dem Flusse Morona, der in Ecuador entspringt und unter 77° w. L. Gr. in den Amazonenstrom mündet, Nachforschungen nach dem Herrn von Günzburg anzustellen.

Nachdem er die Fahrt sechs Tage lang fortgesetzt hatte, fand man zuerst einen mit Geröll bedeckten Flußboden, der am folgenden Morgen in Felsen überging; der Weg zwischen den mit prächtigen Bäumen bedeckten Abhängen war herrlich, von den Cordilleren her kam eine frische Brise, welche dem Reisenden nach der drückenden Hitze der letzten Monate wieder einmal frei aufzuathmen erlaubte. Schon am 6. Februar 1881 erreichte der Dampfer die äußerste Grenze der Schiffbarkeit des Morona; man lief auf einer Felsenbank auf, welche sich quer über den Fluß zog. Mit drei Faden Wasser am Hintertheil des Schiffes, kaum einem Meter am Bug, mußte man alle möglichen Anstrengungen machen, um wieder loszukommen. Es war lange vergeblich; das Wasser fiel, das Schiff kam in ernstliche Gefahr; die Lage war um so peinlicher, als Wiener die Ueberzeugung hatte, daß er, wenn irgendwo, Nachrichten über von Günzburg zu Macas, weiter stromaufwärts, erhalten könne und doch das Schiff mit seiner durch Krankheit geschwächten Besatzung nicht verlassen wollte. Deshalb wurde sein Begleiter Michel Parys mit dem Dolmetscher und weiteren acht Begleitern am 7. Februar auf Kundschaft ausgeschickt. Nachdem in der nächsten Nacht die Indianer den Versuch gemacht hatten, das Lager Wiener's zu überfallen, wobei sie einen Todten verloren, kam am 9. Februar der Dampfer durch das Steigen des Wassers frei. Am 16. kehrte Parys, begleitet von mehreren indianischen Pirogen, zurück; er berichtete folgendes über seinen Zug: am Tage der Abreise war man ohne Schwierigkeit weiter flußaufwärts gefahren; der Strom war nicht besonders stark; als man am Abend von den Indianern verlassene Pflanzungen sah, ankerte man, um die Leute, deren Nähe man vermuthete, nicht durch Annäherung während der Nacht in die Flucht zu treiben; am folgenden Tage wurde die Reise fortgesetzt. Am Nachmittage fand man auf dem rechten Ufer frische Spuren von Indianern; die Ermüdung und der schlechte Gesundheitszustand der Mannschaft waren Ursache, daß das Boot bald anlegte und die Besatzung auf dem linken Ufer lagerte. Am dritten Tage kam man an vielen Purmas (Pflanzungen) vorüber; auf dem rechten Ufer bemerkte man drei kleine Zuflüsse, kurze corentados; wirklich schien die Barre, auf welcher der Dampfer gestrandet war, das wichtigste, vielleicht das einzige Hinderniß der Schiffbarkeit des Morona zu sein. Am vierten Tage endlich kam das Boot an den Mangosiṡca, den rechtseitigen Quellfluß des Morona; man folgte dem Laufe desselben und kam gegen 3 Uhr in die Nähe einer Indianerniederlassung. Die Eingeborenen (Patucas) hatten die Annäherung des Bootes nicht bemerkt; man rief sie an und nach einiger Mühe glückte es, einige,

[1]) Fortsetzung von „Globus", Bd. 45, S. 167.

Huambiza-Indianer vom Patuca-Stamme. (Nach einer Photographie.)

worunter den Häuptling, zu bewegen, sich dem Boote zu nähern, worauf der genannte Würdenträger nach dem Zwecke der Reise frug. Die Antwort, die man ihnen gab, wobei auch die Absicht, Briefe nach Macas zu schicken, erwähnt wurde, blieb unverstanden, bis die Wilden durch Geschenke zugänglicher gemacht wurden. Hierauf erfolgte großer Zulauf von Volk und wiederholte Freundschaftsbezeugungen. Der Kern der Frage: „ein Weißer ist von Macas hergekommen, hat aber den Marañon nicht erreicht“, wurde ihnen jetzt begreiflich gemacht; sie konnten jedoch keine weitere Auskunft geben, als daß Weiße vor einigen Monaten nach Macas gekommen und sich nach dem Santiagoflusse begeben hatten, um auf dem Marañon stromabwärts zu fahren; wahrscheinlich sind dieselben am Pongo de Manseriche angelangt, dann aber möglicherweise unter feindliche Stämme gerathen. Parys erhielt von den Indianern Lebensmittel und wurde von einer Anzahl ihrer Boote nach der Stelle, wo er Wiener verlassen hatte, zurück begleitet. Letzterer schloß aus den empfangenen Berichten, daß er alle Hoffnung, von Günzburg zu finden, aufgeben müsse.

Die Patucas gehören zu dem großen Stamme der Huambizas, deren Sprache sie sprechen; im Naturzustande erschienen sie in günstigem Lichte, in den erbettelten europäischen Kleidern boten sie dagegen einen ärmlichen Anblick. Fünf Tage später kam Wiener in Aripari an, nachdem er während der Reise die hydrographische Aufnahme des Morona vorgenommen hatte; nach 24stündiger Ruhe daselbst wurde die Reise nach dem Pongo de Manseriche, dem letzten schiffbaren Punkte des Amazonas und der Stelle, wo derselbe aus den Bergen heraustritt, fortgesetzt; dieselbe ist schwierig zu erreichen, und Admiral Tucker konnte der Strömungen und Klippen wegen auf seiner berühmten Expedition nicht bis dorthin gelangen.

36 Stunden lang setzte Wiener seine Reise fort; der Fluß bleibt oberhalb des Morona breit und ruhig, das Fahrwasser tief, ohne scharfe Krümmungen; die Ufer verändern sich, anstatt des Sandes findet man bald Schotter, dann Kiesel, endlich ziemlich große Rollsteine. Am 21. Februar wurde der Strom viel stärker, die Maschine arbeitete mit Anstrengung und etwas weiter oberhalb traf man auf die unter dem Namen Guzman bekannten Fälle, die man nur mit der größten Anstrengung passirte. Hier sah man Spuren der „Infieles“, die sich am 22., nachdem man den Pongo de Manseriche erreicht hatte, in der Nacht dem Boote näherten, doch sich zurückzogen, als sie sich bemerkt wußten. Vor sich sah die Expedition die Cordillere, die sie von Chachapoyas und Jaen trennte. Ganz in der Nähe befand sich früher eine spanische Kolonie, Borja genannt; die Gründer derselben waren über die Cordillere gekommen, die Schwierigkeit des Verbindungsweges hatte sie jedoch ganz von ihren Landsleuten abgeschnitten. Die alte Niederlassung ist jetzt zerstört und Wald hat die Stelle, wo sie gestanden, eingenommen. Im 16. Jahrhundert trugen die dort befindlichen Goldwäschereien dem Könige mehrere Millionen Duros ein; die Kolonisten verloren aber nach und nach ihre Energie und sind heutzutage weiße Indianer geworden, die sich vor den Autochthonen nach dem Gebiete zwischen den Mündungen des Huallaga und des Ucayali zurückgezogen haben. Nur in geringem Grade mit den wirklichen Indianern vermischt, gehören sie nach Farbe, Körperbau, Haaren und Haltung der weißen Rasse an, sind jedoch in Sprache (Cocama) und Lebensweise ganz und gar verändert und zu Indianern geworden. Sie kennen kein Geld oder edles Metall, sondern lassen sich mit Waaren bezahlen; katholisch sind sie nur dem Namen nach. Alle Eigenschaften des Jägers aber sind bei ihnen im hohen

Engschlucht des Pongo de Manseriche. (Nach einer Skizze Wiener's.)

Grade entwickelt: sie schießen und verfolgen eine Spur in bewunderungswürdiger Weise.

Pongo, ein Quichuawort, bedeutet „Pforte“, und wirklich ist der Pongo de Manseriche die Pforte der Cordillere, durch welche der Rio Amazonas Serrano durchbricht, um dann zum Amazonas der Ebene zu werden. Ehe er die Stelle passirt, nimmt der Fluß, den die Huambizas schon Marañon nennen, der aber geographisch Tunguragua heißt, den Santiago oder richtiger Canuza auf. Das Wasser stürzt sich mit furchtbarer Gewalt durch den Pongo, auf 600 m stromabwärts hat es alle weiche Erde mit fortgerissen und biegt, durch eine Granitwand aufgehalten, in beinahe rechtem Winkel ab. Das Bild des Engpasses ist prächtig, die Wände fallen beinahe so steil wie Mauern ab und widerstehen seit Jahrtausenden dem brüllenden, mächtigen Strome. Um so interessanter war es für Wiener, da er schon 1876 die Quelle des mächtigen Flusses, den See von Lauricocha, besucht und denselben als schwachen Wasserlauf, später als Tunguragua, gesehen hatte, denselben hier am Pongo, wo er in die reiche Ebene eintritt, bewundern zu können. Wenige hundert Meter unterhalb des Pongo fließt der Fluß ruhig dahin. Ein siebenstündiger Marsch auf dem linken Ufer des Marañon führte zu dem Santiago, der oberhalb des Pongo in den großen Fluß mündet. Eine Gesellschaft von etwa 30 Indianern, mit der man Freundschaft schloß, führte Wiener in ihrem Boote den Santiago aufwärts und später mit erstaunlicher Geschwindigkeit durch den Pongo zum Ausgangspunkte zurück. Oberhalb des Pongo hat der Fluß mehr als 250 m, der Pongo selbst nur 80 m Breite, und die aufgestauten Wogen bahnen sich unter furchtbarem Getöse den Weg zwischen den Felsen hindurch; beinahe am Ende der Enge, mitten im Fahrwasser, liegt eine große Klippe. In zwölf Minuten hatte man zu Wasser den Weg gemacht,

Indianerhütten von Ungurahui am Rio Samiria. (Nach einer Photographie.)

zu dessen Zurücklegung über Land man zwei Tage vorher sieben Stunden gebraucht hatte. Dieser Punkt scheint Wiener von der größten Bedeutung für die zukünftige Entwickelung jener Gegend. Er sagt darüber etwa folgendes: „Wie Para das Entrepot für europäische Manufakturen ist, so wird der Pongo eines Tages das Entrepot der zukünftigen Kornkammer des Amazonas der Cordillere sein; doch wird der westliche Schlüsselpunkt des Amazonas sich nicht bei dem alten Borja auf dem linken Ufer des Marañon befinden, denn hinter demselben dehnt sich das Gebiet der Huambizas aus und die Stadt würde hier in der unmittelbaren Nähe der Abhänge der Gefahr ausgesetzt sein, bei dem geringsten Erdsturz verschüttet zu werden; käme dagegen die Stadt auf das rechte Ufer, so wäre letztere Gefahr ausgeschlossen; außerdem öffnet sich hier eine Verbindung mit der civilisirten Cordillere von Peru; sie muß in die Nähe von Chachapoyas kommen, d. h. eines ausgedehnten Thales, welches dem Amazonas Korn und Kartoffeln liefern kann. Der Versuch dagegen, an Stelle des alten Borja ein neues Borja zu gründen, hat zwei Millionen gekostet und ist vollständig mißglückt.“ Man fuhr nun den Marañon wieder hinunter, und etwa zwölf Kilometer oberhalb der Mündung des Morona sah man die Feuer einer Abtheilung Ahuarunas, eines Stammes, der zwischen den halb und den ganz wilden Indianern in der Mitte steht; sie sammeln Sassaparille und Kautschuk, die sie in San Antonio und Aripari gegen Flinten und Pulver vertauschen. Auch hier forschte man nach von Günzburg, ohne jedoch etwas Bestimmtes in Erfahrung bringen zu können. Die Zahl der Indianer betrug etwa 40; die dabei befindlichen Frauen, welche ziemlich angenehme Züge hatten, waren in der Kultur schon genugsam fortgeschritten, um sich bei Annäherung der Europäer mit einem weiten Gewande zu verhüllen; gewöhnlich aber gehen sie nackt.

Nach kurzem Aufenthalte wurde die Reise nach der Mündung des Morona angetreten und, nachdem deren geographische Lage bestimmt war, nach Aripari und San Antonio fortgesetzt; darauf fuhr Wiener nach dem Rio Pastazza. Auf den amerikanischen Karten wird dieser Fluß größer als der Morona dargestellt; ja vor seiner Abreise war dem Reisenden selbst eine englische Karte gezeigt worden, auf welcher bemerkt war: schiffbar bis 130 Meilen von Quito. Er war daher nicht wenig erstaunt, als er an der Mündung des Flusses nur 3½ Faden lothete (während der Napo 12 Faden Tiefe hat) und man nach einer Stunde mitten im Fahrwasser auf eine Bank lief, auf der nicht einmal ein Faden Wasser stand und dabei noch an dem Zustande der Ufer sehen konnte, daß der Fluß seinen höchsten Stand hatte. Durch eine Aufnahme des Querprofils wurde eine eigenthümliche Erscheinung nachgewiesen: der Pastazza hat kein eigentliches Fahrwasser; auf seinem Grunde haben sich Höhlungen gebildet, in denen das Wasser Strudel bildet. Es erklärt sich dies aus dem Umstande, daß er kein eigentliches Bett hat, sondern ohne durch scharf gezeichnete Ufer zurückgehalten zu werden, eine große Fläche überfluthet und eine Unzahl Arme bildet; außerdem besteht das Bett aus Triebsand, welcher der geringsten Bewegung des Wassers folgt.

Es blieb nun noch übrig, zwei linksseitige Zuflüsse des oberen Marañon, den Tigre und den Chambira, zu untersuchen.

Von beiden Flüssen kennt man nur die Mündungen; alles übrige, was auf den Karten verzeichnet ist, mag man als Phantasiegemälde betrachten. Einige Stunden, nachdem man den Pastazza verlassen hatte, kam man an die Mündung des Huallaga, deren geographische Lage bestimmt wurde. Am Nachmittage des 10. März erreichte man Parinari, wo Wiener so heftig erkrankte, daß er kaum noch in das Haus des Herrn Reategui gelangen konnte. Es war ein plötzlicher Anfall der tabardillo oder trapiche genannten Krankheit; nervöses Erbrechen, furchtbare Kolik und starkes Fieber strecken den Patienten, der entsetzliche Schmerzen leidet, in unglaublich kurzer Zeit hin; Wiener's Anfall dauerte 14 Stunden, während welcher Zeit er nur zweimal bei Bewußtsein war. Hierauf ließen die Schmerzen nach, das Fieber bekam die Oberhand und er fiel in Schlaf; nach vier Tagen konnte er wieder aufstehen und am nächsten Tage wollte er abreisen; ein Zufall leitete zu einer geographischen Entdeckung unter Umständen, die Wiener folgendermaßen beschreibt.

Inneres einer Indianerhütte am Samiria.
(Nach einer Photographie.)

Man hatte einiges Holz nöthig, und während Herr Reategui so freundlich war Wiener zu begleiten, hatte sein Mayordomo, Namens Andrade, die Gelegenheit benutzt, mit einigen Arbeitern seines Herrn seinen eigenen Interessen nachzugehen. Als der Eigenthümer bei den indianischen Frauen Erkundigungen einzog, hieß es, daß Andrade nach der Quebrada Samiria gegangen sei (Quebrada in dieser Gegend, Yacu weiter im Norden, Igarapé in Brasilien bedenten dasselbe: ein Bach, ein kleiner Wasserlauf ohne merklichen Strom). Wiewohl Wiener sich in Iquito nach allen zum Marañon gehörigen Wasserläufen erkundigt hatte, war ihm der Name des Samiria nicht genannt worden. Herr Reategui wollte Leute in einem Boote ausschicken, um Andrade zu suchen, Wiener beschloß jedoch, dies selbst zu thun, um den Samiria kennen zu lernen. Diese Fahrt, die nur ganz kurze Zeit dauern sollte, dehnte sich weit aus und führte, wie schon erwähnt, zu einer unerwarteten Entdeckung. Die Mündung des von Süden kommenden Samiria liegt etwa eine Stunde stromab von Parinari; man befand sich dort am 5. März Nachmittags. Der Samiria, schwarz wie Tinte, mündet von Süden herein. Man lothete und fand acht Faden Tiefe; als man dies für einen Irrthum hielt und eine zweite Lothung vornahm, fand man neun Faden und eine Stunde darauf mit elf Faden Leine keinen Grund. Während der Nacht wurde geankert, am Morgen aber die Reise fortgesetzt; gegen 5 Uhr Abends fand man Andrade mit seinen Indianern und den gefangenen Fischen; nach und nach bei weiterem Vordringen lothete man sechs, dann fünf Faden.

Am nächsten Morgen kam man an ein Wäldchen von Kautschukbäumen, unter denen zwei Indianerhütten standen; in der interessanten Umgebung boten die beiden von sehr gutmüthigen Eingeborenen bewohnten Hütten durch ihr einfaches und malerisches Innere einen Anblick, der durchaus nicht an die Wildniß erinnerte. Diesen ganzen Tag und auch am folgenden Morgen hatte man etwa 4, am Nachmittage 3½ und 3 Faden Tiefe; die Breite des Fahrwassers betrug 7 Faden; noch nie hatte ein Weißer oder ein Indianer dieses Wäldchen von Kautschukbäumen, von den Cocamas Ungurahui genannt, überschritten. Natürlich belebte die Freude, sich auf noch unbetretenem Pfade zu befinden, den Muth Wiener's, dessen Gesundheit übrigens viel zu wünschen übrig ließ. Am 11. März kam er zu der Ueberzeugung, daß der sonderbare Fluß, auf dem man

sich befand, der Abfluß eines Sees sei: der sehr schwache Strom war gleichmäßig, das Barometer unveränderlich, und diese Vermuthung wurde schon am 12. März bestätigt, wo man um 5 Uhr Nachmittags im See Wyse ankam. Wiener hielt sich für vollkommen berechtigt, seiner Entdeckung einen Namen beizulegen, da diese Gegend noch nie durch Europäer oder Indier betreten worden war. Eine allgemeine Bemerkung der Reisenden über die Namen möge hier eingefügt sein: der Name, den man erfährt, wird sich nach der Sprache des Führers richten, der denselben nennt; jedenfalls aber werden sich dieselben Namen wiederholen, da sie meistens der Beschaffenheit der Oertlichkeit oder zufällig mit derselben verbundenen Ereignissen ihre Entstehung verdanken. Hat z. B. ein Indianer einen Puma am Flusse trinken sehen, so heißt die Stelle Puma Playa (Löwenstrand) oder Puma Yacu (Löwenwasser). Aus dem Vorkommen

Wyse-See am oberen Samiria. (Nach einer Photographie.)

und der Verbreitung derartiger Namen irgend welche Schlüsse zu ziehen, würde sehr gewagt sein.

Nirgends Hütten von Eingeborenen, keine abgebrochenen Zweige, keine Spur eines Jägers war zu sehen; die Thiere des Waldes fliehen noch nicht vor den Menschen, zahlreiche Affenfamilien betrachten die Reisenden mit einer Ruhe, als ob sie von der Verwandtschaft mit ihnen überzeugt wären.

Ja, sagt Wiener, dieses äquatoriale Amerika, welches schon seit vier Jahrhunderten entdeckt ist, ist ein sonderbares Land; man findet da noch Wasserläufe von 400 km Länge, die selbst den Eingeborenen des unmittelbar daran grenzenden Landstriches unbekannt sind; übrigens ist der Samiria nicht der einzige noch unbekannte Fluß.

Am 10. März gegen Mittag hatte das Wasser des Samiria keine merkbare Bewegung mehr, die Rhizophoren engten das Fahrwasser immer mehr ein; um 2 Uhr war man buchstäblich unter den Bäumen gefangen. Da man drei Tage lang in süd-südöstlicher Richtung gefahren war,

hoffte man in einer anderen Richtung, als man gekommen war, einen Ausweg zu finden; wirklich traf man einen solchen Kanal, der nach dem Ucayali hinüberführte, aber er war so eng, daß kein Dampfer ihn, außer vielleicht zur Zeit des Hochwassers, befahren könnte. Die Umstände, namentlich die Nothwendigkeit, zu S. Regis Lebensmittel einzunehmen, zwangen Wiener, hier alle weiteren Untersuchungen aufzugeben.

Alle diese unbewohnten Landstriche sind mit Kautschukbäumen und Sassaparille, die in außerordentlicher Menge vorkommt, bedeckt; aus Mangel an Händen verfaulen diese Schätze. Aber welche Zukunft könnte über diesem Lande aufgehen, wie Viele könnten hier eine glückliche Zukunft finden!

Haiti.

Von E. Metzger.

I. Einleitung.

In nicht zu großer Entfernung von uns, drüben in Westindien, in nächster Nähe von europäischen Kolonien und nicht gar weit von dem unter dem Schutze des Sternenbanners stehenden Kontinent liegt die Insel Haiti. Sie hat ihren Namen der auf ihrer westlichen Hälfte liegenden kleineren Negerrepublik gegeben, während der größere, östlich gelegene Mulattenstaat San Domingo heißt; mit der zuerst genannten wollen wir uns hier beschäftigen.

Die Republik Haiti ist äußerlich ein wohl geordnetes Staatswesen, mit einem Präsidenten, dessen Sessel allerdings manchen Schwankungen unterworfen zu sein scheint, mit Ministern, hohen und niederen Gerichtshöfen, mit einem Erzbischof und einem zahlreichen diplomatischen Korps, einer Armee mit Garde- und Linientruppen — mit einem Worte, auf dem Papier scheint alles dort aufs Beste, wenigstens ganz nach europäischem Muster, eingerichtet zu sein, und wenn man mit der Geschichte des Landes bekannt ist, möchte man staunen über die Entwickelung eines Staates, dessen Entstehung vor noch nicht hundert Jahren mit blutigen Zügen in den Annalen verzeichnet wurde, die von Mord, von Greueln aller Art begleitet war, welche die aufrührerischen Neger nach ihrer Empörung am 25. August 1791 gegen die Weißen begingen, gegen ihre ehemaligen Herren, die sie nach der Einnahme von Cap Français in den Tagen vom 21. bis 23. Juni 1793 grausam abschlachteten. Unter Toussaint L'Ouverture, dem kühnen Neger, der durch das Direktorium als Obergeneral aller „französischen" Truppen auf San Domingo anerkannt worden war, riß es sich von Frankreich los und nach L'Ouverture's Sturz wurde Dessalines, der Napoleon der Neger, Kaiser; dann finden wir einen König, sehen das Land wieder als Republik, bis ein neuer Monarch auftritt, Faustin I. (1849), der zehn Jahre lang das Scepter führte; nach dieser Zeit ist Haiti Republik geblieben, wiewohl man die liebgewordene Gewohnheit der inneren Streitigkeiten und Revolutionen noch nicht aufgegeben hat.

Wie unbeständig die Zustände auch gewesen sein mögen — die eben angeführten wenigen Daten haben es wohl in genügender Weise nachgewiesen — so finden wir dort, wie schon erwähnt, ein äußerlich wohl geordnetes Staatswesen, was gewiß interessant ist, da dasselbe von Söhnen Afrikas gegründet und entwickelt wurde, welche die Grausamkeit des weißen Mannes ihrem heimathlichen Boden entrissen hatte. Welche Stellung man auch dem Neger einräumen will, man wird gestehen müssen, daß ein vertrauenswürdiger Bericht eines ruhigen, gründlichen Beobachters, gerade über diese Negerrepublik und ihre Bewohner einen höchst wichtigen Beitrag für die Erweiterung unseres Wissens liefern muß. Haiti unterscheidet sich nämlich von der Schwesterrepublik San Domingo dadurch, daß man zur Zeit der Stiftung des Staates bei der Ausrottung des weißen Elements noch etwas gründlicher verfuhr, als dort der Fall war; seit jenen blutigen Tagen hat das unvermischte Negerelement fortwährend den größten Einfluß besessen und hat rücksichtslos das weiße und das mischblütige Element zu entfernen gesucht. Das ist ihm geglückt. Mit wenigen Ausnahmen sind die Weißen von der Insel verschwunden, sind ausgerottet oder vertrieben; die Zahl der Mulatten beträgt kaum den zehnten Theil der Bevölkerung, die übrigen Bewohner sind Vollblut-Afrikaner, und man kann sie mit vollem Recht als einen echten Zweig der Negerrasse betrachten, der vom Stamme losgelöst, sich hier unter günstigen natürlichen Verhältnissen weiter entwickelt hat. Günstiger nämlich als das Klima der heimathlichen Guineaküste ist der Himmel Westindiens, und die fruchtbaren, gut bewässerten Niederungen Haitis sind ein ausgesuchtes Fleckchen Erde, selbst in jenen so überaus üppigen Gärten der westindischen Inseln, und bieten dem Bewohner ein viel vortheilhafteres Feld für seine Thätigkeit, als die afrikanische Küste. Gewiß ist es also von mehr als einem Gesichtspunkt aus betrachtet interessant zu erfahren, wie denn jetzt der Zustand der Nachkommen jener aufrührerischen Neger ist, nachdem sie seit drei Menschenaltern unter den oben angedeuteten Verhältnissen gelebt haben und mit großem Interesse haben wir darum das Buch Spenser St. Johns[1]) begrüßt. Der Verfasser hat sich nämlich lange in jenem Lande aufgehalten (zwölf Jahre lang als englischer Geschäftsträger) und hatte Gelegenheit, sich mit den Zuständen desselben bekannt zu machen, dann aber hat er im Ganzen fündunddreißig Jahre lang unter verschiedenen farbigen Stämmen zugebracht und hat kein Vorurtheil gegen Menschen, welche keine weiße Haut haben; dies ist sehr begreiflich, denn, wie er mittheilt, hat er seine Laufbahn unter Sir James Brooke begonnen, dessen unbefangene Ansichten nicht gestatteten, daß in seiner Umgebung auf Rasse oder Farbe begründete Einseitigkeit sich geltend machte; das Urtheil eines Mannes, der in solcher Schule erzogen ist, hat gewiß Anspruch auf volle Beachtung.

Im Vorhergehenden haben wir ungefähr die leitenden Gedanken ausgedrückt, welche uns bestimmten, das Buch Spenser St. John's mit besonderer Aufmerksamkeit zur Hand zu nehmen in der Absicht, aus demselben Material zu schöpfen, um den Lesern des „Globus" eine Uebersicht von dem gegenwärtigen Zustande jener Republik zu geben; vorher sei es uns aber erlaubt, noch ein paar Worte über

1) Hayti, or the Black Republic. By Sir Spenser St. John, K. C. M. G., London 1884.

das Gefühl, welches sich unserer nach Beendigung des Buches bemächtigt hatte, beizufügen. Es lag auf uns wie ein schwerer Traum; immer und immer wieder riefen wir uns alles zurück, was im Stande war, die (übrigens nie angefochtene) Glaubwürdigkeit des Verfassers zu verbürgen; wir sagten uns, daß ein noch im Dienst stehender Staatsmann nicht so furchtbare Anklagen gegen ein Land aussprechen würde, in dem er lange in amtlicher Stellung gelebt, wenn dieselben nicht wahr wären, nicht jeden Augenblick bewiesen werden könnten. Die „Schwarze Republik" lautet der zweite Titel des Buches, passender hätte der Verfasser es die „Kannibalenrepublik" nennen können, denn der brutalste, roheste Kannibalismus spielt unter den Bewohnern Haitis eine blutige Rolle. Gegenüber dieser Beschuldigung, welche, wie wir sehen werden, nur zu gut bewiesen ist, tritt alles andere, was der Verfasser anführt, um die herrschende Anarchie zu brandmarken, um das Nachäffen europäischer Zustände dem Fluche der Lächerlichkeit zu übergeben, in den Hintergrund; man vergißt die Revolutionen im Stil Robespierre's und die monarchischen Intermezzes à la Großherzogin von Gerolstein, mit ihren Grafen und Marquis, wenn auch manchmal ein Herzog Schnaps verkaufte und eine hochadelige Dame an der Waschbütte stand; man vergißt, daß der Militarismus in der lächerlichsten Gestalt sich breit macht und ähnlich wie in Venezuela die eine Hälfte der Armee aus Generalen besteht, welche an Revuetagen in ihren strahlenden Uniformen mit glänzenden Epauletten auf bunt aufgeputzten Pferden paradiren, während die Röcke ihrer Mannschaften kaum hinreichen, ihre Blöße zu bedecken, und die Beinkleider sich in einem Zustande befinden, der hier zu Lande zu einer gerichtlichen Verfolgung der Träger führen würde. Alles dies aber, und noch viel mehr, muß vor dem entsetzlichen Bilde zurücktreten, welches der Verfasser uns von dem auf Haiti herrschenden Kannibalismus entwirft. Wir wollen hier vorläufig nur die schauerliche Thatsache anführen, daß noch 1878 zwei Frauen auf frischer That ertappt wurden, welche im Begriff waren, die blutlose Leiche eines Kindes roh zu verzehren, nachdem sie vorher aus dem noch zuckenden Körper das warme Blut ausgesaugt hatten, und daneben die zweite, daß eine Mutter, die ihre eigenen Kinder verzehrt hatte, dies ruhig eingestand und hinzufügte: „Wer hätte denn mehr Recht gehabt, dies zu thun, als ich? Habe ich sie doch geboren." — Das Buch Spenser St. John's bildet ein furchtbares Dokument gegen die Negerrasse im allgemeinen, aber unserer Ansicht nach auch einen wichtigen Beweis gegen diejenigen, welche die Gleichheit aller Menschenrassen verkündigen. Dasselbe berührt düstere Seiten der menschlichen Natur, doch wie schauerlich Manches, was in demselben vorkommt, auch sein möge, für den Philosophen wie für den Anthropologen findet sich, um mit A. H. Keane[1]) zu sprechen, auch in den Schattenseiten der menschlichen Natur so viel Wichtiges und Belehrendes, daß wir nicht zögern, im Folgenden den Versuch zu machen, demselben eine möglichst vollständige Charakteristik der Leute auf Haiti und der dort herrschenden Zustände zu entnehmen.

II. Die Bevölkerung. (Erste Hälfte.)

Die Bevölkerung von Haiti wird in dem Gothaer Almanach auf 550 000 Seelen angegeben, wesentlich höher schätzt sie Spenser St. John. Er begründet seine Ansicht etwa folgendermaßen: Am Ende des vorigen Jahrhunderts bestand die Bevölkerung aus 46 000 Weißen, etwa 57 000 freien Farbigen und Schwarzen und gegen 510 000 Sklaven von beiden Farben. Madion, dem diese Angaben entnommen sind, erwähnt ausdrücklich, daß es eine Gewohnheit der Pflanzer sei, alle Kinder und alle über fünfundvierzig Jahre alten Sklaven nicht in ihre Listen aufzunehmen, um sich der Bezahlung des für Sklaven festgestellten Kopfgeldes zu entziehen; demnach würde nach Abzug der Weißen die Zahl der Bevölkerung damals auf circa 750 000 Seelen angenommen werden müssen. Derselbe Autor ist der Ansicht, daß bis 1847 die Bevölkerungsziffer keine nennenswerthe Veränderung erlitten habe. 1863 schätzte der damalige Präsident General Geffrard die schwarze Bevölkerung nach den besten Quellen auf 900 000 Seelen; Spenser St. John meint, daß dieselbe seit 1825 sich verdoppelt habe. Selbst wenn man diese Angabe annehmen will, wäre die Bevölkerung schwach zu nennen (Oberfläche beinahe 24 000 qkm); jedenfalls ist sie viel schwächer, als sie sein könnte, denn mit Rücksicht auf die Fruchtbarkeit der Negerinnen darf man wohl annehmen, daß selbst die inneren Streitigkeiten der Zunahme nur geringen Abbruch gethan haben. Wenn man einen Haitier nach der Ursache fragt, meint er, daß die Negerinnen schlechte Mütter seien. Ob der Kannibalismus Einfluß hierauf hat, dürfte wohl kaum nachzuweisen sein; dagegen scheint eine andere Erscheinung (die große Ueberzahl der Frauen) anzudeuten, daß die Sterblichkeit bei dem männlichen Geschlecht abnorm hoch ist. Wenn es nämlich nach dem eben Erwähnten auch nicht gerade leicht sein dürfte, die Gesammtzahl der Bewohner mit einiger Sicherheit anzugeben, so stimmen doch alle Quellen darin überein, daß die Zahl der Frauen viel größer als die der Männer ist; manche behaupten, daß letztere nur den vierten Theil der Bevölkerung ausmachen, andere schätzen ihre Zahl auf ein Drittel derselben. Allerdings ist auch eine ähnliche Erscheinung auf der Guineaküste beobachtet worden. Doch sind die Vorbedingungen nicht gleich. Während nämlich auf der Küste eine starke Auswanderung, zum großen Theil von Männern, stattgefunden hat, muß man für Haiti eine Einwanderung aus der Union und ein Einströmen von freigelassenen Sklaven berücksichtigen, was hauptsächlich der männlichen Bevölkerung zu Gute kam, so daß man eher denken sollte, daß das männliche Geschlecht hier in der Mehrzahl sein müsse. Ob wir zur Erklärung an die inneren Kämpfe allein zu denken haben, oder aber annehmen müssen, daß eine erhöhte Sterblichkeit der Männer — zu erklären durch die Excesse, denen sich dieselben in höherem Maße hingeben — stattfindet, ist eine offene Frage; von europäischem Standpunkte aus möchte man sie vielleicht, wie wir sehen werden, in letztgenanntem Sinne zu beantworten geneigt sein.

Daß etwa der zehnte Theil der Bevölkerung aus Farbigen besteht, ist oben schon erwähnt worden; dieselben nähern sich mehr und mehr dem Negertypus, wie dies aus der großen Ueberzahl der Vollblutneger leicht erklärlich ist; dieser Theil der Bewohner lebt meistens in Städten und Dörfern.

Mackenzie hat von einer Art Buschneger gesprochen, die im östlichen Theile des Landes sich aufhalten und sehr verschlagen sein sollen. Man hat dabei aller Wahrscheinlichkeit nach an die Nachkommen geflüchteter Sklaven zu denken; unser Autor hat sie nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt, sondern von ihnen nur bei einem gelegentlichen Besuch, den er den Bergen abstattete, unter dem Namen Vien-viennent sprechen hören; doch schien ihre Existenz mehr traditionell als durch Thatsachen erwiesen zu sein.

---

[1]) „Nature" vom 4. Dec. 1884.

Die nächtlichen Ceremonien, bei denen man sie gesehen haben will, dürften auf den Vaudouxdienst zurückzuführen sein.

Ehe wir auf die Neger- und Mulattenbevölkerung im Einzelnen eingehen, dürfte es angemessen sein, zunächst die Verhältnisse einigermaßen aus der Vogelperspektive zu betrachten. Dieselben sind derartig, daß sie nach Spenser St. John die absolute Unfähigkeit der Neger darthun, sich selbst zu regieren und eine unabhängige Stellung zu behaupten. So lange dieselben unter dem Einfluß der Weißen stehen, meint er, geht alles gut; sind sie aber, wie auf Haiti, sich selbst überlassen, so steht ihre Entwickelung nicht nur still, sondern sie sinken in denselben Zustand zurück, in dem sie sich in ihrer Heimath befunden haben. Zu dieser Ansicht wird Jeder kommen, der lange in Haiti gelebt hat, wenn er nämlich die Neger nicht mit der vorgefaßten Ansicht betrachtet, daß alle Rassen gleich befähigt seien, in der Civilisation fortzuschreiten. Ohne Zweifel sind die Mulatten im Ganzen intelligenter und zum Herrschen befähigter, ohne daß sie bis jetzt einen bedeutenden Erfolg zu verzeichnen hätten. Traurig ist es zu sehen, daß sie fast immer von egoistischen Triebfedern geleitet werden; Patriotismus, aufopfernde Thätigkeit für das Allgemeine kennen sie beinahe nicht. An fast allen Verschwörungen und Umwälzungen der letzten Zeit sind sie betheiligt gewesen, aber nur in der Hoffnung, Würden und Schätze zu erlangen. Hierzu kommt das unangenehme Verhältniß zwischen Negern und Mulatten; der Schwarze haßt den Farbigen, der ihm dies mit Verachtung heimzahlt; so wüthen sie unter dem Schutz der Gesetze gegen einander, und wenn die Neger einmal die Oberhand haben, könnten sie wohl die empfangenen Beleidigungen wie zur Zeit Soulouques mit Blut abwaschen. Ein Sprichwort sagt: „Nègue riche li mulatte, Mulatte pauvre li nègue" (der Neger macht den Mulatten reich, der Mulatte macht den Neger arm).

Mancherlei Märchen und Erzählungen über die verschiedenen Rassen existiren im Volksmunde; einige der charakteristischsten wollen wir hier anführen, zum Beweise, daß die Einheimischen einander ziemlich ungünstig beurtheilen. Nach der Schöpfung wurde der weiße Mann, der Mulatte und der Neger vor Gottes Thron berufen und jedem die Erfüllung eines Wunsches zugesagt. Der Weiße verlangte Bücher und Handwerkszeug, der Mulatte gute Pferde und schöne Frauen, der Neger wendete sich in ängstlicher Verlegenheit hin und her und bat endlich um ein Stück Goldtresse. — Wenn ein Weißer, ein Mulatte und ein Neger ins Gefängniß geworfen werden, wird der Weiße — so sagt der Volksmund — Papier, Feder und Tinte fordern, um gegen seine Gefangennehmung zu protestiren, der Mulatte wird sich nach Mitteln zur Flucht umschauen, während der Neger sich sofort schlafen legt, nach vierundzwanzig Stunden aufwacht, gähnt, sich reckt, um, nachdem er sich umgesehen, sich auf die andere Seite zu wenden und weiter zu schlafen. In politischer Beziehung erklärt Spenser St. John die Haitier für hoffnungslos und die Verständigsten unter ihnen erkennen dies vollkommen an; sie gerade sind am meisten geneigt, an der Zukunft zu verzweifeln, wenn sie sehen, wie alle paar Jahre einmal eine Woge der Barbarei über die Insel hereinbricht.

Gehen wir nun zur schwarzen Bevölkerung im Einzelnen über, so müssen wir, von den höheren Ständen abgesehen, sehr genau zwischen den Stadt- und Landbewohnern unterscheiden; erstere sind durch den intimeren Verkehr mit Weißen, die ihnen nicht immer gute Beispiele geben, häufig noch unehrlicher und unverschämter geworden, als sie von Hause aus sind, während, wenn man von einigen Lächerlichkeiten absehen will, die allen Negern in europäischen Augen ankleben, man von der Landbevölkerung im allgemeinen einen günstigeren Eindruck empfängt. Diese kräftigen Geschöpfe haben etwas Sympathisches, trotzdem sie neben den guten Seiten einer wilden Rasse auch alle Fehler derselben haben, denn trotz eines gewissen Firniß, den ihnen der Umgang mit civilisirteren Landsleuten gegeben hat, tragen sie unter Umständen die ganze Wildheit des afrikanischen Charakters zur Schau. Unter einander sind die Neger vom Lande sehr höflich, behandeln einander als monsieur, frère, confrère.

Trotzdem Haiti eine Negerrepublik ist, müssen die Neger im gesellschaftlichen Leben zurückstehen; auf Bällen, in Koncerten, im Theater trifft man nur wenig schwarze Damen an. In einer Gesellschaft bei Präsident Geffrard zählte man drei Schwarze auf etwa hundert Farbige; die schwarzen Herren waren zahlreicher, was sich zum großen Theil aus ihrer dienstlichen Stellung erklärt, die sie zur Theilnahme verpflichtete. Die farbigen Damen weigern sich zuweilen auf Bällen mit Negern zu tanzen, was manchmal zu erbitterten Streitigkeiten führt.

Gegenüber dem Weißen ist der Neger im allgemeinen achtungsvoll und herzlich; trotz allen Widerspruchs kann man behaupten, daß namentlich die niedrigen Klassen den Weißen als ein Wesen höherer Art betrachten. Sie nehmen daher aus diesem Grunde, wenigstens bis zu einem gewissen Punkte, seinen Gottesdienst an, wiewohl sie darum weder ihre eigene Schlangenverehrung noch ihre Ammenmährchen aufzuopfern, noch viel weniger von ihren Vergnügungen, ihren Leidenschaften zu lassen geneigt sind. Der Vaudoux-Priester ermuthigt sittenlose Tänze, übermäßiges Trinken, den uneingeschränkten Verkehr beider Geschlechter; gleichzeitig aber empfiehlt er Kerzen in den katholischen Kirchen anzuzünden; er hält seinen Gott, eine ungeheure Schlange, in einem Tempel, dessen Wände mit Bildern der Jungfrau Maria und der Heiligen bedeckt sind. Diese unbewußte Unterordnung unter den Weißen zeigt sich auch in anderer Beziehung. Vielleicht wird der Neger einmal unverschämt werden, vielleicht dem Europäer unter dem Ausstoßen des beliebten Fluches f... die Worte entgegenschleudern: „Wir sind alle gleich hier"; die herumstehende Menge mag dem möglicherweise gar Beifall klatschen, aber eine feste, entschlossene Haltung bringt den Schwarzen bald dazu, den Streit aufzugeben und, wenn das geschieht, erreicht die Freude der Umstehenden den höchsten Grad. Der Neger hat eine außerordentliche Ehrfurcht vor einer fremden Flagge; als während innerer Unruhen einmal das englische Konsulat bedrängt wurde, um die Auslieferung einiger Flüchtlinge zu erzwingen, trat der Anführer in drohender Haltung vor den englischen Vice-Konsul, der die Empörer vergebens zu beruhigen versucht hatte. Der Beamte breitete den Union Jack über die Stufen, die zum Hause führten, und sagte zum Anführer: Wenn Ihr den Muth habt, tretet über die Flagge hin und holt die Flüchtlinge. — „Ich nicht", sagte der Häuptling (Acaau), der sonst nicht eben leicht in Verlegenheit gerieth; denn als ihm einst ein Bombardement durch zwei auf der Rhede liegende englische Kriegsschiffe angekündigt wurde, sagte er ruhig: „Gut, an welchem Ende wollt Ihr anfangen? Ich werde die Stadt am anderen Ende in Brand stecken."

Die Bevölkerung[1]) ist auch ihrer Abstammung nach nicht homogen; man merkt dies erst, wenn man im Inneren des Landes reist; man findet einzelne, schöne Leute mit

[1]) Man vergleiche zu dem Folgenden die haitischen Typen im „Globus", Bd. 37, S. 86, 102, 114, 130, 131 u. 133.

offenem Gesicht, andere, welche dem gemeinen Gorilla ähnlich sehen; die Haut mancher Haitier ist so glänzend schwarz, daß sie wie gewichst aussieht, andere haben eine matte Farbe, wie wenn sie krank wären; die einen sind tiefschwarz, andere röthlich angehaucht. Schöne Negerinnen sind selten; im Ganzen jedoch soll der Typus der Haitier über dem der Afrikaner stehen. Eigenthümlich ist es, daß die Schwarzen eine Art scheuer Abneigung gegen Affen zeigen, sie empfinden es unangenehm, daß der Weiße auf den Gedanken kommen könnte, es sei nur wenig Unterschied zwischen einem recht häßlichen Neger und einem hübschen Gorilla. Die Negerdamen fühlen sich namentlich durch das kurze Wollhaar gekränkt und versuchen alle Toilettenmittel, um dasselbe in, wenn auch noch so kurze, Flechten zu zwingen. Manche Stunde Arbeit, manche Bürste und manches Fläschchen Oel wird dabei verbraucht; erst wenn die Frauen mehr als zur Hälfte weißes Blut in den Adern haben, gelingt es ihnen, ihr Haar zu bezwingen; trotzdem aber zeigt dasselbe manchmal noch starke Wellenform; daß der Chignon auch dort eingedrungen ist, erwähnen wir nur der Vollständigkeit halber. Zu den von allen — männlichen und weiblichen — Negern am besten gehaßten Dingen gehört auch der Name, mit dem wir sie hier bezeichnen (den sie allerdings auch unter einander gebrauchen); von Fremden hören sie den Namen gens de couleur lieber; übrigens ist auch der Ausdruck Mulatte nicht beliebt.

Eine besondere Eigenthümlichkeit der Neger ist es, laute Selbstgespräche zu führen; manchmal werden sie heftig und unterbrechen sich dabei; wie es scheint, vergessen sie ganz und gar, daß man sie hört, und plaudern ihre Geheimnisse aus. Uebrigens sind sie auch im Zwiegespräch sehr heftig und gebrauchen ohne Zurückhaltung die schmutzigsten Worte des Kreolen-Französisch; namentlich bei älteren Leuten ist es sehr schwer, diese Gewohnheit zu unterdrücken. Reinlicher sind sie, was ihren Körper betrifft, dem sie die Wohlthat eines Bades ziemlich häufig zukommen lassen, weniger sorgfältig dagegen in ihrer Kleidung. Die Männer ahmen oder äffen ihre europäischen Nachbarn nach, die Frauen tragen ein langes weißes Hemd und darüber ein weißes, bis über die bloßen Füße reichendes Kattunkleid, welches an der Taille zusammengenommen wird. Bei feierlichen Gelegenheiten kleiden sich die jüngeren Negerdamen in Weiß, was gegen die schwarzen Gesichter recht hübsch absticht. Seitdem die Sonntagsmärkte abgeschafft sind, besuchen auch die Frauen der landbauenden Bevölkerung die Kirche und nehmen sich dort die Toilette ihrer höher gestellten Schwestern (europäische Mode) zum Muster; doch kleidet der Hut sie nicht so gut wie das Kopftuch (tignon), welches, wenn es von weißer Farbe ist, Trauer bedeutet. Der meiste Luxus soll mit sehr feinen Unterkleidern getrieben werden und ein reicher Vorrath von Wäsche ist der Stolz der Hausfrau.

Eigenthümlicherweise herrscht bei beiden Geschlechtern eine große Vorliebe für Hausmittel, die man für alle Leiden vom einfachen Zahnschmerz bis zum gelben Fieber hat; die Doktoren müssen dieser Liebhaberei Vorschub leisten und die Apotheker sehen ihren Weizen dabei blühen. Wiewohl der Schwarze häufig seine Lebensgefährtin nimmt, ohne dem Standesamt, ja selbst ohne der Kirche beschwerlich zu fallen (die Meisten sind nur placé), ist er in seinem Familienleben recht gemüthlich. Der wohlgestellte Neger hat übrigens gewöhnlich mehrere Frauen, von denen die jüngeren in einem Nebengebäude leben, während der Familienvater in ihrer Mitte im Hause wohnt. Freitags zieht er dann zum Markt, hoch zu Esel mit dem jüngst geborenen Kinde in seinem Arm, während die Frauen und größeren Kinder unter ihrer Bürde gebückt gehen oder Lastthiere treiben. Diese thatsächliche Vielweiberei, der die französischen Priester vergebens ein Ende zu machen suchten, erklärt sich zum Theil aus der Ueberzahl der Frauen (die selbst den Bemühungen der Missionare entgegentraten), theils aus der stark entwickelten Sinnlichkeit der Neger. Alle Klassen erlauben sich in geschlechtlicher Beziehung große Freiheiten, wozu, wie es heißt, auch das Klima anreizen soll. Der Mangel an Zurückhaltung in Worten und Thaten erklärt es genügend, daß alle Mühe — wenn man sich dieselbe geben wollte — nicht im Stande sein würde, Keuschheit der Seele bei der heranwachsenden Generation zu erhalten; bei dem freien Umgang zwischen beiden Geschlechtern und dem Mangel an anderen Zerstreuungen folgt dann sehr bald ein vertraulicher und sehr uneingeschränkter Verkehr zwischen Männern und Frauen.

Wie leicht und in wie hohem Grade die Sinnlichkeit erregt wird, beweist folgende Geschichte, die uns Spenser St. John mittheilt. Eine französische Operngesellschaft, bei der sich zwei Tänzerinnen befanden, gab Vorstellungen in Port au Prince. Ein Ballet eröffnete die Vorstellung, anfänglich verhielten sich die im Parterre dicht gedrängten Neger ruhig; die unerfahrenen Schwarzen konnten ihren Augen nicht trauen, als sie sahen, wie die weißen Mädchen ihre Reize so ungenirt zeigten; bald aber füllte sich das Haus mit Jubelgeschrei, die den Blicken Aller preisgegebenen Schönheiten erregten die Neger in bedenklicher Weise, und ihre Bewunderung äußerte sich in einer Weise, daß die Tänzerinnen vor Erstaunen und Furcht erblaßten und die Europäer, welche der Vorstellung beiwohnten, froh waren, als dieselbe ohne weitere Störung ablief.

Das Rügenwalder Amt.

Von Dr. Zechlin.

IV. (Schluß.)

Nördlich von dem Höhenzuge breitet sich zwischen Vitter- und Vietzker-See eine tiefe Niederung aus. Der Vittersee hat eine Länge von 5 km und einen Flächeninhalt von 7,3125 qkm. Seine Ufer sind flach, in seinem Schilfe nisten zahlreiche Entenschwärme; er ist durch ein Tief mit der Ostsee verbunden; an seiner südlichen Seite liegt die Domäne Palzwitz, an seinem nordöstlichen Ende das Fischerdorf Vitte. Bei diesem Dorfe soll ein Schloß in den See gesunken sein, von dem man noch bei klarem Wetter auf dem Grunde Steine liegen sieht. Die Sage

erinnert lebhaft an die Steine Vinetas am Fuße des Streckelberges. Thatsache ist, daß Steine aus dem See geholt werden, die man zum Molenbau in Rügenwalde verwendet. Die Niederung selbst besteht aus moorigen Wiesen, durch welche Dämme führen. Auf einer Anhöhe östlich von Vitte liegt das langgestreckte Dorf Rützenhagen. Nachdem wir noch Natzmershagen passirt haben, kommen wir nach dem in pommerschen Landen einen guten Klang habenden Dorfe Lanzig, welches dicht am Vietzker-See liegt.

Das Dorf ist auf einem wiesigen, sumpfigen Terrain angelegt, daher heißt es auch: Sumpfwiese; der Boden, welcher zu dem Dorfe gehört, ist zu naß; nach der südwestlichen Seite ist derselbe leichter, hier ziehen sich Weidestrecken hin, und der Geruch der blühenden gelben Lupinen erinnert uns an den hinterpommerschen Landrücken. Lanzig ist fächerförmig angelegt, mehrere Teiche befinden sich in demselben. Die Kirche liegt ziemlich in der Mitte auf einem von schönen Linden umsäumten Platze, von welchem die Dorfstraßen strahlenförmig ausgehen. Der Thurm der Kirche ist massiv, auf ihm sitzt eine hölzerne Spitze, die wie ein Zuckerhut auf einem schmalen Unterbau herüberragt. Sie ist mit Strebepfeilern versehen, dreischiffig, aber mit flacher Decke; ursprünglich war sie anders gebaut, in drei Dächern, wie eine Inschrift aus dem Jahre 1687 besagt, ist aber unter ein Dach gebracht. Am Altar fällt ein leidliches auf Holz gemaltes Altarbild, Joseph und die Frau des Potiphar darstellend, in die Augen. Ungemein viel Kränze zur Erinnerung an Gestorbene hängen in der Kirche.

Nicht weit von der Kirche an dem Gasthofe vorbei, der mäßigen Anforderungen genügt, kommt man zu dem Hofe, wo vor Jahrhunderten der Beschützer Bogislaw's X., der Bauer Hans Lange, wohnte. Vor dem Gehöfte erfreut uns ein hübscher Blumengarten, hinter welchem sich das Wohnhaus befindet; an dasselbe schließt sich der viereckige Hof an. Es steht nicht mehr an derselben Stelle, wie das Wohnhaus Lange's. 1836 wurde es an der vorderen Seite des Hofes aufgebaut; vordem stand an derselben Stelle eine Scheune mit Thorweg und gegenüber das Wohnhaus. Es ist ein einstöckiges mit Stroh gedecktes Haus. Ueber der Thür ist eine Tafel angebracht, auf der folgende Inschrift in goldenen, großen Buchstaben prangt: „Hans Lang in diesem Hof hat vormals aufgenommen den Herzog Bogislaw, der sonst wär umgekommen, Und ihn mit Speis' und Trank versorget bis zur Zeit, da er gelanget ist zur Kron und Herrlichkeit. Renovatum 1836.“ Wann die Inschrift entstanden, ist mir nicht bekannt. Doch befindet sich auf einer Bodenkammer der Balken von dem früheren Hause, auf welchem dieselbe Inschrift mit der Jahreszahl 1686 eingeschnitten ist. So ist wahrscheinlich, daß bei dem Neubau im Jahre 1686 die Inschrift verfaßt worden ist. Die Nachkommen Hans Lange's befinden sich nicht mehr im Dorfe, auch haften an dem Grundstücke zum großen Aerger des jetzigen Besitzers keine Gerechtsame. Denn Hans Lange hatte keine Belohnung für sich verlangt, aber, so lange er lebte, stand er bei Herzog Bogislaw in großem Ansehen. Er wurde bei Hofe freundlich aufgenommen und redete den Herzog mit „Du“ an. „Und so es an einem Orte“, erzählt Kantzow, „etwas nicht richtig zuging, zeigt Hans Lange es Herzog Bogislaw an, damit er es abschaffte, darum ihm die Amtleute nicht gut waren, aber er fragte nichts darnach, denn sie konnten ihm nichts thun. Und oft, wenn Herzog Bogislaw jemand von ihnen absetzen wollte, als einstmals den Amtmann zu Rügenwalde, der von den Strandgütern etliche Zobel, Marder und ander Fellwerk unterschlagen, kamen sie zu Hans Lange, der pflegte zu dem Herzog zu sagen: Du wilt diesen nun absetzen, den wir nun gespicket und schier satt gemacht haben und setzest uns eine hungrige Lus wieder hin, die sauget uns von neuem wieder aus und machet uns gar arm, darum laß uns diesen, den wir ringlicher[1]) halten können. Die Länge, wie er alt wurde, starb er und wurde zu Lantzle begraben, da er nirgends anders zu liegen gewählt hatte. Und wollte stracks nicht, daß seine Kinder sollten frei sein, sondern daß sie sollten nach seinem Tode dienen und Zinsen geben, wie er und seine Vorfahren gethan hätten.“

Wiesen trennen das Dorf vom Vietzker-See; interessant ist, daß diesen Wiesen noch der Name Klosterwiesen, sowie dem sich durch sie hindurchschlängelnden Bach der Name Klosterbach anhaftet zur Erinnerung an die kurze Zeit von 1394 bis 1407, in welcher das Kloster Marienkron hier gegründet war und bestand. Der Vietzker See hat seinen Namen von dem auf einer Landzunge liegenden Dorfe Vietzke, er hat eine dreieckige Gestalt und ist 10,6875 qkm groß, sein Areal gehört größtentheils zum Stolper Kreise, an seinen Ufern wächst viel Schilf. Er ist durch einen Ausfluß, die Glawenitz genannt, mit der Ostsee verbunden; an beiden Seiten dieses Baches, der bei der Domäne Neuenhagen den See verläßt, ziehen sich Wiesen hin, so daß noch bis Ende Juli die Leute mit dem Einfahren des Heues zu thun haben. Wandert man, sobald man von Neuenhagen bis zum Kallaten gelangt, den Weg östlich nach Vietzker Strand, einigen Fischerkaten auf der Nehrung, so gelangt man hinter diesen Gehöften zu einer wandernden Düne, der einzigen, die sich, soviel ich weiß, an der ganzen Küste von der Swinemündung bis Leba befindet. Sie wandert in der Richtung von Westen nach Osten, in ersterer Richtung steigt sie allmählich an, dagegen bildet die östliche Böschung einen ziemlich steilen Winkel, der 24° betragen mag. Um wie viel Fuß sie jährlich wandert, ist noch nicht konstatirt worden; alte ortskundige Leute versichern, daß sie von der Glawenitz ihren Ausgangspunkt genommen hat.

Geht man dagegen vom Kallaten gerade aus, so gelangt man auf sandigem Wege immer bergauf zu dem Fischerdorf Jershöft; kurz vor dem Dorfe hört der Sand auf und Lehm tritt an seine Stelle. Es liegt auf einem Berge, das Höft genannt, der steil zur Ostsee hinabfällt, circa 30 bis 35 m hoch. An der östlichen Seite des Dorfes landeinwärts, so daß das Dorf sich zwischen ihm und der See befindet, liegt der Leuchtthurm, der aus 160 Fuß Höhe seine Lichtstrahlen nach allen Seiten hin wirft. Von seinem Fuße führen 122 Stufen nach oben. Man hat von hier eine prachtvolle Aussicht auf das Meer, den Vitter- und Vietzker-See, auf das Amt mit seinen zahlreichen Dörfern und Kirchen, im Hintergrunde die großen königl. Forsten, hoch im Nordosten die Stolpmünder Chaussee. Der Leuchtthurm selbst wurde 1837 gebaut; er hat ein Blickfeuer, welches aus fünfzehn Lampen, die mit Scheinblendern versehen sind, strahlt. Immer fünf Lampen zu gleicher Zeit treten in den Gesichtskreis, dann dreht sich das Räderwerk, das durch ein Uhrwerk in Bewegung erhalten wird, und andere fünf Lampen strahlen ihr Licht aus; in sechs Minuten dreht sich das ganze Werk um seine eigene Achse. Das Dorf selbst streckt sich fast 2 km in die Länge und besteht aus freundlichen Häusern; am westlichen Ende liegt der Krug, in welchem man für 50 Pf. ein leidliches Nachtquartier findet. In der Sommerszeit führt eine An-

[1]) geringer.

zahl Badegäste, die größtentheils aus dem benachbarten Schlawe kommen, hier ein beschauliches Leben. Das Lehmplateau geht ungefähr noch tausend Schritte weiter, zahlreiche Stücke sind aus den steilen Abhängen herausgerissen, Schluchten haben sich gebildet, so daß der Fußsteig oben in Windungen entlang führt, einzelne isolirte Kuppen von blaugrauem Thon sind dem Abhange am Strande vorgelagert, welche wohl der nächste Sturm zerstören wird. Tertiäre Schichten sind durch die Eingriffe der See bloßgelegt, glimmerreiche Sande von weißer, gelber, blaugrauer Farbe und charakteristische Formsande wechsellagern mit ähnlich gefärbten Thonen. Die Abhänge sind sehr quellig, und diese Quellen tragen das meiste zur Zerstörung und Verminderung der Lehmwand bei. Die See hilft getreulich, daher stürzen unerbittlich im Frühjahre, wenn die gefrorenen Lehmklumpen aufthauen, große Stücke hinab. So wurden an einer Stelle in diesem Frühjahre circa 50 Fuß weggerissen. Im Jahre 1800 sanken drei Morgen Landes vom hohen Uferrande herab. Früher fand sich zwischen Dorf und See eine Trift, längst hat die See diese fortgespült, und wiederholentlich siedeln sich die Fischer landeinwärts an, nachdem ihr altes Heim die See unwohnlich gemacht hat. Zum Schutz sind Pfähle in die See gerammt, die aber vollständig unvermögend sind, die Gewalt der Wogen zu brechen. Eine ähnliche Stelle findet sich noch bei Horst (Kreis Greifenberg) in Hinterpommern, wenn auch dort die Lehmwand lange nicht ein so zerrissenes Profil zeigt. Unten am Strande am Fuße der Lehmwand wurde ich auf einen Stein mit Gletscherstreifen aufmerksam gemacht. Derselbe war durch das Fortspülen des Lehmes bloßgelegt und zeigte auf der glatten Oberfläche parallel laufende Rillen. Die untere Hälfte war erhöht, gleich als wenn eine Treppenstufe aufgesetzt wäre. In dem rechten Winkel, den die Kante und die obere Hälfte bildete, hörten die Rillen auf, setzten sich aber auf der unteren Seite dann in gleicher Weise fort. Es war ein Granitblock, auf dem eine Gneisschicht lagerte. Südlich von Jershöft ziehen sich Moore hin, westlich ein Wäldchen, durch welches der Weg, nachdem man eine Niederung passirt, nach dem hochgelegenen Rützenhagen führt.

Es erübrigt noch, auf unsere Südgrenze, die alte Landstraße, welche von Köslin nach Stolp führt, näher einzugehen. Es war dies ein Theil der großen Heerstraße, welche von Berlin nach Königsberg ging und welche namentlich seit Beginn des 18. Jahrhunderts die preußischen Könige zu ihren Reisen nach Ostpreußen benutzten. Auf dieser Straße fuhr häufig Friedrich Wilhelm I., um sein Schmerzenskind, Ostpreußen, zu besuchen. Denselben Weg benutzte sein großer Zeitgenosse Peter, als er 1717 Friedrich Wilhelm besuchte. Andere Fürstlichkeiten folgten. So die Landgräfin von Hessen-Darmstadt, Karoline mit ihren Töchtern und in Begleitung des Freundes Goethe's, Merck, um den russischen Hof mit einer Kaiserin zu versorgen. Dann Prinz Heinrich und der spätere russische Kaiser Paul (1776[1]). Als einer der letzten unser Kaiser im Jahre 1817, als er seine Schwester Charlotte zur Hochzeit mit Nikolaus in ihre neue Heimath begleitete. Bald darauf wurde der alte Sandweg in eine feste Chaussee verwandelt, eine der ersten, welche Pommern erhielt; sie wurde 1835 vollendet. Jetzt ist die Poststraße, seitdem die Eisenbahn, welche kurz vor Ausbruch des französischen Krieges vollendet wurde und welche nördlich von der Chaussee geht, verödet.

Beim Eintritt der Landstraße in unser Gebiet liegt Zanow am nordöstlichen Fuße des Gollenberges, 9 km von Köslin. Es besteht im wesentlichen aus einer Straße und hat keinen Marktplatz; ein kleines Bächlein, der Pollnitzbach, welcher sich in den Nestbach ergießt, fließt an der Stadt vorbei, doch sind diese Wässerchen schwerlich Veranlassung zur Gründung gewesen. Der Boden ist mittelgut und die Wiesenflächen sind bedeutend. Die Bewohner ernähren sich von Landwirthschaft und Kleingewerbe. Am bekanntesten ist die Stadt durch ihre beiden Zündhölzerfabriken geworden, die ihre Produkte selbst in überseeische Länder ausführen und in denen viele Einwohner lohnende Arbeit finden. Ihnen hat die Stadt auch ihre rasche Entwickelung zu verdanken. Im Jahre 1740 hatte sie 450 Einwohner, 1880 2517 Einwohner; aus hundert Einwohnern des Jahres 1782 sind 427 des Jahres 1880 geworden.

Schon seit alter Zeit befand sich hier eine Niederlassung, hervorgerufen durch den Verkehr auf der alten Landstraße von Stettin nach Danzig und namentlich durch die Lage am Fuße des Gollenberges veranlaßt. Denn der Gollenberg galt in vergangenen Jahrhunderten für ein großes und hohes Gebirge, welches nach Mikräl, der 1724 schrieb, bis an die Karpathen reichte und das gefährlich war zu passiren. Räuber hausten hier und zur Nachtzeit vermied man ihn gern. So erzählt Hanncke[1]), daß noch im vorigen Jahrhundert in dem Dorfe Klus, dicht bei Zanow, der Postwagen 4 Stunden liegen bleiben mußte, weil die Passagiere — drei Juden, die viel Geld bei sich führten — die Nacht nicht durch den verrufenen Gollenberg fahren wollten. Um wie viel mehr wird Jahrhunderte vorher der Gollenberg gefürchtet und gemieden worden sein. Daher fanden sich auf beiden Seiten des Gollenberges frühzeitig Niederlassungen, um den reisenden Kaufmann, der bei Nachtzeit nicht den gefährlichen Berg passiren wollte, aufzunehmen. Und so hat auch ein wendischer Mann Namens Zan hier eine Taberne gegründet und dem Städtlein den Namen gegeben, denn Zanow ist Adjectivum possessivum vom Eigennamen Zan oder Czan. Allmählich wurde der Ort größer. Deutsche Stadt wurde er im Jahre 1343 und von denselben Städtegründern wie Schlawe und Rügenwalde mit Lübischem Recht bewidmet.

Vor der Stadt sieht man noch den Wall, worauf ehemals ein fürstliches Schloß gestanden hat. Der interessanteste und erwähnenswertheste Moment der städtischen Geschichte ist der, daß Bogislaw X. 1480 in diesem Schlosse von den Köslinern überfallen und gefangen nach Köslin geführt wurde. Der nähere Hergang ist folgender. Kaufleute und Krämer aus Köslin fuhren an Zanow vorüber und das Hofgesinde des Herzogs nahm ihnen ohne Wissen desselben ihre Waaren fort. Die Kösliner machten nun großes Geschrei in der Stadt und zogen in hellen Haufen vor das Zanower Schloß. Der Herzog suchte sie zu beruhigen und befahl ihnen, Namen zu nennen. Da sie aber keinen der Uebelthäter kannten und heftig auf die Burg drangen, erhob sich ein allgemeiner Tumult, in welchem viele verwundet wurden. Ein Kösliner hob eine Hellebarde gegen den Herzog auf, um sie ihm auf den Kopf zu treiben, und hätte ihn erschlagen, wenn nicht Adam Podewils, der Hauptmann von Zanow, dazwischen gesprungen und den Bürger niedergeworfen hätte. Zuletzt wurde der Herzog gefangen und im Triumph nach Köslin geführt. Der Stadtdiener ritt voran und rief den Bürgermeistern, die auf dem Markte standen, zu: „All gewunnen, all gewunnen.“ Aber die Bürgermeister erschraken auf die Nachricht von der Gefangennehmung des Herzogs, gingen ihm

[1]) Hanncke, Pommersche Skizzen, S. 62 ff.

[1]) A. a. O. S. 64.

vors Thor entgegen und baten ihn um Verzeihung. Der Herzog Bogislaw ließ die Kösliner nicht so leichten Kaufes davon und legte ihnen harte Bedingungen auf. Etliche tausend Gulden war er ihnen schuldig, von welchen weiter nicht die Rede war, dazu mußten sie noch 3000 Gulden geben und einen neuen goldenen Becher. Wenn er nach Köslin käme, sollten sie ihn und seine Gemahlin mit 200 Pferden stattlich verpflegen, das Thor niederreißen und ihn zum Zeichen der Unterwerfung darüber reiten lassen; ferner sollten sie ihm mit der ganzen Klerisei, den Jungfrauen aus dem Kloster, entgegengehen, ihm einen Fußfall thun und ihn um Vergebung bitten, schließlich noch seiner Gemahlin ein Kleinod mit 200 Goldgulden geben. „Und von dieser Geschichte ist entsprungen das Sprüchwort, daß man saget, daß die Köslinschen wohl eine Thorheit thun dürfen und dürfen sie auch wohl bezahlen.“

Im siebenjährigen Kriege hatte die Stadt viel durch die Russen zu leiden, so daß sie bis auf 24 Wirthe ausgestorben war.

Die Zanower haben von jeher viel auf Ehre und Reputation gehalten. Als die Stadt nach der brandenburgischen Besitznahme 1653 durch Urtheil ihrer Immediatwürde für verlustig erklärt und zu einem Amtsstädtlein des Rügenwalder Amts degradirt und ihr Sitz und Stimme auf den Landtagen abgesprochen wurde, appelirte der Rath bei den juristischen Fakultäten zu Wittenberg und Altdorf. Infolge dessen wurde sie in ihrer Eigenschaft als Immediatstadt bei den oben erwähnten Rechten geschützt und erhielt auf dem Landtage den letzten Sitz unter den hinterpommerschen Städten. Trotzdem hat die Stadt in den pommerschen Landen einen Ruf wie weiland Abdera in Griechenland oder Schilda in Sachsen. Manch lustiger Schwank wird von ihren Bürgern erzählt. Doch ähneln diese Geschichten unter einander, nur die Geschichte vom Aal und der dortige Fliegenmarkt sind specifische Zanower Eigenthümlichkeiten. Woher kommen nun die Zanower, die doch so gute oder so schlechte Pommern wie wir alle sind, zu solchem Ruf? Der Volkshumor kennt keine Logik, aber eine gewisse Anlage und ein gewisses Entgegenkommen muß doch vorhanden sein, wenn er emporblühen soll. Zunächst hat der Name selbst viel Schuld. Das Wort Zanow klingt den Bewohnern Pommerns an und für sich lächerlich. Dann trug die Nachbarschaft Köslins ohne Zweifel dazu bei. Dem Kösliner, wenn er auch durchaus kein Großstädter war und ist, mußte die Nachbarstadt klein und unbedeutend vorkommen. War doch seine Stadt fünf- bis sechsmal so groß, war sie doch zeitweilig Residenz eines Fürsten oder Bischofs, dagegen mußte ihm Zanow krähwinkelig und philisterhaft vorkommen und seine Spottlust herausfordern. Es haben daher die Kösliner den Ruf ihrer Nachbarstadt auf dem Gewissen.

Von Zanow aus führt die Chaussee nach Panknin, einem Dorfe, welches ehedem eine bedeutende Posthalterei hatte. Es liegt in einer ebenen Gegend, und sein Boden eignet sich nur zum Roggenbau, in der Nähe befinden sich drei kleine fischreiche Seen. Dann folgt Nemitz in einer anmuthigen Gegend an einem Nebenfluß der Grabow. Fruchtbares Ackerland, große Torfmoore und Wälder, namentlich die ca. 100 m hohen Heidberge im Westen umsäumen das Dorf. Im Orte selbst befindet sich eine Wollspinnerei. An den Gutshof schließt sich ein schöner Park nebst Thiergarten an, in welchem ein starker Stand von Roth- und Damhirschen gepflegt wird. Die Chaussee überschreitet nun das Thal der Grabow und wir gelangen zu dem alten Abteidorfe Malchow, 4 km weiter zu dem adeligen Dorfe Karwitz, jetzt Bahnstation. Es hat den größten Grundsteuerreinertrag im Kreise, nämlich 16 996 Mk. bei 1034 ha Flächeninhalt. Hier zweigt sich die Kunststraße nach Rügenwalde ab. Im Dorfe ist die sehr alte Kirche und die mehrere hundert Jahre alte Bogislawlinde zu erwähnen. Jedoch möchte letztere nicht an Bogislaw X., sondern an Bogislaw XIV. erinnern, der mit seinen Brüdern häufig in den umliegenden Waldrevieren dem Vergnügen der Jagd oblag. Nachdem wir noch das frühere Schlawer Eigenthumsdorf Bewersdorf passirt haben, gelangen wir nach Schlawe selbst. Unweit der Stadt auf offener Kaiserstraße wurde im Jahre 1388 der Herzog von Geldern von 40 Rittern niedergeworfen und geplündert, ein Ereigniß, das weit über die pommerschen Lande hinaus Aufsehen erregte und selbst von französischen Schriftstellern, z. B. von Froissart in seinen „chroniques“, erwähnt wird.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der Sitzung des Vereins für Erdkunde zu Halle am 14. Januar d. J. machte Prof. Kirchhoff Mittheilung über moderne Troglodyten am Nordrande des Harzes: im Dorfe Langenstein, 8 km südwestlich von Halberstadt, bewohnen ärmere Familien ganz in den Kreidesandstein des Sargberges eingearbeitete Behausungen, die sie bei Familienzuwachs nach Gutdünken erweitern, und welche sich als ganz gesund und trocken erweisen.

— Seit zwei Jahren schon beschäftigte sich die Sektion für Höhlenkunde des österreichischen Touristen-Klubs mit dem Studium der merkwürdigen hydrographischen Verhältnisse in den Kesselthälern von Krain. Jetzt hat der Klub beschlossen, einen Theil der dort zu lösenden schwierigen Aufgaben durchzuführen, wobei ihn die General-Direktion der Südbahn-Gesellschaft unterstützen wird, und hat mit den technischen und wissenschaftlichen Vorarbeiten ein Comitee unter Vorsitz des Hofraths F. von Hauer betraut. Diesem fällt nun die Aufgabe zu, den unterirdischen Poiklauf von der Pinka-Jama-Höhle aus bis eventuell in die Adelsberger Grotte zu verfolgen und dieses ausgedehnte Höhlensystem, dem auch die Magdalenen-Grotte angehören dürfte, in eine dauernde Verbindung zu bringen, wodurch eine Sehenswürdigkeit geschaffen würde, die ihresgleichen in Europa nicht hat. Diese Arbeiten sollen aber auch den Prüfstein bilden für alle ähnlichen Eröffnungsarbeiten in den unterirdischen Flußläufen von Krain, durch welche dieselben vor den alljährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen gesichert werden können, deren Entstehungsursache nur in dem ungenügenden Abflusse der zuströmenden Niederschlagsmengen liegt, die bei anhaltenden Regengüssen durch die ausschließlich unterirdischen Gerinne nicht schnell genug entfernt werden können und sich daher zu förmlichen Seen aufstauen.

— Nach einem Berichte der schwedischen Forstverwaltung wurden im Jahre 1883 an Raubthieren in Schweden

getödtet: 18 Bären, 15 Wölfe, 89 Vielfraße, 25 Luchse, 16 109 Füchse und 18 876 Raubvögel. Die Anzahl der getödteten Krähen wird auf 81 500 Stück geschätzt. Von den Raubthieren wurden im genannten Jahre getödtet: 15 Rinder, 9825 Schafe, 139 Ziegen, 31 Schweine, 2101 Renthiere und 40 687 Stück Federvieh, deren Werth zu 104 993 Kronen angenommen wurde. Bezüglich des nützlichen Wildes wird mitgetheilt, daß das Elenthier in Norder- und Westerbotten an Anzahl zugenommen und sich nach Gegenden verbreitet hat, wo es früher nicht gefunden wurde, z. B. sind sogar in Lappland an mehreren Stellen diese Thiere bemerkt worden. Rehe und Hasen haben sich in den südlichen Theilen des Landes stark vermehrt. An Vogelwild war 1883 auf vielen Stellen ein reicher Bestand, die Rebhühner, welche einige Jahre stark geschont wurden, hatten sich bedeutend vermehrt und die Seevögel waren an einigen Küstenstrecken sehr zahlreich.

— Reptilien und Amphibien fehlen nach Dr. Keilhack („Reisebilder aus Island", S. 141) Island gänzlich, obwohl mit dem Reichthume an kleinen Insekten, mit den wenigstens im Südlande günstigen klimatischen Verhältnissen und mit dem Vorhandensein großer Torfmoore und nie gefrierender Wasserbecken alle Bedingungen für ihre Existenz gegeben sind. Es ist das ein Beweis mehr, daß das geologisch sehr junge Island keine eigene Fauna hervorgebracht hat, sondern ganz auf die Einfuhr derselben von außen angewiesen war, so daß sich dort kein Geschöpf findet, welches nicht durch die Luft oder das Wasser hin gelangen konnte, abgesehen natürlich von dem absichtlichen oder zufälligen Import auf Schiffen.

— Am 13. Februar d. J. ist in Madrid endlich der Vertrag vom spanischen Minister des Auswärtigen und vom französischen Gesandten unterzeichnet worden, welcher die Trace der beiden Pyrenäenbahnen festsetzt. Danach wird die eine von Zaragoza am Gallego aufwärts laufen, Jaca und Canfranc berühren, bei Col de Ladrones in einem Tunnel die Pyrenäen durchbrechen und französischen Boden erreichen, während die andere von Lerida an dem Thale des Segre und der Noguera Pallaresa folgt, die Pyrenäen im Puerto de Salau überschreitet und bei St. Girons (Depart. Ariège) an das französische Bahnnetz anschließt.

Asien.

— „Die Warte des Tempels" (1885, Nr. 9) berichtet über einige Fortschritte in Palästina. Zunächst ist am 27. Januar d. J. die auf Befehl Rauf Pascha's erbaute Gitterbrücke über den Jordan eröffnet worden. Dieselbe ist 35 m lang, 3 m breit, 3½ m hoch und liegt etwa zwei Wegstunden oberhalb der Einmündung des Jordan in das Todte Meer, wo der Fluß früher nicht ohne Gefahr durchfurthet werden mußte. Man rechnet auf einen Pachtertrag der Brücke von jährlich mindestens 500 türkischen Pfund; der Verkehr, der noch vor Kurzem wegen der Unbotmäßigkeit der ostjordanischen Beduinen sehr gering war, ist durch deren Unterwerfung gestiegen und besonders nach der Ernte stark, wo täglich 100 bis 200 Kameele und viele Esel über die Brücke gehen werden. In dem früher so armseligen er-Riha (Jericho) ist ein großes Hospiz und drei Häuser mit Ziegeldächern von russischen Pilgern erbaut worden, eine griechische Kirche befindet sich im Bau und der Pascha hat neue Wasserleitungen von den beiden starken Quellen Nahr el-Kelb und Ain es-Sultan her errichten lassen. — Dasselbe Blatt berichtet einen Zug mittelalterlichen Aberglaubens und Unmenschlichkeit von den Jerusalemer Juden. Dieselben erklärten das diesjährige Ausbleiben der Winterregen für ein Strafgericht Gottes und erbaten und erhielten vom Pascha die Erlaubniß, die der Unzucht beschuldigten jüdischen Dirnen auszuweisen und Wagen und Gewichte der Händler zu kontrolliren. Nun bemächtigten sie sich einer russischen Jüdin, die eine Schenke hielt, überführten sie des strafbaren Umgangs mit einem Manne, der als Strafe Ruthenhiebe erhielt, rasirten ihr die Kopfhaare ab, strichen ihr Gesicht und Hände mit schwarzer Farbe an, setzten sie verkehrt auf einen Esel und führten sie so durch die Straßen, wo der Pöbel sie mit Koth, nassen schmutzigen Lappen etc. bewarf, sie beschimpfte, anspuckte u. s. w. Ein Kawaß des russischen Konsuls, der sich des Weibes annehmen wollte, wurde mißhandelt.

— Mit Bezug auf eine Notiz über neu entdeckte Schwefellager in Rußland (s. oben S. 63) schreibt Dr. A. Woeikow an „Nature", daß sich dieselben nicht in Westsibirien, sondern in der Turkmenensteppe, die gemeinhin zu Centralasien gerechnet wird, befinden. Schwefellager finden sich im russischen Reiche außer bei Tschirkat in Daghestan noch an mehreren Punkten in der Nähe der Wolga, wo sie durch Zersetzung des Gypses entstanden sind. Zwei davon sind auch bearbeitet worden, nämlich das von Sernaja Gora am rechten Wolgaufer etwas oberhalb Samara im 18. Jahrhundert und das von Sukeewa, 20 Werst von der Stadt Tetjuschi im Gouvernement Kazan, in ganz neuer Zeit.

— Der Chef der Civilverwaltung Kaukasiens hat sich an den Minister der Volksaufklärung gewandt mit der Bitte, eine wissenschaftliche Expedition zur Untersuchung des neu erworbenen Gebiets Transkaspiens und der angrenzenden Theile der persischen Provinz Chorassan auszurüsten und eine Summe von 5000 Rubel (10 000 Mark) dazu anzuweisen. An der Expedition sollen theilnehmen der bekannte Naturforscher Professor Radde, Direktor des Museums in Tiflis, der Botaniker G. M. Smirnow und der Geologe Ingenieur Konschin.

— Ein anmuthiges Buch, das Henri Duveyrier mit einer Einleitung ausgezeichnet hat, ist des jungen und weit gereisten Grafen Raymond de Dalmas „Les Japonais, leur pays et leurs moeurs" (Paris, Plon, 1885). Anspruchslos schildert er seine Eindrücke und Beobachtungen während einer Reise durch das Innere des Landes, und wie uns scheint, mit ziemlichem Scharfblicke. Es sei uns erlaubt, ein Beispiel dafür anzuführen. Kürzlich hat auch, wie das „Nowoje Wremja" mittheilt, der bekannte General Tschernajew Japan besucht, und es hat ihm dort besonders gefallen (wohl im Hinblicke auf russische Zustände), daß die Japaner sich die europäische Wissenschaft zwar aneignen, aber sobald sie erlernt haben, wozu sie Europäer in ihr Land beriefen, sich ihrer Lehrmeister entledigen. Anders und entschieden richtiger faßt Graf Dalmas die Sache auf (S. 135): „Die Anpassung unserer Civilisation an Japan, welche gewisse Leute nur in einer Entfernung von 5000 Wegstunden sehen, erscheint überraschend und ist geeignet, einen hohen Begriff von diesem Volke zu erwecken, indem sie den Glauben erregt, als hätte es sich diese Kultur in so kurzer Zeit zu eigen gemacht. In Wirklichkeit besitzen die Japaner nur einen dünnen Firniß von europäischer Bildung, der von ferne wohl glänzt, aber beim geringsten Kratzen abblättert. Es erinnert das etwas an die Geschichte von jenem Affen, der zugesehen hatte, wie ein Uhrmacher eine Uhr reparirte; er nahm dieselbe ganz auseinander, konnte sie aber nicht wieder zusammensetzen." Der Japaner, sagt Dalmas an einer anderen Stelle (S. 176), hat eine außerordentliche Beharrlichkeit in Anstrengungen, die er in einem gegebenen Momente zu leisten im Stande ist. Er ist vielleicht verhältnißmäßig weniger stark als ein Europäer; aber wenn seine Kräfte zu einer Arbeit von wenigen Minuten hinreichen, so kann er dieselbe auch leicht Stunden lang ohne auszuruhen fortsetzen. Im Gebirge z. B. machen die Kurumai, welche die Jinrikscha (leichte, zweiräderige Wagen) bedienen, unerhörte Anstrengungen, um ihr Gefährt langsam einen sehr steilen Abhang hinaufzubringen. Haben sie die ersten paar Meter glücklich hinter sich, so erreichen sie auch,

ohne anzuhalten und wäre er mehrere Kilometer weit entfernt, den Gipfel, um unmittelbar danach im Trabe weiter zu laufen. An solchen treffenden Beobachtungen ist das Buch, das übrigens keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit macht, reich.

Afrika.

— Sechzehn Topographen-Abtheilungen gingen am 31. Januar von Marseille ab, von denen vierzehn für Algerien, zwei für Tunesien bestimmt waren: dieselben stehen unter der Leitung eines Officiers, eines Ingenieurs und eines Administrativbeamten des Kriegsministeriums und bestehen im Ganzen aus zweiundsiebenzig Officieren, deren jeder von zwei Soldaten und einem eingeborenen Scharfschützen begleitet wird. Instrumente, Gepäck und Zelte eines jeden Officiers werden auf einem Pferde und vier Maulthieren transportirt. Sie sollen ihre Aufnahmen in dem südlichen Theile der drei Provinzen Algeriens anfangen, wo sie sich mitten unter halb unterworfenen Stämmen in ziemlich gefährlicher Lage befinden werden. Gegen Ende Mai werden sie zu Paris zurück erwartet.

— Ueber eine in aller Stille vollzogene Reise nach Ostafrika und deren kolonialpolitische Folgen gelangten Anfangs März die ersten Nachrichten in die Oeffentlichkeit. Im September v. J. entsandte der Ausschuß der Gesellschaft für deutsche Kolonisation den Dr. Carl Peters, Dr. Carl Jühlke und den Grafen Joachim Pfeil nach Ostafrika, welche dort durch 12 Verträge mit 10 Sultanen die zwischen 5° und 8° südl. Br. gelegenen Landschaften Useguha, Nguru, Usagara und Ukami mit allen Privat- und Hoheitsrechten erwarben. Am 27. Februar d. J. bereits wurden diese Gebiete unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt. Leider ist die Freude über diesen neuen Erwerb keine ungetrübte; denn zur Kolonisirung durch Deutsche, wie eine solche in Aussicht genommen erscheint, eignen sich nun einmal tropische Länder in keinem Falle. Dies führt in sehr vernünftiger Weise der bekannte Reisende Dr. med. Fischer, welcher bereits sieben Jahre in Ostafrika verweilt, in einer Zuschrift an die „National-Zeitung" aus. Das Klima nennt er entschieden ungesund; es herrschen dort die am Kongo so gefürchteten Gallenfieber; die Produktion jener Länder ist einstweilen gleich Null und, was Stanley darüber berichtet, erklärt Fischer für „Phantasiebilder"; es giebt dort weder Elfenbein, noch Zucker, Baumwolle, Orseille, Indigo und Korn. Plantagenwirthschaft wäre eher möglich, wenn nicht die Unregelmäßigkeit der jährlichen Regenmengen dem Ackerbau Hindernisse bereitete; wahrscheinlich kann Kaffee stellenweise mit Erfolg gebaut werden. Schließlich weist Dr. Fischer darauf hin, daß nicht nur die ganze dortige Küste, sondern auch verschiedene Punkte des Inneren (außer Tabora in Unjanjembe noch Kofarani in Usagara und Mamboia in der Landschaft Gedscha) unbestreitbarer Besitz des Sultans von Zanzibar sind, und daß sich auf dem deutschen Schutzgebiete bereits zwei französische Missions- und eine Etappenstation befinden, über welche natürlich der deutschen Gesellschaft keine Verfügung zusteht. Es wird also noch vieler und schwerer Arbeit bedürfen, ehe die neue Erwerbung Früchte tragen wird; daß aber dieselbe geschehen ist, begrüßt auch Dr. Fischer mit Freuden.

Südamerika.

— Die letzte Nummer des Boletin de la Sociedad Geográfica de Madrid — schreibt „Nature" Nr. 798 — enthält den Anfang von Kapitän Eduardo O'Connor's officiellem Berichte über seine Erforschung des oberen Limay (Rio Negro) und des Sees Nahuel-Huapi im nördlichen Patagonien. Es war dies der erste erfolgreiche Versuch, den Rio Negro von seiner Mündung in den Atlantischen Ocean bis zu seinem Ursprunge aus dem romantischen Andessee Nahuel-Huapi zu befahren. Bis zur Konfluenz Colluncurá (Catapuliche) konnte die Expedition einen Dampfer benutzen, dann aber mußte sie die Reise in einem offenen Boote fortsetzen, das an vielen Stellen des oberen Limay, des südlichsten Quellflusses des Rio Negro, über die zahlreichen Stromschnellen hinüber gezogen werden mußte. Hier fließt der Strom meist in einem engen felsigen Bette, das stellenweise sich auf 120 und selbst 100 Fuß verengert, und hat eine Geschwindigkeit von 7 bis 9 und selbst 11 Miles in der Stunde. Oberhalb der Mündung des Treful (40° 42' südl. Br.) verschwanden die Riffe und anderen Hindernisse, die Geschwindigkeit fiel auf 5 bis 6 Miles und der Fluß ist so tief, daß er hier für kleine Dampfboote bis zum See hin schiffbar ist. Wenn man vom Limay her kommt, bietet der Nahuel-Huapi einen reizenden Anblick; nach rechts hin zeigt sich eine endlose Reihe felsiger Buchten und waldiger Bachthäler, nach links weite, leicht gewellte Grassavannen. Die Berge erheben sich stellenweise zu 700 bis 800 Fuß über die unteren bewaldeten Hänge und bilden scharfe Spitzen, phantastisch gestaltete Klippen und Felsmauern, die hier und da Kyklopenbauten gleichen. In der Ferne begrenzte den Horizont eine lange schneebedeckte Bergreihe, welche gleich den niedrigeren Bergen die seltsamsten und verschiedenartigsten Formen aufwies. Die tiefblauen Gewässer des Sees werden nur durch eine einzige große Insel unterbrochen, die mit dichter Vegetation bedeckt und von regelmäßigen, 300 bis 400 Fuß hohen Bergketten durchschnitten wird. Die Umgegend scheint unbewohnt zu sein, und an stillen Tagen, welche in dieser windigen Region selten sind, liegt Todesstille über der ganzen Natur und kein Hauch kräuselt die spiegelglatte Oberfläche des Sees.

Vermischtes.

— In Bd. 42, S. 32 zeigten wir den zweiten Theil von F. Hirt's Geographischen Bildertafeln an. Einen ausführlichen erläuternden Text zu denselben zu geben, ist nun der nächste Zweck der unlängst in demselben Verlage erschienenen „Landschaftskunde" von Dr. Alwin Oppel. Doch ging derselbe noch einen Schritt weiter und unternahm es, aus der Summe der Einzellandschaften den Gesammtcharakter der Länder und Erdtheile festzustellen, diesen in systematischer Weise auf die örtlich herrschenden Naturbedingungen zurückzuführen, den Einfluß der menschlichen Kultur auf den ursprünglichen Zustand des Bodens nachzuweisen und die gewonnenen Resultate bald in kurzen Skizzen, bald in ausführlichen Charakteristiken darzulegen. So ist es der erste Versuch einer Physiognomik der gesammten Erdoberfläche, der unseres Wissens bisher gemacht worden ist.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVII. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Amazonas und Cordilleren.

(Nach dem Französischen des Herrn Charles Wiener.)

VIII.

Der Aufenthalt im Wyse-See dauerte bis zum 14. März; die Rückreise war schwierig und in einer Hinsicht unangenehm: bei jeder Krümmung des Flusses streifte man die Bäume, und zahlreiche Ameisen, die auf das Deck geschleudert wurden, rächten sich an den Reisenden wegen dieser Ortsveränderung; wiederholt kam man auch mit Wespennestern in unangenehme Berührung. Wenn man aber von diesen störenden Zugaben absah, hatte man allen Grund, sich der interessanten Reise zu freuen. Die Masten waren niedergelegt, Mannschaften auf allen Punkten des Decks vertheilt, die mit Aexten und Stangen in der Hand die Hindernisse entfernen sollten, welche die Bäume boten; natürlich wurde die Fahrt ohne Dampf gemacht. Ein 22 km vom See entfernter Zufluß von hellem Wasser bildet eigentlich die Grenze der Schiffbarkeit im gegenwärtigen Zustande, d. h. so lange die Bäume nicht aufgeräumt sind. Am 15. Abends passirte man den eigentlichen Samiria und um 8 Uhr Marche-Yacu. Wie schon erwähnt, ist dies Land selbst bei den Indianern so unbekannt, daß sie sich an Wiener wendeten, um die Namen zu erfahren; dieser zögerte auch nicht, den ihm befreundeten Forschern und seinem Verleger Hachette eine Aufmerksamkeit zu erweisen, indem er seine Entdeckungen nach ihnen benannte.

Wenn der Samiria einen Zufluß von hellem Wasser aufnimmt, erhalten seine Fluthen einige Kilometer weit eine schmutzigbraune Färbung, während sie sonst glänzend schwarz sind. Das Wasser, welches in einem Glase eine goldgelbe Farbe zeigt, besitzt einen sehr angenehmen Geschmack; unter dem Mikroskop waren keine färbenden Partikelchen zu bemerken, durch Joseph-Papier filtrirt, behielt es seine gelbe, durchaus nicht schmutzige Farbe. Der Boden des Flusses besteht aus schwarzem, sehr feinem Sande, auf dem oberen Samiria ist derselbe weiß. Am 18. März war Wiener wieder im Marañon in der Nähe von Parinari; nachzutragen wäre noch, daß der Samiria kurz vor seiner Mündung auf dem linken Ufer einen großen See bildet, dessen Abmessungen 300 zu 600 m betragen; er hängt durch einen Kanal mit einem zweiten, kleineren See zusammen, der jedoch nicht besucht wurde; die Tiefe beträgt bis zu 40 m. Zu San Jose de Parinari wohnte Wiener der interessanten Ceremonie der Uebergabe der Vara bei. Es ist dies eine etwa 2 m lange Kiste, das Zeichen der Würde der von den Indianern selbst erwählten Varayos (Rathsleute); an der Spitze des aus ihnen gebildeten Rathes steht der vom Gouverneur ernannte Curaca. Auf einem Tische unter der Veranda stand ein Crucifix zwischen zwei Kerzen von schwarzem Wachs und eine Schüssel mit Weihwasser, davor zwölf Varas. Unter großem Zudrange der Indianer erfolgte die Uebergabe derselben, welche mit einer feierlichen Anrede schloß. Herr Reategui, welcher dieselbe hielt, sagte im Quichuadialekt: „Du empfängst die Vara für dieses Jahr. Gieb, was deine Oberen von dir verlangen, und thue, was sie dir auftragen. Das Dorf sei deinem Schutze anbefohlen“; dann rief er die Varayos, welche niedergekniet waren, einzeln auf; sie empfingen nun die Varas und einen Tropfen geweihten Wassers. Hierauf begann

das Fest. Musik fehlte nicht, und da die neuen Magistratspersonen den nöthigen Branntwein spendeten, entwickelte sich eine Orgie, bei der es nicht an Streitigkeiten fehlte, denen dadurch ein Ende gemacht wurde, daß man die größten Lärmmacher in den Sepo, eine Art Block, einschloß.

Die Indianer in dieser Gegend vereinigen sich gewöhnlich um einen Weißen, der ihnen Arbeit und Nahrung verschafft; ihre Bekehrung zum Christenthume ist ziemlich oberflächlich und der Feiertage erinnern sie sich am liebsten, um Festlichkeiten zu begehen. Dann belustigen sie sich mit improvisirten Liedern und mit Musik in den gewöhnlichen klagenden Tönen der Indianer; sie lieben es, die Gegenstände durch Vergleichungen zu bezeichnen, z. B. Haar wird Blätter des Hauptes, Flinte Blaserohr der Weißen genannt; anstatt „ja“ und „nein“ sagen sie: „dies ist“ und „dies ist nicht“. Viele Eigenschaftswörter werden in ähnlicher Weise ausgedrückt, so z. B. heißt „häßlich“ „nicht schön“. Manchmal verstehen sie zwei Sprachen, Cocoma und Quichua. Sie wissen einen Gegenstand in der einen und in der anderen Sprache zu nennen, aber wenn man sie auffordert, ein Wort, welches sie in der Cocomasprache gesagt haben, in die Quichuasprache zu übersetzen, sind sie dazu nicht im Stande. Die Rasse ist unvermischt, kräftig und arbeitsamer als die Rassen der Suna, Dahua und Ona.

Wiener wendete sich nun zum Tigre, dessen Mündung sieben Stunden unterhalb der Pflanzung San Jose liegt; vergeblich war der Versuch, sich einen Lootsen zu verschaffen: die Indianer weigerten sich, der wilden Iquitos und Zaporros wegen, die Expedition zu begleiten, und ein alter Indier, der an der Mündung des Flusses lebte, sagte, er habe noch nie ein Schiff dort eindringen sehen.

Rio Hachette. (Nach einer Photographie.)

Die Einfahrt war nicht schwierig; am ersten Tage legte man auf einem sechs Faden breiten Fahrwasser 80 und einige Kilometer zurück, und am folgenden Tage glückte es, die Reise trotz eines heftigen Sturmes um eine gleiche Entfernung fortzusetzen; man hatte nun schon drei große Nebenflüsse gesehen; trotz der theilweise ziemlich hohen Ufer konnte man aus dem häufigen Vorkommen der Morete (einer Palmenart) schließen, daß das anstoßende Land sumpfig ist. Am 30. März passirte man einen großen See und gegen Abend kam man an eine Stelle, wo sich verschiedene Flüsse kreuzten; man hielt links an; es schien, als ob der Fluß sich ein neues Bett geschaffen hätte. Hier und da war die Hälfte eines 15 oder 20 m hohen Hügels fortgerissen und die lebhaften Farben des bloßgelegten Erdreiches mit ihrer Umrahmung von glänzendem Grün gaben der Landschaft einen eigenthümlichen Reiz. Trotzdem man bis zum 31. März wiederholt Spuren von der Anwesenheit der Wilden bemerkte, wurde die Eintönigkeit der Fahrt nur hin und wieder durch ein Jagdabenteuer unterbrochen; am 3. April, als man mehr als 100 Lieues von der Mündung entfernt war, fand man steinigen Ankergrund und ein Floß der Indianer am Ufer; man verfolgte eine Stunde, jedoch erfolglos, ihre Spur. Schon am folgenden Tage wurde das Fahrwasser schmaler, man befand sich nahe der Stelle, wo der Fluß aufhört schiffbar zu sein. Am

5. April traf man auf frische Spuren der Zaporros; ihre Hütten waren an dem platten Dache leicht kenntlich. Man hatte nun die Reise acht Tage lang stromaufwärts fortgesetzt und entschloß sich, auch die anderen Zuflüsse zu untersuchen; übrigens stellte sich später heraus, daß man sich auf einem Zuflusse des Tigre, den Wiener About-Yacu nannte, befunden hatte. Als man zu dem Kreuzungspunkte der Flüsse zurückgekehrt war, setzte man die Reise auf einem ungeheuren Flusse, dem eigentlichen Tigre, 340 km weit fort. Am 13. wurde am oberen Tigre eine Tafel aufgepflanzt, auf welcher eine auf die Expedition bezügliche Inschrift angebracht war.

Während man nun flußabwärts trieb und einen Schaden an der Maschine reparirte, sah man am 16. April plötzlich am Ufer ein großes Feuer und eine Menge nackter Indianer um dasselbe, die sich schleunigst entfernten. Man machte am Ufer einen unheimlichen Fund: mehrere Menschenköpfe, die auf in die Erde gesteckten Stöcken an langsamem Feuer trockneten, und in der Nähe am Boden noch einige; von einem war die Haut mit allen Fleischtheilen entfernt und gerade so abgezogen, wie man einen Vogel abbalgt, um ihn auszustopfen. Durch weitere Behandlung der Haut gelingt es, dieselbe auf etwa ein Viertel ihres ursprünglichen Volumens zu reduciren, sie hart und sehr dauerhaft zu machen. Diese Köpfe bilden einen bedeutenden Handelsartikel, welcher durch Vermittelung der halbwilden Indianer an die Weißen vom Amazonas verkauft wird. Der höchstgelegene Punkt, der am Tigre erreicht wurde, befindet sich zwischen dem Ahuano und dem Sarayacu; es giebt also zwei Auswege von Westen her aus der Cordillere, den einen über den Napo, den Weg von Archidona nach Quito, den anderen über Baños nach Riobamba.

Am frühen Morgen des 25. April befand sich der Dampfer wieder im Marañon, wo die Reisenden von den Indianern freundlich begrüßt wurden. Wiener hatte hier Gelegenheit, einer eigenthümlichen Scene beizuwohnen. Ein sonderbares Geräusch, ein tiefes Seufzen, klagende Töne weckten ihn aus dem Schlafe. Die Indianer, in weißen Beinkleidern, übrigens bis zu den Hüften nackt, auf dem Kopfe eine Kapuze von weißer Leinwand, die nur zwei

Landschaft am oberen Tigre. (Nach einer Photographie.)

Löcher für die Augen und eine Oeffnung für den Mund hatte, marschirten hinter einander; sie trugen in der einen Hand eine große Fackel, in der anderen eine Geißel, mit der sie ihren Rücken bearbeiteten. Von den Büßerwerkzeugen sah man zwei verschiedene Sorten, die eine von Stecken, an deren Ende eine mit Glassplittern besetzte Wachskugel angebracht war, die andere aus Lederriemen; die erstere wurde gebraucht, um die Haut für die Schläge der letzteren recht empfindlich zu machen.

Am 28. April erreichte Wiener den Chambira, den man fünf Tage lang befuhr, und dessen Pracht er nicht genug hervorheben kann. Interessant sind die Simarones, die den oberen Lauf des Flusses bewohnen; sie sind berühmt wegen ihrer Holzarbeiten, und die Blaserohre, die sie mit den einfachsten Werkzeugen verfertigen, sind bewundernswerth und sehr gesucht; man schießt aus ihnen mittels kleiner, vergifteter Pfeile. Die Kostüme, welche sie zu verfertigen verstehen, haben Aehnlichkeit mit dem Feiertagsanzuge der Indianer des oberen Napo; besonders zeichnen sich die Frauen durch die Verfertigung von Hängematten aus; die Ränder sind oft mit Fransen und Vogelfedern geschmückt und verrathen wirkliches Kunstgefühl. Die Männer verstehen es, ausgezeichnetes, starkes Seilwerk zu verfertigen. Die von den Weißen erfahrene Unterdrückung hat diesen Stamm leider veranlaßt, seine Wohnsitze zu verlassen und sich weiter in die Wälder zurückzuziehen. Bei guter Behandlung sind die Simarones-Indianer sehr willig und zur Arbeit bereit. Der ganze Stamm leidet am Obero, einer Hautkrankheit, bei welcher die ganze Haut mit Flecken bedeckt wird; die damit behafteten Personen sehen abscheulich aus, sind aber im Uebrigen ganz wohl und essen und trinken wie gesunde Menschen.

Vom Chambira wendete sich Wiener zu dem Huallaga: an der Mündung des Flusses fand man eine Chacra (kleines Gut), und auf derselben sehr viel Kautschuk, dem Wiener eine große Zukunft prophezeit. Einige hundert Meter oberhalb der Mündung des Huallaga ergießt der Aipena[1])

[1]) Aufgenommen von A. Wertheman. Vergl. „Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin“ Bd. XV, Tafel 5.

Simarones-Indianer. (Nach einer Photographie.)

seine schwarzen Gewässer in die rothen Fluthen des mächtigen Nebenflusses des Marañon. Der Huallaga genießt unrechtmäßiger Weise den Ruf, ein sehr reiches Land zu durchfließen; im Gegentheil schien dasselbe recht arm zu sein. 60 Stunden lang setzte man die Reise fort, ohne daß die Gegend viel Abwechselung geboten hätte; hier und da sind die Ufer hoch genug, um eine Niederlassung zu gestatten, welche der Gefahr der Ueberschwemmung nicht ausgesetzt wäre, oder um Kakao und Zucker zu pflanzen; alles ist jedoch unbenutzt, und außer elenden Indianerhütten sah man keine Wohnungen. Wenn man weiter als 120 km auf dem Flusse vorgedrungen ist, werden die Biegungen so scharf, daß die Fahrt schwierig wird. Man ankerte an einem kleinen, am linken Ufer mündenden Zuflusse, und da man auf demselben (er trägt den Namen Rumi-Yacu) eine Gesellschaft von Jeveros ankommen sah, entschloß sich Wiener, in einem Boote eine kleine Entdeckungsreise zu unternehmen, um das erste Maynasbisthum Jeveros zu sehen. Die Fahrt, die 14 Stunden währte, war recht mühevoll; man landete und erreichte den Ort, nachdem man etwa eine Stunde lang einem Fußwege gefolgt war.

Jeveros ist eine alte Jesuitenmission, und diese von der Welt abgeschlossene Stadt hat trotz der Zeit, die verlaufen ist, die unauslöschlichen Spuren ihres Ursprunges behalten. Mit Ausnahme der Kirche sind die Häuser nur schlechte Hütten; die Straßen sind gerade, und nicht nur an den Kreuzwegen, sondern beinahe vor jedem Hause erhebt sich ein mit Blumen geschmücktes Crucifix. Jeveros war

Kirche von Jeveros. (Nach einer Skizze Wiener's.)

lange ein Bischofssitz, bis Bischof Rangel denselben nach Moyobamba verlegte, von wo er später nach Chachapoyas kam.

Die dortigen Frauen tragen als einziges Kleidungsstück die Pampanilla, ein drei Ellen langes, eine Elle breites Gewebe, welches von der Taille an den Körper bedeckt und kaum bis zu den Knien reicht. Die Sprößlinge werden rittlings auf der Hüfte getragen; bis zum Alter von 10 oder 12 Jahren gehen die Kinder vollkommen nackt. Die Ankunft der Fremden erregte großen Schrecken; die Gruppen, die sie mit Neugierde betrachtet hatten, zerstreuten sich bei ihrer Annäherung. Endlich glückte es, sich des Gouverneurs von Jeveros, Pablo Padillo, zu bemächtigen und ihn durch einige Silberstücke zutraulich zu machen. Mit Hilfe dieses 80jährigen Mannes gelang es, die Einwohner zu beruhigen, welche die Reisenden für Beamte gehalten und deshalb die Flucht genommen hatten. Sie beeilten sich nun, Eier, Hühner, Honig und selbst ein kleines Schwein zu bringen. Der alte Padillo spendete einige Cigaretten und erzählte, als ihm einige Schluck Branntwein die Zunge gelöst hatten, von der alten Pracht und dem späteren Verfall von Jeveros. Von früherem Glanze ist wenig zu bemerken, es müßte denn das alte Kreuz unter einem Strohdache sein, welch letzteres von vier 42 m hohen, hölzernen Säulen getragen wird. Zu bemerken ist, daß die Jeveros eine eigene Sprache besitzen und nur ausnahmsweise Quichua sprechen.

Nach einer Stunde verließ Wiener den Ort und fuhr den Rumi-Yacu hinunter, um noch an demselben Tage die Rückfahrt nach dem Huallaga anzutreten und letzterem stromaufwärts zu folgen. Der Fluß ist prächtig; trotz der

zahlreichen Inseln sind die Arme breit und tief; man könnte jeden für den eigentlichen Fluß halten. Hier und da sieht man ein ärmliches Indianerdorf, die Bewohner werden Cocamillas genannt; viele von ihnen wandern, durch den von den Behörden geübten Druck veranlaßt, nach Brasilien aus, trotzdem die Obrigkeit dies zu verhindern sucht; die Mißregierung schadet dem Lande Peru, sie ist groß, jedoch nicht so groß, wie die Nachbarn es darstellen; man kann

Die Farm des M. Bonvoisin. (Nach einer Photographie.)

eben nur sagen, daß man sich da inmitten einer Rasse befindet, die mittelmäßig ist, weil sie schwach ist.

Am 4. Mai kam Wiener in Yurimaguas an, wo er einige Unannehmlichkeiten mit den Behörden hatte; es war dies wohl hauptsächlich eine Folge der ängstlichen Spannung, in welcher man sich infolge des Unglücks, welches Peru erlitten hatte, befand. Zum ersten Male seit dem 1. December 1880, d. h. seit 165 Tagen, glaubte

Kirche auf der Farm des M. Bonvoisin. (Nach einer Photographie.)

der Reisende in einem Feldbette, und zwar entkleidet, schlafen zu können, doch der entstandenen Streitigkeiten wegen fuhr er noch an demselben Tage nach dem Paranapura, der 1200 m unterhalb Yurimaguas in den Huallaga fällt. Derselbe würde befahrbar sein, wenn das Fahrwasser nicht durch Tausende von Baumstämmen versperrt wäre. Das Vorhandensein dieser Hindernisse erklärt sich durch das plötzliche Wachsen des Flusses, wodurch selbst die Fahrt im Canoe schwierig, oft selbst gefährlich wird. Die Gegend ist gesund, das Klima angenehm, das Land fruchtbar. Ein-

zelne Landgüter, z. B. Chambira, Limon und Baradero, scheinen ausgezeichnet gute Resultate zu liefern. In der Nähe von Baradero mündet der kleine Fluß Cachiyacu in den Paranapura; auf ersterem gelangt man nach Balzapuerto, welches, anstatt Yurimaguas, wie man erwarten sollte, die Haupstadt der Provinz ist.

Zwei Stunden oberhalb der Mündung liegt die Pflanzung eines Franzosen, des Herrn Bonvoisin, wo Zuckerrohr gepflanzt wird; hier wurde Wiener sehr freundlich empfangen und konnte einige Tage in der lieblichen Niederlassung ausruhen, wo sich um den Eigenthümer etwa 30 Indianerfamilien angesiedelt haben. Herr Bonvoisin war im Begriffe, eine kleine Kapelle zu bauen, zu der ihm Wiener während seines Aufenthaltes eine Zeichnung der Façade lieferte, welche, soviel es das gebrauchte Material (Holz) erlaubte, an die Kapellen der Normandie, des Heimathlandes des Eigenthümers, erinnern sollte; wirklich wurde das Gebäude auch nach diesem Plane ausgeführt. Als Wiener erfuhr, daß der Dampfer „Morona“ in Yurimaguas angekommen sei, kehrte er dorthin zurück, übergab demselben seine Briefe und setzte auf dem Huallaga die Reise nach Süden in eine Gegend fort, wo noch nie die Schraube eines Dampfschiffes die Gewässer in Bewegung gebracht hatte; doch nicht weit von Quillucaca brach das Ventil, und man konnte nur noch mit 20 Pfund Druck arbeiten, was nicht mehr genügte, die starken Strömungen des oberen Huallaga zu überwinden. Als man in Quillucaca angekommen war, entließ Wiener am 26. Mai das ihm zur Verfügung gestellte brasilianische Dampfboot, nachdem er von der ganzen Besatzung einen herzlichen Abschied genommen hatte, und setzte seine Reise stromaufwärts in einem Boote fort.

Haiti.

Von E. Metzger.

II. Die Bevölkerung. (Zweite Hälfte.)

Mulatten und Neger haben ein feines Ohr für Musik und große Geschicklichkeit im Tanzen; wirklich machen sich die jungen Haitier als Musikanten recht gut, obwohl die Trommel bei ihnen eine hervorragende Stellung einnimmt; die Frau eines Präsidenten, welche Europa besucht hatte, erklärte, daß die Musik in Paris derjenigen in Haiti, namentlich was die Trommeln betreffe, nachstehe. Die Tänze der höheren Stände sind denen, welche in anderen Ländern getanzt werden, gleich; die unteren Klassen erfreuen sich an denjenigen, welche ihre Väter mit aus Afrika gebracht haben.

Es scheint dies ein sehr gefährliches Kapitel, denn wiewohl Spenser St. John selbst solche Tänze gesehen, entlehnt er die Beschreibung aus Moreau St. Méry und giebt sie in französischer Sprache! Wir wollen versuchen, hier wenigstens einiges darüber mitzutheilen. Keine Ermüdung vermag die Neger von einem Tanzfest zurückzuhalten; von weit und breit strömen die Leute zusammen, und die Vorübergehenden, die zum Markte ziehen, legen ihre schwere Bürde nieder, um an dem Vergnügen Theil zu nehmen. Noch größer ist das Interesse, wenn die Tänze von berufsmäßigen Musikanten und Tänzerinnen ausgeführt werden. Gewöhnlich besteht eine Truppe aus einigen Männern, welche die Trommel schlagen, einer dicken Frau, welche die Kassengeschäfte führt, und drei oder vier ihrer Geschicklichkeit wegen berühmten jüngeren Schönheiten. Ein weiter Raum wird zum Schutz gegen die Hitze mit Palmblättern gedeckt; an einem Ende desselben sitzt das Orchester, nur aus Trommeln bestehend, die mit den Knöcheln in verschiedenem Tempo geschlagen werden; Kalebassen, mit Kieseln oder Maiskörnern gefüllt, vertreten die Kastagnetten und die Zuschauer heben einen Gesang an. Eine ausgewählte Tänzerin erhebt sich und beginnt ihre Bewegungen; einer der Zuschauer tritt hervor, um mit ihr zu tanzen, und hält eine kleine Summe in Papiergeld, etwa zehn Pfennige, über dem Kopfe. Wenn die Tänzerin einen anderen Tänzer wünscht, nimmt sie dem ersten das Geld ab, welches sie der Kassendame einhändigt; mit dem Ertrage werden die Musikanten und die Kleider der Tänzerinnen bezahlt. Dieselben tragen weiße Röcke, bunte Kopftücher und Taschentücher, die sie immer in der rechten Hand halten; besonderen Luxus sollen sie hinsichtlich der Unterkleider entwickeln. Wenn die Lust steigt, betheiligen sich wohl auch Mädchen aus dem Publikum. Später wird eine andere Melodie gespielt und es folgt die Chica (oder volksthümlich: Bambula). Nach dem stark ausgeprägten Takt werden Hüften und Lenden künstlich gedreht, während der übrige Körper mit Ausnahme der Arme unbeweglich bleibt; letztere schwenken ein Taschentuch oder den Rock der Tänzerin. Ein Tänzer nähert sich, weicht zurück und fordert sie zu einem verführerischen Kampfe heraus, beide werden lebhafter, sie stellen Gruppen dar, die erst wollüstig erregt, dann unzüchtig sind. Bei der Unmöglichkeit, die Chica eingehender zu beschreiben, genüge es zu sagen, daß der Eindruck, den sie auf die Kreolen und Neger macht, sich nicht in Worte fassen läßt; die glühenden Gesichter, der erregte Ausdruck, die Augen voll von schlecht unterdrückter Leidenschaft zeigen an, was in ihnen vorgeht. Starke Getränke gehen rund und wenn die Nacht kommt, werden einige Lichter angezündet, die den Tanzplatz kaum erleuchten; im Halbdunkel beginnen dann Scenen, über die wir den Schleier fallen lassen müssen. Selten nur werden ordentliche Mädchen aus der ackerbauenden Bevölkerung sich übrigens bei einer solchen Gelegenheit sehen lassen.

Bei der Geburt von Kindern und bei Heirathen werden keine besonderen Feierlichkeiten beobachtet; wenn die Kirche besucht wird, suchen die Betheiligten mit sei es auch geliehenen Juwelen zu prunken. Die glücklichen Besitzer derselben müssen dann auch eingeladen werden, um ihnen Gelegenheit zu geben, ihr Eigenthum fortwährend im Auge zu behalten. Gewöhnlich leben die Neger bis zu einem ehrwürdigen Alter, dessen Beschwerden nicht allzu schwer auf ihnen lasten; ihre prächtigen weißen Zähne behalten sie bis zuletzt, was sie sowohl der großen Reinlichkeit als dem Kauen von Zuckerrohr zuschreiben, auch ihr Haar behält seine Farbe viel länger als das der Weißen, so daß

es schwer ist, ihr Alter zu errathen. Obwohl der Neger Schmerzen sehr gut erträgt, verzärtelt er sich und plagt sich mit eingebildeten Krankheiten. Ebenso wie mancher andere Beobachter hat Spenser St. John die Bemerkung gemacht, daß Negerknaben bis zum Alter der Mannbarkeit oft ihre weißen und farbigen Mitschüler übertreffen [1]), dann aber scheinen sie in ihrem Entwickelungsgange gehemmt zu werden, so daß sie bis zu ihrem Lebensende in der Entwickelung zurück und sorglos wie die Kinder bleiben. Die Sorglosigkeit ist seine hervorragendste Eigenschaft und eine der wichtigsten Ursachen, welche den Stillstand in der Entwickelung des Volkes herbeiführen. Verbrechen sind durchaus nicht so selten, wie vielfach angenommen wird (abgesehen von denen, welche mit den Vaudoux in Verbindung stehen), obwohl dieselben allerdings mit erstaunlicher Gleichgültigkeit behandelt werden. Die handwerksmäßig verübten Giftmorde sind der Polizei wohl bekannt; vor dem Bürgerkriege 1868/69 kamen schwere Verbrechen allerdings seltener vor, doch die demoralisirenden Folgen jener Unruhen werden tief empfunden. Zu ihrem kindischen Wesen paßt auch der Aberglauben in Bezug auf Zombis (Geister), der so entwickelt ist, daß Viele ihr Haus nicht nach Sonnenuntergang zu verlassen wagen, wenn nicht ein stärkeres Gefühl in ihnen erwacht, welches sie häufig genug forttreibt.

Alle Klassen der Neger rauchen, und auch die Frauen geben sich, wenn sie einmal ein gewisses Alter erreicht haben, diesem Genuß sehr gerne hin; schädlicher als der Tabak wirkt der Tafia oder weiße Rum, mit dem die männliche Bevölkerung in hohem Grade Mißbrauch treibt.

Bei den Begräbnissen der Landbevölkerung scheint noch ein eigenthümlicher Ritus zu bestehen, während die der Städtebewohner nichts besonders Auffallendes bieten. Spenser St. John kann aus eigener Anschauung nur von einem Zuge, der die Leiche eines in der Stadt verstorbenen Landbewohners in die Heimath brachte, nicht von der Beisetzung selbst berichten. Eines Abends gegen 10 Uhr hörte man lärmende Stimmen in der Entfernung, bald darauf tauchten Fackeln auf dem Wege auf, etwa hundert Menschen eilten im Laufschritte aus voller Kehle schreiend und lärmend vorbei. An der Spitze kamen die gemieteten Leidtragenden, die mit ihren entsetzlichen Klagen und Trauerliedern später die ganze Nacht hindurch die Luft erfüllen, indem sie neben der Leiche eine wirkliche Todtenwache halten, wobei sie sich in regelmäßigen Zwischenräumen mit Essen und Trinken stärken; namentlich in letzterem Punkte wird recht Tüchtiges geleistet. Prächtige Begräbnißfeierlichkeiten erscheinen dem Neger als etwas sehr Begehrenswerthes, auf Haiti sowohl als auf der heimischen Goldküste; namentlich aber ist es die weibliche Bevölkerung, welche denselben leidenschaftlich gerne beiwohnt, da ja hierbei die Gelegenheit sich bietet, sich in schönstem Putz zu zeigen und die Blicke auf sich zu ziehen. Von einer eigenthümlichen Todtenwache in San Domingo (Stadt) wird noch berichtet; unser Autor ging nach Einbruch der Dunkelheit spazieren, als er aus einem Hause Tanzmusik und den Lärm von Tanzenden hörte. In einem hohen Stuhle befand sich in sitzender Haltung die aufs Beste aufgeputzte Leiche eines Kindes. Die Musik spielte eine fröhliche Melodie, lustig schwangen sich die Tanzenden im Kreise, unter ihnen die Mutter des Kindes, welche bei dem Feste eine Hauptrolle spielte. Auf Befragen erfuhr Spenser St. John, daß die Priester die Mutter gelehrt hatten, nicht zu weinen, sondern vielmehr sich über den Tod des Kindes zu freuen, da es direkt ein Engel werden würde. Man nahm dies nun ganz wörtlich und amüsirte sich mit Musik und Tanz.

(Hierzu müssen wir bemerken, daß eine ähnliche Gewohnheit im ganzen spanischen Südamerika besteht und auch in unserer Volkssage schaden die Thränen der Mutter der Ruhe des verstorbenen Kindes.)

Hiermit nehmen wir von den Negern Abschied, um uns etwas näher mit den Mulatten zu beschäftigen, die, wie wir gesehen haben, der Zahl nach nur einen sehr kleinen Theil der Bevölkerung bilden, doch aber in verschiedener Beziehung eine wichtige Rolle spielen. Der Schlüssel zu ihrem Charakter wird in wenigen Worten gegeben, es heißt: Sie hassen ihren Vater und verachten ihre Mutter; doch könnte man dies auch weiter ausdehnen und sagen: sie hassen alle Weißen und verachten alle Schwarzen. Umgekehrt werden sie von den Weißen verachtet, von den Schwarzen gehaßt, und dadurch wird ihr Charakter verdorben. Wie so viele, wenn nicht alle, Mischrassen haben sie beinahe alle Fehler und nur wenige der guten Eigenschaften ihrer Stammeltern. Die unangenehmste Eigenschaft derjenigen, welche das Land nie verlassen haben, ist eine furchtbare Selbstüberhebung, und von der sie beherrschenden Einbildung kann man sich kaum eine Vorstellung machen; bei denen, welche das Ausland gesehen haben, scheint die höhere Civilisation keinen bleibenden Eindruck zu hinterlassen; gewöhnlich bleibt ihnen kaum ein wenig Firniß übrig. Fremde, welche sie nur oberflächlich kennen lernen, lassen sich häufig durch ihr liebenswürdiges Benehmen zu einem zu günstigen Urtheil bestimmen; um sie wirklich genau zu beurtheilen, muß man lange unter ihnen leben oder für den Lokalverkehr bestimmte Zeitungen lesen. Im Ganzen darf man behaupten, daß gerade ihre Selbstüberhebung eine der entscheidendsten Ursachen ist, welche ihrer weiteren Entwickelung im Wege steht, jedenfalls dem schnellen Fortschreiten derselben hemmend entgegentritt. Allerdings kommen manche der in Europa erzogenen Mulatten den Weißen in jeder Beziehung gleich; sie sind ebenso von lächerlicher Anmaßung wie von Haß gegen die Fremden entfernt.

Daß übrigens die Früchte einer in Haiti ertheilten Erziehung nicht besser sein können, erklärt sich leicht aus den Verhältnissen. Die ungebildete Mutter vermag dem Kinde keine edlen Gefühle einzuflößen; die geringe Moralität, die in Geldsachen herrscht, wirkt verderblich, vielleicht trägt dazu auch der Umstand bei, daß es Nachkommen von Sklaven sind, bei denen Lug und Trug einheimisch war und sich von Geschlecht auf Geschlecht fortpflanzte, und dazu kommt noch die oben schon berührte Unbändigkeit in sexueller Beziehung: kurz alles dieses wirkt zusammen und bringt ein Ganzes hervor, welches gewiß in keinem günstigen Lichte erscheinen kann, so sehr es sich auch gerade in Verbindung mit den erwähnten Eigenschaften Mühe giebt, dies zu thun. Die Lust zu glänzen, die Vorliebe für Prahlerei findet man bei Jung und Alt, bei Hoch und Niedrig; eine beinahe zu zahlreiche Reihe von Beispielen wird von unserer Quelle angeführt, der wir nur einige entnehmen wollen. Ein früherer Staatssekretär sah bei Paris Kavallerie manövriren, meinte jedoch, daß die Truppen in Haiti besser ritten; ein anderer Herr, der lange im Auslande gelebt hatte, sagte

[1]) Filippo Manetta sagt hierüber (La razza Negra nel suo stato selvaggio, Turin 1864): Der Verstand wird wie von einer Wolke bedeckt, ein lebendiges Wesen macht einer Art Lethargie Platz, die frühere Munterkeit weicht starker Indolenz. Daher müssen wir annehmen, daß die weitere Entwickelung des Negers und Weißen in verschiedener Richtung stattfindet. Während bei dem letzteren das Volumen des Gehirns mit der Erweiterung des Schädels zunimmt, wird bei ersterem das Wachsthum des Gehirns durch vorzeitige Schließung der Hirnnäthe, sowie durch seitlichen Druck auf das Stirnbein gehemmt.

zu Präsident Geffrard, er möge doch einige Officiere nach Europa schicken, sie würden gewiß einen prächtigen Eindruck machen. Auch das Gefühl der eigenen Wichtigkeit macht sich geltend. Ein Ex-Staatssekretär wohnte mit einem Freunde dem Rennen von Longchamps in einem Wagen bei, als ein Bekannter des Kutschers zu diesem auf den Bock stieg, um besser zu sehen. „Ich muß den Mann fortschicken", sagte der frühere Minister. „Warum denn", meinte sein Freund, „lassen Sie doch den Mann in Ruhe." „Sie haben gut sprechen", sagte der erste, „Sie sind ein Privatmann, aber was würden die Leute sagen, wenn ich, ein früherer Minister in Haiti, eine solche Vertraulichkeit erlaubte?"

Wenn man auch eine große Anzahl von Mischrassen unterscheiden kann — Moreau de St. Méry zählt 13 Schattirungen auf —, so lassen sie sich doch auf drei Haupttypen zurückführen: Weiße und Mulatten geben die Quadronen, Weiße und Neger die Mulatten, Neger und Mulatten die Greffe. Daß alle diese Mischungen sich dem Negertypus mehr und mehr nähern, ist oben schon erwähnt und der Grund dieser Erscheinung angegeben worden; in San Domingo hat die Gegenwart eines starken spanischen Truppenkörpers (von 1864/65) entschieden mitgewirkt, dem weißen Blute neuen Zufluß zu verschaffen.

Die persönliche Erscheinung der Farbigen ist nicht besonders einnehmend; ihre Stammeltern haben keine große Schönheit besessen und, was die Nachkommen betrifft, kann man nur sagen, daß die Männer häßlich, die Frauen weit von Schönheit entfernt sind. Das Verhältniß der Blutmischung bestimmt hier sehr scharfe Unterschiede; weißes Blut muß bis zur Hälfte vorhanden sein, damit das Wollhaar verschwinde; überwiegt das schwarze Blut, so ist der Haarwuchs wollig wie beim Neger; wir finden dann ferner eine niedrige Stirn, dunkle Augen in gelber Einfassung, großen Mund, platte Nase, gute Zähne, starke Backenknochen, während sich bei großer Annäherung an den weißen Typus die Mischlinge schließlich nur noch durch matte Farben und einige Kleinigkeiten (Nägel, Lippen ꝛc.) von Europäern unterscheiden. Ueber die Frauen ist es schwer, etwas im allgemeinen zu sagen; selten nur kann man sie hübsch, beinahe nie schön nennen. Wenn sie sich den Weißen nähern, haben sie langes, ziemlich grobes Haar, schöne Zähne, schmale, magere Hände und Füße, zarte Formen und manchmal graziöse Bewegungen, was wohl der Länge der unteren Extremitäten zugeschrieben werden muß. Ihre Stimme ist heiser, die Haut finnig oder schmutzigbraun, die Nase platt oder zu fleischig und der Unterkiefer zu groß. Manchmal, jedoch selten nur, sieht man einmal ein wirklich hübsches Mädchen, dem man überall dies Prädikat beilegen würde. Ebenso wie die Neger, namentlich aber die Greffe, haben die Mulatten einen eigenthümlichen Geruch, der besonders dann sich in unangenehmer Weise bemerklich macht, wenn sie in Transpiration gerathen; dann läßt er sich durch keinen Wohlgeruch mehr unterdrücken.

Mit Ausnahme der wenigen Personen, welche von frühester Jugend an im Auslande erzogen wurden, haben bis auf die neueste Zeit die meisten Haitier nur wenig Gelegenheit zu ihrer geistigen Ausbildung gehabt, und man kann ihnen ihrer Unwissenheit wegen eigentlich keine Vorwürfe machen. Dieser Umstand macht sich jedoch in sehr unangenehmer Weise geltend, da sie weder im Stande sind, ihren Kindern den ersten Unterricht zu geben, noch sich selbst mit guter Musik und Lektüre zu unterhalten. Wie wohl alle Frauen in der Welt, verdienen auch die Frauen in Haiti das Lob, gute Pflegerinnen bei Krankheit zu sein, und sie sind gewiß nicht weniger (?) als andere Frauen, welche in den Tropen wohnen, für ihre Kinder, ihren Gatten, ihr Hauswesen besorgt; namentlich aber muß mit Rücksicht auf die Ausschweifungen der Männer rühmlich anerkannt werden, daß beinahe nie etwas vorkommt, was den Blick auf das Privatleben der Frauen ziehen könnte. Ihr größter Fehler ist Mangel an Reinlichkeit im Hause, und selbst, wenn sie nämlich glauben, nicht gesehen zu werden, in ihrer Kleidung; die Schlafzimmer riechen dumpf und muffig — wie die Ställe, sagt ein amerikanischer Autor —, dagegen kommt es auch wieder vor, daß sie in großer Toilette sich in der Küche zu schaffen machen. Auch in anderer Beziehung herrscht Unordnung im Hauswesen; die Essensstunden werden, wie häufig in den Tropen, nicht regelmäßig eingehalten, zwischen den Mahlzeiten verderben sich Frauen und Kinder den Magen mit Süßigkeiten und allerlei Gerichten. Hieran sind jedoch vielfach die Männer Schuld, die dem Trunke ergeben sind und schon früh am Tage mit Zechen anfangen; das geht bis zum Mittagessen fort, wo Viele schon leicht angeheitert sind, und am Abend ist wenigstens eine schwache Majorität aufgeregt, kopfschwer oder ausgelassen. Wie bei den Negern, herrscht auch bei den Mulatten in geschlechtlicher Beziehung große Ungebundenheit; jeder, der es bezahlen kann, hält eine oder einige, gewöhnlich den niedrigen Klassen entstammende Maitressen. Der Präsident besucht die seinigen ganz öffentlich, womöglich von seinen Adjutanten begleitet; ein jeder führt die seinige in Gesellschaft, man sucht Aehnlichkeit zwischen den Kindern derselben und ihrem Vater, manchmal bewegen sich die verheiratheten Töchter mit der unverheiratheten Mutter in demselben Kreise. Die Entschuldigungen, die für derartige Zustände angeführt werden, das Klima, die Ueberzahl von Frauen und die Versuchungen, denen die Männer dadurch ausgesetzt sind, dürften wohl kaum als solche gelten. Der Haß, den die Mulatten gegen die Weißen hegen, gründet sich großentheils auf die Vorliebe, welche die farbigen Frauen für letztere haben. Das Ideal einer jungen Dame in Haiti ist eine Heirath mit einem Europäer, der womöglich ihr gefällt, jedenfalls aber ihr eine Stellung in der Welt giebt und ihr Gelegenheit verschafft, Europa zu sehen oder, noch lieber, für immer da zu bleiben. So manches junge Mädchen, namentlich von denen, welche in Europa erzogen worden sind, hegt solche Hoffnungen, bis ihre Reize anfangen zu schwinden und sie sich aus Vorsicht mit dem hellsten ihrer Landsleute, den sie bekommen kann, zufrieden stellt. In dieser Weise geht manches Samenkorn der Civilisation, welches auf fruchtbaren Boden gefallen, häufig in recht trauriger Weise verloren.

Die Unehrlichkeit, die den meisten von Jugend auf zur Gewohnheit wird, zeigt sich natürlich auch im öffentlichen Leben; sich am Gelde des Staates zu bereichern, wird nicht als Diebstahl betrachtet; unter der Regierung des Kaisers Soulouque traf den Monarchen der Vorwurf, daß er das Staatseigenthum verschwende. General Geffrard, der, bis er auf den Präsidentenstuhl erhoben wurde, in Dürftigkeit lebte, versprach sparsam zu sein. Doch wie that er dies? Er brachte sein Einkommen nach und nach auf 10000 Pfd. St., er leitete die Verwendung von 4000 Pfd. St. für geheime Ausgaben und von weiteren 4000 Pfd. St. für Künste und Wissenschaften. Das dankbare Land beschenkte ihn mit zwei Landgütern, deren Einnahmen in seine Tasche flossen, während der Staat den größten Theil der Ausgaben bestritt. Das Portrait dieses hervorragenden Mannes, wie es durch Spenser St. John in einem (nicht abgeschickten) officiellen Berichte gezeichnet wurde, möge hier als Typus eines Mulatten der besseren Klasse eine Stelle

finden. Wir übersetzen ganz wörtlich, wie wir hier ausdrücklich beifügen. „Ich empfinde Widerwillen, den Charakter des Präsident Geffrard zu analysiren, doch da er die Regierung repräsentirt, ist es nothwendig ihn zu kennen. In seinen Formen ist er höflich und angenehm, beinahe von weiblicher Sanftheit; er besitzt einen sehr angenehmen Ausdruck, ein einnehmendes Lächeln und eine fließende Konversation. Doch bald bemächtigt sich des Zuhörers das Gefühl, daß der Präsident trotz aller seiner liebenswürdigen Eigenschaften eitel und anmaßend, ganz von sich und seiner Ueberlegenheit über den Rest der Menschheit eingenommen ist. Er glaubt, daß er in jeder Wissenschaft Großes leisten kann, obwohl er ebenso wenig unterrichtet als durch Reisen gebildet ist. Ueber alles maßt er sich an, mehr zu wissen, als selbst die Leute, welche Specialitäten in einem Fache sind, wie Advokaten, Aerzte, Architekten und Ingenieure. Er versichert ganz ruhig, daß er die Anwendung des Dampfes durch selbständiges Studium gefunden hat, daß er im Stande ist, die Frage des Perpetuum mobile zu lösen und er, der nie in seinem Leben etwas anderes, als einen mittelgroßen Pony bestiegen hat, glaubt unseren Newmarket-Jockeys Winke in Bezug auf das Reiten geben zu können." Ueber die persönlichen Eigenschaften dieses Präsidenten fügt unser Autor noch Folgendes bei: Geffrard wie so mancher Farbige war über sein wolliges Haar und seine schwarze Farbe sehr betrübt und da er einen sehr hübschen Halbbruder hatte, versicherte er uns, daß er beinahe weiß, mit schlichtem Haare geboren sei, daß er aber unglücklicherweise Monate lang im Sal Tronfluß gebadet habe, wodurch in Folge des stark eisenhaltigen Wassers sein Haar gekraust und seine Haut geschwärzt sei; bei jedem anderen Manne hätte man hierbei an einen Scherz denken können.

So unehrlich wie die Haitier in Bezug auf Geldangelegenheiten sind, sind sie es auch in anderer Beziehung; Treue für den militärischen Eid kennen sie nicht, kaum könnte man einen Einzelnen unter den Officieren nennen, der dem Präsidenten Geffrard seine Treue bei dem Aufstande bewahrt hätte, und ehe es soweit kam, intriguirte jeder Staatsdiener gegen die über ihm stehende Autorität. Im Scherze sagte man, daß Geffrard selbst, nachdem er Präsident geworden war und Konspirationen gegen den Staat ihm demgemäß überflüssig erschienen, gegen seine eigenen Minister intriguirte.

Vielleicht aus der Liebe zum Schein erklärt sich der große Muth, den alle Haitier zeigen, wenn sie auf dem Exekutionsplatze stehen, während die Masse des Volkes den feindlichen Waffen gerne ausweicht; ebenso feige ist sie, wenn ihr Aberglaube ins Spiel kommt.

Leben in den Faktoreien bei Sherbro.

I.

F. S. H. Bei der regen Theilnahme, welche man gegenwärtig im deutschen Vaterlande der Westküste Afrikas schenkt, glaube ich, daß Erlebnisse und Erfahrungen, die ich im vergangenen Jahre während meines neunmonatlichen Aufenthaltes im Hinterlande von Sierra Leone gesammelt habe, von allgemeinem Interesse sein dürften. Als Vertreter einer englischen Handelsgesellschaft schiffte ich mich Ende Januar 1884 auf dem Dampfer „Malemba" von Hamburg aus nach Lavanah, welches unter 7° 5' nördl. Br. liegt, ein. Wir liefen Rotterdam, Plymouth und Madeira an, passirten dann die Kanarischen Inseln mit ihren hohen vulkanischen Gebirgszügen und erreichten nach Umschiffung vom Cap Verde das Tropengebiet. Bei den Stationen Los-Inseln, Freetown, Sherbro liefen wir zur Löschung von Waaren an und langten dann nach vierwöchentlicher Fahrt, die anfangs wohl etwas stürmisch, im Ganzen aber doch sehr glücklich verlaufen war, am 25. Februar an meinem Reiseziele, in der Nähe von Lavanah (etwa 100 km südöstlich von dem britischen Sherbro), an.

An eine ordentliche Hafeneinrichtung ist da natürlich nicht zu denken; der Dampfer liegt in offener See, eine halbe Stunde vom Lande entfernt, und wartet, bis die betreffende Faktorei, für welche man Ladung oder Passagiere an Bord hat, vom Strande Boote sendet, um diese in Empfang zu nehmen. Die Faktoreien, welche viele Stunden, oft Tagereisen weit zerstreut an der Küste liegen, verwenden hierzu mit Kru-Negern bemannte, sogenannte Brandungsboote, welche vermöge ihres kräftigen und doch leichten Baues besonders geeignet sind, durch die Brandung zu dringen. Von der Gesellschaft, in deren Diensten ich stand, kam Herr B., ein Landsmann, an Bord, um mich abzuholen, eine Partie von 4000 Demijohns Rum in Empfang zu nehmen und zugleich den Schiffsdoktor wegen einer Beinwunde zu konsultiren. Aerzte giebt es nämlich nur in den wenigen größeren Küstenplätzen; in den Faktoreien muß sich der Weiße durch mitgenommene Arzneien selbst zu helfen wissen; daher wird denn die seltene Gelegenheit, einen Schiffsarzt zu konsultiren, eifrig aufgesucht.

Der letzte Abend, den ich auf der „Malemba" zubrachte, ließ mich noch die Bekanntschaft eines hier heimischen, aus östlicher Richtung kommenden Wirbelwindes machen, des Tornado, der fast immer von starkem Gewitter und Regenguß begleitet ist und die schwüle Temperatur erheblich abkühlt. Am nächsten Morgen nahm ich Abschied vom Schiffe und bestieg das von neun schwarzen Burschen geruderte Boot. Je mehr wir uns dem Lande näherten, desto stärker wurde der Wellenschlag; jetzt waren wir ganz nahe, noch ein kräftiges Heben der Ruder und ehe die Brandung wiederkehrte, eilten vom Strande ein paar Dutzend schwarzer Füße ins Wasser, das Boot wurde ergriffen, vor Umschlagen und Rückkehr in See gesichert und mich selbst trug man in größter Hast ans Ufer; doch wurde ich trotzdem von dem Gischt der nachfolgenden Welle arg durchnäßt. Der Strand ist mit der Faktorei durch einen 10 Minuten langen Schienenstrang verbunden; ich nahm auf einem offenen, von Negern geschobenen, hölzernen Karren Platz und kam, nachdem wir einmal entgleist und ich unfreiwillig in den zur Seite befindlichen Busch befördert war, ohne weiteren Unfall in Lavanah an.

Dieser Ort, von Negern bewohnt, besteht aus ein paar Dutzend schmutziger Palmhütten, die auf den Namen „town" (Stadt) Anspruch machen, und den mit einem Palissaden-

zaune umgebenen Faktoreigebäuden der Sulimah and Sherbro Trading Comp. Der 20 km weiter südöstlich mündende Sulymah-Fluß, ein Wasser, das während der trockenen Jahreszeit, also von November bis Mai, ziemlich seicht ist, schwillt während der Regenzeit mächtig an und spült dann seine schmutzigen, fieberkeimenden Fluthen fast bis in die Faktorei hinein. Hier leben nun vier Weiße, der Agent und drei Clerks, ein von aller Civilisation abgeschlossenes Dasein, in das nur die allwöchentlich einmal von Sherbro eintreffende Post eine kurze Abwechselung bringt. Das Hauptgebäude ist ein mit Zinkdach versehener, hölzerner, einstöckiger Bau; unten befinden sich nur Lagerräume, während der obere Theil, um den sich eine breite Veranda hinzieht, die Wohnräume der Weißen und den Laden enthält. Statt der Glasfenster haben die Zimmer nur hölzerne Fensterrahmen ohne Scheiben, durch die der Luftzug bei Tage eindringen kann, während man sich Nachts durch Läden vor dem Hereinfliegen von Insekten schützt.

Beiläufig sei bemerkt, daß jeder Weiße die ganze Nacht sein Zimmer durch Licht erhellt, die Eingeborenen dagegen sich nur von Sonne und Mond leuchten lassen und durchaus kein Bedürfniß nach künstlichem Licht empfinden. Alle hier anwesenden Weißen litten bei meiner Ankunft an schmerzhaften Geschwüren an Beinen und Füßen, welche sowohl durch Blutstockungen als durch kleine Insekten (jigger, Sandflöhe) entstehen, die sich gewöhnlich unter den Fußnägeln einnisten und dort brüten, wenn sie nicht rechtzeitig mittels einer Nadel entfernt werden.

29. Februar. In den letzten Tagen machte ich es mir zur Aufgabe, mich möglichst eingehend über die hiesigen geschäftlichen Verhältnisse zu unterrichten. Palmöl und Palmkerne sind die hauptsächlichsten Produkte des Landes; sie werden von der hier wild wachsenden Oelpalme gewonnen und zwar ergiebt sich ersteres aus dem den Kern einschließenden rothen Fleische der Früchte, welche in Form von Traubenbüschcheln neben einander sitzen. Das aus dem Fleische gewonnene Oel dient zur Seifenfabrikation, während das Oel, welches später in Europa aus den Kernen gepreßt wird, zu medicinischen Zwecken und zum Versetzen von Olivenöl in den Handel kommt. Genever, Rum, Tabak, Baumwollenwaaren werden gegen diese Produkte ausgetauscht, nebenbei auch Feuersteingewehre, Eisen und Porzellangeschirr, sowie Glasperlen und billiger Korallenschmuck für Frauen. Auch Salz und amerikanischer Reis werden in großen Quantitäten eingeführt und als Tauschmittel verwandt. Der reguläre Preis für Salz ist 5 Mk. pro Centner, so daß also die Schwarzen diesen Bedürfnißartikel, auf dem große Transportkosten ruhen und an dem der Händler außerdem noch 50 Procent verdient, um 5 Pf. pro Pfund, also um die Hälfte billiger einkaufen können, als ihre weißen Menschenbrüder in Deutschland, welche freilich dafür das Recht besitzen, sich die Steuern selbst aufzuerlegen. Eine halbnackte Schöne unter den Käufern fiel mir besonders dadurch auf, daß sie ganz wie im lieben Vaterlande sich vor den Männern durch Feilschen und Unentschlossenheit auszeichnete. Von großer Wichtigkeit bei diesen Tauschgeschäften sind die Geschenke (dash), welche der Neger regelmäßig nach Abschluß derselben erwartet und erhält; geduldig gewährt er dem Weißen beim Handel einen Gewinn von 100 bis 300 Procent, nimmt es aber sehr übel, wenn schließlich das Geschenk seiner Erwartung nicht entspricht, und ist im Stande, aus diesem Grunde jeden ferneren Verkehr abzubrechen und seine Kundschaft einer anderen, wenn auch noch so entfernten konkurrirenden Faktorei zuzuwenden.

1. März. Mein Bestimmungsort ist Mannah Salliejah, und trat ich heute die Reise dorthin in Begleitung von zwei Weißen zunächst nach unserer Faktorei Sulymah an. Da in diesem Tropenklima kein Europäer einen längeren Marsch durch den heißen Sand ohne Gefahr für die Gesundheit machen kann, so hatte jeder von uns sechs Kruleute zur Verfügung, die uns abwechselnd zu tragen hatten. Man liegt nämlich in einer Hängematte, die an einem armdicken, acht Fuß langen Bambustocke befestigt ist, welcher auf den Schultern der Träger ruht. Der Weg lief vier Stunden durch Buschwerk und Palmengehölz hin, ich lag mit Flinte, Revolver und Schirm bewaffnet da und gab Heimathsgedanken Audienz, da ich doch von dem in der Landessprache geführten Geschwätz der tragenden Neger kein Wort verstand. Jede Stunde wurde in einem Dorfe gerastet und getrunken; da kamen denn alle, uns anzustaunen, Männer, Weiber und Kinder. Um fünf Uhr Nachmittags erreichten wir eine Lagune, bestiegen zu 13 Personen und 3 Hunden ein Canoe und fuhren nun $1\frac{1}{2}$ Stunden lang an grünen, baum- und vogelreichen Inseln vorbei, dem Meere zu, nach den Strapazen der Landreise eine recht erfrischende Abwechselung. — Vor Erreichung des Salzwassers hatten wir eine Art Strudel (barr) zu passiren; größerer Sicherheit wegen verließen wir das Boot, überschritten eine Düne und ließen das Fahrzeug von den Schwarzen über die gefährliche Stelle hinwegschieben. Mittlerweile war es ganz dunkel geworden; bei Mondschein nahmen wir wieder im Canoe Platz, doch kaum ein paar Bootslängen vom Ufer entfernt, beginnt dasselbe zu schwanken, eine besonders kräftige Strömung erfaßt es und wir alle liegen im Wasser. Da es in der Nähe des Ufers nicht so tief war, auch solch unfreiwilliges Seebad bei afrikanischer Temperatur selbst in der Abendluft nicht gesundheitsschädlich ist, war die Situation mehr komischer als tragischer Natur. Bis über die Hüften im Wasser stehend, sicherten wir zuerst das Boot und fischten dann nach unseren verlorenen Effekten; meine Doppelflinte fand ich wieder, aber Revolver und Regenschirm waren rettungslos verloren. Nachdem wir uns abermals dem Boote anvertraut hatten, langten wir bald ohne weiteren Unfall in der Faktorei Sulymah an, wo wir zuerst die Kleider wechselten und dann mit Appetit an dem Mittagsmahle theilnahmen.

Am 2. März traf ich von Sulymah in Mannah Salliejah ein. Hier werde ich für längere Zeit unumschränkter Gebieter über ein ausgedehntes Terrain sein, bin jedoch als einziger Weißer von all' und jedem gesellschaftlichen Verkehr getrennt und kann Befriedigung nur in regelmäßiger Arbeit, in Erfüllung meines Berufes finden. Die Faktorei liegt am Ufer des Mannah- oder Manohflusses, der sich schon in kurzer Entfernung zu einer Lagune erweitert, und ist die Verbindung dieser mit dem offenen Meere noch dem Auge sichtbar.

Der Raum, welcher mein Wohn-, Schlaf- und Empfangszimmer repräsentirt, ist ein Viereck von 18 Fuß, die Wände weiß gekalkt, Fußboden und Decke mit Bambumatten belegt und das Ganze mit einem Palmblattdache versehen, welches einige Fuß weit über die Wohnung hinaus reicht und so eine Art Veranda bildet, wo man, vor Sonne geschützt, im Freien sitzen kann. Das Mobiliar bestand bei meiner Ankunft nur aus einem breiten eisernen Himmelbett, einem rohen hölzernen Tisch und zwei wackeligen Rohrstühlen. Nach und nach ließ ich mir aus alten Tabakskisten noch einiges nothwendige Hausgeräth anfertigen. — Zum Kommis und Dolmetscher hatte ich einen in Amerika geborenen älteren Schwarzen; ein Englisch

sprechender Eingeborener, auf dessen Unehrlichkeit ich von vornherein aufmerksam gemacht worden war, war mir als Koch und Diener beigegeben.

3. März. Heute habe ich mit der neuen Tagesordnung, welche von weißen Ansiedlern in diesem äquatorialen Strich eingehalten wird, begonnen. Um 5½ Uhr erhob ich mich mit den ersten Strahlen der Sonne, ließ die inmitten der Faktorei befindliche große Glocke läuten, wodurch aus dem benachbarten Dorfe die Arbeiter zum Tageswerk gerufen werden, und nahm dann in einer kleinen Bambuhütte ein erfrischendes kaltes Wannenbad. Hierauf wurde die tägliche Ration Reis — ein Pfund pro Mann — an die Schwarzen vertheilt und ich selbst setzte mich zum ersten Frühstück nieder. Von 7 Uhr an wurden schon aus der Umgegend meistens von Weibern kleine Mengen Palmkerne und Palmöl zum Tausch eingebracht und später langten ganze Canoeladungen dieser Produkte auf dem Flusse weiter vom Inneren her an. Mit den Händlern, welche diese bringen, ist gar nicht so leicht fertig zu werden; sie sind viel gewitzigter als der Durchschnittsneger, suchen den Clerk beim Wägen und Messen ihrer Waare zu übervortheilen, bemängeln Preis und Qualität der Tauschmittel und beanspruchen schließlich noch Kredit. Obgleich man nun bei Gewährung desselben mit ziemlicher Sicherheit die betreffenden Summen in den Schornstein schreiben kann, wird doch meistens von gänzlicher Weigerung abgesehen und der Händler dadurch zu wiederholter Zuführung von Landesprodukten veranlaßt, durch deren reichen Verdienst dann der kleine Verlust mehr als reichlich gedeckt wird. Von 11 bis 1 Uhr Mittags ist Frühstückszeit, Nachmittags wird bis 5½ Uhr in gleicher Weise wie am Morgen gearbeitet, worauf man durch abermaliges Glockengeläute den Arbeiter zu seinem ersehnten Reistopf und zur Nachtruhe entläßt. Gegen 6½ Uhr pflegte ich beim Scheine der Lampe zu diniren, las oder schrieb später noch kurze Zeit, wenn mich die gegen das Licht fliegenden langgeflügelten Insekten nicht gar zu arg inkommodirten, träumte auch wohl kurze Zeit in der vor der Thür befindlichen Hängematte und suchte meistens schon gegen 8 Uhr meine Lagerstatt auf.

Das große Erdbeben in Andalusien.

Von **M. Willkomm.**

I.

Wenn auch in den Zeitungen wiederholt Nachrichten über die furchtbaren Erderschütterungen, von denen die Provinzen von Granada und Malaga am vergangenen Weihnachtsfeste und an den folgenden Tagen heimgesucht wurden, mitgetheilt worden sind, so waren dieselben doch nur aphoristische und meist wohl nur auf Telegrammen beruhende, da sich auf andere Weise die oft bis zur Unkenntlichkeit gehende Verstümmelung der Ortsnamen kaum erklären läßt. Es dürfte daher wohl nicht ohne Interesse für die Leser des „Globus" sein, eine ausführlichere, den Berichten von Augenzeugen entnommene Schilderung jener entsetzlichen Katastrophe zu erhalten, durch welche Tausende von Menschen das Leben, Hunderttausende ihr gesammtes Besitzthum verloren haben und zwei der blühendsten und reichsten Provinzen Spaniens in die äußerste Nothlage versetzt worden sind. Als Quellen für eine solche Schilderung dienen mir zahlreiche Ausschnitte aus dem in Malaga erscheinenden „Las Noticias" betitelten Tageblatte, die ich einem mir befreundeten dort domicilirenden Spanier verdanke, und welche den Zeitraum vom 25. December 1884 bis 16. Januar d. J. umfassen. Während dieser 23tägigen Periode sind fast täglich irgendwo innerhalb des Erschütterungsgebietes Erdstöße erfolgt. Alle Berichte stimmen darin überein, daß die Bewegung des Erdbodens eine wellenförmige gewesen. Manche der einzelnen Erschütterungen dauerten bis 20 Sekunden! — Bevor ich aber zur Mittheilung detaillirter Berichte aus einigen der am härtesten betroffenen Ortschaften schreite, halte ich es des Verständnisses halber für zweckmäßig, in kurzen Umrissen den Lesern ein Bild von dem ausgedehnten, mir aus eigener Anschauung wohl bekannten, weil von mir wiederholt durchwanderten Schauplatze jenes Erdbebens, das an Großartigkeit demjenigen von Lissabon kaum nachsteht, bezüglich seiner Lage, Oberflächengestaltung und geognostischen Zusammensetzung vor die Augen zu führen.

Malaga, nächst Barcelona der bedeutendste Hafen- und Handelsplatz und eine der reichsten und vorgeschrittensten Städte Spaniens, mit einer Bevölkerung von etwa 120 000 Seelen, liegt hart am Fuße einer bis 700 m Höhe anschwellenden, größtentheils mit Weinreben bepflanzten, mit Hunderten von blendendweiß getünchten Häusern, sowie mit zahlreichen, geschmackvollen, von herrlichen Gütern und Parken umgebenen Villen bestreuten Hügelkette, welche sich von der vom Flusse Guadalhorce bewässerten, an den Südwestrand der Stadt grenzenden, größtentheils mit Zuckerrohrfeldern bedeckten Ebene ostwärts längs der Küste 45 km weit bis gegen Nerja hin ausdehnt. Dieses nordwärts von Malaga stufenförmig in immer höher anschwellende, dicht mit immergrünem Gebüsch bedeckte Berge übergehende Hügelland lehnt sich an eine lange Gebirgskette an, welche einen gewaltigen, mit seiner Convexität gen Norden gerichteten Bogen bildet und die Küstenzone von den im Mittel 700 m über das Meer aufragenden Plateaus von Antequera und Granada scheidet. Das westliche, zwischen dem mittleren Laufe des Guadalhorce und Loja befindliche Drittheil dieses Gebirgsbogens streicht von WSW nach ONO, der östliche viel längere Schenkel, welcher sich bis an die Mündung des Guadalfeo und die Küstenebenen von Motril erstreckt, von WNW nach OSO. Die Gesammtlänge des Gebirgsbogens beträgt etwa 120 km. Die westliche Hälfte seines längeren Schenkels begrenzt die Hochebene von Granada, die östliche wird durch das breite, reich bevölkerte Längenthal von Lecrin von dem Riesenwalle der Sierra Nevada geschieden, an deren nordwestlichem Fuße die Stadt Granada liegt, und auf deren untersten Schwelle die Alhambra thront. Das

spaltenförmige Durchbruchsthal des Guadalhorce, durch das die von Malaga nach Cordoba führende Eisenbahn gelegt ist, welche bei Bobadilla (schon jenseits des Gebirges) die über Antequera und Loja nach Granada laufende Zweigbahn abgiebt, scheidet den geschilderten Gebirgsbogen von der wilden und verwickelten Gebirgsgruppe der Serrania de Ronda, die das westlichste Stück des hochandalusischen Gebirgslandes bildet und deren südlichste Kette die Küste zwischen der Ebene von Malaga und der im Norden von Gibraltar befindlichen Mündung des Flusses Guadiaro in einer Länge von circa 90 km umwallt. Das östlichste Glied dieser Kette, die vielkuppige, malerische Sierra de Mijas, an deren Fuße zahlreiche, meist von Orangenhainen umgebene, wohlhabende Ortschaften liegen, unter denen hier namentlich Torremolinos, Churriana, Alhauria de la Torre und Alhaurin el grande, die beliebten Sommeraufenthaltsorte der reichen Kaufleute Malagas, hervorgehoben zu werden verdienen, begrenzt die reizende Ebene von Malaga oder das Becken des unteren Guadalhorcelaufes gegen Süden. Alle diese durch große Schroffheit und groteske Zerrissenheit ausgezeichneten Gebirge sind in der Hauptsache aus metamorphischen Dolomiten und Kalken zusammengesetzt, während das dem beschriebenen Gebirgsbogen vorgelagerte Hügelland vorzugsweise aus metamorphischem Thon- und Grauwackenschiefer (wohl silurischen Ursprungs), zum Theil aber auch aus Tertiärschichten, insbesondere Nummulitenkalk besteht. Unter den die Gebirge bildenden Gesteinen spielt ein sehr krystallinischer, blendend weißer, zuckerähnlicher und massiger Dolomit eine hervorragende Rolle. Aus solchem Dolomit, dessen ungeschichtete Massen auf mich immer den Eindruck gemacht haben, als ob sie durch eine unterirdische Kraft emporgehoben worden seien (in der That erscheinen die Thonschieferschichten des Hügellandes gegen solche Dolomitgebirge stark aufgerichtet), besteht auch die Sierra Tejeda, das höchste, bis 2134 m über dem Meeresspiegel aufragende Glied der langen östlichen Kette jenes Gebirgsbogens, und gerade dieses, einen schroffen, an seinen Hängen wild zerklüfteten Wall bildende Gebirge hat offenbar den Mittelpunkt des Haupterschütterungskreises der Erdbeben gebildet. Denn nicht, wie bei dem Erdbeben von Lissabon, sind die Erschütterungswellen von einem Mittelpunkte, der damals Lissabon selbst war, ausgegangen, sondern es sind offenbar mehrere Erschütterungscentren vorhanden gewesen. Aus den mir vorliegenden Nachrichten ist ersichtlich, daß mindestens fünf derselben, die sich zum Theil in Linien ordnen, bei den andalusischen Erdbeben in Thätigkeit waren, in den meisten aber das Erdbeben am 25. December ziemlich gleichzeitig begonnen hat. Als solche Centren sind zu verzeichnen Antequera, Granada, die Sierra Tejeda, Velez-Malaga und Cortes, ein im westlichen Theil der Serrania de Ronda gelegener Flecken. Die ärgsten Erschütterungen haben zu beiden Seiten der von Loja gen OSO streichenden Gebirgskette, deren hervorragendstes Glied eben die Sierra Tejeda bildet, stattgefunden, sowie in Velez-Malaga (im Küstenstrich). Granada selbst scheint zum Glück verhältnißmäßig gut weggekommen zu sein, ich sage zum Glück: denn wäre diese Stadt so fürchterlichen Erschütterungen ausgesetzt gewesen, wie etwa Velez-Malaga oder auch nur Antequera, so würde die zauberische Alhambra jetzt ein Trümmerhaufen sein. Dieselbe scheint nicht erheblich gelitten zu haben. Bezüglich der Richtungen der Wellenbewegungen des Erdbodens lassen sich folgende Linien unterscheiden: 1) eine Linie von Antequera längs des südlichen Fußes der Gebirgskette über die Ortschaften Alfarnate, Periana, Alcaucin, Canillas de Aceytuno (an der Schwelle der Tejeda), Cómpeta bis Frigiliana, und eine zweite längs des nördlichen Fußes derselben Kette über Alhama, Fayena, Albuñuelas (unweit des Nordfußes der Tejeda) und die Ortschaften des Val de Lecrin und der Sierra de Almijara bis an das Thal des Guadalfeo; 2) eine Küstenlinie von Malaga ostwärts über Velez-Malaga, Algarrobo, Torróx, Nerja, Almuñecar bis Motril, südwestwärts über Churriana, Benalmádena, Fuengirola bis Marbella. Dazu kommen die Erschütterungscentren von Corte im äußersten Westen und von Granada im Osten des gesammten von dem Erdbeben heimgesuchten Areals. Von Corte scheinen sich die Wellenbewegungen strahlenförmig südostwärts gegen die Küste und gegen das untere Bassin des Guadalhorce gerichtet zu haben, die Gegend von Granada vielleicht nur von den von der Sierra Tejeda ausgehenden Wellen in Mitleidenschaft gezogen worden zu sein, in welchem Falle Granada nicht als ein besonderes Erschütterungscentrum anzusehen wäre. Daß eine Zeitungsnachricht, nach welcher die Sierra Nevada in der Nacht vom 25. zum 26. December um mehrere hundert Meter emporgehoben worden sein sollte, eine fette Ente gewesen, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Wäre die Sierra Nevada, eine beinahe 4000 m hohe und 40 bis 50 km breite Gebirgskette in einer Nacht auch nur 50 m emporgehoben worden — ein Phänomen, welches beispiellos in der Geschichte der Erde innerhalb der historischen Zeit dastände — so würde weder in Granada, noch in den zahlreichen am Fuße und in den Thälern jenes Gebirges gelegenen Ortschaften ein Stein auf dem anderen geblieben, da würden Berge geborsten und Thäler verschüttet worden sein. Im Gegentheil scheinen die Ortschaften der Sierra Nevada wenig oder gar nicht gelitten zu haben.

Ich will nun einige Specialberichte von Augenzeugen folgen lassen, zunächst einen solchen aus Antequera. Diese von den Römern gegründete Stadt, welche jetzt gegen 30000 Einwohner zählt und ein sehr gewerbthätiger Ort ist (es giebt dort viele Seiden- und Wollwaarenmanufakturen, Papier- und Seidenfabriken, Färbereien, Gerbereien u. a. m.), liegt unweit des nördlichen Fußes der nach ihr benannten Sierra, eines aus schwarzem Marmor bestehenden Gebirges, an dem Abhange und Fuße eines mit einem umfangreichen Kastell römischen Ursprungs gekrönten Hügels über der breiten Thalmulde des oberen Guadalhorcelaufes an der nach Granada führenden Eisenbahn. Die Stadt besaß viele Kirchen und Klöster und in ihrem älteren oberen Theile eine Menge stattlicher, wappengeschmückter, in castilianischem Baustil erbauter, sehr interessanter Häuser, denn Antequera ist der Sitz oder die Wiege vieler altadeliger Geschlechter, unter deren stolzen, ehrsüchtigen und rauflustigen Nachkommen noch 1846, wo ich dort verweilte, die Blutrache in ganz corsicanischer Weise in Blüthe stand. Unter den Kirchen zeichnete sich besonders die innerhalb des Kastells, dessen Eingang ein imposanter römischer Triumphbogen bildet, gelegene Kirche der Jungfrau durch herrliche gothische Architektur aus. „Am Abend des 25. December — schreibt ein Bewohner dieser Stadt unter dem 5. Januar an den Redakteur der „Noticias“ — als sich die meisten Familien in ihren Häusern befanden, um am wärmenden Kaminfeuer (denn es war sehr kalt) sich den harmlosen Freuden des Weihnachtsfestes hinzugeben, ließ sich plötzlich, gegen halb 9 Uhr, ein fernes dumpfes, Kettengerassel ähnliches Geräusch vernehmen, dem unmittelbar eine furchtbare oscillirende Bewegung des Erdbodens folgte, welche über 15 Sekunden andauerte und von einem entsetzlichen donnerartigen Getöse begleitet war. Unter dem Geprassel umgeworfener Möbeln, zerbrechender Gläser, herabfallender Spiegel und Bilder und einbrechen-

der Decken stürzten die von panischem Schreck ergriffenen Bewohner aus den wankenden Häusern, von denen im nächsten Moment Dutzende unter betäubendem Gekrach zusammenbrachen, auf die Gassen; ein einziger furchtbarer Angstschrei schien gleichzeitig aus allen Häusern zu dringen! Der Anblick der Gassen in jener nächtlichen Stunde spottet jeder Beschreibung. Hier suchten rathlos umherirrende Mütter mit lautem Angstruf einen Sohn oder eine Tochter, dort jammerten zarte Kinder nach ihren Eltern, denn infolge des Verlöschens der Straßenlaternen herrschte tiefes Dunkel in den mit dem Staube der zusammenstürzenden Gebäude erfüllten Gassen. Die ganze Bevölkerung floh entsetzt unter dem Getöse der einstürzenden Häuser, Kirchen und Thürme auf das freie Feld hinaus, um hier jedes Schutzes gegen die immer ärger werdende Kälte baar die Nacht zuzubringen. Sechsmal wiederholten sich die Erdstöße während jener Schreckensnacht! Bei Tagesanbruch überzeugte man sich zwar, daß kein Verlust an Menschenleben zu beklagen war, aber welch einen Anblick bot die Stadt dar! Fast alle Häuser haben mehr oder weniger gelitten, hunderte sind zusammengestürzt. Von den Kirchen liegen acht in Ruinen oder drohen den Einsturz, darunter die schöne Marienkirche im Kastell, von den Klöstern vier, unter diesen auch das Nonnenkloster der Recoletas, welches erst vor Kurzem neu aufgebaut worden ist, um als Schule zu dienen, in welcher arme Mädchen unentgeltlich unterrichtet werden sollten. Seit Weihnachten haben sich die Erderschütterungen öfter wiederholt, wobei eine große Unregelmäßigkeit in der Dauer und Intensität der Wellenbewegung des Bodens zu konstatiren war, und wissen wir nicht, wie lange dieser beängstigende Zustand dauern wird. Deshalb sind auch die aus der Stadt geflüchteten Bewohner, deren Häuser noch unversehrt oder bewohnbar geblieben, nicht zu bewegen, in dieselben zurückzukehren. Die bemittelten Familien wohnen theils in auf den Feldern errichteten Baracken, theils auf dem Bahnhofe in Waggons, die der Stationschef zur Verfügung gestellt hat, aber die Armen befinden sich in einer höchst traurigen Lage, da sie gezwungen sind, ohne Obdach und ohne irgend welchen Schutz gegen die Kälte im Freien zu kampiren. Die von der Regierung der Stadt geschenkten 15 000 Pesetas werden zwar hinreichen, um fürs erste der größten Noth abzuhelfen, aber es werden viel größere Summen bewilligt werden müssen, um den Hausbesitzern die Wiederherstellung ihrer Gebäude zu ermöglichen."

Kürzere Mittheilungen.

Von der Lena-Expedition.

In den letzten Tagen des December v. J. ist der Chef der Lena-Expedition, **Nikolai Jürgens**, in St. Petersburg eingetroffen. Die Lena-Expedition ist eine derjenigen Expeditionen gewesen, welche im Jahre 1882 zum Zweck magnetischer und meteorologischer Beobachtungen und anderer Untersuchungen nach verschiedenen Gegenden des weiten Nordens ausgesandt worden waren. Rußland hatte zwei Expeditionen ausgerüstet, eine an das Westufer von Nowaja Zemlia, die andere an die Mündung der Lena. Die Aufgaben der Lena-Expedition waren schwieriger, sowohl aus klimatischen Ursachen als auch wegen der weit entfernten Lokalität und der Beschwerden der Reise dahin. Die Glieder der Expedition führten mit glücklichem Erfolge die ihnen zu Theil gewordenen Arbeiten während eines ganzen Jahres aus, ja wünschten sogar noch 10 Monate länger als bis zum Ende Juni 1884 daselbst zu verweilen. Bis zum Schluß des zweiten Jahres konnten die Mitglieder nicht bleiben, weil es nicht möglich gewesen wäre, auf dem Winterwege Personen wie Instrumente und Ausrüstungsgegenstände von der Lena-Mündung nach Jakutsk zu transportiren; es mußte der kurze Sommer zu diesem Transport benutzt werden, um auf dem Wasserwege nach Jakutsk zu gelangen. Am 26. Juni 1884 verließ deshalb die Expedition ihr Lager an der Lena-Mündung. — Der Gesundheitszustand aller Theilnehmer war gut; kein Todesfall ist zu verzeichnen gewesen. Diese Thatsache dient zur Bestätigung dessen, daß der Aufenthalt im hohen Norden ohne besonderen Nachtheil für die Gesundheit möglich ist, aber freilich ist er nicht frei von Entbehrungen und Beschwerden, deren viele auch dieser Expedition zu Theil wurden. Besonders schwierig war die erste Zeit, so lange man mit der Einrichtung der Wohnstätte und mit der Aufstellung der Instrumente beschäftigt war. Vor allem erforderten die magnetischen Instrumente mancherlei Vorkehrungen; dazu hatten sie durch einen Sturm auf der Lena einige Beschädigungen erfahren. — Die Expedition hat keine so niedrige Kältegrade erlebt, als man erwartet hatte, nämlich nicht 50° C. Freilich wären bei völliger Windstille auch eher größere Kältegrade zu ertragen gewesen, aber hier wehten unaufhörlich Winde, bei denen auch geringere Kälte schon sehr empfindlich wurde. Sehr beschwerlich war auch die lange Polarnacht, keineswegs angenehm der feuchte kalte Sommer, während dessen die Sonne fast nie sichtbar wurde und nur einmal die Temperatur auf 12° C. stieg. Unter solchen Bedingungen ist die Vegetation jener Gegend die allertraurigste — man findet daselbst fast nur Moose.

In der Nähe der Insel **Sagastyr**, auf welcher die Expedition sich niedergelassen hatte, giebt es keine beständig bewohnte Stätte, nur zeitweilig kommen Jakuten des Fischfangs wegen dahin. Als man die Insel Sagastyr zum Beobachtungsorte auswählte, glaubte man, daß dies der nördlichste Theil im Delta der Lena sei; doch zeigten die späteren Aufnahmen, daß noch nördlicher eine Insel Dunay existirt, welche bis zum 74. Grade n. Br. hinaufreicht. Die geographische Aufnahme jener Gegend verändert das bisherige Kartenbild sehr beträchtlich.

Einer der Theilnehmer der Lena-Expedition, Dr. med. **Bunge**, ist noch in Sibirien zurückgeblieben, um im laufenden Jahre das Gebiet des Flusses Jana und 1886 die Neusibirischen Inseln zu erforschen.

(Nowoja Wrjemja Nr. 3171.)

Das Antillenmeer.

In Science (30. Jan. 1885) giebt der Commodore Bartlett einen officiellen Report über die Resultate der Sondirungen im Karibischen Meere, und begleitet denselben mit einer sehr instruktiven Uebersichtskarte der beobachteten Tiefen. Nach derselben ist nicht nur das Karibische Meer von dem Mexikanischen Meerbusen durch flachen Grund geschieden und nur durch eine schmale Rinne von 1150 Faden Tiefe verbunden, sondern auch das Karibische Meer zerfällt noch einmal in zwei Abtheilungen, und das sie trennende Plateau

zwischen Cap Gracias a Dio, Jamaica und Haiti erhebt sich an verschiedenen Stellen (Mosquita-Bank, Rasalinda-, Seranilla- und Pedro-Bank) über die Hundertfadenlinie und sinkt nirgends unter 1000 Faden herab. Ein flacher Rücken von durchschnittlich nur 300 bis 400 Faden Tiefe zieht sich von Florida bis Trinidad; nur in der Passage zwischen Cuba und Haiti sinkt er auf 760 Faden und hier trennt nur eine ganz schmale Erhebung die Zone tiefen Wassers, die sich mit Tiefen über 3000 Faden bis in den innersten Winkel des Golfs von Honduras erstreckt, von dem Tiefthal nördlich von Portarico, in welchem bis 4561 Faden gelothet wurde. Eine zweite tiefe Einsenkung bildet der Anegada-Kanal zwischen S. Thomas, das noch auf dem Plateau van Partarico liegt, und Santa Cruz; er hat durchschnittlich 1100 Faden, aber was die Verschiedenheit der Badentemperatur zu beiden Seiten vermuthen ließ, haben die neuesten Sondirungen des „Albatroß" bestätigt; S. Cruz ist durch einen Rücken von höchstens 900 Faden Tiefe mit Portorico verbunden, und somit auch hier dem kalten Wasser und der Tiefseefauna der Zugang zu dem großen Becken von durchschnittlich 2400 Faden Tiefe, das sich zwischen den Großen Antillen und dem südamerikanischen Festlande erstreckt, gesperrt. Das Karibische Meer hat deshalb auch abwärts van 800 Faden die konstante Temperatur von $39\frac{1}{2}$° F. (= 5,8° C.). — Das Tiefthal zwischen Jamaica und Cap S. Cruz auf Cuba, das sich bis in den Golf van Honduras erstreckt, ist bei höchstens 80 Miles Breite gegen 700 Miles lang, und die größte in ihm gelothete Tiefe betrug 3428 Faden, sie liegt gerade südlich von der Insel Grand Cayman. Eine eigenthümliche Erscheinung ist das tiefe Becken im südlichen Karibischen Meere, das in diesem Winter nach verschiedenen Richtungen genau aufgenommen wurde. Sein Boden zeigt auf ungefähr 200 000 Quadratmiles kaum die geringste Unebenheit. Zwischen Haiti und Cartagena ist die Tiefe überall 2200 Faden, im östlichen Theile des Beckens steigt sie bis zu 2840 Faden. Hier ist die Erhebung besonders bei Los Roques ganz plötzlich, während nördlich der Aufstieg gegen Jamaica hin sehr allmählich ist. Da auch zwischen Cuba und Yucatan, ausgenommen an der schmalsten Stelle, eine ausgedehnte Einsenkung mit 2575 Faden Tiefe liegt, sind die Resultate der Lothungen im Ganzen der Theorie von Wallace, die in der Tertiärzeit einen breiten Landzusammenhang zwischen Nard- und Südamerika erfordert, nicht sonderlich günstig.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Auf S. 59 und 60 dieses Bandes besprachen wir Dr. Höfer's Schrift über den Feldzug des Germanicus im Jahre 16 und theilten zum Schluß mit, daß die Münzfunde von Barenau und Umgegend (etwa 2 deutsche Meilen nördlich von Osnabrück) von einem Sachverständigen (Dr. Menadier) untersucht werden sollten. Dessen Bericht hat nun Theodor Mommsen (Sitzungsberichte der K. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 29. Januar 1885) zu der Ueberzeugung gebracht, daß in jener Gegend die Stätte der Varusschlacht zu suchen ist, was schon 1789 von J. E. Stüve ausgesprochen wurde. Der Münzschatz in Barenau zerfällt in zwei deutlich geschiedene Theile; von den 213 Silbermünzen gehören 181 Denare der späteren Republik und der Augustischen Zeit an; dieselben sind meist gut erhalten und scheinen alle gleichzeitig gegen das Ende der Regierung des Augustus unter die Erde gekommen zu sein. Die übrigen 32 dagegen sind $1\frac{1}{2}$ bis 4 Jahrhunderte jünger, stark abgenutzt, gehören sehr verschiedenen Zeiten an und sind entschieden durch Handelsverkehr nach Germanien gelangt. Ganz einzig dastehend ist das Vorkommen mehrerer älterer Kaiser-Goldmünzen, welche sonst nur an vier Stellen in Germanien gefunden warden sind, während Goldmünzen späterer Kaiser sehr häufig sind; dieses Vorkommen erfordert nach Mommsen auch einen außerordentlichen Vorgang als Erklärungsgrund. Kupfer ist in Barenau so gut wie gar nicht vertreten; dasselbe wurde eben von den Soldaten in Feindesland nicht gebraucht und wegen seiner Schwere nicht mitgeführt, während die Gald- und Silbermünzen als ihre Ersparnisse aufzufassen sind. Mommsen weist dann im Einzelnen nach, daß die Gegend von Barenau und das Große Moor nördlich davon alle diejenigen Bedingungen vereint, welche nach den Berichten der Alten für die Oertlichkeit der Varusschlacht gefordert werden. Damit wäre auch die Frage nach dem Teutoburger Walde entschieden; derselbe ist nicht, wie bisher, im Osning zu suchen, wo sich auf der Grotenburg das Standbild des Arminius erhebt, sondern in dem Wiehengebirge, welches mit der Scharte oder Porta Westphalica beginnt, und seinen nordwestlichen Fortsetzungen (Lübbesche Berge und Osterberge). Weitere Nachforschungen sollen in diesem Sommer unternommen werden.

Asien.

— Auf dem chinesischen rechten Ufer des Amur gegenüber dem russischen, am linken Ufer gelegenen Orte Ignaschina, etwas westlich von Albasin, sind reiche Goldlager entdeckt, welche bereits von russischen Abenteurern ausgebeutet werden. Jüngst meldete ein Telegramm aus Blagoweschtschensk, daß der chinesische Gouverneur von Aigun sich an die russische Obrigkeit mit der Bitte gewandt habe, den Russen das Galdsuchen zu verbieten. Der russische Gouverneur wallte damit nichts zu thun haben und rieth den Chinesen, sich selbst mit den Räubern abzufinden. Wie man hört, sallen in Folge dessen die Chinesen aus Tsitsikar 500 Mann Soldaten zum Schutz der Goldlager abgesandt haben. — Andere Nachrichten aus Nertschinsk melden, daß, sabald die Kunde van den reichen Goldlagern auf chinesischer Seite sich unter der sibirischen Bevölkerung verbreitet hatte, vam Amur, der Schilka und dem Argun die Leute in Masse zuströmten, und seien etwa 5000 Menschen mit Goldsuchen bereits beschäftigt. Die Galdsucher haben ihre Aeltesten, welche auf Ordnung sehen; wer sich nicht fügt, wird bestraft und davon gejagt; der Gesundheitszustand sei befriedigend. Man arbeitet in Gesellschaften („Artell"). Es ist sehr wahrscheinlich, daß mit dem Eintritt des Frühlings die Arbeiten aufhören werden, weil das Aufgehen der Flüsse sowohl die Arbeit erschweren, als auch die Zufuhr der Lebensmittel verhindern wird. („Oestliche Rundschau" 1885, Nr. 5.)

— Potanin's Expedition verließ am 31. Juni Kuku-Choto, befand sich am 4. August am Gelben Fluß und rückte dann nach Ordos var. Die Glieder der Expedition, welche den dunganischen Fürsten besucht haben, sind nun in der Stadt Boro-Balgasun. Hier fand man abermals einen belgischen Missianar, welcher die Expedition gastfreundlich aufnahm. Das letzte Schreiben ist vom 18. September v. J. Die Theilnehmer der Expedition sind thätig, sam-

meln, machen photographische Aufnahmen, und alle sind bei guter Gesundheit.

— Die Regierung von Japan soll, wie man schon lange hört, sehr unzufrieden sein, daß sie den südlichen Theil von Sachalin an Rußland für die kurilische Inselkette abtrat; sie findet, daß der Tausch für Japan sehr unvortheilhaft gewesen. Der 1875 an Rußland abgetretene Theil Sachalins sei für Gewerbe und Handel geeignet, die kurilische Inselgruppe dagegen öde und zu Ansiedelungen ungeeignet. Namentlich die nördlichen Inseln sind den Japanern lästig, weil sie überflüssige Ausgaben erfordern — zur Ernährung der daselbst ansässigen Bewohner. Nicht im Stande, mit Erfolg gegen die Armuth der Inseln anzukämpfen, hat die japanische Regierung beschlossen, alle Einwohner auf die südlichen Inseln zu verpflanzen. Der Anfang damit ist bereits gemacht und binnen Kurzem werden die nördlichen kurilischen Inseln entvölkert sein. Man erzählt sich sogar, daß die japanische Regierung entschlossen sei, sich vollständig der Inseln zu entäußern. Wer von der Insel Besitz nehmen wird, ist unbekannt. („Nowosti" 1885, Nr. 41.)

Afrika.

— Mitte Februar ist Dr. Schweinfurth von einer dreimonatlichen Forschungsreise nach Kairo zurückgekehrt. Seit Jahren schon durchwandert und erforscht er die Felswüste zwischen Nil und dem Rothen Meere, um dieselbe geologisch aufzunehmen und eine Specialkarte derselben anzufertigen. Unter anderem besuchte er dieses Mal den Dschebel Fatereh, wo die aus den Zeiten Traian's und Hadrian's datirenden Granitbrüche liegen, und fertigte einen Specialplan dieser Gegend an, der auf die Art und Weise, wie die Pharaonen ihre großen Strafhäuser inmitten der Wüste erbauten und im Stande hielten, ein neues Licht wirft.

— Der schon früher todtgesagte, bekannte König Mtesa von Uganda (Nordufer des Victoria Nyanza) ist am 10. October 1884 wirklich gestorben, wie die in seiner Hauptstadt Rubaga verweilenden Missionare an die Church Missionary Society berichten. Ihm folgt ein Knabe, Mwanga mit Namen, der in gewisser Hinsicht unter dem Einflusse der Missionare steht. Niemals haben in Uganda bei einem Thronwechsel so wenig Gewaltthaten und Blutvergießen stattgefunden als dieses Mal. Die Prinzessin, welche zur Würde der „Schwester des Königs" erhoben wurde, gehört zu den 88 von den Missionaren getauften Christen, welche es bis jetzt in Uganda giebt.

— In Manchester hat sich eine British Congo Company aus angesehenen Kaufleuten gebildet, deren Aktienkapital 500000 Pfd. St. (in Stücken zu 5 Pfd. St.) beträgt. Der Werth des Congohandels wird jetzt auf 56 Millionen Mark jährlich geschätzt.

— Aus Zanzibar, 13. März, kommt die Nachricht, daß die Belgier ihre Stationen in Ostafrika (sie haben dort Mpala und Karema am Tanganjika-See und Kondoa in Usagara) verlassen. Karema wurde den algerischen Missionaren übergeben.

Australien.

— Mr. Harry Stockdale war der Leiter einer aus sieben Personen bestehenden Expedition, welche sich im Auftrage der Kimberley Investment Association in Melbourne im Oktober 1881 auf dem Dampfer „Whampoa" von Port Darwin, an der Nordküste von Australien, aus nach dem Cambridge Golf in 14° 45′ südl. Br. und 128° 7′ östl. L. von Gr. begeben hatte. Sie wollte von dort aus den unbekannten nördlichen Kimberley-Distrikt in der Richtung auf die King Leopold Ranges in 17° 15′ südl. Br. und 145° 20′ erforschen. Mr. Stockdale traf am 13. Januar 1885 mit einem seiner Reisegefährten wieder an der Katherine-Station des Ueberlandtelegraphen (14° 30′ südl. Br. und 132° 25′ östl. L. von Gr.) ein. Zwei seiner Begleiter hatten sich, trotz aller Gegenvorstellungen, geweigert zurückzukehren; sie wollten, wie es schien, nach Gold suchen. Mr. Stockdale versorgte sie mit Waffen und einigen Lebensmitteln, so viel er konnte. Eine Depesche von der Katherine-Station aus besagt Folgendes: „Ein schöneres Areal von Weideland, wie wir auf den Leopold-Downs fanden, existirt wohl nirgends in ganz Australien. Auf einer 80 Meilen langen Strecke zeigte sich der vorzüglichste Graswuchs, frei vom Scrub (Gestrüpp), aber mit reichlich Wasser in allen Richtungen. Entdeckte zwei neue große Flüsse mit vielen, zum Theil bedeutenden Creeks und an manchen Stellen bis 75 m breit, welche durch den ganzen Distrikt hinlaufen und in den Cambridge-Golf münden. Große Wasserlöcher mit permanentem Wasser häufig. Halte dafür, daß eine Million Schafe hier das ganze Jahr über Nahrung findet. Keine Auslagen für Konservirung von Wasser sind nöthig. Für Einhägungen ist Holz genug vorhanden. Keine Ebenen, das Land fällt allmählich ab und ist für Schafe am besten geeignet. Keine Kletten, keine giftigen Pflanzen, kein geiler Graswuchs. Sehr wenig wilde Hunde, Känguruhs und Emus. Die Eingeborenen schöne, stämmige Menschen und dabei friedfertig. Klima herrlich, möchte hier für immer leben. Hatten niemals heiße Winde. Erfreuten uns auf der ganzen Reise der besten Gesundheit."

Inseln des Stillen Oceans.

— Am 25. December 1884 traf das englische Kriegsschiff „Raven" unter Lieutenant Roß in Port Moresby, an der südöstlichen Küste von Neu-Guinea, ein und begab sich von da, nachdem es den dort stationirten Missionar Rev. Chalmers und einen Eingeborenen als Dolmetscher an Bord genommen, nach der Nordostküste von Neu Guinea. Hier hißte er zuerst am 1. Januar 1885 an der Porlock Bay in 8° 50′ südl. Br. und 149° östl. L. von Gr., wo keine Eingeborenen gesehen wurden, die britische Flagge; dann am 2. Januar in Cautian Bay, wo dem dortigen Häuptlinge eine Flagge in Verwahrung gegeben wurde; am 3. Januar in der Traitor's Bay in 8° südl. Br. und 148° 2′ östl. L. von Gr., wo man wieder keine Eingeborenen sah, und endlich am 5. Januar in der Deaf Adder Bay im Huan Golf in 7° südl. Br. und 147° 10′ östl. L. von Gr. Um ungefähr dieselbe Zeit nahm Kapitän Bridge des britischen Kriegsschiffes „Dart" die Insel Raak in 6° 36′ südl. Br. und 148° östl. L. von Gr. und Lang Island in 5° 17′ südl. Br. und 147° 5′ östl. L. von Gr. für England in Besitz. Nur auf der Insel Raak fand man viele Eingeborene (es war eine schöne Rasse), welche von Weißen wenig wußten. Kapitän Bridge hißte damals noch an der Küste von Neu-Guinea in der Nähe von Cape Cretin in 6° 40′ südl. Br. und 147° 50′ östl. L. von Gr., sowie an Tomato Beach die britische Flagge.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVII. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Amazonas und Cordilleren.

(Nach dem Französischen des Herrn Charles Wiener.)

IX.

Auf der Reise von Quillucaja nach Chasuta auf dem von hohen Bergketten eingeengten Huallaga kam Wiener nur langsam vorwärts, da das Boot mit langen Stangen längs des Ufers fortbewegt werden mußte; erschöpft vom Fieber gelangte er in Chasuta an, wo der Gouverneur ihm keine Träger nach dem sieben Stunden entfernten Tarapoto geben wollte, ihm jedoch auf seine Bitte ein Obdach gewährte. Nach drei Tagen entschloß er sich, Wiener gegen eine enorme Entschädigung Träger zu verschaffen; letztere, Cocamilla-Indianer, von denen eine Gruppe in unserem Bilde dargestellt ist, bekamen jedoch von der Bezahlung nie etwas zu sehen. Die Schilderung, die Wiener von den in diesen Gegenden angestellten Gouverneurs im allgemeinen giebt, ist merkwürdig genug, um hier berührt zu werden. Ein Gouverneur in diesen Gegenden, sagt er, ist mit wenigen Ausnahmen ein Mann, der, wenn er schreiben kann, dies sicher nicht orthographisch thut. Durch den Unterpräfekten ernannt, begiebt er sich mit einem Pack Waaren in seinen Distrikt; bei dem Ausschiffen erlauben sich die Indianer (jener ist gewöhnlich barfuß) die Frage: „Wer ist dieser Weiße?“ „Ich bin der Gouverneur“, lautet die Antwort. „Ah! Was hast du da in deinem Boote?“ Die Bahn ist nun gebrochen, die Neugierde und die Sehnsucht nach den Waaren erregt; dieselben werden jetzt auf Kredit an die Indianer verkauft, welche die Schuld abarbeiten sollen, wobei jedoch die Berechnung so eingerichtet wird, daß dies nie geschieht.

Auch diese Mißwirthschaft trägt dazu bei, daß dem Gebiete des Amazonas nur ein kleiner Theil der Schätze abgewonnen wird, die dasselbe liefern könnte. Der berühmte Agassiz sagte einmal, daß die Schätze, welche da verfaulten, im Stande wären, dem europäischen Pauperismus abzuhelfen; jetzt, meint Wiener, nutzt man etwa den hundertsten Theil derselben aus, aber dieser geringe Theil hat einen Werth von jährlich 60 Millionen Francs. Mit einer verhältnißmäßig kleinen Ausgabe könnte man diesen Reichthum ausbeuten; man brauchte nur jeden Nebenfluß durch eine Dampfschaluppe befahren zu lassen; dies wäre aber auch unbedingt nöthig, denn die Bootfahrt dauert zu lange und ist zu anstrengend. Um von Para nach Tabatinga zu rudern, würde man neun Monate gebrauchen; man macht die Fahrt gegenwärtig unter Dampf in 16 Tagen, es könnte aber sogar in 10 Tagen geschehen. So wie die Sachen jetzt stehen, fängt der Handel an möglich zu werden; auf dem oberen Amazonas sind die Verbindungsmittel jedoch noch ungenügend, und überhaupt müßte das Ganze besser organisirt werden, um sowohl aus dem Aufkauf der Erzeugnisse des Landes als aus dem Verkaufe europäischer Produkte den größten Nutzen zu ziehen.

Wiener trat die Weiterreise, die ihn zum letzten Male über die Cordillere und zum Gestade des Stillen Oceans an seinen Konsulatssitz führen sollte, zu Fuß an; der Weg, wenn man ihn so nennen kann, ist außerordentlich ermüdend und zum Theil gefährlich, aber wunderbar schön. Am zweiten Tage traf der Reisende auf eine Stelle, wo Gießbäche einen Theil des Gebirges mit fortgerissen hatten,

ungeheure Steinblöcke, dazwischen auf einander gehäufte Riesen des Waldes, versperren den Weg und sind zum Theil mit rother Thonerde bedeckt. Der Fußweg steigt treppenförmig an und manche der Stufen sind einen Meter hoch. Wenn man aber nach zweistündigem, angestrengtem Steigen die Höhe erreicht hat, sieht man das Thal von

Bootfahrt gegen den Strom auf dem oberen Huallaga. (Nach einer Skizze Wiener's.)

Tarapoto unter sich, in dem der Huallaga sich wie ein indigoblauer Streifen hinzieht und den Mayo aufnimmt; wie eine bewunderungswürdige Reliefkarte liegt die Gegend da; in der Ferne begrenzen die Cordilleren von Moyobamba

Cocamillas-Indianer. (Nach einer Photographie.)

die Ebene und ihre blauen Grenzlinien verschwimmen am Horizont. Tarapoto wurde an demselben Tage erreicht und nach einem unfreiwilligen elftägigen Aufenthalte — es werden die gewöhnlichen Ursachen, Krankheit und Mangel an Trägern, angegeben — wurde die Reise nach Lamas, einer kleinen, fünf Stunden entfernten Stadt, fortgesetzt.

Die Indianer, welche diesmal den Transportdienst leisteten, waren außergewöhnlich kräftig, eine Folge des kühleren Klimas ihres Landes. In Tarapoto trennte sich auch Parys von Wiener; ersterer hatte die Absicht, soweit es seine Mittel erlaubten, die Kautschukwälder am Amazonas auszunutzen, wobei ihm Herr Bonvoisin, dessen Bekanntschaft wir im vorigen Abschnitte gemacht haben, hilfreiche Hand bieten wollte. Der Abschied war schwer; von den zahlreichen Begleitern, mit denen Wiener die Reise angetreten hatte, blieb nur François bei ihm zurück, mit dem er diese zweite Durchkreuzung Süd-Amerikas vollenden sollte. Der Weg war bergig ohne steil zu sein, zwei Bergrücken waren zu überschreiten, ehe man nach dem 400 m höher gelegenen Lamas gelangte. Dieser Ort ist eigentlich nur ein Indianerdorf; die 70 Häuser, welche Weißen gehörten, sind neuerdings von den Eingeborenen niedergebrannt worden. Gewiß ist diese Handlung nicht zu entschuldigen, wohl aber durch den Druck, der von Lima aus auf die Indianer ausgeübt wird, zu erklären; außerdem hatte der Präfekt aus eigener Machtvollkommenheit eine Steuer auf das Verfertigen von Strohhüten, den einzigen Industriezweig des Landes, gelegt — 12 Realen auf den Hut, zu dessen Vollendung fünf bis sechs Tage erforderlich sind, wobei etwa ein Francs täglich verdient wird. Wenn

Träger von Tarapoto. (Nach einer Photographie.)

Strohhutflechterei in Moyobamba. (Nach einer Skizze Wiener's.)

man hiermit die ungeheuer hohen Preise vergleicht, die für alle Kaufmannswaaren bezahlt werden müssen, so wird man sich leicht erklären können, warum diese armen Leute nur das Allernöthigste ihr eigen nennen. Es ist ein eigenthümliches Land, in dem der Verkäufer dem Käufer eine Gunst erweist, wenn er ihm ein Paar Pantoffeln um zwölf Francs verkauft; außerdem ist durch die anormalen Zustände beinahe alles Geld verschwunden und man muß daher zum Tauschgeschäft greifen; man kauft Garn und bezahlt mit Eiern, erwirbt Leinwand gegen Schweine und leistet Zahlungen mit Hühnern oder Hüten. Natürlich ist demjenigen, der es versteht, eine schöne Gelegenheit geboten, sich bei derartigen Geschäften zu bereichern.

Nach einigen Irrfahrten, eine Folge der Unbekanntschaft mit dem Wege, kam Wiener Abends um 5 Uhr in Sauce an. Dieser Ort liegt wie auf einem grünen Teppich; von der Spitze eines ziemlich hohen Hügels übersieht man die Landschaft, in deren Mitte sich der Mayo hinzieht, der mit

seinen beiden Armen eine kleine, mit malerischem Gebüsch bedeckte Insel umfaßt. Das Dorf zwischen den grünen Bergketten mit seinen kräftigen Männern und niedlichen Frauen, daneben als weitere Staffage ein paar Hunde und andere Hausthiere, machte den Eindruck eines alten Gobelin. Am folgenden Morgen (9. Juni) kam Wiener nach Tavasfos, dem letzten bewohnten Orte zwischen Tarapoto und Moyobamba, eigentlich ein paar Hütten, die sich zwischen ungeheuren Felsblöcken auf einem vom Regen durchwühlten Abhange von rother Thonerde erhoben; am 10. Juni wurde der Potrero, ein ziemlich hoch gelegener Punkt, erreicht, wo der Reisende zum ersten Male seit längerer Zeit Wasser trank, welches eine Temperatur von 21 Grad hatte und ihm gegenüber dem bisher genossenen von 25 bis 29 Grad sehr kühl vorkam. Zwischen dem Potrero und der letzten vor Moyobamba gelegenen Bergkette befindet sich ein tiefes Thal, Gramalote; hier stieß Wiener auf den Präfekten, der sich mit seinen Begleitern nach Iquitos begab. Gegen 5 Uhr erreichte man den Tambo Afansa, wo man die Nacht zubringen wollte; es war nicht leicht, sich einzurichten; der Boden war mit Millionen schwarzer Ameisen von etwa 3 mm Länge bedeckt; ihre noch größeren „Officiere“ zeichneten sich durch eine röthliche Farbe aus und marschirten zur Seite dieser langen Reihen. So interessant der Anblick war, so wurden doch die Palmblätter, welche die Erde bedeckten, in einem Augenblicke in Brand gesteckt und die Indianer schleuderten die Ameisen, welche zu entfliehen suchten, mit ihren langen Hanmessern ins Feuer. In zehn Minuten war alles vorbei und die Asche wurde entfernt, doch die schwarze Schar erschien wieder; man mußte eine halbe Stunde lang den Platz mit feurigen Besen aus angezündeten Palmenblättern fegen, ehe man die Feinde besiegt hatte. Am 11. Juni wurde Ramirez, die letzte Station vor Moyobamba, erreicht; am nächsten Tage kam man nach Jera, wo man sich Lebensmittel verschaffen wollte; dies glückte jedoch nur in sehr bescheidener Weise, weil die Leute des Präfekten fast alles, natürlich ohne Bezahlung, weggenommen hatten. Die Indianer nahmen dies übrigens

Dorf im Mayothale bei Sause. (Nach einer Photographie.)

sehr geduldig auf, da ihnen eine solche Behandlung schon zur Gewohnheit geworden war. Wenn irgend eine militärische oder bürgerliche Autorität reist, requirirt sie eine Anzahl Indianer oder Maulthiere, die ihr acht bis vierzehn Tage lang von Etappe zu Etappe folgen müssen; weder die Menschen noch die Besitzer der Thiere werden bezahlt. Wollte man alle Grausamkeiten und Mißbräuche schildern, die derartige Reisen zu förmlichen Razzias machen, so würde man bei dem Leser kaum Glauben finden; es möge die Mittheilung genügen, daß die Gouverneure ihren Freunden sogar Diener und Arbeiter verschaffen, indem sie Indianer gegen geringen Lohn zu derartigen Leistungen pressen.

Endlich war Wiener in Moyobamba, dem er nicht den Namen einer Stadt zuerkennen will; die Häuser sind halbfertig oder halbe Ruinen; die Dächer bestehen nur zum Theil aus Ziegeln, gewöhnlich aus Palmenblättern, die verwendeten Hölzer sind meistens nicht bearbeitet. Jedes Haus hat einen Laden mit einigen werthlosen Waaren, die auf unangestrichenen Tischen ausgelegt sind. In diesen Lokalen trifft man sich auch, um zu schwatzen, wobei sich natürlich Parteigenossen zusammenfinden; Fremde werden mit Zurückhaltung behandelt, einen Herrn M. San Martos aus Lima, der schon 27 Jahre da wohnte, betrachtete man immer noch als „Ausländer“. Am Abend ist es ruhig, niemand empfängt, die Thüren sind geschlossen. Kein Gasthof, kein Café, kein Speisehaus, keine Promenade! Die Straßen werden nicht erleuchtet, sie dienen außer zu ihrem eigentlichen Zwecke auch zum Aufenthaltsorte einer Schweineherde, die zahlreicher als die Einwohnerschaft selbst ist. Eine Folge dieser Verhältnisse ist der halsbrechende Zustand der Verbindungswege, der durch die Sturzregen nicht verbessert wird. Glücklicherweise sehen die Bürger der Stadt nicht auf solche Kleinigkeiten und sind auch von frühester Jugend an gewohnt, derartige Hindernisse zu besiegen. Alle Leute beschäftigen sich mit dem Flechten von Strohhüten, und am Abend ziehen sie von Laden zu Laden, um sie zu verkaufen. Der Handel verläuft immer in ganz gleicher Weise: „Wie viel kostet der Hut?“ „Vierzehn Realen.“ „Das ist wohl nicht ernstlich gemeint?“ „Nun, dreizehn denn.“ „Aeußerster Preis?“ „Zwölf Realen.“

Umishah-Fest. (Nach einer Skizze Wiener's.)

„Willst du acht?“ „Nein!“ „Wollen wir uns in die Differenz theilen?“ „Zehn Realen?“ „Gut, da sind sie.“ So geht es an einem Abend wohl hundert mal, und dazwischen wird über andere Dinge geschwatzt. Der Handel wird in eigenthümlicher Weise betrieben; er ist vollständig in den Händen zweier Häuser zu Iquitos und Yurimaguas; da die Kaufleute von Moyobamba kein baares Geld besitzen, um ihre Einkäufe zu machen, bezahlen sie mit Hüten und würden bei diesem Geschäft sehr viel verlieren, wenn sie nicht die empfangenen Waaren zu einem unverhältnißmäßig hohen Preise verkauften. So kommt es z. B., daß der Verkaufspreis des gewöhnlichen Baumwollenzeuges zehnmal mehr als der Einkaufspreis beträgt. Genau genommen sind die Handlungshäuser in Moyobamba nur die Geschäftsführer der Großhändler, welche den ganzen Vortheil einstreichen, während erstere die ganze Gefahr zu tragen haben; natürlich würde der Handel vernichtet sein, sobald die Brasilianer die Mode, Strohhüte von Moyobamba zu tragen, aufgäben.

Trotz aller Anstrengungen gelang es Wiener nicht, die erforderlichen Transportmittel zu bekommen, und er konnte, da er zu sehr durch Krankheit geschwächt war, um zu Fuß zu gehen, die Reise nicht fortsetzen; bald hatte der Präfekt die bestellten und bezahlten Maulthiere wegnehmen lassen, bald war es der Unterpräfekt, der sie in seinem Interesse verwendet hatte. Klagen wären nutzlos gewesen; es war doch nur ein Tropfen in dem Meere von Ungerechtigkeit, die hier geübt wurde. Durch diesen gezwungenen Aufenthalt wurde er genöthigt, das Leben in Moyobamba zu studiren, was allerdings insofern nicht schwer war, als dasselbe beinahe ganz aus Festlichkeiten bestand; zwölf Fest- und Feiertage in zwei Wochen, die unser Autor aufzählt, dürften allerdings in anderen Ländern als etwas zu viel betrachtet werden. Und nun gar die Art dieser Festlichkeiten; kein Stil, keine Eleganz, keine Anmuth; sie sind nicht lustig, nicht traurig, nicht leidenschaftlich, nicht malerisch, sie haben nichts anderes, was sie auszeichnet, als daß sie demoralisirend wirken, ruft Wiener aus. Die Menge von Alkohol, welche Frauen

Zuckerrohr-Pflanzung.

sowohl, als Männer bei solchen Gelegenheiten vertilgen, übersteigt die Grenzen des Glaublichen. Bei einer dieser „Abendgesellschaften“ erschien einer der „Herren“ mit dem Hut auf dem Kopfe, einen großen Stocke unter dem Arme, eine Flasche in der einen, ein Glas in der anderen Hand. Innerhalb zweier Stunden ließ er die Flasche siebenmal füllen, was einen Verbrauch von wenigstens drei Litern Alkohol ergiebt. Die jungen Damen sind durch die Etiquette gezwungen, ein Glas, welches ein Kavalier ihnen anbietet, zu leeren, und so kommt es, daß die durch Spiritnosen verursachte Aufregung alle anderen Gefühle beherrscht; die natürliche Würde der Männer, ihr Stolz, die Anmuth und Reize der Frauen, dies Eigenthum der spanischen Rasse, sind denn auch gänzlich verschwunden. Unter den 9000 Bewohnern der Stadt wird es kaum hundert geben, die, wenigstens bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, Schuhe tragen, und gewiß keine fünfzig, welche derartige Kleidungsstücke regelmäßig gebrauchen; die Töchter der ersten Personen in der Stadt gehen zu Hause barfuß. Daß die Füße dadurch zu einem hohen Grade der Entwickelung gelangen, ist begreiflich, aber es macht einen eigenthümlichen Eindruck, dieselben aus modischen, englischen Beinkleidern hervorragen zu sehen.

Ueber das Familienleben läßt sich nicht viel Rühmliches sagen; die Männer sind große Despoten; während sie am Tische sitzen, verzehren ihre Frauen und Kinder in der Küche die Ueberreste, die von der Tafel des Hausherrn ihnen zugeschickt werden. Von eigentlichem Familienleben ist keine Spur und auch das intellektuelle Leben ist sehr gering. Es giebt keine Schulen und es ist schon eine große Ausnahme, wenn man Leute findet, die lesen und schreiben können. Von Büchern und Zeitungen keine Spur, kein Gespräch über litterarische, poetische, geschichtliche und politische Themas. Wenn man sie zum Sprechen bringt, so erfolgen Bemerkungen, welche alle Lust zu weiteren Auseinandersetzungen unterdrücken; so wurde einmal versichert, die Lokomotiven seien durch Napoleon erfunden. Wir wollen Wiener in diesen Betrachtungen nicht zu weit folgen, sondern uns an das mehr Thatsächliche halten und ihm zunächst die Beschreibung einer Tamborado entlehnen. Einige

Tänzer und Tänzerinnen zogen mit einem aus einer Flöte und einer großen Trommel bestehenden Orchester durch die Stadt; sie hielten einige Häuser vor dem von Wiener bewohnten Hause still, wo sich ein „Umishah" befand. Es ist im östlichen Peru eine volksthümliche Gewohnheit, einen Baum aufzustellen, an dessen Zweigen man einige Taschentücher, ein Paar Schuhe und einige andere Artikel, alles Zeichen eines sehr großen Luxus, aufgehängt hat. Die Männer tanzen um den Baum und geben demselben jedesmal, wenn sie vorbei kommen, einen tüchtigen Hieb mit dem Haumesser; wer demselben den Gnadenschlag giebt, ist der Held des Festes, da ihm die am Baume aufgehängten Früchte der Civilisation zufallen, von denen er mehr oder weniger Gebrauch machen wird, um hinterher seinerseits vor seinem Hause einen Umishah zu errichten und die gewonnenen Gaben an demselben aufzuhängen.

Ochsen mit Lasten auf den Hörnern. (Nach einer Skizze Wiener's.)

Bewundernswerth ist der natürliche Reichthum dieser Gegend; um denselben kennen zu lernen, braucht man nur eine Chacra (Pflanzung) zu besuchen und zu sehen, wie neue Pflanzungen angelegt werden. Während der trockenen Jahreszeit begiebt sich Jemand mit guten Freunden in den Wald, mit Waldmessern wird das Gestrüpp niedergeschlagen, die Knaben klimmen in die Bäume, um die Aeste zu entfernen oder wenigstens ihres Blätterschmuckes zu berauben. Eine Woche lang läßt man alles durch die Sonne austrocknen; dann legt man Feuer an und in wenigen Augenblicken hat man das prächtige Schauspiel eines brennenden Waldes vor Augen; die vom Zufall geschaffene Vegetation verschwindet, um einer neuen Platz zu machen, die dem menschlichen Willen ihr Dasein verdankt. Bald kann man der Erde den Samen anvertrauen und nach kaum zwei Wochen schon genießt man die ersten Früchte, grüne Bohnen, nach einem Monate reife Bohnen, nach 45 Tagen Mais, nach drei Monaten Yucca, nach sechs Monaten

Zuckerrohr, nach einem Jahre Bananen; und dabei dauern hier Yucca, Zuckerrohr und Bananen länger als ein Jahr aus! Es ist traurig, dies zu sehen und dabei sagen zu müssen, daß die Bewohner des östlichen Peru ein so elendes Volk sind, wie man es sich nur denken kann!

Zweiundzwanzig Tage hatte Wiener unter solchen, größtentheils traurigen Eindrücken in Moyobamba zugebracht, als seinem langweiligen Aufenthalt ein Ende gemacht wurde; er erhielt nämlich endlich am 4. Juli die nöthigen Lastthiere und am 5. Juli trat er, von den in der Stadt anwesenden Fremden ein Stück Weges begleitet, die Reise nach Chachapoyas an. Die Straße ist schlecht und sumpfig; an den schwierigsten Stellen hat man sie mit Holz zu verbessern gesucht; da dasselbe jedoch bald wegfault, wird der Zustand nur noch verschlimmert. Einen eigenthümlichen Eindruck machen die Ochsen, welche hier als Lastthiere gebraucht werden; sie tragen ihre Last auf den Hörnern; dieselbe ist in Ochsenfelle eingewickelt, bei denen die behaarte Seite nach außen gekehrt ist, so daß es aussieht, als ob der Pack ein Theil des Ochsen wäre. In Rioja nahm Wiener Quartier und machte die Bekanntschaft eines Händlers aus Cajamarca, der es auch verstand, seinen Vortheil ins Auge zu fassen, indem er um fünf Francs einkaufte, was er um zehn wieder verkaufte.

Am Abend brachte ein Eilbote von Chachapoyas die Nachricht, daß dort eine Revolution ausgebrochen und der Präfekt vertrieben worden sei; wie der Bote sagte, habe es Todte gegeben, unter diesen „zwei werthvolle Maulthiere und einen Kolonel". Der Präfekt hatte sich klüglich bei Zeiten aus dem Staube gemacht und man beabsichtigte, einen neuen zu wählen, da man keine von der centralen Autorität ernannte Obrigkeit anerkennen wollte. Hiermit war natürlich die Aussicht auf fortdauernde Streitigkeiten eröffnet.

Leben in den Faktoreien bei Sherbro.

II. (Schluß.)

Die Bewohner dieses Territoriums sind Gallinas-Neger und gehören ihrer Abstammung nach zu dem großen Volksstamme der Mandingos, welcher in dem nördlicheren Theile der Westküste heimisch ist. Der Boden des Landes ist sandig und daher wenig fruchtbar, die Hauptmasse der Produkte, welche die in den Flußniederungen und am Meere liegenden Faktoreien eintauschen, kommt aus dem Hinterlande, und dient das hiesige Volk als Zwischenhändler, wie es denn auch in früheren Zeiten als Vermittler beim Sklavenhandel thätig war. Die Gallinas-Neger sind meistens Mohammedaner, doch findet man auch noch viele Heiden, Fetischanbeter, zu welchen unter anderen auch der frühere Souverän dieses Gebietes gehört, auf welchem die Faktorei Mannah Salliejah liegt, und dem wir eine nominelle jährliche Rente von 10 Pfd. St. zahlen. Besagter Souverän, By Bissi mit Namen, empfängt außerdem noch eine Rente von 20 Pfd. St. von der britischen Kolonialregierung für Abtretung des Landes, von der Meeresküste eine englische Meile einwärts. Er residirt kaum 10 Minuten von mir entfernt in seinem Dorfe, das vielleicht noch 100 ihm unterthänige Seelen enthält, und ist ein äußerst harmloser Mensch, der inmitten seiner acht Weiber und in Verehrung des hölzernen Fetisches, sowie der angeblich in die Flußalligatoren gefahrenen Geister seiner Vorfahren, wohl schon 50 bis 60 Jahre ein recht beschauliches Leben geführt hat. Gefolgt von seinem Schwertträger hat mir dieser Monarch fast täglich Besuche abgestattet, doch fand ich wenig Zeit und Lust, mich mit ihm zu beschäftigen, erfreute dagegen sein Herz wohl einmal durch eine Flasche Rum oder ein Pfund Tabak.

Auf dem schmalen Streifen Küstenlandes, welcher unter englischer Oberhoheit steht, existirt dem Gesetze nach selbstverständlich keine Sklaverei mehr, doch ist diese sowie die Vielweiberei hier noch ebenso Gebrauch und Sitte wie im Inneren. Das ganze Leben und Treiben der Neger basirt auf diesen beiden Einrichtungen. Sklaven und Weiber verrichten alle Arbeit, die freien Männer üben sich in Jagd, Fischfang und Nichtsthun, oder gehen zur Abwechselung auf Raub aus; doch ist die Behandlung der Sklaven im allgemeinen eine so gute, daß sie höchst selten ihren Herren entlaufen und den englischen Polizeiposten um Schutz anrufen. Von den Weibern gilt dasselbe, sie sind mit ihrem Loose zufrieden, da sie kein anderes, höheres kennen. Ein Entlaufen nach dem Binnenlande ist deshalb ausgeschlossen, weil die einzelnen Stämme sich streng von einander abschließen, ja in Feindschaft leben. Jedes Mitglied einer Tribus ist an seinen Narben und der Tatuirung kenntlich, und der fremde Eindringling kann noch von Glück sagen, wenn er nicht als Spion angesehen und getödtet, sondern nur wieder zum Sklaven gemacht wird. Die Weiber der Neger haben keinerlei Rechte; als Kinder sind sie Eigenthum des Vaters, der sie manchmal schon in zartem Alter verhandelt, sicherlich aber schon nach eingetretener Mannbarkeit dem ersten besten überliefert, der ein den Verhältnissen angemessenes Aequivalent dafür bietet. Der gewöhnliche Preis einer Negerjungfrau sind 2 bis 3 Pfd. St., also 40 bis 60 Mk., wofür sie dann für ihre ganze Lebenszeit Eigenthum des Mannes wird, vorausgesetzt, daß dieser sie nicht früher wieder fortjagt. Dieses kommt jedoch sehr selten vor, denn nachdem die Liebe verraucht ist, verwendet der Gebieter die Frau als Arbeiterin; durch den so erzielten Gewinn erhält er die Mittel, sich wieder eine neue, jüngere Frau zu kaufen. So kommt es, daß die alten Männer, welche immer auch die angesehensten oder gar Fürsten sind, die meisten, jüngsten und hübschesten Frauen haben. Je größer die Zahl der Weiber, desto reicher und angesehener ist der Mann; daher sind 25 bis 50 Frauen keine so große Seltenheit bei den Fürsten dieses Landes. Als ich eines Tages meinen Diener Jack, welcher der Sohn eines solchen Fürsten ist, fragte, wie viel Frauen sein Vater besitze, antwortete er in niedergeschlagenem Tone: „twelf, that's all" (nur zwölf!), dadurch gleichsam eingestehend, daß sein Vater nur geringes Ansehen genießt. Ich erwähne bei dieser Gelegenheit einer eigenthümlichen Sitte, die ich durch den in meiner Faktorei beschäftigten schwarzen Küper kennen lernte. Dieser, ein Mann von ca. 35 Jahren, besaß schon zwei Weiber, kaufte sich aber noch zwei kleine Mädchen im Alter von fünf und acht

Jahren, welche er mit eifersüchtigem Auge bewacht, großfüttert und dann auch zu der Ehrenstellung seiner Frauen avanciren läßt.

Der Ehebruch ist hier etwas alltägliches, doch wird derselbe von dem schuldigen Liebhaber durch eine mehr oder weniger große Geldstrafe gebüßt. Ehe England das Küstengebiet annektirte, hatten sich selbst die Weißen diesem Landesgesetze zu unterwerfen, und da von ihnen stets die beste Buße einzuziehen war, sandte mancher schwarze Ehrenmann seine hübschesten Frauen in die Faktoreien, damit sie durch ihre Reize den Weißen bestrickten und zum unbewußten Ehebruche verleiteten. Jetzt ist der Zwang freilich nicht mehr da, aber mancher Weiße wird sich in gleichem Falle zu einer kleinen Buße verstehen, und zwar aus geschäftlichen Rücksichten, wenn die Schöne z. B. einem größeren Fürsten gehört, der bei Verweigerung der Entschädigung seinen Unterthanen verbieten würde, mit der betreffenden Faktorei fernerhin Handel zu treiben.

Ist die Beurtheilung des Ehebruchs schon eine sehr milde, so wird der Diebstahl überhaupt nicht als etwas Entehrendes, als Verbrechen oder Vergehen betrachtet, ja, bei einzelnen Stämmen, z. B. bei den Kru-Negern, gilt die glückliche Ausführung eines solchen als clever trick (gescheidter Streich). — Die Gallinas-Neger und Negerinnen sind sammt und sonders Diebe, eine ehrliche Seele darunter zu treffen, würde viel schwieriger sein, als im deutschen Vaterlande das Gegentheil ausfindig zu machen. Die Faktoreien leiden außerordentlich durch diese ewigen Verwechselungen des Mein und Dein und gehört es zur Hauptaufgabe des Agenten und der Clerks, auf alle Eingeborenen, möge es nun der eigene Diener, Bauer oder Fürst sein, ein wachsames Auge zu haben. Bei den letzteren begnügt man sich im Geschäftsinteresse damit, einfach das gestohlene Gut zurück zu nehmen, alle anderen Neger läßt man jedoch unnachsichtlich an einen kräftigen Baum binden und gehörig durchpeitschen. Solche Lynchjustiz ist immer das beste Mittel, denn die Auslieferung des Attentäters an die schwarze Ortspolizei, mit deren Moral es übrigens auch nicht sonderlich bestellt ist, schreckt viel weniger ab und verursacht auch dem Ankläger große Unannehmlichkeiten. An Ort und Stelle kann nämlich Niemand abgeurtheilt werden; man transportirt die Gefangenen entweder nach Sherbro, oder bei schwereren Sachen gar nach Freetown, damit sie dort Urtheil und Strafe empfangen. Dies ist eine Entfernung von zwei resp. drei Tagen, und muß zur Aufrechterhaltung der Klage nicht nur der Geschädigte selbst oder dessen Vertreter sich dorthin begeben, sondern derselbe hat auch für Anwesenheit seiner Zeugen bei der Gerichtsverhandlung zu sorgen, was beides wegen der Mangelhaftigkeit der Kommunikationswege und der Zeit, welche dabei verloren geht, manchmal undurchführbar, immer aber mit der größten Schwierigkeit verknüpft ist.

Mord ist das einzigste Verbrechen, welches auch das „country-law", der Brauch der hiesigen Neger, mit dem Tode bestraft; da jedoch die meisten Mordthaten vermittels vegetabilischen Giftes, an dem die Tropenpflanzen reich sind, verübt werden und sich daher der wirkliche Thäter schwer ermitteln läßt, so wird der Gerechtigkeit wohl selten Genüge geschehen. Man pflegt sich in einem solchen Falle, der ein Sühnopfer erheischt, vertrauensvoll an den nächsten Hokuspokus treibenden Zauberer zu wenden, und dieser würde sein ganzes Renommee verlieren, wenn er den Thäter nicht ausfindig machte; er liefert also immer eine Person an das Messer, sei es nun der Schuldige oder ein Unschuldiger.

Da Aberglauben aller Art feste Wurzeln im Gemüthe der Eingeborenen geschlagen hat, sind die Zauberer hochangesehene Leute und erlangen durch Verkauf der tollsten Arzneimittel und Amulette stets reichen Verdienst. Da giebt es Medicin gegen Kriegsgefahr, gegen Krankheit, Schlangenbiß und gar eine solche, die den Besitzer vor Entdeckung schützen soll, wenn er auf Diebstahl ausgeht. Dieses Mittel wird natürlich nur im Geheimen verkauft, denn der Weiße versucht, des Betrügers habhaft zu werden und ihn zu bestrafen, da dessen Anwesenheit in der Nähe der Faktorei immer die reine Diebstahlsepidemie im Gefolge hat. Folgende Geschichte hörte ich in Lavanah: „Es verlautete schon seit einiger Zeit, daß im benachbarten Dorfe ein Zauberer sein Wesen triebe, und seitdem wurden immerfort Waaren vermißt, besonders aber dem in Demijohns befindlichen Rum tapfer zugesprochen. Alles Aufpassen wollte nichts nützen. Da kam der Agent auf den Gedanken, die am meisten exponirten Rumflaschen mit einem starken Abführmittel zu versetzen, und siehe da, am anderen Morgen stellte sich nur der dritte Theil der Arbeiter ein, die übrigen hatten heftiges belly-ache (Bauchschmerzen). Diese machte man nun natürlich für alle Verluste verantwortlich, indem man ihren Gehalt, der der Regel nach monatlich ausgezahlt wird, entsprechend verkürzte."

An wilden Thieren giebt es hier eine Art kleiner Affen, Schlangen, Leoparden, Tigerkatzen, wilde Katzen und im Flusse eine Menge Alligatoren. Die meisten dieser Thiere halten sich mehr im Hinterlande auf und zeigen sich selten in der Nähe der Faktoreien, doch verirren sich wohl mal Schlangen in dieselben und finden dann immer in den Lagerräumen oder auch im Aborte reichliche Nahrung an Insekten, Ratten und Mäusen. Bei Bewegen von Waarenballen und Kisten, die in unbewohntem Raume längere Zeit gestanden haben, hat man vorsichtig zu Werke zu gehen, denn solche Plätze sind der Lieblingsaufenthalt dieser Thiere, von deren Arten einzelne sehr giftig sind. Die größte hier lebende Species ist die Pythonschlange, die eine Länge von 18 Fuß erreichen und ungeheure Muskelkraft besitzen soll. Auch der Leopard wagt es wohl einmal Nachts über den Plankenzaun in die Faktorei zu springen; er nimmt junge Schafe, Ziegen oder Hunde mit sich und ist nach Ergreifung der Beute so schnell wieder verschwunden, wie er zuvor erschien. Wilde Katzen wurden vielfach durch die in der Faktorei befindlichen zahmen zur Abstattung von Besuchen verführt und gelang es dann wohl, besonders hübsche Exemplare einzufangen. Schon nach acht- bis vierzehntägiger Einsperrung haben sie ihre Wildheit abgelegt; freigelassen bleiben sie in der Faktorei und unterscheiden sich nur noch von den zahm geborenen Katzen dadurch, daß sie außer auf Ratten und Mäuse auch wohl auf Tauben Jagd machen.

Kontinuirliche Fieberanfälle, die mich sehr geschwächt hatten und meine Gesundheit völlig zu untergraben drohten, zwangen mich, schon Ende September wieder die Heimreise anzutreten. Nach den Erfahrungen, die ich selbst gewonnen habe, und den eingehenden Mittheilungen, die mir von vielen weißen Leidensgefährten, die in anderen Strichen der westafrikanischen Küste thätig waren, gemacht worden sind, kann ich jeden Landsmann nur davon abrathen, meinem Beispiele zu folgen und sich durch den in Aussicht stehenden großen pekuniären Gewinn verlocken zu lassen, die festeste Gesundheit einzubüßen und das Leben selbst in die größte Gefahr zu bringen.

Das große Erdbeben in Andalusien.

Von M. Willkomm.

II. (Schluß.)

Folgen wir von Antequera den beiden längs des nördlichen und südlichen Fußes der Tejeda-Kette hinlaufenden Erschütterungslinien, so äußerten sich die Erdbeben desto stärker, je näher die Ortschaften der eigentlichen Sierra Tejeda lagen. Alhama, eine wegen ihrer warmen, schon den Mauren bekannten Schwefelquellen (daher Al-hama, d. h. das Warmbad) als Badeort berühmte, mitten im Gebirge, zwischen unwirthlichen kahlen Felsenbergen eingezwängte Stadt von circa 8000 Einwohnern, ist durch das Erdbeben vom 25. December größtentheils zerstört worden. Gleichzeitig bildeten sich in den zwischen dieser Stadt und dem benachbarten Orte St. Cruz gelegenen, aus Kreidekalk bestehenden Hügeln tiefe Spalten von bedeutender Längenausdehnung; 3 km von St. Cruz und 2 km von Alhama entfernt, öffnete sich in jener Nacht ein tiefer Schlund, aus dem seitdem unter Gasfumarolen, welche einen Schwefelwasserstoffgeruch auf weite Entfernungen verbreiten, eine starke Quelle 40° C. warmen Schwefelwassers in großer Menge gewaltsam hervorströmt. Ob gleichzeitig mit dem Ausbruch dieser Quelle ein Versiegen der vorhandenen Thermalquellen stattgefunden hat, ob überhaupt die Thermen von Alhama während der Erdbeben afficirt worden sind, darüber wird leider nichts berichtet. Am 27. December um halb 10 Uhr Morgens erbebte die Erde dort abermals sehr heftig unter einem kanonenschußähnlichen Knalle.

Noch ärger als Alhama ist der Flecken Albuñuelas zugerichtet worden, den ich 1845 auf meiner Reise von Motril durch das wilde waldreiche Almijeragebirge nach Granada ebenfalls berührt habe. Derselbe liegt unweit des nordöstlichen Fußes der Sierra Tejeda und am Strande des felsigen kahlen gewölbten Plateaus von Padal, über welches die aus dem Val de Lecrin nach Granada führende Straße läuft, und besaß eine stattliche Kirche mit hohem, weithin sichtbarem Thurme. Diese ist in der Nacht des 25. December von der Erde verschlungen worden, indem sich eine tiefe, quer durch den Ort laufende, weit klaffende Spalte bildete, welche neben oder unter der Kirche hinlief. In Albuñuelas sind fast alle Häuser zerstört und hier wie in Alhama, Periana, Canillas de Aceytuno und anderen am Fuße oder in der Nähe des Tejedagebirges gelegenen Ortschaften Hunderte von Menschen unter den Trümmern der Gebäude begraben worden. Leider ist es dort überall nicht möglich gewesen, sofort Rettungsversuche durch Wegräumung der Trümmer zu machen, da die Ueberlebenden von panischem Schrecken erfüllt die Ortschaften verließen und andere Arbeitskräfte nicht zur Stelle waren. Noch drei bis vier Wochen später wurden in Albuñuelas ein Pferd, in Alhama eine Truthenne lebend unter den Trümmern aufgefunden, ersteres in einem nicht ganz zusammengebrochenen Stalle, wo sich zufällig eine mit Gerste gefüllte Krippe befunden hatte, letztere in einem zwischen über einander gestürzten Brettern entstandenen Hohlraume. Da in beiden Ortschaften noch mehrere Tage nach der Katastrophe des 25. December stellenweise dumpfes Stöhnen und starke Klagelaute aus den haushohen Trümmerhaufen vernommen worden sind, so steht zu befürchten, daß so mancher Verschüttete, der bei sofortigem Wegräumen der Trümmer hätte gerettet werden können, elendiglich hat verschmachten müssen. Am 15. Januar, wo, wie schon in den vorangegangenen Tagen, neue heftige Erdstöße in den Umgebungen der Sierra Tejeda erfolgten, brach zugleich ein furchtbarer Orkan aus, dem ein starker, anhaltender Schneefall (!) folgte. Orkan und Schneefall waren selbstverständlich nicht auf das Tejeda-Gebirge beschränkt, sondern erstreckten sich über einen großen Theil von Andalusien. Selbst in Malaga, wo es erfahrungsmäßig im Durchschnitt alle 50 Jahre einmal schneit, blieb der Schnee liegen und sank das Quecksilber unter Null. Um Albuñuelas, Sayalonga und anderen am Nordrande der Tejeda-Kette gelegenen Ortschaften warf der Sturm die auf freiem Felde errichteten Nothbaracken um und führte die Zelte fort, wodurch die darunter geborgenen Flüchtlinge, welche schon vorher die excessive Kälte kaum zu ertragen vermocht hatten, in die äußerste Noth geriethen. Viele sind seitdem an Lungenkrankheiten, von den Armen nicht wenige aus Mangel an Lebensmitteln Hungers gestorben. Auch anderwärts sind unter der im Freien kampirenden Bevölkerung Krankheiten ausgebrochen, welche Hunderte von Opfern gefordert haben.

Am Südrande der Tejeda-Kette sind namentlich die größeren Flecken Periana, Alcaucin und Canillas de Aceytuno hart betroffen, ja fast gänzlich zerstört worden. In Alcaucin waren am 1. Januar kaum noch 20 Häuser bewohnbar, in Periana fast alle in Ruinen, in Canillas, dem höchstgelegenen Orte am Südfuße der eigentlichen Sierra Tejeda, wo ich im Mai 1845 zwei Nächte zugebracht habe, 376 Häuser total zerstört, die übrigen 298 unbewohnbar. In allen drei, wie auch in den übrigen zahlreichen am Südrande der Tejeda-Kette gelegenen Ortschaften sind ebenfalls Hunderte von Menschenleben verloren gegangen. Am 5. und 13. Januar wiederholten sich in allen diesen Ortschaften bis hinab an die Küste (bis Nerja) die Erdstöße und waren dieselben zwar von kürzerer Dauer als die erste Erschütterung, aber zum Theil stärker als jene. Durch diese neuen Erdbeben wurden die meisten der noch stehenden Häuser zum Einsturz gebracht. Von Canillas wird unter dem 13. Januar berichtet, daß das Erdbeben des Erdbodens stark ohne Unterbrechung fortdauerte und namentlich am 12. um 8¾ Uhr Abends eine furchtbare Erschütterung erfolgte, welche die letzten Häuser niederwarf und die wenigen noch zurückgebliebenen Bewohner zur Flucht veranlaßte. Zugleich herrschte eine intensive, ganz unerhörte Kälte.

Unter den Ortschaften der Küstenzone haben Velez-Malaga und Torróx am meisten gelitten. Velez-Malaga, eine gut gebaute, freundliche und saubere Stadt von beiläufig 15 000 Einwohnern, liegt am gleichnamigen Flusse und am Fuße eines mit einer großen maurischen Burg gekrönten Hügels, 8 km von ihrem Hafenorte Torre de mar und 36 km östlich von Malaga im Schoße einer

weiten, reizenden, mit Fruchtbäumen, Zuckerrohr- und Baumwollenfeldern bedeckten und mit zahlreichen Caserios (einzelnen Häusern) bestreuten Ebene, welche nordostwärts von einem malerischen, rebenbedeckten, reich bevölkerten Hügellande begrenzt wird, das sich stufenförmig aufsteigend an den südlichen Fuß der in der Luftlinie etwa 20 km entfernten Sierra Tejeda anlehnt. Es giebt hier große Zuckerraffinerien und andere Fabriken und gilt Velez-Malaga für einen der wohlhabendsten Orte der Provinz von Malaga. Schon nach dem 25. December war auch diese Stadt beinahe ein Schutthaufen! Ein Korrespondent der „Noticias“ schreibt von dort unter dem 1. Januar: „Die Stadt ist von ihren Bewohnern vollständig verlassen, da sämmtliche noch stehende Häuser wegen drohenden Einsturzes unbewohnbar sind und über 300 Häuser in Ruinen liegen. Die Einwohner leben in der Umgegend in gruppenweis zusammengedrängten Baracken, Zelten und Hütten; die größte solche Gruppe befindet sich an dem Paseo viejo (der alten, am Flußufer hinlaufenden Promenade), wo auch ich seit sieben Tagen mit meiner Familie in einer großen, nothdürftig hergestellten Baracke mit beinahe 2000 anderen Personen eng zusammengepfercht wohne. Die Wellenbewegungen des Erdbodens haben sich seit dem 25. December vielmals wiederholt. In der Nacht des 30. December erfolgten zwischen 7 und halb 11 Uhr drei Stöße von 5 bis 6 Sekunden, am 31. December drei von 7 bis 8 Sekunden Dauer, am Morgen des 1. Januar noch einer von geringerer Dauer und Intensität. Ganze Gassen, ja Stadttheile sind auf einmal niedergeworfen worden, alle Kirchen sehr beschädigt, zwei Nonnenklöster gänzlich zerstört. Dasselbe Loos hat mehr als die Hälfte der in der Vega und den Weinbergen umhergestreuten Caserios betroffen. Aller Verkehr, alle Arbeit ruht; es mangelt an Schutzmitteln gegen die Kälte, an Medicin, Verbandstücken und Lebensmitteln. Tausende von Fabrikarbeitern und Tagelöhnern sind aus Mangel an Arbeit ohne Subsistenzmittel und mit ihren Familien dem größten Elend preisgegeben.“ — Torrox, eine kleine, 15 km östlich von Velez-Malaga, zwischen Rebenhügeln gelegene Stadt von 5000 Einwohnern, wurde auch schon durch das erste Erdbeben am 25. December in Schutt und Trümmer gelegt. Am 3. Januar Nachmittags erfolgten dort zwei neue Erschütterungen, von denen die erste 8, die zweite 17 Sekunden dauerte, worauf bis zum Morgen noch drei schwächere folgten. In der Nacht vom 11. zum 12. Januar gab es wieder fünf starke Erdstöße, und vom Morgen des 13. an, wo eine furchtbare Erschütterung erfolgte, erbebte die Erde fast ununterbrochen 24 Stunden lang. Aehnliches wird von Algarrobo, einem nördlich von Velez-Malaga liegenden Flecken vom 16. Januar berichtet, bis wohin die Einwohnerschaft schon 23 Tage lang im Freien, die Armen ohne alles Obdach kampirt hatten. Ferner von der Küsten- und Hafenstadt Nerja (5500 Einwohner), wo am 5. Januar neue und furchtbare Erdstöße vorgekommen sind, welche den gänzlichen Zusammensturz der schon erschütterten und beschädigten Häuser veranlaßt haben.

Malaga selbst ist zwar auch bedeutend in Mitleidenschaft gezogen worden, doch sind dort keine Verluste an Menschenleben zu beklagen gewesen, und im Verhältniß zur Größe der Stadt die Beschädigungen der Gebäude nicht so bedeutend, wie in den bisher erwähnten Ortschaften. Immerhin beläuft sich laut einer an den Gouverneur gerichteten Vorstellung des Ayuntamiento (Stadtraths) der durch das Erdbeben angerichtete Schaden an Gebäuden und Eigenthum auf mindestens 10 Millionen Pesetas, und sind viele Hauseigenthümer, welche nicht die Mittel besitzen, ihre zerstörten oder beschädigten Häuser wieder aufbauen oder repariren zu lassen, wie auch viele Industrielle, denen durch die Zerstörung der Maschinen, Vorräthe an Rohmaterialien u. s. w. die Fortführung des Betriebes ihres Geschäftes unmöglich gemacht worden ist, in die peinlichste Nothlage versetzt worden. Man bedenke nur, daß Malaga gegenwärtig ein Hauptsitz der spanischen Industrie ist, daß es dort circa 10000 Fabrikarbeiter und Tagelöhner giebt, von denen vielleicht die Hälfte brotlos geworden sind, und man wird die kritische Lage begreifen, in welche diese bisher so gut situirte Stadt gerathen ist. Von Privathäusern müssen 89 gänzlich, 207 theilweise demolirt werden; unter den öffentlichen Gebäuden haben das Rathhaus, das Gefängniß, das Schlachthaus, die Schulgebäude, Spitäler und Wohlthätigkeitsanstalten (insbesondere die Casa de misericordia, ein großartiges Asylhaus, dessen Insassen delogirt und im Stiergefechtscircus untergebracht werden mußten), die Kirchhofsgebäude und das Instituto provincial am meisten gelitten. Von diesem großen und schönen Gebäude ist ein ganzer Flügel zusammengestürzt und zwar gerade derjenige, welcher die werthvollen Sammlungen des naturhistorischen und agronomischen Museums, das meteorologische Observatorium, die Räume und Bibliothek der Handelsschule und anderes enthielt. Auch die Kirchen sind stark beschädigt worden, doch droht keine den Einsturz und scheint die große schöne Kathedrale unversehrt geblieben zu sein. — Die südlich von Malaga am Fuße der Sierra de Mijas gelegenen, oben namhaft gemachten Ortschaften haben nur wenig gelitten. So sind z. B. in der Villenstadt Alhaurin el Grande durch die am 25. December dort um 9 Uhr 1 Min. erfolgte Erschütterung, welche 13 Sekunden währte, nur unbedeutende Beschädigungen an Häusern verursacht worden. Stärker hat sich das Erdbeben in den ebenfalls schon genannten, südwestlich von Malaga liegenden, mir sämmtlich bekannten Küstenorten geäußert, namentlich in dem Flecken Fuengirola, wo 18 Privathäuser und das Rathhaus so stark beschädigt worden sind, daß sie niedergerissen werden müssen.

Ich habe oben unter den Erschütterungscentren auch die Gegend von Cortes in der Serrania de Ronda angeführt und zwar deshalb, weil, abgesehen von dem ersten, überall verspürten Erdbeben am Abend des 25. December, die dort vorgekommenen Erschütterungen mit denen der Sierra Tejeda in keinem Zusammenhang gestanden zu haben scheinen. Noch am 26. Januar wurden Cortes und die Nachbarorte zwischen 9 und 10 Uhr Abends von einem starken Erdbeben heimgesucht, während im Tejeda-Gebirge und längs der Küste nach dem 15. Januar keine Erschütterungen mehr vorgekommen sind. Cortes, eine kleine Stadt, liegt im Thale des Flusses Guadiaro, 20 km südwestlich von Ronda. Sie ist in der Luftlinie 30 km von der Küste, 120 km von der Sierra Tejeda und 160 km von Motril entfernt. Diese Küstenstadt bildet den östlichen, Cortes den westlichen Grenzpunkt des gesammten Erschütterungsareals des Erdbebens vom 25. December, d. h. desjenigen Areals, innerhalb dessen das Erdbeben bedeutenden Schaden angerichtet hat. Denn sicher ist dasselbe auf einem großen Theile der Halbinsel, vielleicht auch noch in anderen Ländern verspürt worden. Hat doch Prof. Palmieri's Seismograph in Neapel das Erdbeben am Abend des 25. December genau markirt.

Zum Schlusse will ich mir erlauben, eine Uebersicht der in Südspanien beobachteten und aufgezeichneten Erdbeben zu geben. Denn wenn auch das im Vorstehenden geschilderte das großartigste und furchtbarste seit Menschengedenken gewesen ist, so steht dasselbe doch keineswegs ver-

einzelt da. Im Gegentheil sind die Provinzen des Königreichs von Granada, desgleichen die an letzteres ostwärts angrenzenden des Königreichs von Murcia und die zum Königreich von Valencia gehörende Provinz von Alicante schon oft von Erdbeben heimgesucht worden, ja am Cap Roquetas vergeht fast kein Jahr ohne ein solches. Nach den früheren Erschütterungen zu urtheilen, bilden Granada und die Gegend von Torrevieja und Guardamar im Süden von Alicante zwei Hauptcentren der Erdbeben. Von letztgenanntem aus erstreckten sich die Erschütterungen oft längs der Küste bis Malaga. Die heftigsten ereigneten sich in den Jahren 1518 und 1829. Am 9. November des erstgenannten Jahres wurde die Stadt Vera (in der Provinz von Almeria) gänzlich zerstört, im März 1829 die Städte Guardamar und Torrevieja in Schutthaufen verwandelt. An mehreren Stellen entstanden damals Erdspalten und Solfataren. Malaga ist seit einem Jahrhundert schon viermal von Erdbeben heimgesucht worden, nämlich am 16. Oktober der Jahre 1775 und 1777, vom 8. bis 10. Oktober 1790, im Januar, Februar und August des Jahres 1804 und am 4. August 1841. Im Jahre 1802 kamen vom 17. Januar bis 6. Februar wiederholt Erderschütterungen im Torre la Mota und Torrevieja, 1822 am 9. Juli in Cartagena, Murcia und Alicante (binnen 24 Stunden angeblich 200 Erdstöße), 1826 am 27. April und bis in den Juli hinein zahllose Erschütterungen in und um Granada (einen ganzen Monat hindurch täglich 2 bis 4) vor. Die ganze Einwohnerschaft Granadas verließ damals die Stadt und campirte einen ganzen Monat hindurch im Freien, obwohl keine erheblichen Beschädigungen an Gebäuden durch jene Erdbeben veranlaßt wurden. Vom 12. bis 15. September 1828 wurden wieder Torrevieja und Gurdamar von Erschütterungen heimgesucht, worauf 1829 das schon erwähnte große Erdbeben folgte, welches den Zeitraum vom 15. Januar bis 16. April umfaßte, sich über die Provinzen von Murcia, Alicante und Valencia erstreckte und den Einsturz von 3000 Häusern, sowie den Tod von 389 Personen verursachte. Seit diesem großen Erdbeben waren bis jetzt nur unbedeutende Erschütterungen im Süden der Halbinsel verspürt worden, so 1836 am 25. Januar und 19. Februar in Gibraltar und am 21. November in und um Granada, 1841 am 4. August in Sevilla und Malaga (s. oben), 1844 im Oktober in Granada (welches ich selbst mit erlebt habe) und 1845 am 14. April in der Provinz von Murcia. Rechnet man hierzu die zahlreichen Erdbeben, denen der Westen der Halbinsel ausgesetzt und deren Centrum immer die Gegend von Lissabon gewesen ist, woselbst seit dem Jahre 377 vor Christo bis 1840 von bedeutenden Erdbeben 19 verzeichnet worden sind, so wird man zugeben müssen, daß nächst Italien wohl kein anderer Theil Europas so häufig von Erderschütterungen heimgesucht worden ist und noch heimgesucht wird, als der Süden und Westen der Iberischen Halbinsel.

Haiti.

Von E. Metzger.

III. Vaudouxverehrung und Kannibalismus.

(Erste Hälfte.)

Wir werden uns in diesem Abschnitte zunächst mit der eigenthümlichen aus Afrika importirten und sehr häufig (aber nicht immer) mit Kannibalismus verbundenen Schlangenverehrung, dann aber mit dem Kannibalismus der Bewohner von Haiti im allgemeinen beschäftigen.

Im heimathlichen Guinea heißt die Schlangenverehrung Wodan; die Thiere wurden früher, wie Burton erzählt, so hoch geschätzt, daß derjenige, welcher eins durch Zufall tödtete, mit dem Tode gestraft wurde; jetzt wird nur eine schwere Buße für solchen Unfall bezahlt. Die in Dahomey verehrten Schlangen sind unschädlich, etwa sechs Fuß lang und so dick wie ein Mannesarm. Wie die Arada-Neger in Haiti, die zu den treuesten Anhängern dieser Verehrung zählen, berichten, bezeichnet der Name Vaudoux ein allmächtiges und übernatürliches Wesen, von dem alle Ereignisse, die sich in der Welt begeben, abhängen. Dasselbe erscheint in Gestalt der nicht giftigen Schlange und unter diesem Symbol versammeln sich alle die, welche sich zu dieser Lehre bekennen. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind der Schlange bekannt, die ihren Willen und ihre Macht nur durch einen von den Glaubensbrüdern erwählten Großpriester und dessen Geliebte äußert. Diese beiden mächtigen Personen, in denen sich die Inspirationen der Gottheit äußern, tragen den erhabenen Namen König und Königin, werden auch wohl Herr und Herrin, oder zärtlicher Papa und Mama genannt. Sie bekleiden ihre Würde auf Lebensdauer und man gehorcht ihnen unbedingt. Der Papaloi, wie er genannt wird, führt ein ziemlich zügelloses Leben, und die Furcht vor ihm ist so groß, daß kaum eine Frau aus den unteren Volksklassen es wagen würde, ihm ihre Gunst zu verweigern, wenn er dieselbe verlangte, ja es scheint, daß man solchem Verlangen zu willfahren als eine Ehre betrachtet.

Neben der Wollust bietet der Rausch dem Neger den höchsten Genuß und daher spenden die Anhänger des Vaudouxdienstes den Priestern reichlichen Stoff. Der Priester und die Priesterin entscheiden, ob die Schlange einem neuen Kandidaten den Eintritt in die Sekte erlaubt; sie schreiben vor, welche Pflichten erfüllt werden müssen; sie empfangen auch die für den Gott bestimmten Opfer und Gaben; ihnen den Gehorsam versagen, heißt dem Gott ungehorsam sein und das größte Unglück muthwillig herausfordern. An bestimmten Tagen versammelt sich die Gemeinde unter Vorsitz des Königs und der Königin; das äußere Ceremoniell haben die Neger aus Afrika mitgebracht, doch die westindischen Gebräuche haben manche Aenderung hervorgerufen und Manches ist auch europäischen Gewohnheiten entlehnt.

Die Versammlungen finden im Geheimen, in mitternächtlicher Stille an einem verborgenen Orte statt und werden jedem profanen Auge entzogen; jeder Eingeweihte

gebraucht Sandalen und befestigt eine kleinere oder größere Anzahl Tücher um seinen Leib, wobei die rothe Farbe vorherrscht. Der König hat deren die größte Anzahl, ein ganz rothes Tuch umgiebt seinen Kopf wie ein Diadem, ein gewöhnlich blauer Gürtel schlingt sich um seine Lenden; auch die Königin zeigt in ihrem einfachen Luxus die Vorliebe für die rothe Farbe, die sie namentlich für Leibbinde und Gürtel wählt. König und Königin nehmen an einem Ende des Gemaches neben einer Art Altar Platz, auf dem eine mit Gitterwerk geschlossene Kiste steht, welche den allen sichtbaren Gott — die Schlange — enthält. Nachdem man sich überzeugt hat, daß keine Uneingeweihten anwesend sind, beginnen die Verehrer den Gottesdienst mit Anbetung der Schlange und betheuern ihre Anhänglichkeit und Unterwerfung; dann wird der Eid der Geheimhaltung in die Hände von König und Königin unter den schrecklichsten Drohungen gegen jeden, der ihn verletzt, aufs Neue abgelegt. Nach dieser Vorbereitung folgt das, was man die Predigt nennen könnte; König und Königin preisen in liebreichem Tone das Glück der Anhänger des Vaudoux, ermahnen die Getreuen, ihnen Vertrauen zu schenken und darum bei allen wichtigen Veranlassungen ihres Lebens um ihren Rath zu bitten. Jetzt löst sich die Versammlung auf und die Einzelnen treten nach ihrem Alter in der Sekte vor, ihre Wünsche vorzutragen; für alles Mögliche wird der Rath des Priesters in Anspruch genommen, der Eine will seine Vermögensverhältnisse verbessern, die Andere einen untreuen Geliebten wieder in ihr Netz ziehen; der verlangt ein Mittel gegen Krankheit oder für langes Leben, jene einen Fluch gegen eine glückliche Nebenbuhlerin; auch das Verbrechen nähert sich, um die Hilfe des Gottes anzurufen. Bei jeder neuen Frage scheint der König der Vaudoux in Gedanken versunken; der Geist kommt über ihn, er setzt die Kiste mit der Schlange auf den Boden und heißt die Königin sich auf dieselbe stellen. Jetzt wird auch die Pythia von dem geheimnißvollen Geiste ergriffen; sie zittert, der ganze Körper geräth in Zuckungen und das Orakel spricht aus ihrem Munde. Bald verspricht sie Glück, bald fließt ihre Rede in drohenden Worten und sie diktirt Befehle, gegen die es keine Berufung giebt. Nachdem das Orakel, manchmal in recht geheimsinniger Weise, allen geantwortet hat, bilden die Anhänger aufs Neue einen Kreis um den Altar und bringen ihr Opfer dar. Von demselben werden die Kosten der Versammlung bestritten und bedürftige Mitglieder unterstützt; darauf werden Pläne für die Zukunft festgestellt, die häufig auf Erregung von Unruhen abzielen, und zum zweiten Male wird ein ebenso furchtbarer Eid wie der erste abgelegt, indem Geheimhaltung und Mitwirkung gelobt wird. Hieran schließt sich der Genuß des warmen Blutes. In dieser Ceremonie nun liegt der Unterschied der beiden Arten von Vaudouxverehrung; die eine Sekte, vielleicht die am wenigsten zahlreiche, opfert auch „Ziegen ohne Hörner“ (Menschen), während die andere derartige Opfer verabscheut und sich mit der „weißen Ziege und dem weißen Hahn“ begnügt. Die zuletzt erwähnte Sekte erfreute sich zeitweise großer Duldung und konnte ihre Festlichkeiten dann selbst in Port au Prince ziemlich öffentlich begehen. In den ländlichen Distrikten nennen die Mitglieder sich, wie die katholischen Priester mittheilen, les Mystères und in ihren Ceremonien sollen Vaudoux und christliche Gebräuche in sonderbarer Weise vermischt sein. Vielfach ist die Ansicht verbreitet, daß ohne die Mitwirkung dieser Sekte, deren Anhänger die kannibalischen Vaudoux-Bekenner glühend hassen, es der Regierung unmöglich sein würde, die letzteren einigermaßen in Schranken zu halten. Außer dem Hahn und der Ziege soll auch zuweilen ein Lamm geopfert werden, welches sorgfältig gewaschen, gekämmt und geschmückt wird. Ueber das Menschenopfer werden wir noch weiter unten Gelegenheit zu sprechen haben, vorläufig wollen wir die weiteren Vorgänge bei den Festen der Vaudoux-Sekte betrachten.

Auf das Opfer folgt der Tanz, eingeleitet durch die Aufnahme neuer Jünger. Der König zeichnet mit schwarzer Farbe einen Kreis, in welchen der Neophyt gestellt wird; in seine Hand wird ein Päckchen mit Kräutern, Pferdehaaren, Hornstücken und anderen kleinen Gegenständen gelegt. Dann berührt der König den Kopf des Aufzunehmenden mit einem Stabe und läßt einen wilden afrikanischen Gesang ertönen, dessen Refrain von den außerhalb des Kreises stehenden Personen wiederholt wird; der Neuling fängt an zu zittern und zu tanzen, was man „Vaudoux üben“ heißt. Wenn er den Kreis verläßt, wird der Gesang unterbrochen und König und Königin wenden den Rücken, um die böse Vorbedeutung abzuwenden. Der Tanz wird fortgesetzt, bis der König durch Berührung mit seinem Stabe oder, wenn dies nicht genügt, mit einem tüchtigen Schlage ihn aus seiner Betäubung weckt. Hierauf legt er den Eid ab und gehört nun zur Sekte.

Nachdem die Aufnahme der neuen Mitglieder beendet ist, berührt der König die Kiste, in welcher die Schlange sich befindet und geräth nun selbst in Verzückung. Er theilt dieselbe der Königin mit und nach und nach geräth der ganze Kreis in heftige Bewegung, wobei er den ganzen Oberleib, besonders Kopf und Schultern, in den tollsten Verrenkungen bewegt. Namentlich die Königin befindet sich in der heftigsten Aufregung; in gewissen Pausen nähert sie sich der Schlange, um ihre Verzückung zu steigern, schüttelt die Kiste und bringt die an derselben befestigten Schellen zum Tönen, wodurch die allgemeine Erregung noch zunimmt; hierzu trägt allerdings der übermäßige Gebrauch spiritnöser Getränke sehr viel bei. Bei den Einen stellen sich Ohnmachten ein, bei den Anderen eine Art Wuth; ein nervöses Zittern, welches sie, wie es scheint, nicht unterdrücken können, ergreift alle. Sie laufen im Kreise, sie zerreißen ihre Kleider, manche beißen in ihr eigenes Fleisch, andere stürzen zur Erde, ganz ihrer Sinne beraubt, und andere werden in einen anstoßenden dunklen Raum geschleppt, der oft der Schauplatz der ekelhaftesten Prostitution wird. Endlich macht die Ermüdung diesen abscheulichen Scenen ein Ende, welche sich an einem vorher festgesetzten Tage wiederholen. Im allgemeinen ist die Praxis in neuerer Zeit insofern lax geworden, als man auch uneingeweihten Schwarzen erlaubt, den Vorgängen beizuwohnen; häufig genug ist es vorgekommen, daß auch Weiße die Ceremonien beobachtet haben, wiewohl es ziemlich gefährlich wäre, sich dabei auf frischer That antreffen zu lassen und es im allgemeinen am gerathensten für sie ist, die gefährliche Nähe sobald als möglich ganz und gar zu verlassen. Die meisten direkten Beweise für den bei der Opferhandlung gepflegten Kannibalismus stammen aus solcher Quelle. Ein katholischer Priester, der sich unter seine Gemeindeglieder gemischt hatte, um die Vorgänge bei einer solchen Festlichkeit zu beobachten, es war in der Zeit Salnave's, wo die Vaudouxpriester sich eines sehr nachdrücklichen Schutzes erfreuten, daß sie ihre Festlichkeiten beinahe mit gar keinem Schleier zu umgeben suchten, macht eine Beschreibung derselben, die mit dem oben Angeführten ganz genau übereinstimmt. Der weiße Hahn und die weiße Ziege wurden getödtet und der Bund der Anhänger des Vaudoux mit demselben aufs Neue besiegelt; dann aber trat ein gigantischer Neger vor, kniete vor der Oberpriesterin nieder und sagte: „Mama, ich habe eine Gunst zu erbitten.“ „Was ist es mein Sohn?“ „Gieb

uns, um das Opfer vollständig zu machen, die Ziege ohne Hörner." Sie gab ein Zeichen der Zustimmung, der Haufen der Zuschauer theilte sich und man erblickte ein Kind, welches mit gebundenen Füßen da saß; in einem Augenblick wurde es an einem Strick in die Höhe gezogen und der Priester näherte sich demselben mit einem Messer; der laute Schrei des Schlachtopfers erweckte den Franzosen aus seiner Betäubung; er rief laut: „Schonet das Kind" und wollte auf die schauerliche Scene zustürzen, wurde jedoch von seinen Freunden, die für ihn und für sich selbst fürchteten, mit fortgerissen. Vergebens nahm er die Hilfe der Polizei in derselben Nacht in Anspruch; am anderen Morgen erst begleitete sie ihn nach dem Schauplatz der schaurigen nächtlichen Scene, wo man die Spuren des Festes fand; neben dem Schuppen lag der gekochte Schädel eines Kindes.

Die Tempel der Vaudoux, Humfort genannt, findet man in jedem Distrikt des Landes; im allgemeinen sind sie klein, wiewohl Spenser St. John einen antraf, der ziemlich geräumig war; man hatte denselben mit Bildern aus den Illustraded News tapezirt, an den Wänden hingen Bilder der heiligen Jungfrau und der Heiligen, und ähnliche Bilder fand er in jedem dieser Heiligthümer. In einem der größten hat ein katholischer Priester bei seiner Durchreise öfter Messe gelesen; allerdings hegte er Verdacht, daß in seiner Abwesenheit der Vaudouxdienst dort geübt wurde. Er besaß einige polirte Steine von merkwürdiger Form, die er von einigen seiner Gemeindemitglieder empfangen hatte; darunter befand sich auch eine Steinart in Form eines Halbmondes, die, wie es hieß, aus Afrika mitgebracht worden war und einen Gegenstand der Verehrung bildete. Der Priester zerstörte alle diese Sachen, um zu verhüten, daß sie wieder in die Hände der Neger kämen. Außer verschiedenen christlichen Sinnbildern fand unser Autor auch in einem der Tempel eine Flagge von rother Seide, auf der folgende Worte standen: Société des Fleurs la Dahomien, deren Bedeutung unsicher ist; es hieß, diese Fahne sei ein Geschenk der Kaiserin, der Gemahlin Soulouque's. Der eigentliche Tempel ist gewöhnlich nur klein, doch zum Gebrauch der Menge befinden sich Schuppen in der Nähe und auch das Haus des Wächters dient ihnen als Obdach und als Schauplatz ihrer wilden Vergnügungen. Die Papalois erkennt man an dem eigenthümlichen Schnitt ihres krausen Wollhaars und dem überreichen Schmuck.

Man wird geneigt sein, die Frage aufzuwerfen, wer denn eigentlich zur Vaudoux-Sekte gehört; richtiger wäre es, meint Spenser St. John, zu fragen, wer gehört denn nicht dazu, wenigstens nicht zu der Sekte, die sich nicht des Kannibalismus schuldig macht. Bekannt ist es, daß der Kaiser Soulouque ein treuer Anhänger der Vaudoux-Verehrung, der Mulattengeneral Theolonge einer ihrer Priester war, der in seinen jüngeren Jahren in einer Scharlachrobe zu erscheinen und allerlei Possen in den Bäumen auszuführen pflegte; auch ein früherer Premierminister, dessen blutige Thaten immerwährende Schmach auf sein Andenken werfen werden, war, wie es hieß, ein Oberpriester der Sekte. Mit Ausnahme des eben genannten Theolonge und des Generals Salnave soll übrigens kein Mulatte und kein in Europa erzogener Neger der Sekte angehört haben.

Präsident Salnave (1867), der zuerst Lust hatte, den gebildeten Klassen den Hof zu machen, um sich ihrer Unterstützung zu versichern, hielt sich von den Vaudoux-Geheimnissen ganz zurück; als er aber sah, daß seine Annäherungsversuche zurückgewiesen wurden (denn die groben Ausschweifungen, die in seinem Palast eine Stätte fanden, hielten alle anständigen Leute zurück, denselben zu betreten) und das Kriegsglück sich im Bürgerkriege gegen ihn wendete (1869), begab er sich, sei es vom Aberglauben getrieben, sei es um sich so die Gemüther der großen Masse zu gewinnen, zu einem wohlbekannten Priester, der in der Nähe von Marquissant bei Port au Prince lebte, und machte dort alle nöthigen Ceremonien durch. Er badete sich im Blute der Ziege, machte den Priestern und Priesterinnen ansehnliche Geschenke und feierte das Fest mit der ganzen Versammlung, die sich danach den niedrigsten Ausschweifungen ergab und dies so lange fortsetzte, bis selbst die eiserne Natur des Präsidenten erschöpft war und er sich genöthigt sah, viele Tage lang das Bett zu hüten. Aber das Kriegsglück blieb ungünstig; wieder befragte er den Papaloi, der darauf bestand, daß der Präsident nun die höchsten Feierlichkeiten durchmachen müsse; die „Ziege ohne Hörner" müsse geschlachtet und er mit ihrem Blute gesalbt werden; wenn er sich hiermit einverstanden erkläre, solle er des Sieges sicher sein. Ob Salnave diesem Verlangen nachgab oder nicht, wagt unser Autor nicht zu entscheiden; er sagt wörtlich: Seine Feinde aus allen Klassen der Gesellschaft sagten, er habe es gethan; seine Freunde, die den unteren Klassen angehörten, bestätigten die Geschichte, aber die wenigen Anhänger, die er unter den besseren Klassen hatte, leugneten natürlich die Wahrheit derselben. Ich glaube, das Gewicht der Beweise sprach eher gegen ihn als zu seinen Gunsten. — Selbst in der Zeit von Geffrard, dem erleuchtetsten Herrscher, den dieses unglückliche Land seit Boyer's Zeiten hatte, zeigte es sich deutlich, daß die Fetisch-Anbetung der afrikanischen Neger durch ihre Nachkommen nicht vergessen war. Während seiner Regierung trug sich folgender Vorfall zu, den wir mit einiger Ausführlichkeit folgen lassen, da die Einzelheiten der schauerlichen Geschichte für die Charakterisirung der Zustände wichtig sind.

Einige Meilen westlich von Port au Prince im Dorfe Bizoton lebte ein Mann, Congo Pellé genannt. Er hatte allerlei Beschäftigungen versucht, es aber seiner Faulheit wegen zu nichts gebracht; jetzt wollte er ohne Anstrengung seinerseits seine Lage verbessern. Er wendete sich darum an seine Schwester Jeanne, welche lange mit den Vaudoux in Verbindung gestanden hatte — sie war die Tochter einer Priesterin und selbst eine wohlbekannte Mamanloi — und kam mit ihr überein, gegen das neue Jahr ein Opfer darzubringen, um die Schlange günstig zu stimmen; da er Großes erreichen wollte, griff man gleich zu den großen Mitteln, man berieth mit den beiden Papaloi, Julien Molas und Floréal Apollo, und kam zu dem Entschluß, ein kleines Mädchen, die Nichte von Jeanne und Congo, zu opfern.

So wurde die Sache vor Gericht erzählt; es scheint jedoch, daß Menschenopfer regelmäßig zu Ostern, Weihnachten, am Sylvesterabend und besonders am Feste der heiligen drei Könige gebracht werden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der Bergwerksverwaltung in St. Petersburg wird gegenwärtig eine Expedition zur Untersuchung der nördlichen Ausläufer des Urals ausgerüstet. Der Hauptzweck derselben sind mineralogische Untersuchungen; man vermuthet nämlich, daß im nördlichen Ural Fundstellen edler Metalle, besonders von Gold und Platin, vorkommen müssen. Das Platin wurde bekanntlich 1822 im Ural in den Privatbergwerken von Nishne-Tagilsk und später in den Kronbergwerken von Blagodatsh entdeckt. Die Entdeckung war die Veranlassung, daß Alexander v. Humboldt Rußland und den Ural besuchte; er machte damals schon in Rücksicht auf den geologischen Bau des Ural die Bemerkung, daß in dem nördlichen Theile des Gebirges viel beträchtlichere mineralogische Schätze existiren müßten, als im mittleren und südlichen. Abgesehen von dem Suchen nach Edelmetallen hat die Expedition ferner die Aufgabe, geologische Forschungen anzustellen, nach Eisen-, Kupfer- und Bleierz und Kohlenlagern auszuschauen, den Einfluß des Bergbaus auf die Waldcultur, die Lage der Bergwerksarbeiten u. a. mehr zu bestimmen. („Nowosti" 1885, Februar.)

— In der Sitzung der K. R. Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg hat am 21. Februar K. D. Nossilow einen Vortrag gehalten über seine Untersuchung der Pässe des Urals in Hinsicht auf eine projektirte Vereinigung des Petschora- und des Ob-Bassins. Seiner an die „Nowosti" (1855, Nr. 55) gerichteten brieflichen Mittheilung darüber entnehmen wir Folgendes: Er hat im Laufe der letzten zwei Jahre 7 verschiedene Pässe des Ural zwischen dem 64. und 67. Grade nördlicher Breite mit Rücksicht auf die Möglichkeit einer Verbindung der Petschora mit dem Ob-Bassin untersucht. Einer dieser Uralübergänge verbindet den Ob durch Vermittelung seines Nebenflusses Woikov mit dem in die Petschora fallenden Flusse Ussa; der Paß, 1650 Fuß (495 m) hoch, hat eine Länge von 155 Werst (km). Ein anderer Paß verbindet die schiffbare Sygwa, einen Zufluß der bei Beresow in den Ob fallenden Sosswa mit dem Schtschugur, einem Nebenflusse der Petschora; der Paß hat eine absolute Höhe von 1450 Fuß (435 m) und eine Länge von 100 Werst (km). Beide Uebergänge sind durchaus zum Bau einer Eisenbahn geeignet und eine solche wäre mit Rücksicht auf die herzustellende Wasserverbindung zwischen Ob und Jenissei unbedingt nöthig. Es giebt in Sibirien eine große Menge Waaren, welche den theuren Transport auf der Tjumen-Uralischen Eisenbahn nicht ertragen und welche sich daher längst einen anderen Ausweg, bisher durch das Karische Meer, gesucht haben; dieser Ausweg hat sich aber nach vielen kühnen Expeditionen als Handelsstraße nicht brauchbar erwiesen.

Asien.

— Herr Golochwastow, welcher eine Eisenbahnverbindung zwischen dem Ob-Becken und einem Hafen des Nördlichen Eismeeres projektirt, hat im Laufe des verflossenen Sommers (1884) eine große Reise durch Sibirien gemacht, um sich an Ort und Stelle mit den Produktionskräften des Ob-Bassins und den Bedingungen des sibirischen Handels bekannt zu machen. Golochwastow beabsichtigt durch seine projektirte Bahnverbindung die Handelsbeziehungen Sibiriens mit den europäischen Märkten sicher zu stellen und dadurch die äußerst gewagte, oft ganz unmögliche Fahrt durch das Karische Meer nach den Mündungen der sibirischen Flüsse zu vermeiden. Er hat als Endpunkte seiner projektirten Linie gewählt: den Chaipudirsk-Busen des Nördlichen Eismeeres (Gouvernement Archangel) und die Mündung des Flusses Woikara in den Ob. In der Omsker Sektion der K. Russ. Geogr. Gesellschaft hat Golochwastow bereits über sein Unternehmen berichtet, und dadurch sehr lebhafte Debatten über den Einfluß der projektirten Bahn auf die ökonomischen Verhältnisse des Landes hervorgerufen. Die langjährigen Arbeiten Golochwastow's in dieser Angelegenheit werden von vielen gelehrten Autoritäten unterstützt, welche sich für die Möglichkeit einer Bahn durch jene Sumpfgegend aussprechen. Golochwastow hatte die Absicht, die ganze Strecke, durch welche die Bahn gelegt werden soll, mit Renthieren zu befahren. Die Entfernung zwischen der Mündung der Woikara und dem Chaipudirsk-Busen beträgt 360 Werst (km); der Bau der Bahn käme etwa auf 25 Millionen Rubel (ca. 50 Millionen Mark), d. h. etwa 70 000 Rubel (140 000 Mark) für die Werst zu stehen. Zur Voruntersuchung sind 50 000 Rubel (100 000 Mark) nothwendig; die Summe ist dem Herrn Golochwastow schon durch einige Kapitalisten zur Verfügung gestellt. („Nowosti".)

— Der Gelehrte und Reisende J. S. Poljäkow ist nach dreijähriger Abwesenheit in den ersten Tagen Februar in St. Petersburg wieder eingetroffen. Er hatte bekanntlich den Auftrag, Sachalin eingehend zu erforschen: mit reichen Materialien ist er heimgekehrt.

— Die Birmanen sind wieder in den Besitz der von chinesischen Banden eroberten Stadt Bhamo am oberen Irawadi gelangt, wobei es in echt orientalischer Weise zugegangen ist. Die Chinesen, denen es an Lebensmitteln fehlte, sandten an den heranziehenden birmanischen General Botschaft, und dieser bot ihnen 6000 Rupien und die Erlaubniß, ihre Beute mitzunehmen, wenn sie die Stadt räumen und ihre beiden Anführer ausliefern wollten. Die Chinesen erklärten, letztere lebend auszuliefern ginge nicht an; sie wollten sie aber tödten und die Leichen herausgeben, und als dies angenommen wurde, nahmen sie die Leichen zweier am Fieber gestorbener Chinesen, geißelten dieselben, so daß es aussah, als seien dieselben eines gewaltsamen Todes gestorben, und sandten sie an die Birmanen. Dann zogen sie ab. Die Birmanen schlugen zuerst die beiden Leichen ans Kreuz und hielten dann ihren Einzug in die Stadt, wo sie nichts eiligeres zu thun hatten, als die von den Chinesen verschonten Häuser der Missionare zu plündern.

— Anfang März ist ein englisches Blaubuch über Korea (Nr. 1) veröffentlicht worden, welches einen Bericht über den Handel des Landes enthält, der aussichtslos genug klingt. „Nature" (Nr. 802, S. 441) faßt den Inhalt in folgende Worte zusammen: Handel giebt es dort nicht, aber auch keine Wahrscheinlichkeit, daß er sich in Zukunft entwickeln wird.

Afrika.

— Gelegentlich unseres Berichtes über Sachau's Reisewerk („Globus", Bd. 45, S. 299) haben wir auf die nur von der Gazellenjagd lebenden Slebi's der Syrischen Wüste aufmerksam gemacht, von denen der Reisende einige Individuen sah. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, daß der General Daumas im Gebiet von Eschul in der algerischen Sahara einen Stamm erwähnt, der ebenfalls ausschließlich

aus Gazellenjägern besteht, und dessen Name, el-Lib, offenbar derselbe ist, wie der des syrischen Stammes. Sie haben weder Schafe noch Pferde, und leben so ausschließlich von Gazellenfleisch, daß schon kleine Kinder damit gefüttert werden; auch Zelte und Kleider bestehen aus Gazellenhaut. Wenn eine Partie auf die Jagd auszieht, nimmt sie mit Salz beladene Esel mit; die erlegten Thiere werden ausgeweidet, innen tüchtig mit Salz ausgerieben und dann zum Trocknen auf einen Dornbusch gehängt. So ziehen sie durch die Wüste, bis alles Salz verbraucht ist und erst dann kehren sie um und suchen die getrocknete Jagdbeute zusammen. — Daumas sagt übrigens nicht, daß die el-Lib körperlich irgendwie gegen die anderen Araber zurückstehen, während Sachau die von ihm beobachteten Slebi's als eine ganz verkommene und verachtete Rasse schildert.

— In Anbetracht der in Ostafrika jetzt herrschenden Hungersnoth und der Unmöglichkeit, Träger und Soldaten in genügender Zahl anwerben zu können, hat die Association Internationale beschlossen, die Expedition unter Lieutenant Becker (vergl. vorigen Band, S. 288) einstweilen nicht abgehen zu lassen. Lieutenant Becker hat bereits die Rückreise nach Europa angetreten, während seine Gefährten noch in Zanzibar bleiben.

— Dr. Pechuel-Lösche hat (nach „Petermann's Mittheilungen", 1885, S. 101) während seiner jüngsten Reise im Hererolande von Händlern, die aus dem Inneren kamen, Nachrichten erhalten, wonach die dortigen hydrographischen Verhältnisse in letzter Zeit bedeutende Veränderungen erlitten haben. „Der Ngami-See ist ausgetrocknet, verschwunden; das Gethier ist ausgewandert oder verdorben, die Vegetation vernichtet. Der Okavango fließt in den Zambesi, desgleichen der Tamalakan. Näheres wird mir ein Boer berichten, welcher jetzt seines Weges zum Zambesi zieht."

— Im Mai gedenkt Dr. Oskar Lenz im Auftrage der „Wiener Geographischen Gesellschaft" eine Reise nach den Stationen am mittleren Congo und von dort nach der Wasserscheide zwischen Nil und Congo anzutreten, wo er neben dem geographischen Zwecke auch denjenigen verfolgen will, Nachrichten einzuziehen über jene vier europäischen Reisenden, Dr. Junker, Dr. Schnitzler (Emin-Bei), Casati und Lupton-Bei, welche durch den Aufstand des Mahdi an der Rückkehr aus dem Sudan nach Aegypten gehindert wurden. Die Kosten der Reise sollen zum Theil von der Geographischen Gesellschaft, zum Theil von der Regierung und durch private Beiträge gedeckt werden. Ferner soll Dr. G. A. Fischer im Auftrage von Dr. Junker's Bruder den verschollenen Reisenden nachspüren.

— Lieutenant Massari ist von seiner Recognoscirung des unteren Kuango nach Leopoldville zurückgekehrt. Er wurde überall von den friedlichen Einwohnern gut empfangen, hat in Mbusse eine Station errichtet und den Fluß bis 4° südl. Br. befahren. Da Major von Mechow denselben von Süden her bis etwa 5° südl. Br. verfolgt hat, so bleibt nur noch das Stück zwischen 4° bis 5° zu erforschen.

Australien.

— Die australische geographische Konferenz, die in Melbourne abgehalten worden ist, hat beschlossen, vor nächstem Mai eine wissenschaftliche Expedition nach Neu-Guinea zu schicken; eine weitere Expedition soll die Spuren von Leichhardt und seinen Begleitern aufsuchen.

— In dem Jahre vom Juli 1883 bis dahin 1884 exportirten die australischen Kolonien 2 112 280 Ballen Wolle. Davon entfielen 329 829 auf Victoria, 319 477 auf Neu-Süd-Wales, 228 000 auf Neu-Seeland, 121 917 auf Südaustralien, 74 018 auf Queensland, 27 000 auf Tasmanien und 11 439 auf Westaustralien. Nur ein kleiner Theil im Werthe von 36 635 Pfd. St. ging im Jahre 1884 nach Belgien (33 092 Pfd. St.), Frankreich (1875 Pfd. St.) und Deutschland (1668 Pfd. St.), alles übrige nach England.

— Früher hieß Südaustralien die Kupferkolonie. Die Kurra-Kurra-, die Moonta-, die Wallaroo- u. s. w. Kupferminen mit ihren reichen Erträgen sind bekannt genug geworden. Das hat sich aber geändert. Seitdem die Tonne Kupfer auf 59 Pfd. St. 10 Sh. gefallen ist, sind die Arbeiten in den meisten Minen eingestellt worden und die, welche noch fortarbeiten, lassen keinen Gewinn mehr übrig.

— Die Regierung der Kolonie Queensland hat vor dem dortigen Parlamente die Erklärung abgegeben, daß, wenn das Anwerben von Polynesiern zu Arbeitern auf den Zuckerplantagen im nördlichen Queensland nicht ohne Kidnapping (gewaltsamen Raub), wie in letzter Zeit wiederholt geschehen sei, abgehen könne, sie Willens sei, die Einführung von Kanakas in Queensland gänzlich zu verbieten. Dagegen werde sie die freie, resp. assistirte Einwanderung von Arbeitern aus Europa in jeder Weise fördern. In der großen Anleihe, welche die Kolonie jetzt wieder, meist für Eisenbahnen, auf dem Londoner Geldmarkte kontrahiren will, befindet sich auch ein Posten von 750 000 Pfd. St. für Einwanderung aus Europa. Die Kolonie ist bereits mit einer öffentlichen Schuld von 1037 Mark pro Kopf der Bevölkerung belastet, und diese Höhe erregt um so mehr Bedenken, wenn die Anleihen auch für unproduktive Zwecke, wie Einwanderung, verwendet werden. Im Jahre 1883 trafen auf Kosten der Kolonie 26 725 Emigranten aus Europa in Queensland ein.

Inseln des Stillen Oceans.

— Das deutsche Schutzgebiet auf der Nordostküste von Neu-Guinea hat amtlich den Namen Kaiser-Wilhelms-Land erhalten; ein neu entdeckter Hafen unter 5⅓ Grad südl. Br. in der Astrolabe-Bai wurde Friedrich-Wilhelms-Hafen und eine Bucht in dessen Nähe Prinz-Heinrichs-Hafen getauft. Ersterer war bisher unbekannt, da eine vorliegende Insel seine Einfahrt verdeckte; diese, jetzt „Dallmannfahrt" genannt, wurde am 18. Oktober 1884 von dem der „Deutschen Neu-Guinea-Gesellschaft" gehörigen Dampfer „Samoa" zum ersten Male passirt. Die Vegetation an jenen beiden Häfen wird als überaus üppig geschildert; das Klima jedoch ist, wie begreiflich, für Nordeuropäer im hohen Grade ungesund. Inzwischen ist in London auch die Grenze des deutschen Gebietes im Inneren der Insel vereinbart worden. Danach bildet der 141. Längengrad von der Humboldt-Bai an bis zum 5. Grad südl. Br. die Grenze zwischen deutschem und niederländischem Besitze. Dort schließt sich die englisch-deutsche Grenze in einem stumpfen Winkel an bis zu dem Punkte, in welchem sich 8° südl. Br. und 147° östl. L. Gr. schneiden, und läuft von dort längs dem 8. Grade südl. Br. bis zur Nordostküste bei der Herkules-Bai. Danach wäre der deutsche Antheil an Neu-Guinea nahezu so groß, wie der englische, während der niederländische beide übertrifft.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVII. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Amazonas und Cordilleren.

(Nach dem Französischen des Herrn Charles Wiener.)

X.

Am 7. Juli trat Wiener die Reise von Rioja nach Yumbite an. Der Weg führt durch den westlichen Theil des gut bewässerten Moyobamba-Thales, eine üppige Vegetation verräth, welche Schätze hier im Schoße der Erde ruhen und des Augenblicks harren, daß der Mensch sie hebe. Am Rio Negro fand man noch die deutlichen Spuren einer Ueberschwemmung, und es schien unerklärlich, wie ein so ruhiger Bach so ungeheure Verheerungen hatte anrichten können: auf einer Länge von einigen Dutzend Kilometern hatte er das Land mehr als eine halbe Meile in der Breite ganz überfluthet und der Strom hatte eine solche Gewalt besessen, daß er Anpflanzungen verwüstet und Häuser mit fortgerissen hatte. An dem Flusse befand sich ein kleiner Indianerposten; einer der Leute verlangte den Paß Wiener's zu sehen, beruhigte sich jedoch, als ihm einige unschuldige Notizen vorgezeigt wurden. „Ihre Papiere sind in Ordnung", hieß es, „Sie können ihre Reise fortsetzen." Nicht weit von dieser Stelle befindet sich der große Anstieg La Ventana. Man ersteigt ihn, indem man länger als anderthalb Stunden auf einer zickzackförmigen Felswand den natürlichen Krümmungen des Abhanges folgt; wo der natürliche Zusammenhang fehlt, haben die Indianer aus Baumzweigen kleine Brücken gebaut; zum großen Theile ist der Weg treppenförmig, nur hier und da giebt es zwischen diesen übermäßig hohen Stufen horizontale oder wenig geneigte Strecken. An einzelnen Stellen ist der Granit durch Thonlagen unterbrochen; in diesem Theile läuft der Weg zwischen zwei 5 bis 6 m hohen Wänden, die kaum einen Meter von einander entfernt sind, so daß man nur eben hindurchkommen kann. Um 5 Uhr hatte Wiener die Höhe erreicht, wo er seine Maulthiertreiber erwartete, die aber nicht kamen, so daß er die Nacht, von allem entblößt, im Freien lagern mußte; Grund genug, am anderen Morgen früh aufzubrechen. Der Weg führte durch das Thal von Yumbite in die Schlucht von Pucatambo, hier wurde der Reisende von seinen Maulthiertreibern, die der Bequemlichkeit wegen in Visitador, am Fuße der Höhe von Ventana, Halt gemacht hatten, endlich eingeholt.

Am 9. Juli wurde die Reise bis zu der Escalera del Almirante fortgesetzt, wo in einem schlechten Logirhause Quartier genommen wurde. Der Regen, der schon die Nachtruhe gestört hatte, dauerte am nächsten Tage fort; der Rio Salas war hierdurch so angeschwollen, daß er eine Brücke weggerissen hatte, deren Herstellung einigen Aufenthalt verursachte. Dieser Fluß, der sich zwischen den Granitwänden, aus denen die Masse des Tingoramos besteht, in zahlreichen Krümmungen hinwindet, mußte dreimal überschritten werden, und gegen 7 Uhr Abends erreichte man das nicht weit von seiner Quelle gelegene Hochthal von Bagassan. Es war hier empfindlich kalt, das Wasser des Salas, welches bei Almirante noch 13° warm war, hatte hier nur noch 10°; die Lufttemperatur betrug um 11 Uhr Abends 5° und Morgens 4 Uhr nur + 1°. In diesem Thale befinden sich einige Hütten, in welchen die aus Moyobamba und Chachapoyas Verbannten eine Zuflucht gefunden haben. Bei einem dieser Flüchtlinge, der mit seiner Familie

und einigen Hunden in einer Grotte lebte, fand Wiener für die Nacht ein Unterkommen. Früh am nächsten Morgen erfolgte der Aufbruch, um die Cordillere, welche die Päſſe von Bagaſſau und Ventilla trennt, zu überſchreiten. Zunächſt wurde der ungeheure Abhang von Cuipuquio erſtiegen und dann führte der Weg über die Höhe Pucaladrillo und die Puna von Pichcuſacha nach der Hochfläche Pichcuhaiñuscan, d. h. dem „Orte, wo die Vögel ſterben“. Auf der ganzen Fläche kommt nicht der geringſte Pflanzenwuchs vor, da die furchtbaren Stürme denſelben nicht aufkommen laſſen; hin und wieder erheben ſich Kreuze zur Erinnerung an Reiſende, welche den Anſtrengungen oder dem Wetter erlegen ſind. Als man das letzte Kreuz hinter ſich hatte, ſenkte ſich der Weg über eine Reihe von Hochflächen nach Guacauma, Tiutin und Despacho abwärts, und Wiener kam ſehr ermüdet gegen 2 Uhr im Thale von Ventilla an,

Indianer von Molinopampa. (Nach einer Skizze Wiener's.)

wo es immer noch ziemlich kühl war und Reif die Weiden bedeckte. Weniger angenehm waren die Garrapatos, kleine Zecken, welche das Blut ausſaugen und an der gebiſſenen Stelle ein empfindliches Jucken verurſachen; wenn man demſelben durch Kratzen abzuhelfen ſucht, läuft man Gefahr, unangenehme Wunden zu bekommen. Von Ventilla führt der Weg über einen letzten Berg und dann über ausgedehnte Pampas zwiſchen Felſen, die ungeheuren erratiſchen Blöcken gleichen; um 5 Uhr kam der Reiſende nach Molinopampa. Dies iſt der letzte Ort, ehe man Chachapoyas erreicht; auf einer ausgedehnten, mit üppigem Grün bedeckten Fläche erheben ſich drei Kirchen und einige fünfzig mit Stroh gedeckte Hütten; einige hundert Pferde und Maulthiere, Herden von Schafen und Schweinen und verſchiedene, ſehr ſchmutzige Indianer tragen dazu bei, das Ganze zu einem typiſchen Andenbilde zu machen. Schöner noch iſt der Anblick auf das nahe Dorf Taolia, das auf den Höhen, welche die Ausſicht nach Südweſt begrenzen,

Hauptkirche von Chachapoyas. (Nach einer Skizze Wiener's.)

liegt. Ein Fußweg, der mit seinen rothen Zickzacklinien sich sehr auffallend von dem grünen Gelände abhebt, führt da hinauf; gegenüber der großartigen Natur aber verschwindet das Werk der Menschenhand.

Auch hier entstanden wieder Schwierigkeiten hinsichtlich der Transportmittel, und es kostete ein ziemlich bedeutendes Geldopfer, um den Gouverneur zu thätiger Hilfe zu veranlassen. Der Weg nach Chachapoyas führt durch eine wunderbare Gegend; er schlängelt sich an senkrecht abfallenden Felswänden hin und aus der Tiefe des Abgrundes ertönt das Brüllen des Gießbaches, aber der Pfad ist gefahrlos und wenn man frühzeitig aufgebrochen ist, kommt man vor Einbruch der Dunkelheit ans Ziel der Reise. Wenn man in Chachapoyas eintritt, glaubt man sich einige Jahrhunderte zurückversetzt; die fieberhafte Thätigkeit, die man überall an den Küsten findet, scheint nicht im Stande gewesen zu sein, die Cordilleren zu überschreiten. Auf Verandas aus künstlich geschnitztem Holze sieht man schöne Mädchen, aus deren Manta ein träumerisches Auge dem Vorüberziehenden nachschaut; in den öden Straßen erweckt der Huf des Maulthieres ein Echo wie in einer Kirche, hier und da ist an einem Hause ein Pferd angebunden, welches wiehert und sich schüttelt, daß die silbernen Glöckchen ertönen, wenn es die Annäherung der Thiere des Reisenden bemerkt, und aus der Ferne ertönt der sonore Kirchengesang, während man noch den Weihrauchduft athmet, ein Zeichen, daß ein Priester, welcher unterwegs war, um einem Sterbenden das Viaticum zu reichen, hier vorübergegangen ist.

Gräber bei S. Tomas. (Nach einer Photographie.)

Und doch litt diese friedliche Stadt unter den Unruhen des Krieges und unter dem fortwährenden Wechsel der Obrigkeit. Uebrigens zeigte man viel Theilnahme für Wiener's Reise, der dagegen die Interessen der guten Stadt Chachapoyas zu fördern versprach, so daß man ihm nicht nur die für die Weiterreise nöthigen Transportmittel lieferte, sondern auch für den guten Erfolg derselben in der Hauptkirche ein Te Deum sang. Die Rede, welche in Vertretung des abwesenden Bischofs einer der Canonici, P. Amaro, hielt, wurde einige Monate später in verschiedenen peruanischen und ecuatorianischen Zeitungen veröffentlicht; sie schilderte die Zustände im östlichen Peru und athmete warme Sympathie für Frankreich; ja man ging sogar so weit, an den französischen Gesandten in Lima eine Adresse ähnlichen Inhaltes zu richten. — Jetzt besitzt die Stadt bereits die gewünschte Verbindung mit der Außenwelt, Dank der Anstrengung ihrer Bewohner; diese Mittheilung, sowie eine andere, daß ein neuer Hafen an einem schiffbaren Nebenflusse des Amazonas, dem Calmapanas, im Anschluß an den Weg angelegt worden sei, gelangte 1883 direkt an das auswärtige Ministerium in Paris. Nachdem Wiener in Chachapoyas noch den Anblick einer Schar von sogenannten Freiwilligen gehabt hatte, die gezwungen zur Armee stießen, brach er auf, besuchte zunächst die Ruinen von Cuelap und dann ein Bergwerk, welches unter der Leitung eines Schweizer Ingenieurs, des Herrn Wertheman, steht.

Altes Haus in Jalca. (Nach einer Skizze Wiener's.)

In der Nähe der Wohnung desselben befinden sich die Gräber der Erbauer von Cuelap; diese Erinnerungen an eine lange vergangene Zeit bilden einen auffallenden Gegensatz zu dem heutigen Zustande des Santo Tomas genannten Ortes, welchem durch die Thätigkeit des genannten Herrn eine glänzende Zukunft vorbehalten zu sein scheint.

Die erwähnten Gräber gleichen wirklichen Häusern; sie haben bis zu sechs Meter Höhe und manche besitzen zwei Stockwerke; in den Mauern sind Fenster und Thüren angebracht. Meist befinden sie sich in künstlichen Grotten. Die Fußwege oder Treppen, die früher zu denselben führten, sind zerstört worden, kein einziger Zugang besteht mehr. Mit vieler Mühe glückte es, eines dieser Gräber, welches der Villa Santo Tomas gegenüber liegt, zu ersteigen; auf den Wänden, die auf der äußeren Seite mit einer Art gelblichen Stuckes bekleidet sind, befinden sich gut erhaltene Malereien in rother Farbe; das Steindach neigt sich, wie bei den meisten, nach beiden Seiten; die Fugen sind mit sehr hartem Mörtel ausgefüllt, Thür und Fenstergesimse aus einer Holzart verfertigt, die man aus den wärmeren Thälern herbeigeschafft hat, und vollständig erhalten. Im Hintergrunde der Grotten findet man, unter Moos und Gestrüpp verborgen, Malereien in rother Farbe, Arabesken und Darstellungen von Thieren, wie sie auch auf den Mauern vorkommen. In der Nähe, nur ungefähr zwei Meilen ostnordöstlich von Santo Tomas, findet man das kleine Dorf Jalca, welches auch Reste der Vergangenheit bewahrt hat:

Bergwerk des Herrn Wertheman bei S. Tomas. (Nach einer Photographie.)

es sind dort alterthümliche Gebäude gut erhalten. Die heutigen Indianer bewohnen diese Häuser; dieselben sind rund und haben drei Meter im Durchmesser; die Mauern sind vier Meter hoch. Einen halben Meter über der Erde befindet sich eine Oeffnung, die als Thür und Fenster zugleich dient; sie ist ungefähr zwei Meter hoch und achtzig Centimeter breit. Die Wände, die nach oben schwächer werden, sind nicht senkrecht und der obere Durchmesser beträgt etwa zwei und dreiviertel Meter. Drei Meter über dem Boden läuft ein sechs bis sieben Centimeter hoher Fries um das Haus herum. Unter den ziemlich einfachen Ornamenten desselben nimmt die Mäanderlinie die erste Stelle ein. Das Ganze ist mit einem kegelförmigen Strohdache gedeckt, auf dessen Spitze sich blühende Blumen in einem Topfe aus gebranntem Thon befinden. Es war dies das erste Mal, daß Wiener während seiner Reisen Denkmäler einer längst verflossenen Zeit fand und der Anblick einer großen Vergangenheit ließ ihn auf einen neuen Aufschwung der Civilisation in dieser Gegend hoffen.

Auf den ersten Blick scheint Santo Tomas gar nicht von anderen Indianerdörfern verschieden zu sein, aber ein kurzer Aufenthalt genügt, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Eingeborenen hier arbeiten. Santo Tomas liegt auf einer Terrasse; ein Bach, der in der Nähe von den Felswänden sich herabstürzt, liefert die Triebkraft für die Stampfwerke. Das Gestein ist nicht nur reich an Gold und Silber, sondern auch an Zinnober. Herr Wertheman hat es verstanden, durch sein Talent die

fehlenden Hilfsmittel zu ersetzen; so hatte er eine Telephonleitung angelegt, mittels deren man sich auf sechs Kilometer Entfernung verständigen konnte, und hatte eine elektrische Uhr verfertigt; seine Arbeiter aßen von galvanisch versilberten Tellern — ein starker Kontrast gegen die schmutzigen Holzgefäße, deren sich die Indianer gewöhnlich bedienen — mit einem Worte, Wiener traf hier einen Einsiedler, der über alle Hilfsmittel der Wissenschaft verfügte. Die nächsten Tage boten zunächst nur die allen Reisen dieser Art eigene Gleichförmigkeit. Man mußte den Räubern gegenüber, welche, wie man erfahren hatte, dies Land unsicher machten, sehr auf der Hut sein; diese „Montoneras“ (d. h. Francs-tireurs) suchten Lösegeld von den Reisenden und den Einwohnern zu erpressen und verübten alle Arten von Grausamkeiten. Das Leben derjenigen, welche sie überraschten, zählten sie für nichts, sie tödteten auf einen Verdacht hin. Auch Wiener suchten sie zu überfallen; einige Kugeln wurden gewechselt; doch durch den Widerstand überrascht, zogen sich die Montoneras zurück, nachdem sie zwei ihrer Gegner verwundet hatten; wüthend hierüber setzten ihnen die Begleiter Wiener's nach und es glückte ihnen, einen Anführer der Banditen zu fangen, dem man fünfundzwanzig Stockprügel gab und nachher wieder laufen ließ.

Der Weg zwischen Santo Tomas und Cajamarca gleicht allen anderen Wegen in den hohen Cordilleren; man kann einen solchen Weg nicht eigentlich malerisch nennen; die Einförmigkeit in dieser unermeßlichen Welt überrascht zuerst, doch das Auge ermüdet durch die anhaltende starre

Balsa-Floß. (Nach einer Skizze Wiener's.)

Eintönigkeit dieser unfruchtbaren Gebiete; man findet höchstens einmal einen elenden Weiler und sieht keinen Menschen, keine menschliche Wohnung mehr, bis man das Thal des Marañon erreicht, den man etwa sieben Meilen von der Stadt Celendin überschreitet.

Vor seinem Eintritt in die Ebene ist der Marañon oder Amazonas zwischen zwei gewaltigen Ketten der Cordilleren eingezwängt. Das Niedersteigen von den Bergen, welche den Strom gegen Osten begrenzen, dauert wenigstens sieben Stunden und während dieser Zeit sieht man in dem gähnenden Schlunde den Fluß, der sich zwischen zwei sandigen Ufern, deren Einförmigkeit hier und da durch eine mächtige Vegetation unterbrochen wird, wie ein Metallband hinschlängelt. Ueberraschend ist es, in verschiedener Höhe die wechselnden Pflanzenzonen zu beobachten, in denen die Gewächse einander folgen, wie wenn man aus den nördlichsten Theilen Schwedens nach dem Centrum von Afrika versetzt würde; auf der Hälfte des Abhanges angekommen, kann man mit einem guten Fernglase auf der gegenüberliegenden Cordillere die gleiche Erscheinung beobachten und bewundern. Gegen drei Uhr Nachmittags kam man auf zickzackförmigen Wegen, die bald zwischen Kaktuspflanzen hinliefen, bald sich um eigenthümlich geformte Felsblöcke schlängelten, auf dem Boden der Schlucht an. Das Wasser des Marañon war sehr niedrig, gleichmäßig geneigte Sandbänke dehnten sich an beiden Ufern ungeheuer weit aus. Eine zahllose Menge großer und kleiner Rollsteine, sowie grobkörniger Kies zeugen von der Gewalt des Stromes in der Regenzeit. An einer Stelle erweitert sich das Thal bis zu einer Breite von etwa drei viertel Weg-

stunden und an dieser Stelle liegt auf dem rechten Ufer der Weiler Balsa, auf dem linken Ufer gegenüber eine Zuckerplantage, die den gleichen Namen führt. Eine barfüßige Dorfautorität erschien hier, mit einem ungeheuren Stocke in der Hand, um Wiener seinen Paß abzufordern. Der Name Balsa ist einer Holzart entlehnt, von der man Flöße macht. Der Uebergang von einem Ufer zum anderen findet in der einfachsten Weise statt, die man sich nur vorstellen kann; Balken von Balsaholz werden an einem Ende an einander befestigt, an dem anderen Ende durch dazwischen gefügte Hölzer fächerförmig aus einander gehalten; auf diesen gebrechlichen Fahrzeugen wagen sich etwa zehn Personen in den starken Strom des Marañon; drei Flößer handhaben lange Stangen, um das Fahrzeug zu steuern. Während der Regenzeit werden auch die Lastthiere in dieser Weise übergesetzt, in der trockenen Jahreszeit führt man dieselben durch eine Fuhrt.

Am nächsten Morgen früh wurde die Reise fortgesetzt und um zwei Uhr erreichte man die kleine Stadt Selendin. In der Mitte der Dorfstraße befindet sich die malerische Ruine einer von den Spaniern auf dem alten Kirchhofe erbauten Kirche. Die neue Kirche, die viel weniger hübsch ist, steht auf einem übermäßig großen Platze und ist von Häusern umgeben; ein trauriger Ort übrigens dieses Selendin trotz seiner breiten Straßen, seines herrlichen Klimas und der prächtigen grünen Ebene, in der es liegt. Am folgenden Tage schon brach Wiener nach Cajamarca auf und gelangte an demselben Tage dorthin, an welchem er, fünf Jahre früher, die Stadt verlassen hatte. Die letzten zweiundfunfzig Lieues nach der Küste legte er in eben so

Trümmer der Kirche von Selendin. (Nach einer Skizze Wiener's.)

viel Stunden zurück, was mit Rücksicht auf die Verhältnisse eine sehr große Geschwindigkeit genannt werden darf; am darauf folgenden Tage brach er von Ascope auf und erreichte mit der Eisenbahn in zwei Stunden Trujillo. Hier wurde er von den chilenischen Officieren sehr freundlich empfangen, Festlichkeiten zu seiner Ehre veranstaltet und ihm große Aufmerksamkeit erwiesen: man verschaffte ihm die Gelegenheit, auf einem Transportschiff die kleinen Stationen an der Nordküste von Peru zu besuchen und so Pacasmayo, Eten, Lambayeque, Tereñafe, Sechura, Payta und Piura kennen zu lernen. Alle diese kleinen Orte, die sich auf Sandflächen erheben, sehen einander sehr ähnlich; überall sieht man niedrige Häuser, flache Dächer, Wände aus Luftziegeln oder mit Lehm bedecktem Rohr; weiße, verfallene Façaden und Kirchen mit platten Kuppeln. Die größtentheils schwarzen Bewohner sind mürrisch und sorglos.

Nach neunzehn Monaten kehrte Wiener nach Guayaquil zurück, nachdem er während dieser langen Zeit beinahe ganz ohne Nachrichten von seiner Familie und seinen Bekannten geblieben war; er fand ungefähr zweihundert Briefe vor und vernahm, daß Herr von Günzburg, den er von den Huambizas am Morona ermordet glaubte, sich sehr wohl befand und ruhig in Paris lebte, während er etwa dreitausend Wegstunden zurückgelegt hatte, um eine Spur von demselben zu finden. Eine Familiennachricht, die Herrn von Günzburg erreicht hatte, als er im Begriff gewesen war, vom Rio Bamba nach dem Morona aufzubrechen, hatte ihn veranlaßt, alle weiteren Pläne aufzugeben und nach Europa zurückzukehren. Dieser Zufall war also die Veranlassung, daß Wiener die von jenem geplante Reise zur Ausführung brachte und viel weiter ausdehnte; die Untersuchung von acht weiteren Flüssen und das Studium der Verhältnisse der durchwanderten Gegend hatten beinahe zwei Jahre gedauert.

Haiti.

Von E. Metzger.

III. Vaudouxverehrung und Kannibalismus.

(Zweite Hälfte.)

Am 27. December 1863 lud Jeanne ihre Schwester, die Mutter von Claircine, ein, sie nach Port au Prince zu begleiten und das Kind, ein Mädchen von zwölf Jahren, blieb mit Congo zu Hause; sofort, nachdem die Mutter weggegangen, wurde Claircine zum Hause Julien's und von da zu Floréal gebracht, wo man sie band und unter dem Altar eines benachbarten Tempels versteckte. Die Mutter, welche am Abend nach Hause kam, forschte nach dem Kinde; man sagte ihr, es habe sich verlaufen, worauf sie einen Papaloi um Auskunft bat. Der sagte ihr, der Maitre d'Eau, der Wassergeist, habe ihre Tochter entführt, werde sie jedoch in Kurzem wieder zurückgeben. Die Mutter glaubte das oder schien es wenigstens zu glauben und zündete auf Anrathen des Vaudouxpriesters auf dem Altar der Jungfrau Maria einige Kerzen an, auf daß ihr Sprößling bald zurückkehre.

Am Abend des 31. December versammelte sich eine zahlreiche Gesellschaft im Hause Jeanne's, um die Ankunft des Kindes zu erwarten, welches vier Tage lang gebunden unter dem Altar gelegen hatte. Als die Henker in den Tempel kamen, um sie zu holen, ahnte die Kleine das ihr bestimmte Loos und stieß einen durchdringenden Schrei aus, der bald unterdrückt wurde; man knebelte und band sie und trug sie zu Jeanne's Haus, wo Vorbereitungen für das Menschenopfer gemacht wurden. Sie wurde auf die Erde geworfen, ihre Tante hielt ihre Hände, der Papaloi drückte ihre Kehle zu, die Anderen hielten ihre Füße; ihr Widerstand war bald besiegt, da Floréal sie würgte. Darauf gab Jeanne ihm ein großes Messer, mit welchem er den Kopf Claircine's abschnitt; das Blut wurde in einem Kruge aufgefangen, dann soll Floréal die Haut mit einem Instrument gelöst haben. Nachdem man dieselbe dem Opfer abgezogen hatte, wurde das Fleisch von den Knochen geschnitten und in große hölzerne Schüsseln gelegt, Eingeweide und Haut wurden in der Nähe des Dorfes vergraben; dann ging man nach dem Hause Floréals, wohin man die Ueberreste des Opfers mitnahm. Bei ihrer Ankunft setzte Jeanne eine kleine Schelle in Bewegung, man bildete eine Procession, das Haupt der Gemordeten wurde ihr vorangetragen und ein religiöses Lied gesungen; hierauf wurden alle Vorbereitungen zu einer Festlichkeit getroffen. Durch den Lärm waren eine Frau und ein Kind, welche in einer anstoßenden Kammer schliefen, erweckt worden; neugierig spähten sie durch einige Ritzen in der Wand und sahen alles, was vorging. Jeanne kochte das Fleisch mit Congobohnen, die klein und ziemlich bitter sind, während Floréal den Kopf mit Yams in einen Topf that, um daraus Suppe zu bereiten. Während die Anderen in der Küche beschäftigt waren, schnitt eine Frau, Roséide Sumera, welche ihren Heißhunger nicht bändigen konnte — sie hat es später in öffentlicher Gerichtssitzung bekannt — ein Stück Fleisch von der Hand des Opfers ab und aß es roh. Nachdem das Essen gar war, wurden die Portionen unter die Anwesenden vertheilt, ebenso die Suppe, welche mit Begierde geschlürft wurde. Die Nacht wurde unter Essen, Trinken und Ausschweifungen verbracht. Am Morgen wurden die Reste des Mahls aufgewärmt und die beiden Zeugen zur Theilnahme an denselben aufgefordert; die junge Frau kam dieser Einladung nach; das Mädchen weigerte sich es zu thun. Doch hiermit war die Begierde der Kannibalen noch nicht gesättigt; der Priester ließ nun das junge Mädchen, welches in der Nacht die Vorgänge bespäht hatte, binden und in den Tempel bringen, um sie am Drei-Königstage zu opfern. Es ergab sich, daß sie zu diesem Zweck in das Haus, wo das schaurige Mahl gehalten wurde, gelockt worden und unter Obhut der jungen Frau gestellt worden war. Glücklicherweise für das zweite Opfer war durch die Nachforschungen, welche Claircine's Mutter angestellt hatte, und das Verschwinden eines zweiten Kindes die Aufmerksamkeit eines Polizeibeamten erregt worden; Nachforschungen wurden angestellt; den frisch gekochten Schädel des ermordeten Mädchens fand man im Gebüsch neben Floréal's Hause und auch das gebundene unter dem Altar versteckte Kind sowie die Ueberreste Claircine's wurden entdeckt. Vierzehn Personen wurden festgenommen, gegen acht derselben waren die Beweise stark genug, um sie vor Gericht zu stellen. Die Gerichtssitzung fing am 4. Februar 1864 an und dauerte zwei Tage. Acht Personen, vier Frauen, vier Männer vom gewöhnlichen haitischen Typus, wurden vor die Schranken geführt. Einige von ihnen hatten im Dienste von Ausländern gestanden, andere waren Gärtner oder Waschfrauen. Die Gefangenen wurden, wie unser Autor, der natürlich die Gelegenheit benutzt, um sich für das englische Verfahren auszusprechen, bemerkt, mit allerlei Fragen gequält und eingeschüchtert, um das, was sie in der Voruntersuchung ausgesagt hatten, in öffentlicher Gerichtssitzung zu bestätigen. „Ja", rief die jüngste der angeklagten Frauen dem öffentlichen Ankläger zu, „ja, ich habe gestanden, was Sie sagen, aber erinnern Sie sich, wie grausam ich geschlagen wurde, ehe ich ein Wort sagte." Wirklich hatten anfänglich die Gefangenen jede Antwort verweigert, weil sie auf den Schutz der Vaudoux rechneten, und man hatte häufigen Gebrauch von der Keule der Wächter gemacht, um ihnen diesen Glauben auszutreiben und ihre Zunge zu lösen. Uebrigens sind in Haiti wohl schon weniger gegründete Geständnisse durch Martern erzwungen worden, als in dieser Sache der Fall war; auf dem Tische vor dem Richter lag der Schädel Claircine's, in einem Kruge befand sich der Rest der Suppe, die Knochen lagen da und die Aussagen der Zeugen waren zu genau und umständlich, um irgend welchem Zweifel an der Wahrheit des Geständnisses Raum zu geben. Die wichtigste Zeugin war das junge Mädchen, welches die Ceremonie mit angesehen hatte und zum zweiten Opfer bestimmt war. Der Richter rief es an seine Seite und forderte es auf, die Vorgänge, die es mit angesehen, zu erzählen; aber mit entsetztem Blick fuhr

es auf und brach in Thränen aus, denn die Gefangenen hatten es durch teuflische Grimassen zu erschrecken gesucht. Der Richter (dem wegen der geschickten und würdigen Leitung der Verhandlung hohes Lob gespendet wird) rief die Kleine zu sich, und seiner Freundlichkeit gelang es, sie zu beruhigen; sie erzählte die Geschichte mit allen schrecklichen Einzelheiten, dann aber verließen sie die Kräfte, so daß sie nicht im Stande war, weitere Fragen zu beantworten und man sie aus der Sitzung entfernen mußte.

Hierauf folgte die Aussage der jungen Frau, welche am Morgen nach dem Feste sich am Mahle betheiligt hatte, die Erklärung der Mutter des Opfers und andere Zeugen, und endlich auch machte eine der Angeklagten, in der Hoffnung Gnade zu erwerben, die umfassendsten Mittheilungen. Jeanne hatte während der Sitzung ihre vollkommene Ruhe bewahrt, am Schluß bat sie um Gnade: sie habe nur gethan, was ihre Mutter sie gelehrt habe; es sei die Religion ihrer Voreltern. Warum sie doch getödtet werden solle? Sie habe nur den alten Gewohnheiten nachgelebt.

Alle acht Angeklagten wurden zum Tode verurtheilt und die Strafe wurde am 13. Februar, einem Markttage, vollzogen. Alle, in weiß gekleidet (wie die Vatermörder), wurden zur Richtstätte geführt, wo die umfassendsten Vorkehrungen gegen etwaige Befreiungsversuche (mit denen man gedroht hatte) getroffen waren; alle starben muthig, ohne Zittern, ohne Schmerzensschrei; eine der Frauen, die noch nicht todt war, winkte den Soldaten näher zu treten, ergriff einen Musketenlauf und setzte sich selbst die Mündung auf die Brust. Trotzdem starke Wachen aufgestellt waren, wurden einige der Körper in der nächsten Nacht gestohlen.

Geffrard hatte sich in dieser Sache energisch geweigert, Gnade zu gewähren, trotzdem er sehr wohl wußte, daß er dies auf Kosten seiner Popularität thue. Es glückte ihm, die Vaudoux etwas vorsichtiger zu machen; aber unter seinen Nachfolgern erhob die Secte ihr Haupt wieder, und jetzt scheint man solche Sachen nicht sehen zu wollen, ja ein gegen die Vaudoux-Verehrung erlassenes Dekret ist wieder zurückgenommen worden.

Wir können hier nicht weiter auf diese Art des Kannibalismus eingehen — das Buch Spenser St. John's enthält zahlreiche Beispiele —, sondern müssen eine andere, wo möglich noch abscheulichere erwähnen: die reine Menschenschlächterei als Handelsgeschäft.

Daß ein solcher Handel mit (nicht lebendigem) Menschenfleisch auf der Küste von Afrika vorkommt, ist bekannt[1]), und auch diese Gewohnheit hat man nach Haiti verpflanzt. Eine Dame, die Wittwe eines Missionars, hatte nach dem Tode ihres Gatten wegen des Aufstandes, der in der Umgegend tobte, im Inneren der Insel sich aufhalten müssen; sie erklärte, daß nicht nur fortwährend Menschenopfer gebracht wurden, sondern daß man auch Menschenfleisch öffentlich verkaufte; ähnliche Sachen kamen auch unter Soulouque's Regierung vor und sind so gut verbürgt, daß kein Grund besteht, an den eben erwähnten Mittheilungen zu zweifeln. Ein angesehener französischer Kaufmann sah, daß Polizeisoldaten, welche einen Gefangenen eskortirten, denselben mit ihren Keulen stark mißhandelten. Er fragte nach dem Grunde; statt aller Antwort hießen sie ihren Gefangenen den Korb, den er trug, öffnen und er sah nun den kunstgerecht zerlegten Körper eines Kindes. Ein sehr angesehener Bürger aus Haiti erzählte unserem Autor folgende Geschichte aus der Zeit der Regierung Soulouque's. Einer seiner Bekannten war mit seiner Frau auf dem Lande; sie wurde unwohl und beide bestiegen ihre Pferde, um nach der Stadt zurückzukehren. Bei Sonnenuntergang brach ein furchtbarer Sturm los, der sie zwang, in einer nahen Hütte ein Obdach zu suchen, wo sie zwei Männer und eine Frau antrafen. Das Unwohlsein der Reisenden steigerte sich, ihr Mann entschloß sich, Hilfe herbeizuschaffen, doch es dauerte lange, ehe er zurück kam. Er traf seine Frau nicht mehr in der Hütte und die Bewohner, die er befragte, erklärten: unruhig über seine lange Abwesenheit habe sie sich auf den Weg gemacht. Er sagte kein Wort weiter, sondern begab sich nach der nächsten Polizeistation, deren Mannschaft er um Beistand bat; die Hütte wurde umzingelt, die Bewohner arretirt und das Haus durchsucht; in einem Schuppen fand man in einem Faß den zerstückelten, schon mit einer dicken Salzlage bedeckten Körper der Frau. In einem der Lokalblätter las Spenser St. John folgende Geschichte: In Jacquet an der Südküste lag eine alte Frau, eine Hebamme, auf dem Todtenbett; die Nachbarn umstanden sie und verwunderten sich über den langen Kampf, die Alte schien nicht sterben zu können. Endlich sagte sie: „Ich kann nicht ruhig heimgehen; stellt mein Bett zur Seite und grabt nach." Das that man und fand eine große Zahl kleiner Skelette, welche, wie die Alte sagte, die Ueberreste von Kindern waren, die sie gegessen hatte. Daß solche Greuel bis in die letzte Zeit vorkommen, haben wir schon in der Einleitung erwähnt. Die loups garrous, die Werwölfe, vor denen die Haitier eine abergläubische Furcht haben, entpuppen sich häufig als alte Neger, die Kinder stehlen — gewöhnlich nur Kinder von Einheimischen, doch kommen auch Fälle vor, daß Kinder von Weißen angegriffen werden. Gegenüber solchen Verbrechen erscheinen andere, unter denen namentlich der Giftmord eine große Rolle spielt, relativ klein; häufig aber kommen Vergiftungen auch im Interesse des Kannibalismus vor. Eine Dame hörte, daß ein Kind in ihrer Nachbarschaft krank war; sie ging hin, sich von seinem Zustande zu überzeugen, und fand es betäubt in seiner Mutter Schoß. In der Dame erhob sich ein Verdacht, sie befragte die Mutter eindringlich, erhielt jedoch nur ungenügende Antworten, weshalb sie sich entschloß, die weiteren Vorgänge genau zu beobachten. Am Abend sprach sie wieder vor, das Kind war todt. Sie bestand darauf, die Leiche zu sehen und beobachtete, daß, obwohl Herzschlag und Athembewegung nicht zu bemerken waren, das Kind nicht das Aussehen einer Leiche hatte; eine Aeußerung, die sie in dieser Beziehung machte, wurde von den Umstehenden zurückgewiesen; „ja, es ist todt", hieß es. Am anderen Tage, als die Dame mit ihrem Mann zurückkehrte, war das Kind begraben; sie ließen das Grab öffnen und fanden den Sarg ohne Leiche. Durch solche Mittel sollen die Papalois sich oft Opfer verschaffen, die sie nämlich durch ein Gift scheintodt machen, um hinterher den Körper für ihre Zwecke aus dem Grabe zu rauben.

Man hört häufig auf Haiti die Bemerkung „Li gagné chagrin", welche manchmal sich auf eine bekannte Ursache bezieht, öfter aber auf eine unbestimmte „Anämie des Geistes" angewendet wird, auf eine Person, die theilnahmlos sich weder um ihre Umgebung noch um sich selbst zu kümmern scheint. Wenn man fragt, was mit dem Patienten geschehen sei, wird man gewöhnlich hören, daß die Umgebung es nicht weiß; inquirirt man aber unter vier Augen schärfer, so folgt wahrscheinlich die Antwort, daß der Betreffende Wanga — ein allgemeiner Name für Gift, Liebestränke und Zaubermittel — bekommen hat.

Die Anzahl der auf der Insel vorkommenden Giftpflanzen ist sehr groß und es ist ganz gewiß, daß die Papalois in ihrer Praxis einen ausgedehnten Gebrauch von

[1]) Siehe Hutchinson's Aufsatz in Transactions of the Ethnological Society. Neue Folge. I, 338.

denselben machen. In französischen botanischen Werken sind Angaben über diese Pflanzen veröffentlicht und ein weiteres Studium derselben würde mit Rücksicht auf ihre Wirkung gewiß Empfehlung verdienen. Warum sollen die Papalois nicht ebensowohl die Wirkung der Pflanzen von Haiti kennen, als die Indianer von Peru und Bolivia mit der specifischen Wirkung der Cinchonarinde und der Cocablätter bekannt sind?

Skizzen aus Algerien.

Von W. Kobelt.

4. Konstantine.

Wenige Städte haben eine so eigenthümliche Lage, wie die alte Herrenstadt des östlichen Algeriens, und wenige sind so verschiedenartig und vielfach so unrichtig geschildert worden. Ein Adlerhorst auf schwindelnder Höhe, eine in den Aether hinausgeschobene Halbinsel, eine Säule sogar, die man, um das Umfallen zu verhüten, durch ein schmales Landband an das feste Gebirge befestigt hat, das sind die gewöhnlichen Ausdrücke, durch welche enthusiastische Touristen die Situation von Konstantine zu verdeutlichen streben. Sie haben eine gewisse Berechtigung, wenn man die Stadt von den ihr nördlich gegenüberliegenden Hügeln jenseits des Rummelthales betrachtet, denn dann sieht man vor sich eine ungeheure Felsenmasse, senkrecht wohl 1000 Fuß aufragend, am Rande von den Mauern der Kasbah gekrönt, dem einzigen Theile der Stadt, den man sieht; aber zur Linken geht diese Felsenmasse ganz unmerklich über in die hohen aufsteigenden Lehmhügel von Koudiat Ati, zur Rechten wird sie von der ebenfalls beträchtlich höheren Felsmasse von Sidi Mecid allerdings durch den tiefen Spalt des Rummel geschieden, aber dieser ist so schmal und das Auge dringt so wenig tief in ihn hinein, daß er die Einheit der Felsenmasse nur unmerklich unterbricht und auch von hier aus die Stadt auf einem Felsenplateau gelegen erscheint, das an beiden Seiten von höheren Bergen flankirt wird. Kommt man von Süden, den Rummel herunter, so ist dieser Eindruck noch viel auffallender, denn hier ist der Felsen viel niedriger; kommt man mit der Bahn, so erscheint die Stadt auf einer ansteigenden Hochebene in gleicher Höhe gelegen und erst, wenn man unmittelbar an der Rummelschlucht steht, erkennt man die grausige Tiefe, welche die Stadt von den Höhen von Sidi Mecid trennt.

Konstantine liegt auf einer der Kalkmassen, wie sie, der Kreidezeit angehörig, im westlichen Nordafrika so zahlreich sind. Ihre Schichten fallen stets nach Süden ein und brechen in Folge der Wegspülung der leichter verwitternden Schiefer oder Mergel nach Norden wie nach Süden steil ab; ein grün bewachsener Schuttkegel reicht meist bis zu beträchtlicher Höhe an ihnen empor; die Nordseite ist dem Fallen der Schichten entsprechend beträchtlich höher als die Südseite. Das Gestein ist nur selten gleichmäßig, weichere Schichten und Adern ziehen sich hindurch, für den Schneckensammler leicht zu erkennen, denn an ihnen macht er stets eine reichere Ausbeute, als an den marmorartig harten Partien. Hier legt sich die Kalkmasse gerade quer vor das Thal des Rummel, die Bergmassen des Dschebel Uasch und des Schettaba verbindend, und sperrt den Wassern, die von der Hochebene kommen, den Ausgang. Ein See mußte sich hier bilden, dessen Wasser immer höher stieg, bis es an einer Einsenkung zwischen dem Dschebel Mecid und dem Felsen, der die Kasbah trägt, einen Ausweg fand und als mächtige Kaskade über den Nordrand des Felsriegels hinabstürzte. Das ist schon lange her, denn in den Schichten, welche dieser See absetzte, finden sich nur Landschneckenarten, die mit der heutigen algerischen und europäischen Schneckenfauna nichts gemein haben und deren nächste Verwandten heute anscheinend in Westindien leben. Sie gehören vermuthlich dem Ende der miocänen oder dem Anfang der pliocänen, jedenfalls aber der tertiären Epoche an und sind älter, als die jüngeren Tertiärschichten der Sahara, welche dem französischen sogenannten Saint-Prestien entsprechen. Schon damals begann natürlich die Kaskade in den Felsen einzuschneiden. Vielleicht traf sie hier auf eine weichere Schicht, vielleicht sogar auf Höhlenbildungen, welche ihr die Arbeit erleichterten, kurzum, sie sägte den Felsen nach und nach so tief durch, daß die Gewässer des Sees ablaufen konnten und die schaurige Schlucht entstand, welche heute die Stadt vom Bahnhofe trennt.

Eine ganz ähnliche Bildung können wir in dem andalusischen Ronda beobachten. Auch diese Stadt liegt, wenn man das Thal heraufkommt, auf einem 1000 Fuß tief senkrecht abstürzenden Felsen, der durch eine schmale Kluft, den Tajo di Ronda, gespalten ist, aber von der anderen Seite betritt man die Stadt zu ebener Erde, auf einer Hochebene hingehend, welche der wasserreiche Guadalvin friedlich durchfließt. Erst in der Stadt stürzt der Fluß in schäumender Kaskade durch den engen Spalt, den er selbst in den Konglomeratfelsen gegraben, hinunter, großartiger noch als der Rummel, denn das Auge kann mit einem Blick die schäumende Wassermasse vom Beginn des Tajo bis hinunter zum letzten hohen Wasserfall am Ausgange überschauen. Der Unterschied von Konstantine liegt nur darin, daß die Hochebene von Ronda in ihrer geologischen Beschaffenheit gleichmäßiger ist, als das nordafrikanische Hochplateau, und sich darum kein Seebecken hinter dem hemmenden Riegel bildete. Vielleicht ist auch die Rummelschlucht älter, als der Tajo di Ronda, oder ist das Gestein an dem letzteren widerstandsfähiger; jedenfalls wird mit der Zeit der Guadalvin sich auch noch tiefer einfressen und dann die Lage von Ronda der von Konstantine noch ähnlicher werden.

Aus Vorstehendem geht auch hervor, daß Konstantine als uneinnehmbare Festung nur gelten konnte, so lange keine Artillerie ins Spiel kam; damals war die Stadt freilich von drei Seiten völlig sturmfrei und die schmale Landverbindung nach Kudiat Ati hin leicht zu vertheidigen. Trotzdem ist sie häufig genug eingenommen worden; seit der Erfindung des Schießpulvers aber ist die von drei Seiten her aus nächster Nähe von überragenden Höhen

beherrschte Stadt absolut unhaltbar geworden, und nur dem mohammedanischen Fanatismus konnte es eigentlich einfallen, sie gegen einen mit überlegener Artillerie versehenen Feind, welcher die Anhöhen von Kudiat Ati und Mansurah besetzt hatte, zu vertheidigen. Jetzt freilich, wo diese beiden Höhen sowie Sidi Mecid von Festungswerken gekrönt werden, bietet Konstantine wieder eine ganz respektabel feste Position, die nur durch eine langwierige reguläre Belagerung genommen werden könnte.

Ein prächtiger Blick bietet sich dem Besucher Konstantines von der Brücke aus, welche dicht neben der Stelle des altrömischen Steinbaues, der, von den Arabern unvollkommen restaurirt, in 1857 zusammenbrach, die Ufer der Schlucht verbindet. Zwischen den beiden gewaltigen Felsenpfeilern am Ausgange hinaus sieht man hinab in das mit grünen Baummassen erfüllte Rummelthal und darüber hinweg über das Hügelland bis zum Col des Oliviers, ein wunderbarer Gegensatz zu den nackten weißgrauen Felsen ringsum. Schaut man aber über die Brüstung hinunter, so sieht man mit Erstaunen in geringer Tiefe unter sich grünen Rasenboden, eine der natürlichen Brücken, welche die Rummelschlucht nach ihrem Ausgange zu überspannen, entweder Reste eines früheren Höhlendaches, oder auch festere Schichten, unter denen schwächere hinweg gespült wurden, ehe das Wasser ihr hartes Gestein hatte durchsägen können. Auf der anderen Seite der Brücke dagegen taucht der Blick bis hinunter in die trüben Wasser des Rummel — falls solche noch vorhanden — gegen sechshundert Fuß tief und kann weithin der Schlucht folgen, deren Rand entlang die Lohgerber Konstantines ihr übelriechendes Handwerk treiben und die bunten Geier unaufhörlich und ruhelos auf und ab fliegen. Auch hier erkennt man, daß das Wasser nicht immer gleichmäßig auf den Felsen gewirkt hat; ein schmaler Absatz zieht sich wohl in der Hälfte der Tiefe an beiden Seiten der Schlucht entlang und der tiefere Theil ist kaum halb so breit wie der obere. Von einem „nächtlichen Dunkel, an welches das Auge sich erst gewöhnen muß und in welchem Eulen umherflattern“, wie das einer der neuesten deutschen Schriftsteller über Algerien hier beobachtet hat, ist in einer von Norden nach Süden laufenden Schlucht selbstverständlich keine Rede.

Wer nur kurze Zeit auf Konstantine zu verwenden hat, der kann in einer einzigen halbtägigen Exkursion die Stadt von allen Seiten betrachten. Man wendet sich von der Brücke aus links bergan, dem mächtigen Bauwerke zu, das als Collège franco-arabe errichtet worden ist, aber bei dem Mangel arabischer Schüler eben als Hospital dient. Die ganze Mulde zwischen den Höhen von Mansurah und Sidi Mecid ist mit einem erst seit wenigen Jahren angepflanzten Walde erfüllt, der auch nach beiden Seiten die Höhe hinaufklettert; im Schatten der schon ziemlich hoch aufgeschossenen Strandkiefern kommen nun auch Eschen und Eichen gut fort; während unmittelbar daneben derselbe Felsboden zwischen den Kaktushecken vollkommen nackt ist, hat er sich im Walde schon mit einer dichten Grasdecke überzogen und liefert wieder den Beweis, wie leicht es wäre, selbst unter anscheinend ganz ungünstigen Verhältnissen, in den Mittelmeerländern wieder Wald aufzubringen. Nach kurzem Steigen steht man am steilen Absturz nach dem reizenden Thalwinkel von Sidi Mecid. Zu beiden Seiten bilden die Schichtenköpfe, ungleich abbrechend, Riesentreppen, die nach den Forts, welche die Höhen krönen, emporsteigen; auf ihren Stufen kann man zur Linken fortgehen, bis man sich urplötzlich an der scharfen Ecke sieht, wo die Rummelschlucht einschneidet. Gegenüber stürzt von der Kasbah die senkrechte Felsenwand über tausend Fuß hinab, auch unter uns ist die Tiefe nicht viel geringer, und der mächtige Dampfschlot der Moulin Lavie erscheint wie ein Spazierstock, den man dahingesteckt, nur leise tönt das Rauschen der Rummelkaskade herauf. Wer schwindelfrei ist, kann unbedenklich seinen Weg in die Schlucht hinein fortsetzen; dem Felsenbande folgend, gelangt er auf die natürlichen Brücken und findet nahe der Brücke el Kantara einen Pfad, der ihn wieder ins Freie hinaufführt.

Wer das nicht will, kehrt wieder zurück zur Einsenkung und steigt auf steilem, aber nicht unbequemem Zickzackpfade hinunter in die Mulde, welche sich hinter den Felsen schmiegt. Hier, abgeschieden von der Welt, nach allen Seiten geschützt, entspringen die warmen Quellen von Sidi Mecid, aus denen die Fürsorge des Herrn Ledoux-Drot ein reizendes Wildbad geschaffen hat. An einer ganzen Menge Punkten rieselt warmes Wasser von durchschnittlich 33° C. aus dem Felsen hervor. Die Hauptquelle hat die Stärke eines kleinen Baches und füllt ein halbkreisförmiges Bassin von 40 m Durchmesser, das, von hohen Bäumen umschattet, ein herrliches Schwimmbad bietet. Schwächere Quellen haben Grotten in dem Felsen gebildet und sind durch einige Nachhilfe in die reizendsten Badezimmerchen umgewandelt worden. Die Krone des Ganzen ist aber das Damenbadebassin. Nie habe ich ein Plätzchen gesehen, daß so den Eindruck eines Nymphenheiligthumes macht. Ein riesiger Feigenbusch, dicht an den Fuß des Felsens angedrückt, überschattet mit seinen großen glänzenden Blättern ein Becken, das, zur Hälfte in den Felsen hineingearbeitet, ganz wie eine natürliche Grotte aussieht; emporrankende Schlingpflanzen und aus den Felsspalten nickende Farrnkräuter vollenden die Täuschung und das bläulich schillernde, leicht nach Schwefel riechende Wasser ist so wunderbar klar, daß man jedes Steinchen auf dem Boden erkennt und sich erst durch Messen mit dem Stock überzeugt, daß die Tiefe vier Fuß beträgt.

Aber nur die Französinnen frequentiren dieses Bad; für die Jüdinnen und Maurinnen hat ein anderes mehr Anziehungskraft, das wenige Schritte davon ganz in dem Felsen drin liegt. Die Quelle, Burmal er Rabba genannt, steht seit uralter Zeit in dem Rufe, der Unfruchtbarkeit der Frauen, diesem gefürchtetsten Unglück im Orient, abhelfen zu können, und so kommen an mehreren Wochentagen die eingeborenen Damen aus Konstantine herab nach Sidi Mecid, schlachten vor der Thür der Grotte ein schwarzes Huhn, opfern im Inneren noch eine Wachskerze und einen Honigkuchen, nehmen ein Bad und sind dann sicher, daß ihre Wünsche bald in Erfüllung gehen. Der Gebrauch ist jedenfalls altheidnisch, wenn auch die Mohammedaner ihn an einen obskuren Heiligen, von dem Berg und Quellen jetzt den Namen tragen, knüpfen, denn solche Thieropfer sind dem Islam fremd, uralte Berbersitte [1]). Römerreste sind merkwürdiger Weise hier noch kaum gefunden worden. Von Sidi Mecid aus führt ein bequemer,

---

[1]) Hooker und Ball in ihrem köstlichen, leider in Deutschland wenig bekannten Reisebericht aus dem Atlas erzählen von den Scheluh ähnliche Gebräuche. Als Hooker gegen den Willen seines Führers zu dem Kamm des Tagherut-Passes emporstieg und sich ein schwerer Sturm erhob, schlachtete der Führer einen eigens deshalb mitgenommenen Hahn, um die erzürnten Dschin zu beschwichtigen. — Später kam in Arround ein Trupp Berberfrauen zu den Reisenden und schlachtete vor ihren Füßen einen Hammel, um ihre Fürsprache für die in Marokko gefangen gehaltenen Männer zu erflehen. Ebenso opfern nach Sabatier die freien Scheluh vom Stamme der Ait Hamid einem Flußdämon alljährlich zwei Stiere und eine Schüssel Kuskussu, damit er von ihnen das perniciöse Wechselfieber abhalte.

zum Theil in den Felsen gehauener Pfad dem steilen Absturz entlang zum Ausgange der Rummelschlucht. Der Fluß hat hier den größten Theil seines Wassers für den Mühlgraben der Moulin Lavie abgeben müssen und füllt nur noch ein paar Rinnen, von denen die größte durch eine kleine Brücke überspannt wird. Das Flußbett wird von einer horizontalen Kalkschicht gebildet, die, härter als der Rest des Felsens, dem nagenden Wasser bis jetzt siegreich widerstanden hat. Wenige Schritte weiter stürzt sie senkrecht ab und über sie tost der Rummel vielleicht fünfzig Fuß tief hinab in ein Becken, dem auch von der anderen Seite her das Wasser des Mühlgrabens als schäumende Kaskade zuströmt. In die schaurige Kluft kann man, wenn der Fluß nicht gerade ungewöhnlich wasserreich ist, bequem vordringen bis unter der ersten natürlichen Brücke hindurch; da aber dem Rummel alle die Abflüsse der Konstantiner Kloaken zufließen und alle Abfälle der Gerbereien in die Schlucht geworfen werden, ist der Spaziergang in die Schlucht hinein mehr interessant als angenehm. Gerade am Ausgange liegt zwischen Felsblöcken ein Fischerhäuschen; der Rummel gehört zu den wenigen Flüssen Algeriens, welche das ganze Jahr hindurch Wasser führen und deshalb auch Fische beherbergen. Es ist freilich nur eine nicht sonderlich wohlschmeckende Barbenart (Barbus Callensis Cuvier). Die Flußfauna Algeriens ist ja überhaupt an Fischen ungemein arm; außer dieser Barbe findet sich hier und da noch der Aal und in einem kleinen Flüßchen zwischen Stora und Collo eine eigenthümliche Forelle (Salmo macrostigma). Sonst geht nur noch der mittelmeerische Maifisch (Alosa finta Cuv.) und der gemeine Mulat (Mugil cephalus) bis zu den Katarakten der Flüsse hinauf. In der Metidscha und auch hier bei Sidi Mecid hat man auch Karpfen und Goldfische eingesetzt, aber den Aufschwung der künstlichen Fischzucht verhindern die massenhaft vorkommenden Schildkröten, welche die jungen Fischchen wegschnappen.

Viel gewaltiger, weil überraschender und ganz unvorbereitet kommend wirkt übrigens der Anblick der Rummelschlucht, wenn man von der anderen Seite her kommt. Man verläßt alsdann Konstantine durch das Thor de la Brêche, überschreitet die in einen schattigen Garten verwandelte Place Valée, auf der unter freiem Himmel das Wenige aufgestellt ist, was von dem römischen Cirta übrig blieb, und steigt durch das Village arabe ins Thal hinab, der bequemen Fahrstraße folgend, welche zu der großen Dampfmühle führt, oder auch einen steilen Richtpfad einschlagend. An dem Fuße des Felsens hin zieht ein oft in ihn hineingearbeiteter Steig, vorbei an dem Tunnel, durch welchen der Mühlgraben hindurchgeleitet ist; dann durchschreitet man auch einen kurzen Tunnel, und wenn man heraustritt, steht man ganz unerwartet zwischen den beiden Riesenpfeilern, die den Ausgang der Rummelschlucht einfassen, ein großartiger, überwältigender Anblick. — Von Sidi Mecid aus kann man dafür einen anderen Heimweg einschlagen, der allerdings weit umführt, aber dafür manchen Genuß gewährt, indem man nämlich dem obersten Bewässerungskanale folgt, welcher das Rummelwasser den Gärten an seinen Thalseiten zuführt. Es ist freilich nur ein schmaler, ziemlich beschwerlicher Pfad, aber nur von ihm aus erscheint der Felsen von Konstantine in seiner vollen Majestät, bis zur Sohle hinab gespalten von der Rummelschlucht. Eine üppige Masse von Grün erfüllt den Thalkessel, aber man schreitet gerade an ihrem Rande hin und kann sich, wenn irgendwo, davon überzeugen, welche Rolle das Wasser in diesen Ländern des Südens spielt; unterhalb des Grabens ein geschlossener Wald von Obstbäumen, von Reben durchrankt, die oft mehr Blüthengescheine als Blätter zu tragen scheinen, unter den Baumkronen reiche Gemüsegärten, über dem Graben dürre, steinige Felder, auf denen nur in feuchteren Jahren kümmerliches Getreide gedeiht. Vielleicht wird man sich in der Zukunft einmal entschließen, den Rummel höher oben, am Eintritt in die Schlucht, aufzustauen und durch die Felsen hin zu leiten, dann würden auch diese sterilen Hänge sich in wenigen Jahren mit prangenden Gärten bedecken.

Ziemlich anderthalb Stunden lang muß man dem Außenrande der Gärten entlang gehen, bis sich endlich ein Pfad nach dem Thale senkt; in Pont d'Aumale erreicht man die Chaussee, überschreitet auf einer schönen Brücke den Rummel und kann dann auf bequemer Straße zur Stadt hinaufsteigen. Die Entfernung beträgt aber immerhin noch drei Kilometer, und man bekommt hier einen rechten Begriff davon, wie hoch Konstantine eigentlich liegt.

Die Stadt selbst bietet außer ihrer Lage nicht sonderlich viel Interessantes. Das Leben ist freilich viel fremdartiger und eigenthümlicher als in Algier, oder gar in dem fast ganz europäisirten Oran, aber die zahlreichen Araber, die man auf der Straße sieht, sind meistens schmutzig und verkommen und die eingeborene Bevölkerung ist auch hier entschieden im Rückgange begriffen. Konstantine hatte noch lange nach der französischen Eroberung eine bedeutende Industrie; seine Gerbereien und seine Lederwaarenfabrikation sind auch heute noch nicht ganz unbedeutend, aber umsonst sieht man sich in den Bazaren nach Eigenthümlichem und Originellem um, nur europäischer Schund macht sich breit. Aber an den alten Sitten und Gebräuchen hält man hier noch streng fest, und da die Eingeborenen in der Ueberzahl sind, sieht man davon auch noch mehr auf der Straße als in Algier. Hochzeiten und Leichenbegängnisse werden noch mit dem alterthümlichen Pomp vollzogen, und die Frauen, die hier blaue Ueberwürfe und gelbe oder blaue Schleier tragen, verhüllen sich viel sorgsamer und erscheinen viel seltener auf der Straße, wie die Moresken in Algier. Auch die Juden halten hier noch zäher an der alten Tracht fest; die Frauen tragen ein spitzes Sammetmützchen auf dem Kopfe und die Arme bloß bis zur Schulter. Am interessantesten ist noch der Gemüsemarkt, zu welchem die Kolonisten und die Eingeborenen der Umgebung ihre Produkte bringen, doch ist auch hier im Mai nicht viel Auswahl; Orangen und Mandarinen waren hier oben schon vorbei — in Bougie hatten wir wenige Tage früher noch ganz köstliche bekommen, aber sie vertragen um diese Zeit den Transport nicht mehr —, die japanesischen Mispeln waren noch herzlich sauer, von Kirschen kamen eben die ersten auf den Markt, an Stäbchen gebunden, wie bei uns auch, und so waren wir für's Dessert im Wesentlichen auf die unreifen Mandeln und auf die hier in großen Quantitäten zu Markte kommenden Erdbeeren beschränkt.

Konstantine hat durch die hier mündenden Eisenbahnen von Bona-Guelma, von Batna, von Setif und von Philippeville her eine bedeutende Wichtigkeit als Verkehrscentrum erlangt; aber trotz dieser günstigen Lage und der Fruchtbarkeit des Rummelthals hat mir die Stadt nicht den Eindruck gemacht, als sei sie in besonderem Aufschwunge begriffen und auch von der Umgebung kann ich das nicht sagen. Die zwei oder drei Ortschaften unmittelbar oberhalb ausgenommen, welche aus der Quelle des Bu Merzug bewässert werden, zeigen die neuen Kolonistendörfer durchaus kein besonders fröhliches Gedeihen und viele können, ohne ihnen Unrecht zu thun, mit den Potemkin'schen Dörfern in der südrussischen Steppe auf eine Linie gestellt werden, denn ihre Häuser haben durchaus keinen anderen

Zweck, als die Regierung zu täuschen, bis der Kolonist seine definitiven Besitztitel erhalten hat und das erschlichene Land verkaufen kann. Den Ackerbau besorgen immer noch, wie früher auch, die Eingeborenen als Khrammès, Pächter gegen einen Antheil am Ertrag; die Herren Kolonisten widmen sich mehr dem Absynth und schimpfen in allen Tonarten über die Regierung, die nicht genug für Algerien thut. Wie die Sachen jetzt liegen, dürfte Bona möglicher Weise schon bald die jetzige Provinzialhauptstadt überflügeln.

Die Goldgruben an der chinesisch-russischen Grenze.

Ueber die reichen Goldlager am rechten (chinesischen) Ufer des Amur schreibt ein „Augenzeuge“ an die Zeitung „Sibir“ (1885, Nr. 5) wie folgt: Die Goldwäscherei „der freien Arbeiter“ oder, wie einige sie nennen, „Neu-Kalifornien“, befindet sich am Flüßchen Sheltuga ca. 15 Werst (1 Werst = 1,067 km) oberhalb der Mündung des Flüßchens in den Amur und hat eine Ausdehnung von etwa 6 Werst. Das kleine, von rechts, d. h. von Süden her in den Amur fallende Flüßchen Sheltuga ist an der Mündung recht breit; seine Länge ist nur gering und beträgt etwa 25 Werst; die Breite des Flußbeckens dort, wo Gold gewaschen wird, ist etwas über 2 Sashen (4,2 m). Goldhaltiger Sand findet sich noch 5 Werst weiter über den Arbeitsplatz hinaus an einem bis 100 Sashen (210 m) breiten Platze. Von der russischen Amurstation Amasar und der Station Ignaschina führen leidliche Wege dorthin; die Entfernung bis Amasar beträgt 20, bis Ignaschina 35 Werst.

„Als ich — schreibt der Berichterstatter — in die Nähe der Goldwäscherei kam, rechnete ich darauf, betrunkenen und lärmenden Arbeitern zu begegnen; allein als ich Abends in der Goldwäscherei eintraf, waren die Tagesarbeiten schon beendigt und ich war von der großen daselbst herrschenden Stille auffallend überrascht. Ich schrieb diese Erscheinung dem Umstande zu, daß wahrscheinlich kein Branntwein vorhanden sei, allein ich täuschte mich: in dem Gebäude der Arbeiterverbindung Chlebnikow sah ich große, flache Flaschen und auch ein Faß, alles gefüllt mit Branntwein. Ich erfuhr auch, daß überall Branntwein reichlich vorhanden sei, daß es aber keinerlei Unordnungen gäbe, weil derartige Ausschreitungen durch das Statut der freien Arbeiter streng geahndet würden: die Regeln des Statuts werden von allen pünktlich beobachtet. Für jede Störung der allgemeinen Ruhe oder des Friedens wird eine Körperstrafe verhängt, und daß es hiermit ernst gemeint wird, mögen folgende zwei Fälle beweisen. Der Bevollmächtigte einer soliden Firma aus Blagoweschtschensk wurde für einen Revolverschuß mit 200 Ruthenstreichen bestraft. Ein anderes Subjekt, welches an die Chinesen in betrügerischer Weise Gold verkauft hatte, wurde sofort gebunden und von einigen Mitarbeitern recht streng gezüchtigt; freilich erhielten die letzteren für die willkürlich verschärfte Strafe von dem Vorstande der Arbeiter einen Verweis, aber der Spitzbube wurde sofort weggejagt. Zur Zeit bildeten acht Aelteste, vier Russen und vier Chinesen, den Vorstand. Das Statut der freien Arbeiter, welches an einem allen sichtbaren Orte aufgehängt ist, enthält neun Paragraphen; einer derselben lautet: Jeder Artel (d. i. Arbeiterverbindung), welcher sich auf der Goldwäscherei einfindet, hat das Recht, einen noch freien Platz sich zu nehmen, jedoch darf der Platz nicht größer als 10 Quadratsashen (45,5 Quadratmeter) sein. Wenn aber ein Artel eine neue Lokalität entdeckt, so kann jedes einzelne Mitglied einen ganzen Platzantheil, d. h. 10 Quadratsashen (45,5 Quadratmeter) sich zueignen.“ Ferner: „Keine der auf der Goldwäscherei befindlichen Personen hat die Erlaubniß, in betrunkenem Zustande zur Arbeit zu gehen.“ Es ist schwierig, die Zahl der daselbst beschäftigten Goldgräber sicher zu bestimmen; nach den bearbeiteten Strecken zu schließen sind etwa 300 Mann, darunter 200 Chinesen, anwesend; doch wächst die Zahl alltäglich durch neue Ankömmlinge. Die Arbeiten werden längs dem Flusse vorgenommen; die Breite der Arbeitsplätze beträgt 20 bis 30 Sashen (42 bis 63 m). In 100 Pud (1600 kg) Sand ist bis zu einem Pfund (400 g) Gold vorhanden; bei einem Gehalte von 5 Solotnik (etwa 20 g) ist die Arbeit nicht mehr lohnend. Einige Arbeitervereinigungen (10 bis 12 Menschen) gewinnen beim Auswaschen von 100 Tonnen Goldsand (etwa 200 Pud = 3200 kg) bis 150 Solotnik (1 Pfd. 54 Sol. = ca. 700 g) täglich. Das Auswaschen des Goldsandes geschieht auf amerikanische Weise. Die Mächtigkeit der goldhaltigen Sandschicht beträgt nach Aussagen der Goldgräber etwa 40 bis 48 Werschok (175 bis 211 cm). Täglich werden mindestens 30 Pfd. (12 kg) gewonnen — bis 200 Pud (3200 kg) waren augenblicklich vorräthig; das Uebrige war zum Theil in Gold, zum Theil in Lebensmittel umgesetzt. Am 10./22. December 1884 waren die Preise: 1 Pud (16 kg) Fleisch oder Zwieback, oder eine Tonne Branntwein galten 7 Stück oder 7 Solotnik Gold; ein Paar Stiefel kosteten ein Stück und eine Karte, d. h. 1¼ Solotnik Gold. Das Gewicht einer gewöhnlichen Spielkarte, von denen vier auf ein Solotnik gehen, gilt als Bruchtheil eines „Stückes“.

Arbeitsplätze von 9 Quadratsashen (40,9 qm) werden von solchen Arbeitervereinigungen, welche bereits sich genug erworben haben, zum Preise von 100 bis 2000 Rubeln (200 bis 4000 Mark) verkauft; einzelne Antheile kann man für 10 bis 300 Rubel (20 bis 600 Mark) haben. Tagesarbeiter, welche keinen Antheil haben und nicht zu einem Artel gehören, erhalten bei vollkommen freier Station 3 bis 5 Rubel (6 bis 10 Mark) täglich. Das Gold wurde gegen baares Geld um 3 Rubel 60 Kopeken bis 3 Rubel 80 Kopeken für einen Solotnik (ca. 4 g) verkauft.

Einige Artel hatten Personen ausgeschickt, um die nächste Umgebung des Flüßchens Sheltuga zu erforschen; während meines Aufenthaltes war die Nachricht eingegangen, daß 8 Werst von der Sheltuga an einem kleinen Flüßchen Saposchla ein reichhaltiges Goldlager entdeckt worden sei. Ferner hieß es, daß auch bei Albasin Gold gefunden worden sei, und daß dort bereits gearbeitet werde.

Die Arbeiten sollen nicht über den Monat März hinaus ausgedehnt werden, weil man es für unvortheilhaft hält, im Sommer zu waschen. Es müssen nämlich, um die Erde herauszuholen, Schächte gegraben werden; im Winter ist das bequem, im Sommer aber bei aufgethautem Boden müßten die Wände der Schächte gestützt werden, was viel Arbeit macht.

Am Arbeitsplatze existiren zwei Feldscherer; man beabsichtigt auch ein Hospital zu erbauen; schwere Krankheitsfälle hat es bis jetzt nicht gegeben; im Sommer ist ein einziger Todesfall vorgekommen. Es giebt auch ein Gasthaus dort, woselbst allerlei Sorten Weine und fremde Früchte zu haben sind. Der Umsatz beträgt täglich bis 400 Rubel (800 Mark in Gold); Baargeld ist wenig zu sehen; russische Papierscheine sind sehr begehrt. Ferner existiren zwei Badstuben; für ein Bad wird 50 Kopeken (ca. 1 Mark) gezahlt.

Auch für Belustigung aller Art ist gesorgt; ein Taschenspieler, ein Akrobat und ein abgerichteter chinesischer Affe sind am Platze; an musikalischen Genüssen giebt es eine Drehorgel, Ziehharmonika und Balaleiken (eine Art Guitarre mit drei Saiten). Die Wohnungen sind leidlich; es sind Hütten mit einer Dachlage aus Balken, mit Thüren und Fenstern, einige sogar mit gedielten Fußböden; überall sind eiserne Oefen zum Schutze gegen die Kälte vorhanden. Viele Arbeiter, welche schon reichlich Beute gewonnen, sind bereits nach Hause gegangen. Es giebt keine Trunkenen und keine Todtschläger, ebenso keine Diebstähle, obgleich alle Vorräthe offen daliegen. Ich dachte nicht im entferntesten, daß das viel verschrieene Volk der Goldsucher sich so gut beherrscht, so gut seine Leidenschaften zähmen könne, wie das hier geschieht. Wenn dasselbe Volk sich auf anderen Goldwäschereien in anderer Weise benimmt, so ist die Ursache davon gewiß nur in der Art und Weise der Verwaltung zu suchen.

Auch zwei Geistliche hatten sich daselbst eingefunden, einer aus Tschika, der andere aus der Staniza Pokrowskaja; jeder hatte bis 3000 Rubel (6000 Mark) für seine Kirche zusammengebracht.

Es hatte sich das Gerücht verbreitet, die chinesische Regierung werde aus Aigun eine Armee senden, um die Arbeiter von den Goldgruben zu verjagen. Infolge dessen trat der Rath der Aeltesten unter dem Vorsitze des Bergwerks-Aufsehers Sacharow zusammen und es wurde beschlossen, einen gewissen Stein zum Bevollmächtigten zu wählen, ihm 1000 Rubel (2000 Mark) zu geben und ihn nach Albasin zu senden, damit er dort in Erfahrung bringe, in wie weit jenes Gerücht begründet und wie stark die chinesische Armee sei, wie die russische Regierung über diese Angelegenheit denke u. a. m. Dann soll entschieden werden, ob man der feindlichen Macht Widerstand leisten oder ihr weichen solle.

Kürzere Mittheilungen.

Finnlands Kultur.

— Eine Literatur über Finnland hat es bisher kaum gegeben. Außer den etwas veralteten, wenngleich noch immer interessanten Arbeiten von Acerbi (Reise durch Schweden und Finnland bis an die äußersten Grenzen von Lappland in den Jahren 1798 und 1799. Aus dem Englischen übersetzt. Berlin 1803) und von Rühs (Finnland und seine Bewohner. Leipzig 1809), sowie einigen wenigen Reisebeschreibungen, die jedoch geringe Verbreitung gefunden haben, besaßen wir in Deutschland bis vor Kurzem nur die Uebersetzung des trefflichen, künstlerisch schön ausgestatteten, leider aber gleichfalls noch wenig verbreiteten Werkes: Eine Reise in Finnland (Leipzig, Weigel 1874) von dem finnischen Dichter Z. Topelius. Dazu ist in neuerer Zeit (1883) der Abschnitt Finnland in Bädeker's Rußland gekommen, der in der zweiten Auflage, wie wir hören, noch wesentlich verbessert werden soll, und mit Freuden begrüßen wir jetzt das Erscheinen eines Werkes von G. Retzius, Professor in Stockholm, das unter dem Titel: Finnland, Schilderungen aus seiner Natur, seiner alten Kultur und seinem heutigen Volksleben, kürzlich von C. Appel ins Deutsche übertragen worden ist (Berlin, G. Reimer 1885). Das Buch zerfällt in drei Theile; der erste entwirft ein gedrängtes Bild von der alleräl testen Kultur des finnischen Volkes, wie sie uns besonders in dem finnischen Nationalepos, der Kalewala, also in den Zeiten noch vor der Eroberung und Christianisirung des Landes durch Schweden (12. Jahrh.) entgegentritt; der dritte zählt die gegenwärtigen Bestandtheile der Bevölkerung (Lappen, Zigeuner, Deutsche, Russen, Schweden und Finnen) kurz auf und giebt die Merkmale des finnischen Rassencharakters an, wobei zwischen dem tavastländischen und dem karelischen Typus unterschieden wird. Aus dem zweiten und Haupttheile, in dem der Verfasser den Ueberresten der alten Kultur nachgeht, die noch heute im Lande fortleben, dürfte der mit besonderer Liebe ausgearbeitete Abschnitt über die Wohnungen am meisten interessiren. Die älteste, höchst primitive Art derselben, Kota genannt, die den Finnen schon vor ihrer etwa im 8. Jahrhundert erfolgten Einwanderung in Finnland eigen war, bestand aus Baumstämmen oder Stangen, in Form eines Kegels an einen Baumstamm oder gegen einander gelehnt. Ein solcher Raum hatte weder Fußboden noch Fenster; das Licht fiel durch die Thüröffnung und durch den Rauchfang herein, der sich über der aus losen Steinen gebildeten Feuerstelle befand. Noch heutigen Tages dienen dergleichen Konstruktionen den Lappen als Wohnung, bei dem finnischen Landvolke sind sie nur noch hier und da als eine Art Extraküche in Gebrauch, während als eigentliches Wohnhaus schon in der Kalewala die Pörte genannt wird. Die Pörte ist ein viereckiges, aus grober behauenen Kieferstämmen gezimmertes Haus mit kleinen, durch Vorschiebebretter verschlossenen Luken statt der Fenster. Ihr charakteristisches Kennzeichen besteht darin, daß der Rauch des großen, in einer Ecke stehenden, aus Steinen zusammengefügten Ofens nicht unmittelbar durch einen Schornstein geleitet wird, sondern sich frei in dem Raume verbreitet, sich in dem oberen Theile desselben, der durch keine Decke abgetrennt ist, als dichte Wolke lagert und von da durch eine Dachöffnung und den hier befindlichen Schornstein allmählich hinauszieht. Die ursprüngliche Pörte enthielt, abgesehen von dem jämmerlichen Entree, nur einen einzigen Raum. In ihm lebte der Bauer nicht nur mit seiner gesammten Familie, mit den Hausgästen (schwed. Juhnsfugar), die einen festen Bestandtheil des Haushaltes bildeten, und den nie ausbleibenden Bettlern, sondern auch mit seinen Hausthieren, insbesondere mit dem Pferde, das einen eigenen Verschlag an der einen Seite der Thür hatte, und den Hühnern. Die innere Ausstattung entsprach dem natürlich. Der Ofen, zugleich der Lieblingsaufenthalt der Bewohner, ferner zwei in der Ecke zusammenstoßende Bänke, ein Tisch und einige in die Fugen der Wand eingelassene Halter für die Kienspäne, vermittels deren der Raum spärlich erhellt wurde, — das war so ziemlich alles. Pörten von dieser ursprünglichen Beschaffenheit fand Retzius allerdings nur noch in einigen abgelegenen

Gegenden. An den meisten Orten waren sie schon in der einen oder anderen Weise modernisirt und auch durch größere Zu- und Umbauten erweitert worden. Wir müssen es uns versagen, auf die Schilderung der sonstigen, zu einem Bauernhofe gehörigen Gebäude, des nirgends fehlenden und noch jetzt den Finnen unentbehrlichen Badehauses, der zum Trocknen des Getreides bestimmten Darre, der Vorrathsbuden u. s. w. näher einzugehen. Kurz hingewiesen sei nur noch auf die Bemerkungen über die weit verbreitete Birkenrindenindustrie, über Ackerbau, Jagd und Fischfang, die Hauptbeschäftigungen der Finnen, über die früher sehr gewöhnliche Verfertigung des Brotes aus Borkenmehl, sowie über die lyrische und epische Poesie, von der einige wunderbar schöne Proben mitgetheilt werden, über den eigenthümlichen Vortrag der Runen und das der Harfe ähnliche Nationalinstrument, die Kantele. Wir sind überzeugt, daß kein Leser unbefriedigt und ohne mannigfache Anregung empfangen zu haben, von dem Buche scheiden wird. Die Darstellung ist, wenn wir die begeisterte, aber wahrlich nicht übertriebene Schilderung von den Schönheiten der Natur Finnlands ausnehmen, durchweg einfach, aber ungemein klar, und wird durch eine reiche Anzahl von Holzschnitten, meist Abbildungen der vom Verfasser von einer Reise nach Finnland im Jahre 1873 mitgebrachten und dem Nordischen Museum in Stockholm einverleibten ethnographischen Gegenstände, belebt. An die letzteren anknüpfend möchten wir schließlich noch auf eine andere Sammlung finnischer Alterthümer aufmerksam machen, die, wie es scheint, von Retzius noch nicht benutzt wurde, die aber gegenwärtig an Reichhaltigkeit die Stockholmer bereits entschieden übertrifft. Wir meinen das ethnographische Museum des Studentenkorps in Helsingfors. Kein Fremder, der in der anmuthigen Hauptstadt Finnlands weilt, möge versäumen, ihm einen Besuch abzustatten. E. A.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die deutsche Eisenproduktion ist von 2200000 Centner im Jahre 1834 auf 68400000 Centner im Jahre 1884 gestiegen; sie betrug (in Tausenden von Tonnen):

1834 . . .	110	1878 . . .	2148
1844 . . .	171	1880 . . .	2728
1854 . . .	369	1881 . . .	2914
1864 . . .	905	1882 . . .	3381
1874 . . .	1906	1883 . . .	3420.

Diese Zahlen zeigen, — schreibt „The Chamber of Commerce Journal" (IV, Nr. 37) — wie wichtig es für das Deutsche Reich ist, fremde Märkte für diese Industrie zu finden, deren Produktion den heimischen Bedarf weit übersteigt; doch sind die Schwierigkeiten wegen der starken englischen Konkurrenz anerkanntermaßen sehr groß.

— Bei Orell Füßli u. Co. in Zürich ist soeben als werthvolle Fortsetzung der Sammlung „Europäische Wanderbilder" ein Bändchen über Budapest erschienen. Es wird dasselbe besonders den Besuchern der diesen Sommer in Budapest stattfindenden „Ungarischen allgemeinen Landesausstellung" eine willkommene Gabe sein. Einen zuverlässigeren und unterhaltenderen Führer durch die ungarische Hauptstadt können sie sich nicht wünschen. Der Verfasser, ein angesehener ungarischer Staatsmann, kennt die Stadt von Grund aus und weiß uns dieselbe, unter weiser Beschränkung auf das Wesentliche und Charakteristische, so zu schildern, daß wir ein lebensvolles und umfassendes Bild derselben gewinnen. Die 49 Illustrationen, welche das Bändchen schmücken, sind, wie immer, ausgezeichnet. Durch einen Stadtplan und einen Situationsplan der Ausstellung werden der Text und Illustration des Büchleins in zweckmäßigster Weise unterstützt.

Asien.

— Die neue Telegraphenlinie von Katykurgan nach Buchara ist jetzt für den internationalen Verkehr eröffnet worden. Dieselbe ist 180 Werst lang, wovon nur 30 Werst auf russischem Gebiete liegen, und wird auf Kosten der bucharischen Regierung von russischen Telegraphisten bedient. Der Emir hat sich verpflichtet, zwölf Jahre lang die Kosten für Erhaltung der Linie zu tragen. Ende März ist auch eine telegraphische Verbindung zwischen Askabad, Serachs und Merw eröffnet worden.

— Vor zwei Jahren — schreibt „The Chamber of Commerce Journal" (Vol. IV, Nr. 37) — erließ General Millot einen Zolltarif für Tongking, wonach von allen Waaren aus den anderen französischen Besitzungen in Hinterindien $2\frac{1}{2}$ Procent, von solchen aus Frankreich 5 und von solchen aus fremden Ländern 20 Procent erhoben werden sollten. Nun ist in London die Nachricht eingetroffen, daß Frankreich einen hinterindischen Zollverein, welcher Tongking, Annam, Französisch-Cochinchina und Cambodja umfaßt, errichtet hat; in Zukunft soll von allen aus Frankreich und seinen Kolonien stammenden Waaren nur der vierte Theil der nominellen Zölle erhoben werden, von allen fremden aber der volle Betrag — mit anderen Worten, Frankreich schützt seine in jenen Zollverein eingeführten Manufakturen durch Differentialzölle, welche für fremde Erzeugnisse bis auf 300 Procent steigen.

— In letzter Zeit hat der Telegraphenbau in China bedeutende Fortschritte gemacht. Vor vier Jahren gab es dort nur eine einzige Linie, nämlich von Schanghai zum Meere. Jetzt ist Canton einerseits mit Peking, andererseits mit der Grenze von Tongking durch Drähte verbunden, so daß von der Hauptstadt des Reiches im Norden bis zur südlichen Grenze eine ununterbrochene telegraphische Verbindung besteht.

Afrika.

— Die französische Regierung hat einen Kontrakt abgeschlossen betreffs Legung eines Kabels von Zanzibar nach Mayotte, Nossi Bé, St. Mary's und Tamatave. Die betreffende Gesellschaft will dann das Kabel bis Réunion und Mauritius verlängern.

— Einer Nachricht zufolge, welche ein arabischer Händler vor Kurzem aus dem centralafrikanischen Seegebiet nach Zanzibar gebracht hat, sind im Laufe des vergangenen Sommers zwei Weiße, vom Moero-See kommend, in Niangwe am Lualaba (oberen Kongo) eingetroffen und haben nach kurzem Aufenthalt an diesem Orte ihre Reise nach der Station des Kongostaates bei den Stanley-Fällen fortgesetzt. Es dürfte kaum einem Zweifel unterliegen, daß diese beiden Weißen die von der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland ausgesendeten Herren Dr. Boehm und Reichard sind, von denen seit länger als achtzehn Monaten jede Nachricht fehlte. Hierdurch dürften aber auch die

an das lange Ausbleiben von direkten Mittheilungen geknüpften Besorgnisse beseitigt sein.

— Am Benin-Meerbusen hat die Hamburger Firma G. L. Gaiser neuerdings einen Küstenstrich von circa 55 km Länge erworben und unter den Schutz des Deutschen Reiches stellen lassen. Derselbe erstreckt sich von 5° 46' bis 6° 20' nördl. Br. und von 4° 32' bis 5° 2' östl. L. von Gr. und grenzt nach Südosten hin an ein kürzlich erst von England in Besitz genommenes Gebiet, wo die Flüsse oder Nigerarme Escardos, Forcados und Ramos münden, nach Nordwesten hin an die englische Kolonie Lagos. Landeinwärts liegen die größeren Orte Agboto, dessen Häuptling einen Theil des Gebietes abgetreten hat, und Benin; wie alle jene Küstenländer ist auch dieses von zahlreichen Wasserläufen (Creeks) durchschnitten und darum, wenn auch für den Handel, so doch nicht für eine Ackerbaukolonie geeignet. Die deutsche Besitznahme wird übrigens durch England als unberechtigt angegriffen.

— Nr. 7 des diesjährigen „Mouvement Géographique" bringt die ersten authentischen Nachrichten über die Expedition des Lieutenant Wißmann, welche im Auftrage der Association Internationale den Kassai, den größten Zufluß des Kongo, erforschen soll. Wißmann verließ Europa im November 1883, und einen Monat später folgten ihm die beiden Brüder Müller, gleichfalls Lieutenants, und Dr. Wolff. Im Februar 1884 befanden sich alle in Malange, wo der Büchsenmacher Meyer an Dysenterie starb. Zur selben Zeit traf Pogge, aus dem Inneren kommend, in Malange ein; es war das insofern ein Glück, als deren Träger und auch die beiden Dolmetscher alsbald bei der neuen Expedition Dienste nahmen. Anfangs Juli 1884 waren 400 Träger angeworben und die Expedition organisirt; Mechaniker und Zimmerleute vervollständigten das weiße Personal, darunter Bugslag, welcher 1878 bis 1881 mit Major von Mechow am Kuango gereist war. Am 17. Juli erfolgte der Aufbruch zum Kassai auf demselben Wege, den früher Schütt und Buchner eingeschlagen hatten. Am Luschiko-Flusse (20° östl. L. Gr.) angelangt, theilte sich die Expedition: ein Lieutenant Müller folgte mit 12 Mann dem Luschiko abwärts, um den, etwa einen Breitegrad nördlicher residirenden Muata Kumpana zu besuchen, während das Gros in nordöstlicher Richtung nach Muene-Tombe am Tschikapa zog. Von dort, 12. Oktober 1884, ist Wißmann's letzter Brief datirt. Er gedenkt den Kassai abwärts zu ziehen bis zum Einflusse des Lulua, dort mit dem Bakuba-Häuptlinge Lukengo einen Vertrag zu schließen, eine Station zu errichten und dieselbe mit drei Weißen zu besetzen, von den Zimmerleuten eine Anzahl Boote bauen zu lassen und in denselben den Kassai bis zu seiner Mündung in den Kongo hinabzufahren. Dort hoffte er Anfangs April 1885 einzutreffen. Schon seit Februar kreuzt vor den Mündungen des Ruki und Lulemgu, deren eine für den Ausfluß des Kassai gehalten wird, einer der kleinen Dampfer der Association, um bei der ersten Benachrichtigung der Wißmann'schen Expedition zu Hilfe zu eilen.

Australien.

— Dr. R. von Lendenfeld war, wie er aus Sydney unter dem 24. Januar 1885 schreibt („Nature" Nr. 803), von dem Geological Survey Department der Kolonie mit wissenschaftlichen Untersuchungen im centralen Theile der Australischen Alpen betraut worden und war von dort wenige Tage zuvor zurückgekehrt. Er hat gefunden, daß der Mount Koscinsko (7170 Fuß), welcher bisher als der höchste Punkt derselben angesehen wurde, es nicht ist, sondern von einem südlicher gelegenen Berge, dem Mount Clarke (7256 Fuß), an Höhe übertroffen wird. Auch entdeckte er unter anderem unzweifelhafte Spuren von prähistorischen Gletschern in einer Höhe von über 5800 Fuß.

Nordamerika.

— Die Eröffnung einer schiffbaren Verbindung für Nord-Canada und Manitoba durch Errichtung einer regelmäßigen Verkehrslinie nach den Häfen der Hudsonsbai erscheint immer wünschenswerther und die Regierung von Canada ist entschlossen, nichts zu unterlassen, um die Durchführung des Unternehmens zu sichern. Sie hat im Jahre 1884 den Lieutenant Gordon, stellvertretenden Direktor des Dominion Meteorological Service mit dem Neufundländer Dampfer „Neptun" ausgesandt, um die Bai zu erforschen und eine Anzahl Beobachtungsstationen zu errichten, welche sich in erster Linie mit den meteorologischen und Eisverhältnissen der Hudsonsstraße zu beschäftigen haben (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 353). An dieser wurden vier Beobachter stationirt, dann ging der Dampfer quer durch die Bai, besuchte Fort Churchill, wo die Hudsonsbaigesellschaft eine Niederlassung hat, dann York Factory, die zum Hauptausfuhrhafen des Winnipeggebietes bestimmt war, aber so ungünstige Küstenverhältnisse bietet, daß der Dampfer 18 englische Miles von der Küste ankern mußte. Am 12. September ging es weiter nach Digges Island, wo eine Station errichtet und ein guter Hafen gefunden wurde; Resolution Island und Savage Island zeigten dagegen keinerlei Ankerplatz, und so mußte die sechste Station am Eingange von Nachvak Bay errichtet werden. Auf jeder Station wurde ein Officier mit zwei Assistenten zurückgelassen und ihm ein Häuschen von 16 zu 20 Fuß errichtet mit doppelten Wänden; sie sind, da die Stationen jedes Jahr zugänglich sind, nur auf zwölf Monate verproviantirt.

Der „Neptun" fand auch in der Hudsonsstraße keine ernstlichen Schwierigkeiten, obschon die Eskimos wie die Beamten der Hudsonsbai den vorigen Sommer für außergewöhnlich ungünstig erklärten. In der Bai selbst wurden Eisberge überhaupt nicht angetroffen, dagegen in der Straße einige, welche durch Fox Passage gekommen waren; doch boten auch diese der Schiffahrt kein ernstliches Hinderniß. Nur an Nottingham Island, wo die Hudsonsstraße ihre Biegung hat und Fox Passage einmündet, fand sich ein festes Eisfeld, das ein paar Walfischfänger und ein Schiff der Hudsonsbai-Compagnie eingeschlossen hatte und nicht forcirt werden konnte. Jedenfalls ist der Eingang zur Bai in gewöhnlichen Jahren etwa vom 15. Juni bis Mitte November passirbar, die Bai selbst aber für einen viel längeren Zeitraum. Die Beobachtungen sollen wenigstens auf einigen Stationen zwei und vielleicht sogar drei Jahre fortgesetzt werden. Für 1885 ist eine neue bedeutende Expedition in Aussicht genommen, welche die Ostküste aufnehmen und an gefährlichen Stellen Seezeichen errichten soll. — Der für den kanadischen Handel entspringende Vortheil würde sehr bedeutend sein; vom Winnipeg, dem Sammelplatze des zu verschiffenden Getreides, beträgt die Entfernung nach Montreal auf der Canadian Pacificbahn 1430 Miles, nach York Factory kaum die Hälfte, während der Seeweg nach England von beiden Häfen beinahe gleich ist. — „Science", der wir diesen Bericht entnehmen, bringt auch eine sehr genaue Karte der Hudsonsbai und des nördlich anstoßenden Archipels.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVII. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

Amazonas und Cordilleren.

(Nach dem Französischen des Herrn Charles Wiener.)

XI. (Schluß.)

Nachdem Wiener nach Guayaquil zurückgekehrt war, ließ es ihm dort keine Ruhe; der Wandertrieb, der Wunsch, seine Untersuchungen zu vervollständigen und das Gebiet zwischen der genannten Hauptstadt, dem Meere und der Provinz Esmeralda zu bereisen, veranlaßten ihn zu weiteren Zügen; wir müssen jetzt, um nicht zu ausführlich zu sein, die früher und später erhaltenen Ergebnisse hier zusammenfassen. Schon im Monat März 1880 hatte Wiener angefangen, sich mit dieser Aufgabe zu beschäftigen, indem er zunächst den Weg von Manabi untersuchte. Die Frage, die hier zu lösen ist, ist ziemlich einfach: Die Küste des Stillen Oceans ist der Luftlinie nach etwa 100 km von Quito entfernt; kein Fußweg verbindet die Hauptstadt des Landes mit dem im Flachlande gelegenen Hafen. Wenn ein thätiges, für seine eigenen Interessen besorgtes Volk Herr dieser Gegenden wäre, würde es nichts Einfacheres geben, als den Bau einer Straße nach dem Chonesflusse; wie die Verhältnisse jedoch jetzt liegen, wird die Ausführung dieses Gedankens gewiß noch lange zu den frommen Wünschen gehören, und der einzig mögliche Weg wäre der, den Landweg möglichst zu verkürzen, um dagegen von einem längeren Wasserwege Gebrauch zu machen. Zunächst also machte sich der französische Forscher auf, um die Straße zu untersuchen, deren Bau der Diktator Garcia Moreno in der Richtung der Provinz Manabi angefangen hatte; er beschreibt den zurückgelegten Weg folgendermaßen: 25 km von der Hauptstadt, $^1/_2$ km von dem Weiler Tambillo folgt man in westlicher Richtung der Einsenkung zwischen den Gipfeln des Corazon und der Vindita und erreicht auf langsam ansteigendem Wege eine Hochfläche, die im Passe Pongo endet. Hier verändert sich die Natur der Anden mit ihren verhältnißmäßig sanften Abhängen, wie sie zwischen den Cordilleren sich zeigt, ganz plötzlich. Die ecuatorianischen Anden im Westen sind in einzelne, gewaltigen Strebepfeilern gleichende Bergrücken mit senkrechten Wänden und schmalen Rücken, welche bis zum Meere hinlaufen, zerschnitten. Wie es scheint, ist dort schon 1875 ein brauchbarer Fußweg durch den amerikanischen Ingenieur Rogers angelegt worden, den man nach dem Tode Moreno's jedoch verfallen ließ und der 1880 in Folge der Witterungseinflüsse wieder ganz verschwunden war. Unzählige Zickzacks führen über den stark bewaldeten Abhang, und nachdem der Weg mehrere in den Rio Pilaton oder San Lorenzo mündende Wildwasser überschritten hat, erreicht man den Fluß; auf der linken Seite befindet sich eine 300 bis 400 m hohe Felswand, und auf einer vorspringenden, etwa 40 cm breiten Leiste legt man in einer Höhe von 60 bis 80 m über dem Wasser einen Weg von drei Wegstunden zurück. Hinter den Peñas von San Nicolas senkt sich das Terrain stark nach der Ebene, wo sich eine kleine Niederlassung, die Hacienda von Tanti, befindet; wenn man noch fünf Meilen zurückgelegt hat, kommt man nach Santo Domingo und nach einem weiteren halben Tagemarsche nach San Miguel, im Gebiete der Colorado-Indianer. Einige Europäer und ein paar Dutzend Neger leben unter den Eingeborenen, welche merkwürdiger Weise ihre eigenthümlichen Gewohn-

heiten bewahrt haben, trotzdem sie in der Nähe der Hauptstadt nur wenige Kilometer von der Küste entfernt wohnen, wo seit vielen Jahren die aus Europa kommenden Schiffe anlegen. In ihrer eigenen Sprache heißen diese Indianer Sachas, und den spanischen Namen haben sie wegen ihrer Gewohnheit, sich von Kopf bis zu Fuß ziegelroth anzustreichen, erhalten. Ebenso wie ihre vermuthlichen Voreltern, die Yungas, bilden sie eine beinahe weiße Rasse von der Farbe des gelblichen Elfenbeins. Gesicht und Arme werden manchmal durch Zeichnungen entstellt. Sie besitzen einen sanften Charakter und eine verhältnißmäßig sehr entwickelte Intelligenz. Während die Autochthonen vom Amazonas sich nicht über den allergröbsten Materialismus erheben, besitzen die Sachas religiöse Gewohnheiten, den festen Glauben an ein geistiges Leben über die thierische Existenz hinaus, ja eine Art Kultus des Unsterblichen im sterblichen Menschen. Wenn einer aus ihrem Stamme stirbt, kleidet man ihn in seine besten Kleider und legt ihn in seiner Hütte nieder; man befestigt einen Strick an seinem Gürtel und zugleich im Dache. Der ganze Stamm tanzt nun um die Hütte und jeder, der an einem Pfosten vorbeikommt, haut mit seinem Waldmesser nach demselben, bis die Hütte einstürzt und die Leiche unter den Trümmern der eigenen Wohnung begräbt.

Mit jedem neuen Monde wird an dem Strick gezogen, welcher die Leiche des Todten mit dem Dach der Hütte verbindet; so lange er noch nicht nachgiebt, ist die Seele noch mit dem Körper vereinigt; wenn es aber gelingt, den Strick herauszuziehen, hat die Seele in einer anderen Welt unter den Seelen der Sachas auf einem Throne von massivem Golde Platz genommen. Die überlebenden Waisen genießen Vorrechte; sie können ihre bessere Hälfte aus dem ganzen Stamme wählen, ohne daß sich Jemand ihrer Wahl widersetzen dürfte. Die Heirath giebt zu manchen Festlichkeiten Veranlassung, die noch schöner wären, wenn nicht bei solchen Gelegenheiten der Mißbrauch geistiger Getränke allerlei unangenehme Scenen hervorriefe. Die Colorado-Indianer tragen Federkronen, metallene Armbänder, wie

Hacienda Tanti. (Nach einer Photographie.)

man sie bei den peruanischen Mumien antrifft, kleine Ponchos, die ebenfalls denen, welche in den alten Begräbnißstätten gefunden werden, vollkommen ähnlich sind; Halsbänder aus Körnern, Vogelknochen und von den Weißen gekaufte Glasperlen vervollständigen ihre Kleidung. Es giebt unter ihnen eine gewisse Anzahl Albinos mit hellrothem Haar und blauen Augen; sehr groß ist die Anzahl jugendlicher Schönheiten unter den Frauen, die jedoch früh altern und mit 25 Jahren schon verblüht sind. Ausgezeichnete Waldläufer, in jeder Bedeutung des Wortes, unterstützen sie die Weißen und Neger in der Ausnutzung der Kautschukbäume, betreiben dies Geschäft wohl auch selbständig; sie werden übrigens gewöhnlich dabei angeführt, denn man bezahlt ihnen in schlechten Waaren kaum den hundertsten Theil des Werthes ihrer Produkte. Die Ausfuhr findet wegen Mangel an Verkehrswegen nicht nach der Seite des Stillen Oceans hin statt; man bedient sich jetzt des Wasserweges und verschifft die Produkte auf Flößen, die ohne große Gefahr die Gebirgsflüsse Peripa und Pupusa passiren, nach dem Weiler Balzar auf dem linken Ufer des Daule, bis wohin die Dampfer von Guayaquil ziemlich regelmäßig kommen, um Ladung einzunehmen. Uebrigens meint Wiener, daß trotz aller Hindernisse, die er zu überwinden hatte, es keine Schwierigkeit haben würde, einen brauchbaren Weg zwischen dem Rio Chones und den Cordilleren anzulegen. Er beschreibt die Richtung und Steigung desselben folgendermaßen: der erste Theil würde mit einer Neigung von $^{1}/_{300}$ von der Endstation am Rio Chones nach dem Rio Lelias führen; die zweite Sektion bis zum Pongo um $^{3}/_{100}$ steigen, die dritte Abtheilung sollte mit einer Neigung von 30° (??) die Paßhöhe ersteigen und die letzte Sektion von dort in beinahe horizontaler Richtung nach der Hauptstadt führen; man müßte dann dem westlichen und nordwestlichen Abhange der Pindita folgen, um auf den östlichen Abhang des Pichincha, auf dem die Hauptstadt Quito liegt, zu gelangen; in dieser Weise würde man einige sehr unbequeme Terrainhindernisse umgehen. Man hat, ohne das Terrain zu kennen, auch von dem Bau einer Eisenbahn gesprochen; wenn nun auch nach dem heutigen Standpunkte der Technik eine solche möglich ist, so dürfte

doch die finanzielle Seite eines solchen Unternehmens eine sehr gründliche Ueberlegung erfordern. Augenblicklich werden nach der Berechnung Wiener's 3000 Maulthiere für den Transport verwendet, deren Werth etwa 450 000 Francs beträgt. Die Unterhaltungskosten berechnen sich wie folgt: Futterkosten per Tag und Thier zu einem Real, vier Realen für den Maulthiertreiber (je einer für fünf Thiere), was nach dem Tagescours berechnet, eine Summe von 1 259 200 Francs ergiebt. Anschaffungs- und Unterhaltungskosten (wenn erstere auf einmal neu zu machen wären), belaufen sich auf 1 800 000 Francs und dieser Summe stehen 36 000 Maulthierladungen im Jahre, entsprechend einem Betrage von 144 000 Francs als Einnahme gegenüber, die Rente ist also nur 8 Proc. Nach den Anschlägen würden die Kosten einer Eisenbahn von Guayaquil nach Quito 50 Millionen betragen, in Wirklichkeit würde diese Summe aber wohl um den vierfachen Betrag überschritten werden. Doch auch, wenn man das zuletzt Gesagte nicht berücksichtigt, wird man einsehen, daß ein Kapital von 50 Millionen keine nennenswerthen Zinsen tragen kann, wo sich ein fünfundzwanzigmal geringeres Kapital mit kaum 8 Procent verzinst. Allerdings würde die Anlage einer neuen Eisenbahn, in Europa wenigstens, dem Verkehr größeren Aufschwung geben, im tropischen Amerika darf man hierauf jedoch gar nicht, oder doch nur sehr wenig rechnen. Gute Maulthierwege und wo möglich fahrbare Straßen sind dasjenige, dessen man am meisten bedarf.

Diese Untersuchung zu vervollständigen, besuchte Wiener im Februar 1882 nun auch den Wasserweg und begab sich in einem kleinen Dampfer auf dem Daule nach Balzar, welches nur 98 m höher als Guayaquil liegt, während der Abstand 50 Stunden beträgt; auf beinahe ein Drittel des Abstandes machen sich die Gezeiten noch fühlbar. Das kleine Dorf Daule liegt sechs Stunden oberhalb der Mündung; oberhalb des Ortes werden die Ufer höher; Balzar liegt auf einem kleinen Plateau, etwa 15 m über dem Hochwasser; es ist ein miserabler Ort, der, wenn er in Nordamerika läge, sich bald in ein wichtiges Entrepot verwandeln würde. Anstatt, daß man also jetzt 10 bis 12 Tage auf der Reise von Guayaquil nach Quito zubringt, könnte man diesen Ausschiffungsplatz am Daule in 24 Stunden erreichen und von hier am ersten Tage nach S. Miguel und in weiteren zwei oder zwei und einem halben Tage nach Quito kommen. Jetzt scheint noch Niemand die Wichtigkeit des Punktes am Daule zu begreifen. Die Neger von Pasto, welche Kautschuk gewinnen, haben hier ihr Hauptquartier aufgeschlagen und verschwenden den leicht erworbenen Verdienst in Orgien.

Ein anderer Ausflug Wiener's richtete sich nach dem südwestlichen Theile des Landes; mit den nothwendigen Meßinstrumenten ausgerüstet, reiste er am 8. April 1882 in einer Schaluppe nach dem kleinen Hafen Santa Rosa ab. Die Fahrt bis zur kleinen Insel Puna verlief ganz ausgezeichnet; hier jedoch kam ein Hinderniß, man mußte quer über die breite Mündung des Flusses, in welche die Wogen des Stillen Oceans hineinschlugen, setzen, was mehr als fünf Stunden erforderte. Endlich elf Stunden nach der Abreise von Guayaquil lief Wiener in den Santa Rosa ein, einen vielfach gekrümmten Fluß, der nur zur Zeit des Hochwassers befahrbar ist. Man berechnet die Entfernungen auf demselben nach der Anzahl der Flußkrümmungen, und der Weiler Santa Rosa liegt an der 22. Krümmung, oder aber acht Kilometer von der Küste. Der letzte Theil der Reise mußte in Booten zurückgelegt werden. Die Häuser oder vielmehr Hütten von Santa Rosa sind, wie in allen Orten an der Küste, auf Pfählen erbaut. Es ist ein trauriger Ort, von traurigen Menschen bewohnt; keine Zerstreuung, kein Vergnügen. Ein sehr gewinnbringender Kleinhandel giebt die Mittel an die Hand, der Eitelkeit und der Trunksucht zu fröhnen. Man beschäftigt sich mehr mit Revolutionen als mit der Arbeit; man sucht Stellen zu erhaschen, giebt sich aber nicht die Mühe, etwas zu lernen, um sie würdig auszufüllen. Alles scheint sich in einem körperlich wie geistig atrophischen Zustande zu befinden, ersteres vielleicht eine Folge des übertriebenen Genusses der wenig nährenden Banane. Am folgenden Morgen wurde die Reise zu Maulthier nach Zaruma fortgesetzt, welches kaum 18 Stunden vom Meeresufer auf einem der Ausläufer der Küstenkette der Anden liegt. Die Regenzeit war eben beendet, und der Weg ziemlich unbrauchbar; das magere Maulthier sank bei jedem Schritte in den weichen Grund. Beim Ansteigen ging es noch ziemlich gut, aber da, wo der Weg sich senkte, war derselbe voller Gefahren, und häufig schien es unbegreiflich, wie das Thier denselben zurücklegen konnte; die Maulthiere setzen eben bei solchen Gelegenheiten die vier Füße gegeneinander und lassen sich hinuntergleiten. Nach einem Marsche von ungefähr 14 Stunden wurde Zaruma erreicht, welches malerisch am Fuße der goldführenden Berge von Sesmo in einem verhältnißmäßig kühlen und angenehmen Klima liegt. Hier herrschte wegen des Erfolges, den die englischen Bergwerksunternehmer gehabt, ein förmliches Goldfieber; ein Jeder sah sich bereits als mehrfachen Millionär; die Armen beneideten die Reichen, welche mit großem Kapital, daher mit mehr Vortheil arbeiteten, und schrien über die Ungerechtigkeit des Himmels und der Menschen, wenn man ihnen gegen hohen Lohn Arbeit anbot. Die betheiligte Gesellschaft half sich jedoch, indem sie von San Francisco einige Abtheilungen chinesischer Arbeiter kommen ließ, welche für wenig Geld viel leisteten. Jetzt war der Aerger der Eingeborenen noch größer, Wuth und Verzweiflung erfüllten sie; kurz, Zaruma war eine wahre Hölle.

Colorado-Indianer. (Nach einer Photographie.)

Inzwischen hatte die Bergwerksgesellschaft sich in den schnell errichteten kleinen Häuschen niedergelassen und hatte einen Anfang gemacht, goldführenden Quarz und anderes kostbares Gestein graben zu lassen. Die Adern versprachen ein günstiges Resultat, wiewohl die Gewinnung des Erzes in etwas primitiver Weise vor sich ging; einige hektische Maulesel und blinde Pferde setzten die Mühlen in Bewegung, man wusch in sehr einfachen Schwingen; das Wasser wurde mit Hilfe eines schnell gegrabenen Kanals 10 km weit herbeigeschafft, überall suchte man im Lande nach neuen Gruben. Die Bergleute lebten herrlich und in

Freuden, aber etwas unregelmäßig; Gänseleberpasteten und Biskuits, Pale-Ale, Brandy und ein abscheulicher in San Francisco fabricirter Champagner spielten eine große Rolle; selten nur hat wohl die Welt eine Gesellschaft gesehen, die

Platz und Kirche des Weilers Balzar. (Nach einer Skizze Wiener's.)

Zaruma und der Berg Sesmo. (Nach einer Photographie.)

fieberhafter arbeitete, mehr von Kraft und Thätigkeit strotzte, vertrauensseliger, aber auch lustiger war, als die Direktoren und Beamten der Great Zaruma Gold Mining Company limited. Die bedeutendste Grube war der Sesmo.

Cuenca in Ecuador. (Nach einer Photographie.)

Die Spanier, welche mit Schwert und Kreuz eroberten, erfreuten sich eines sicheren Instinktes, der sie die reichsten Orte finden ließ; auch Sesmo war ihnen nicht entgangen, und sie hatten da eine Galerie gegraben, die kaum einen Meter hoch und achtzig Centimeter breit war; in dieser engen Röhre hatten die Bergleute nur sitzend arbeiten können und man kann sich die Leiden der Indianer vorstellen, welche in diesen Gräbern, denen die Luft fehlte, zu arbeiten gezwungen wurden; sie verloren den Gebrauch ihrer Glieder, wenn sie nicht durch Erdstürze oder Ueberschwemmungen ihr Leben einbüßten. Trotz der besten Wünsche, die Wiener für die Unternehmung hegte, war seine Hoffnung auf Erfolg derselben doch nur gering.

Der anfängliche reiche Gewinn der Bergwerke von Zaruma hatte das ganze südwestliche Gebiet von Ecuador in eine gewisse Aufregung versetzt. Ueberall entdeckte man neue, angeblich erstaunlich reiche Minen, aus allen Gegenden brachte man Wiener neue Gesteinsproben zum Untersuchen. Diese Epidemie erfaßte auch die mitten in der Cordillere von Loja, 15 Stunden von Zaruma gelegene Stadt gleichen Namens, welche merkwürdig ist wegen der großen Zahl Advokaten, die sie beherbergt. Daß es da nicht an Processen fehlt, ist leicht erklärlich und so sind denn sehr eigenthümliche Zustände dort entstanden; die Arbeit hält man eines Rechtsgelehrten für unwürdig und der Handel ist den Bewohnern ziemlich erschwert, da sich die Nachbarn hüten, diesen in allen Kniffen erfahrenen Gesetzeskundigen Kredit zu gewähren, ja beinahe überhaupt

Hauptplatz von Gualaceo. (Nach einer Photographie.)

Geschäfte mit ihnen zu machen. Einige Tage später begab sich Wiener mit einem der Direktoren von Zaruma nach Cuenca, welches etwa 35 Stunden entfernt ist. Der Weg führt durch eine im höchsten Grade öde und wüste Gegend mit wenigen kleinen Weilern, von deren Bewohnern die Reisenden mehr schöne Worte als Nahrungsmittel erhielten. Am fünften Tage erreichte man eine Hochfläche, von wo aus man am Ende des Grenzgebirges zur Linken auf einem isolirten Kegel eine gemauerte Pyramide, ein Andenken an die Triangulation la Condamines erblickt. Zwei Stunden später ritten sie in Cuenca ein.

Cuenca liegt wie in einem Circus; die Stadt ist auf allen Seiten von Cordilleren umgeben, deren Ruhe noch durch keine moderne Erfindung gestört wird; es scheint, wie wenn die Einwohner Automaten wären; das Kirchliche herrscht hier vor, die Laien scheinen in der Minderzahl zu sein. Sie zählt ungefähr 25 000 bis 30 000 Seelen, obwohl die Bewohner des Landes ihr 60 000 geben möchten. Noch muß erwähnt werden, daß hier eine Druckerei existirt; sonst aber herrscht große Abneigung gegen alle Arbeit, daneben jedoch ein brennender Ehrgeiz. Beinahe alle bemittelten Leute besitzen Pflanzungen in der Nähe, darunter einige, wo Zuckerrohr gedeiht. Durch die Stadt Cuenca fließt ein Gießbach, der Rio Machangra, der sich einige Meilen südlich in den Pautefluß stürzt; von hier aus strömt letzterer in einem tief eingeschnittenen Thale zwischen senkrechten Felswänden hin, an denen ein kaum achtzehn

Zoll breiter Fußweg beinahe in der Luft zu schweben scheint. Drei Stunden lang hört der Wanderer den Fluß unter sich rauschen und tosen, ohne ihn ein einziges Mal zu erblicken, da derselbe wohl 600 m tief unter dem Pfade hinströmt. Endlich erweitert sich die Schlucht und wird flacher, der Weg führt dann durch Pflanzungen weiter in die sanft geneigte Ebene des Amazonenstromes. — Neun Stunden von Cuenca befindet sich ein Hügel, von dem man das ganze Thal übersieht; an seinem Fuße liegt das kleine Dorf Paute, wo der Gießbach zum Flusse wird. Weiterhin stieß Wiener auf Huambizas, deren Verwandte er am Morona getroffen hatte, und kam bis zum Santiago, dessen Mündung ihm früher am Pongo de Manseriche bekannt geworden war; so hatte er also jetzt eine dritte Reiseroute quer durch den südamerikanischen Kontinent zum Abschluß gebracht.

Auf der Rückreise nach Cuenca wurde ein Umweg gemacht, um die kleine Stadt Gualaceo zu besuchen. Auch sie ist ein Ueberrest aus dem 17. Jahrhundert, ein Denkmal der alten kastilianischen Zeit, bewohnt von Menschen, welche trotz ihrer modischen Kleidung in die Zeiten der Kreuzfahrer zu gehören scheinen, wie die Mönche leben und wie Einfaltspinsel handeln. Wenn sie gehen — um nur einiges anzuführen — tragen sie die Schuhe in der Hand; anstatt zu pflügen, arbeiten sie den Boden mit einem spitzen Stocke um ꝛc. Am Morgen der Abreise von Gualaceo überschritt Wiener die Bolivar-Brücke, eines der letzten von den Spaniern ausgeführten Bauwerke, und kam nach Cuenca, von wo er mit frischen Maulthieren sich auf die Reise nach Guayaquil begab; zwei Tage später schiffte er sich in Maranyal ein und erreichte seinen Bestimmungsort in 12 Stunden, seine Reisen waren hiermit abgeschlossen und der von seiner Regierung ihm ertheilte Auftrag erfüllt; er fand in Guayaquil mit leicht erklärlicher Befriedigung die Ermächtigung, nach Frankreich zurückzukehren.

Bolivar-Brücke. (Nach einer Photographie.)

Haiti.

Von E. Metzger.

IV. Der Staat und seine Einrichtungen.

(Schluß.)

Der Leser, der den bisherigen Ausführungen gefolgt ist, wird sich selbst schon gesagt haben, daß die Einrichtungen der Republik ihrem stolzen Symbol, der Kohlpalme (Palma nobilis), wenig entsprechen und doch drückt auch das Wappen gewissermaßen die im Lande vorkommenden Gegensätze aus: auf der Spitze des Baumes thront lächerlicherweise die Freiheitsmütze und um den Schaft sind malerisch allerlei Waffen gruppirt, die durchaus kein Attribut des gar nicht kriegerischen Volksgeistes sind. Der Staat ist der Form nach eine Republik, dem Wesen nach wird er despotisch regiert. Dem Präsidenten stehen Staatssekretäre, ein Senat, ein Abgeordnetenhaus zur Seite; unter Geffrard hatten alle diese Faktoren der konstitutionellen Republik wenig Einfluß, und ein Versuch, ihre Stellung zu wahren, wurde von ihm energisch zurückgewiesen; ja während des folgenden Bürgerkrieges zeigten die Machthaber eine große Neigung, ganz despotisch zu herrschen und zu den Greueln von 1793 zurückzukehren. Wir wollen

die späteren Vorgänge nicht im Einzelnen berühren, es genüge zu bemerken, daß vor kurzer Zeit (am 23. Oktober 1884) erst wieder eine Amnestie für die im April 1882 verurtheilten Staatsverbrecher erlassen wurde. Erwähnt muß jedoch noch werden, daß eine despotische Regierung dem Charakter der Eingeborenen mehr entspricht; den konstitutionellen Apparat bezeichnen sie durch den Ausdruck tas de voleurs und erklären, nicht von einem solchen bestohlen werden zu wollen. Daß bei einem so sehr zur Unbeständigkeit hinneigenden Volke die Konstitution verschiedene Auflagen erlebt hat, ist nur natürlich. Wir müssen es uns versagen, die nach und nach eingetretenen Veränderungen näher anzuführen und wollen nur bemerken, daß die jetzige, vom Jahre 1879 datirende Verfassung die neunte ist, deren die Republik sich erfreut. Sie enthält 205 Artikel. Im allgemeinen ist dieselbe sehr freisinnig, doch besteht wohl ein großer Unterschied zwischen der Abfassung der Artikel und ihrer Ausführung. Art. 24 z. B. sagt, daß für politische Vergehen die Todesstrafe abgeschafft ist und durch lebenslängliche Einschließung in einem Gefängniß ersetzt werden soll. Nichts könnte besser zeigen, wie ungereimt es ist, von Gesetzen und von einer Konstitution in Haiti sprechen zu wollen, sagt unser Autor; die Feder, welche diese Konstitution unterzeichnet hatte, war kaum trocken, als politische Proscriptionen begannen, und kaum giebt es in Haiti eine Stadt, die nicht roth ist vom Blute der Männer, welche man anklagte oder verdächtigte, gegen die Regierung General Salomons, des gegenwärtigen Präsidenten, konspirirt zu haben. Wir wollen uns mit den Bestimmungen der Verfassung nicht weiter beschäftigen und nur beifügen, daß aus der langen Reihe der Personen, welche unter verschiedenen Titeln an der Spitze des Staates standen, nur zwei (Präsidenten) ihre Regierung bis zu dem verfassungsmäßigen Ende derselben führten. Das Land ist nach französischem Vorbilde in Departements (5), Arrondissements (23) und Kommunen (67) eingetheilt.

Die Regierungsgewalt wird jetzt in folgender Weise ausgeübt: An der Spitze des Staates steht der für sieben Jahre gewählte Präsident, neben ihm vier oder fünf Staatssekretäre (Minister), die unter einem kräftigen Haupte nur dessen erste Schreiber sind; dreißig (besoldete) Mitglieder bilden den Senat, der gewöhnlich dem Einfluß von oben sehr zugänglich ist; sechzig (ebenfalls besoldete) Mitglieder der zweiten Kammer verursachen dem Staatsoberhaupte, welches Macht über Leben und Tod besitzt, nur geringe Schwierigkeiten. Die bedeutendste Stütze der höchsten Gewalt, aber auch die größte Gefahr für dieselbe, liegt in der Armee. Der gegenwärtige Präsident widmet derselben besondere Sorge, erhält sie auf der genügenden Stärke und kann, so lange es ihm glückt, die Anführer zufrieden zu stellen, seine Feinde ruhig herausfordern. Im allgemeinen besteht das Heer aus Negern, die ein schwarzes Staatsoberhaupt als ihren rechtmäßigen Herrn betrachten; einem Farbigen gehorchen sie nur ungern, und murren gegen die von ihm aufgelegten Strafen, während ein schwarzer General einen Mann zu Tode prügeln lassen kann, ohne Unzufriedenheit zu erregen. Wie sich dies nicht anders erwarten läßt, ist auch der Gottesdienst, das Erziehungswesen und die Rechtspflege von Staatswegen geregelt; wie sich diese Zweige der Verwaltung aber in der Praxis gestalten, wollen wir jetzt etwas näher betrachten. Unter Geffrard erst wurden einige der wichtigsten Punkte des mit Rom geschlossenen Concordats zur Ausführung gebracht; bis dahin war der katholische Clerus in Haiti sprichwörtlich gewesen. So z. B. gab es einen Priester im Süden (dem am meisten zurückgebliebenen Theil des Landes), der als lustiges Haus bekannt war und ein gutes Leben liebte, dabei aber darauf bedacht war, Schätze zu sammeln; er zog jede Woche aus der Stadt, um unter der Dorfbevölkerung zu sammeln. Wenn man ihm nur seine Belohnung gab, so war es ihm vollständig gleichgültig, wofür man seinen Segen verlangte. Er sprengte sein Weihwasser mit derselben Würde über ein neugebautes Haus, wie über einen dem Vaudouxdienst geweihten Tempel oder einen der Fetische, welche die Voreltern der Dorfbewohner aus Afrika mitgebracht hatten; in ein paar Jahren hatte der Mann durch ein englisches Haus 12 000 Pfd. St. (240 000 Mark) nach Europa remittirt. Um übrigens allen Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, führt Spenser St. John einige Worte von Msgr. A. Guilloux, dem Erzbischof von Port au Prince, an, die wir hier folgen lassen: „Wir leben nicht mehr in der Zeit, wo wenige, vereinzelte Pfarrer, die hier und da in den Gemeinden der Republik zerstreut wohnten, sich ungeheure Vortheile, leider oft durch Mittel verschafften, welche das Gewissen und die Kirchengesetze verbieten. — Wozu sollte ich die traurigen Erinnerungen der Kirche in Haiti aus der Vergangenheit herauf beschwören? Ich bin Priester und ich wünschte, es wäre zur Ehre des Priesterstandes in meiner Macht, seine Schande mit meinen Thränen abzuwaschen und sie in ewige Vergessenheit zu versenken. Aber es hängt nicht von mir und von keinem Anderen ab, diese traurigen Erinnerungen zu verwischen." Und an einer anderen Stelle sagt derselbe hohe Würdenträger der Kirche: „Genügt es übrigens nicht, die Dörfer und Flecken der Republik zu durchlaufen, um jetzt noch die lebenden Zeugen beispielloser Ausschweifungen anzutreffen?"

Es liegt gewiß nicht in unserer Absicht, gerade in dieser Beziehung eine Auswahl von Skandalgeschichten zusammenzustellen, einige zur Charakterisirung der dortigen Verhältnisse wichtige Vorgänge müssen wir jedoch mittheilen. In der Nähe der Hauptstadt lebte ein Priester, den der Erzbischof entlassen hatte, weil er in demselben Hause mit seiner zahlreichen Familie lebte und außerdem allerlei Handelsgeschäfte trieb; ja er hatte sogar bei der Regierung darauf gedrungen, den unwürdigen Priester aus dem Lande zu entfernen. Der Priester bat die französische Gesandtschaft um Schutz, indem er sagte, er würde vollständig ruinirt sein, wenn er gezwungen würde, plötzlich das Land zu verlassen. Der Vertreter Frankreichs, welcher auch der Ansicht war, daß es billig sei, ihm Zeit zu lassen, seine Angelegenheiten zu ordnen, trug die Sache dem haitischen Kultusminister vor und der meinte: „Nun, er ist vielleicht ein schlechter Priester, aber ein guter Familienvater." Herr Valmy Lizaire, der 1863 Kultusminister war, schreibt über diesen Punkt u. A.: „Es genügt zu sagen, daß vielleicht nirgends in der Christenheit der Clerus die Priesterwürde, mit der er bekleidet ist, so herabgewürdigt hat, wie in Haiti." Da die Zustände schließlich ganz unhaltbar wurden, kam das im Jahre 1860 unterzeichnete Concordat zu Stande und der Papst schickte Msgr. Testard de Cosquer als Delegirten ab, um dasselbe zur Ausführung zu bringen. Dieser würdige Mann kam in Begleitung einer Anzahl französischer Priester in Haiti an; letztere wurden nach und nach in die Pfarrgemeinden versetzt, nicht jedoch, ohne daß es vorher zu manch heftigem Streit mit ihren unwürdigen Vorgängern gekommen wäre. Die hauptsächlichsten Bestimmungen des Concordats waren folgende: Port au Prince wurde der Sitz eines Erzbischofs; drei vom Staate besoldete Bischofssitze sollten so schleunig wie möglich errichtet werden; die Bischöfe sollten vom Prä-

sidenten ernannt, die Erneuerungen jedoch der Genehmigung des päpstlichen Stuhles unterworfen werden. Der ganze Klerus hatte der Regierung den Eid der Treue zu leisten; die Ernennung der Priester sollte durch die Bischöfe oder andere durch die Regierung ermächtigte Personen erfolgen.

Wiewohl die katholische Religion Staatsreligion ist (übrigens sind alle anderen christlichen und nichtchristlichen Bekenntnisse vollkommen frei), ist sie in Haiti nie populär geworden; unter den höheren Ständen herrscht Unglaube, unter den niedrigen der Einfluß des Vaudoux. Namentlich ihr heftiger Widerstand gegen die Freimaurerei hat der katholischen Kirche im Wege gestanden, das Vertrauen und die Neigung der Nation zu gewinnen; selbst auf die Frauen ist der Einfluß der Priester viel geringer als in den meisten anderen Ländern. Zeitweise haben einzelne Würdenträger als politische Maßregel auch den Protestantismus begünstigt, jedoch haben solche Versuche regelmäßig nicht lange gedauert. Die Regierung zahlt dem Erzbischof jährlich 800 Pfd. St., zwei Bischöfen jedem 480 Pfd. St. und so in Abstufungen bis zu 67 Pfarrern, deren jeder 48 Pfd. St. jährlich empfängt. Außerdem muß der Staat die Wohnungen für die Priester beschaffen. Manche andere Einnahmen fließen noch den Priestern zu, jedoch macht der Staat hin und wieder den Versuch, dieselben an sich zu ziehen; beide Parteien klagen dann über Verletzung des Concordats.

Oben schon ist erwähnt worden, daß der heftige Widerstand, den die katholische Kirche der in Haiti ziemlich unschuldigen Freimaurerei bietet, ihr selbst den Weg zu den Herzen der Einwohner versperrt. Die Haitier nämlich lieben die Freimaurerei mit ihren Ceremonien und versäumen es namentlich niemals, bei dem Begräbniß eines Bruders den ganzen Pomp des Ordens zu entfalten. Wenn man aber die kirchliche Weihe für den Verstorbenen begehrt, müssen alle Zeichen des Ordens vorher sorgfältig entfernt werden und es kommt da manchmal zu recht unangenehmen Scenen. Ein General, der einen hohen Grad in der Loge bekleidete, war gestorben, die Freimaurer ordneten ein prächtiges Begräbniß an, welches Präsident Domingue mit seiner Gegenwart beehren wollte. Als der Zug im Begriff war, nach der Kathedrale aufzubrechen, ließ der Vicar sagen, er werde den Zutritt zur Kirche nicht gestatten, wenn nicht die Procession der Freimaurer unterlassen würde. Der Präsident war wüthend, und bei seinem heftigen Charakter war er im Begriff, ein Bataillon anrücken zu lassen, um dem Begräbniß den Weg zur Kirche zu bahnen, als einer seiner Rathgeber, der sein kaltes Blut nicht verloren hatte, zu Domingue sagte: „Die Protestanten haben nichts gegen die Freimaurerei, wir wollen uns an den protestantischen Bischof wenden und ihn ersuchen, die Einsegnung vorzunehmen.“ Das geschah denn auch; der ganze Zug mit entfalteten Fahnen und allen freimaurerischen Zeichen zog zur protestantischen Kirche, trotzdem beinahe alle Theilnehmer katholisch waren. Den größten Abbruch aber thut der Vaudouxdienst der katholischen Religion, trotzdem durch diesen Dienst Tausende in die Kirche geführt werden, welche ohne denselben nie an kirchlichen Ceremonien theilnehmen würden. Die Papalois, die Priester der Vaudoux, sind ja gar nicht abgeneigt, ihre Jünger anzuweisen, die eigenen Ceremonien mit denen der Christen zu vermischen, sie brennen Kerzen vor den Kirchthüren, und alle die Knochen und Haare, die bei ihnen eine Rolle spielen, legen sie dort nieder, sie haben aber auch in ihren Tempeln, wie schon oben bemerkt, Bilder von der Jungfrau Maria und von Jesus Christus.

Durch die ungeheure Verbreitung des Vaudouxdienstes würde er ohne diesen Umstand dem katholischen Gottesdienst noch mehr Abbruch thun, um so mehr, da die katholischen Priester nur gering an Zahl sind und außerdem der Eifer derselben nicht durch den Wettstreit mit einer neben ihnen bestehenden protestantischen Kirche angeregt wird. Trotz der vielen Anekdoten, die auch jetzt noch über die Priester erzählt werden, giebt Spenser St. John der Sittlichkeit derselben das beste Zeugniß; dagegen wirft er ihnen Mangel an Eifer, namentlich aber große Herrschsucht vor. Während der Zeit, daß er in Haiti lebte, schlug ein Priester in der Kirche einer Dame ins Gesicht, weil sie einen Fehler gegen das Ceremoniell begangen hatte. Die Protestantengemeinschaft hat nicht einmal tausend Mitglieder, die Wesleyaner zählen etwas mehr Anhänger, alles zusammengenommen mag die Zahl der nichtkatholischen Christen etwa 3000 bis 4000 betragen.

Ehescheidungen sind durch das Gesetz erlaubt, werden aber von der katholischen Kirche nicht anerkannt, auch dies trägt nicht dazu bei, die Stellung der Kirche der Bevölkerung gegenüber zu verbessern, obwohl dies im Interesse der Civilisation und für einen erfolgreichen Kampf gegen die Barbarei sehr zu wünschen wäre; äußerlich allerdings sind die Zustände verbessert, die Zahl der Erstkommunicirenden nimmt zu; um das Bedürfniß an Priestern zu decken, hat man schon 1864 ein haitisches Seminar in Paris eingerichtet, welches allerdings wegen Mangel an Geld geschlossen werden mußte, später jedoch wieder eröffnet werden konnte.

Auch der Unterricht läßt sehr viel zu wünschen übrig. Präsident Geffrard, der bis 1867 an der Spitze des Staates stand, suchte so viel wie möglich im Interesse desselben zu wirken, doch aber besuchten in seiner Zeit kaum ein Zehntel der Kinder die Schule; 1875 (und seitdem werden sich die Verhältnisse wenig geändert haben) besuchten 19 250 Zöglinge die verschiedenen Schulen, darunter vier Lyceen mit 543, sechs höhere Mädchenschulen mit 563, fünf Secundärschulen mit 350, eine Medicinschule mit 25 und eine Musikschule mit 46 Zöglingen; 165 Elementarschulen wurden von 11 784, 200 ländliche Schulen von 5939 Schülern besucht. Dazu kamen noch die Schulen der christlichen Brüder und die der Schwestern von Cluny. Ueber den Zustand der Schulen ist es ziemlich schwierig, sich ein Urtheil zu bilden. Doch werden selbst in dem officiellen Rapport für das Jahr 1878 viele Mängel eingestanden. Für die Lehrer ist ungenügend gesorgt; infolge dessen erschlafft ihr Eifer, für Unterrichtsmittel fehlen die nöthigen Gelder und endlich schickt namentlich die Negerbevölkerung die Kinder so spät wie möglich zur Schule und entzieht sie derselben, so bald sie kann, weil sie die Arbeit derselben im höchsten Grade auszunutzen will. Die Schulen befinden sich größtentheils in Händen von geistlichen Orden. Man sagt von denselben, daß sie im allgemeinen die Intelligenz der Schüler nicht entwickeln; wie es scheint, wird sehr viel Zeit mit überflüssigem Religionsunterricht verloren, die Mädchen müssen eine Menge Hymnen an die Jungfrau lernen und das Leben der Heiligen studiren; wenigstens äußern sich die Verwandten der Zöglinge in diesem Sinne. Auch in moralischer Beziehung werden Klagen laut, die schlimme Umgebung macht ihren Einfluß auf die Schulen merkbar. Ein Herr erzählte, daß er seine Nichten in der Näheschule aufsuchte und sie da ein sehr unanständiges Lied in der Kreolensprache singen hörte, dessen Bedeutung sie höchst wahrscheinlich nicht verstanden, und auf Befragen erzählten sie, daß sie das Lied von den Dienstboten der Schule gelernt hätten. Noch schlimmer scheint

es bei den Lyceen auszusehen; in seinem Bericht über eins derselben sagt der Minister des öffentlichen Unterrichts: „Was die Studien und die Disciplin der Schüler und Lehrer betrifft, ist das nationale Lyceum in einen schmählichen Zustand verfallen. Theilweise muß dieser Verfall der oberen Leitung zugeschrieben werden. Dieselbe hat sich soweit vergessen, den Professoren und Zöglingen schändliche Beispiele zu geben, welche beweisen, daß der Anstand und die gewöhnliche Zurückhaltung, welche der Lehrer in Gegenwart jüngerer Leute im Auge behalten sollte, nicht beachtet wurde.“ Am ärgsten aber macht es folgender Erlaß, den wir, dem Beispiele Spenser St. John's folgend, der ihn als Sprachprobe des officiellen Französisch aufführt, in der Ursprache hierher setzen. Attendu que le Général F. Geffrard assasine et empoisonne les citoyens les plus éminents d'Haïti: attendu qu'il entretient à l'étranger un très grand nombre d'espions et d'empoisonneurs à un prix exorbitant: attendu que toutes les écoles de filles de la république, notamment celles de Port au Prince, ont pour maîtresses des femmes d'une vie disolue, a fin de faire de ces établissements des maisons de séduction à son profit etc. etc. Ob diese Vorwürfe gegen den Ex-Präsidenten nur vom Parteihaß diktirt waren, müssen wir unentschieden lassen.

Gewiß können wir daher sagen, daß wenig für den Unterricht geschieht, und doch wird dies Wenige noch durch Unruhen und Streitigkeiten manchmal auf Nichts reducirt; ja selbst in ruhigen Zeiten werden die heiligsten Interessen der Politik untergeordnet, manche Lehrerstellen werden nicht mit befähigten, sondern mit politisch angenehmen Personen besetzt.

Ueber die guten Anlagen der Negerknaben haben wir oben bereits gesprochen, noch mehr werden die jungen Mulatten namentlich ihres Gedächtnisses wegen gerühmt. Gegen die Erziehung der Kinder in Europa macht sich auch eine starke Strömung fühlbar; man fürchtet dadurch französische Ideen und Sympathien im Lande zu erwecken und so die Unabhängigkeit zu gefährden. Auch in anderer Beziehung kann natürlich eine gute in Europa erhaltene Erziehung zum Fluch werden, wenn diejenigen, welche sie genossen haben, gezwungen sind, in Kreisen zu leben, über die sie weit hinausgeführt worden sind.

Die Justizverwaltung befindet sich ebenfalls in einem traurigen Zustande; wenige Personen nur setzen Vertrauen in den Ausspruch der Richter; letztere werden zu oft durch geldliche und politische Rücksichten beeinflußt, und der weiße Fremde, der nicht gut zahlt, hat nur wenig Aussicht, zu seinem Rechte zu kommen; vor dem Polizeigericht ist sein Schicksal schon vor der Verhandlung bestimmt. Während Spenser St. John sich in Port au Prince aufhielt, suchten die meisten Fremden dieser Behörde aus dem Wege zu gehen; doch zu ihrem Unglück war das nicht immer möglich. Ein älterer Franzose z. B. wurde vor den Friedensrichter vorgeladen, er sollte einen Schwarzen angegriffen haben; die Sachlage war für ihn so günstig, daß sogar der schwarze Friedensrichter ihn freisprechen wollte; da erhob sich aber aus allen Ecken des Saales ein lautes Geschrei und warf dem Mann des Gesetzes vor, er habe für den Weißen Partei genommen, und die Folge war, daß der Franzose verurtheilt wurde. Einen so augenscheinlichen Mißbrauch der Justiz konnte man nicht mit Stillschweigen übergehen und die Autoritäten, welche fürchteten, der Ausspruch möchte durch eine höhere Instanz vernichtet werden, ließen die Sache im Sande verlaufen, ohne die auferlegte Strafe einzufordern.

Zwei Brüder waren angeklagt, einen Franzosen, ihren Wohlthäter, ermordet zu haben; die Umstände sprachen zu deutlich gegen sie, und ihr Advokat, durch und durch ein grober, roher Mensch, suchte vergebens nach Argumenten, auf welche er seine Vertheidigung stützen könnte. Endlich sah er sich im Gerichtshofe um und wendete sich grinsend an die Jury mit den Worten: „Nun, Alles in Allem ist es ja nur ein Weißer weniger.“ Der schlechte Witz rief Gelächter hervor und die Beschuldigten wurden mit allen Ehren freigesprochen, wiewohl die Volksstimme sie für die Mörder erklärte und noch jetzt ein darauf bezügliches Lied singt, dessen Refrain lautet: „Moué par tué p'tit blanc là.“ (Ich habe den kleinen weißen Mann nicht getödtet.) Bei Civilklagen spielt die Bestechung der Richter eine offenkundige Rolle. Dieselben werden nur selten aus den Juristen gewählt; die Regierung kann, wen sie Lust hat, zu solchen Stellen ernennen und benutzt dies, um Dienste, die ihr auf politischem Gebiete geleistet worden sind, zu belohnen; daher sehen sich die glücklichen Besitzer solcher Aemter als vollkommen berechtigt an, einen möglichst großen Nutzen aus denselben zu ziehen; ihr geringes Einkommen dient ihren Frauen als Vorwand, um Handelsgeschäfte zu treiben, wozu sie allerdings sehr viel Lust und eine angeborene Anlage besitzen. Die Advokaten sind vielfach ebenfalls ohne besondere Fähigkeiten, wiewohl es allerdings unter ihnen auch sehr tüchtige Leute giebt. Im allgemeinen muß bei ihnen der Schein sehr viel wirken, um das Publikum über ihre Fähigkeiten zu täuschen; im Gerichtssaal umgeben sie sich mit Haufen von Büchern und lieben es, Bruchstücke aus den Reden der besten französischen Advokaten zum Besten zu geben. Ein großer Theil dieser Gesetzkundigen genießt in Geldsachen kein Vertrauen. An den Gesetzen und Verordnungen des Landes liegt das freilich nicht, dieselben sind ebenso bis ins Einzelne ausgearbeitet, wie die anderer Länder, und die Bücherbretter einer Bibliothek würden, wie unser Autor sagt, unter ihrem Gewichte seufzen. Die jungen Leute erhalten ihre Ausbildung zum Juristen zuweilen in Frankreich, die meisten jedoch studiren zu Hause; nachdem sie ein Examen abgelegt, empfangen sie die Berechtigung, eine „Etude“ auf eigene Rechnung zu eröffnen. Mit Ausnahme der Friedensrichter ist der ganze Richterstand unabsetzbar, eine Bestimmung, die natürlich im Taumel der Revolutionen nur einen theoretischen Werth besitzt. Auf die Einzelheiten der Gesetzgebung einzugehen, können wir um so mehr unterlassen, als dieselben den französischen Einrichtungen nachgebildet sind.

Dem dunklen Bilde, welches wir Spenser St. John folgend bis hierher gegeben haben, soll auch eine halb komische Seite nicht fehlen; es ist dies die Schilderung, welche von der Armee entworfen wird. Ein großer Theil der Einkünfte des Landes wird verwendet, um eine auf dem Papier zahlreiche, in Wirklichkeit aber unbedeutende Armee zu unterhalten. Mit Ausnahme von einigen hundert gut disciplinirten Truppen bestand die Armee immer aus undisciplinirten, dem Bauernstande entnommenen Massen, kommandirt von eben so unwissenden Officieren. Ein Bataillon zog zur Parade mit zehn Officieren, dreizehn Soldaten und sechs Trommelschlägern; die anderen Leute erschienen gewöhnlich nur am Zahltage. Als ein französischer Admiral einmal die Erlaubniß erhalten hatte, einer Sonntagsrevue beizuwohnen, bei der ein Kavallerieregiment in entsprechender Stärke, wie das eben erwähnte Bataillon, auftrat, wendete sich der Präsident mit Würde zu seinem Gast und sagte: „Das Regiment hat im letzten Kriege viel gelitten.“ In der Einleitung haben wir be-

reits ein paar Worte über die äußere Erscheinung der Generale und Soldaten gesagt, so daß wir diesen Punkt füglich übergehen können; bemerken wollen wir jedoch, daß der Neger im allgemeinen ein schlecht gebauter, schlapper Bursche ist, der selten gut in der Uniform aussieht und den Dienst verabscheut, obwohl man, um denselben weniger ermüdend zu machen, den Schildwachen Stühle verabreicht. Dabei sind die Haitier nicht wenig stolz darauf, die Franzosen und Engländer vertrieben zu haben und halten sich für eine kriegerische Nation.

In früheren Jahren, unter General Boyer's Präsidentschaft, berechnete man die Stärke der Armee auf 30000 Mann; einige Monate nach dem Fall des Generals Geffrard (1867) betrug dieselbe 6500 Generale und Officiere ohne Truppen, 7000 eingetheilte Officiere und 6500 Mannschaften, nach den neuesten Angaben soll sie etwa 16000 Mann, worunter 1500 Divisionsgenerale, betragen. Die große Anzahl der Generale erklärt sich dadurch, daß die höheren militärischen Würden eine Belohnung für politische Dienste sind, so daß jede neue Revolution einen bedeutenden Nachschub an Generalen und Obersten bringt. Ein Kriegsminister, der einer gefälligen Dame auch seinerseits gefällig zu sein wünschte, schenkte ihr ein unausgefülltes Patent, und sie verkaufte dasselbe für etwa fünf Pfund. Präsident Salnave erhob einen gewöhnlichen Arbeiter zum Range eines Brigade-Generals. Da derselbe kein Geld besaß, um eine Uniform zu kaufen, stahl er vorläufig ein Paar goldgestickte Beinkleider aus einem Kleiderladen, wobei er zu seinem Unglück entdeckt wurde; er flüchtete in das Zimmer des Präsidenten, wurde jedoch durch denselben der Polizei übergeben. Die gestohlenen Beinkleider wurden ihm um den Hals gebunden, ein Strick machte sein Weglaufen unmöglich und in diesem Aufzuge wurde er erst durch die Stadt geführt und, als er zu ermüdet war, auf einen Esel gesetzt, um seinen Umzug zu vollenden, wobei er manchen Schlag von der ihn bewachenden Mannschaft empfing.

Was oben über den Muth gesagt wurde, bezieht sich nur auf die Masse des Volkes; die Anführer dagegen zeichneten sich persönlich in hohem Maße aus, namentlich in dem Kriege von 1868 bis 1869. Der Neger der Revolutionszeit, der durch die Ausschreitungen seiner Herren zur äußersten Wuth gestachelt war, hat zwar brav gefochten, seit der Zeit aber sind seine guten militärischen Eigenschaften verschwunden; er ist noch ein guter Fußgänger, ist geduldig und enthaltsam, aber der unglückliche Feldzug Soulouques in San Domingo beweist, daß der Haitier nicht fechten will. Eine Menge einzelner Züge werden über die Armee mitgetheilt, deren jeder einzelne im Stande ist, dieselbe noch mehr in der guten Meinung herunterzudrücken, als dies nach den bisherigen Mittheilungen bereits der Fall sein dürfte. Als Beweis für die Unwissenheit der Officiere führen wir folgendes an: Ein General sah ein Boot mit der spanischen Flagge in den Hafen zu Port au Prince einlaufen. Er begab sich selbst nach dem Hafen und fragte die Officiere, zu welcher Nation sie gehörten. „Spanier", war die Antwort. „Spaniolen", schrie er, „dann seid ihr Feinde." Er wollte sie arretiren lassen, weil er von dem Gedanken ausging, daß sie aus San Domingo kamen, mit dem Haiti sich damals auf dem Kriegsfuße befand. Es bedurfte der nachdrücklichen Vermittelung des französischen Konsuls, um Gewaltmaßregeln zu verhüten; der Negergeneral hatte nie von Spanien gehört, obwohl Cuba im Gesichtskreise der Küste von Haiti liegt.

Nach dem Gesetz wird die Armee durch Conscription ergänzt; die Conscribirten dienen sieben, Freiwillige nur vier Jahre. Diese Bestimmungen scheinen jedoch nur dem Namen nach zu bestehen; die Praxis faßt die Sache ganz anders auf. Spenser St. John erzählt, daß während seines Aufenthalts in Haiti die Rekrutirung unabänderlich so vor sich ging, daß jeder Regimentschef Mannschaften in die Straßen ausschickte, welche alle Leute aufgriffen, die ihnen für den Dienst geeignet vorkamen. Die auf diese Weise eingereihten Mannschaften hatten Mühe, wieder los zu kommen, und es kam vor, daß auf diese Weise Deputirte und Senatoren in die Kaserne zur Einkleidung geschleppt wurden. Wenn solche gewaltsamen Werbungen stattfinden, halten sich die Männer klüglich zu Hause, und nur die Frauen kommen vom Lande nach der Stadt. Dabei wurden diese gezwungenen Soldaten wie zum Hohne als Freiwillige angeredet; Geffrard, zu dessen Sturz diese gewaltsamen Werbungen die direkte Veranlassung gaben, liebte es, sie anzureden, als ob sie voll von Enthusiasmus wären, sich der Armee anzuschließen, und die armen Schlachtopfer standen mit verbissener Wuth da, gut bewacht von den Leuten, welche sie eingefangen hatten. Die Armee wird schlecht bezahlt, ein Divisionsgeneral empfängt 140 Pfd. St. im Jahre, ein Soldat 2,10 Pfd. St. Außerdem erhalten die Mannschaften Lebensmittel, jedoch nur so lange sie im Dienst sind; die Garden bestehen großentheils aus Handwerkern, die gerne dem Chef eine gewisse Summe in der Woche bezahlen, um ihrem Berufe nachgehen zu können. Die Mannschaften der anderen Truppen erscheinen gewöhnlich nur an den Zahltagen; doch viel ärgere Mißbräuche noch werden berichtet. So erzählt unser Autor folgende Anekdote, die wohl mitgetheilt zu werden verdient, weil sie sowohl einen interessanten Beitrag zur Beurtheilung militärischer Zustände als auch den Beweis liefert, wie vorsichtig man in Haiti mit seinen Worten sein muß. Eines Tages, als er zum Diner eingeladen war, wurde vor dem Essen erzählt, daß der die Wache befehligende Kapitän abgefaßt worden sei, als er das Zollhaus beraubt hatte; die Erzählerin, eine in England erzogene und mit einem Engländer verheirathete Dame, theilte ferner mit, daß der Präsident dem Schuldigen habe die Epauletten herunterreißen lassen. Darauf habe er sich abgewendet, doch gleich nachher gefragt, ob der Unglückliche todt sei. „Todt?" habe der Adjutant gefragt, worauf der Präsident sich dahin geäußert habe, daß ein Officier, der so in der Oeffentlichkeit mit Schande bedeckt sei, doch wohl seinem Leben sofort ein Ende gemacht haben würde. Die Geschichte rief ein herzliches Gelächter hervor, einmal wegen der Aeußerung des Präsidenten, dann wegen des Gedankens, daß ein Officier in Haiti sich wegen einer solchen Kleinigkeit das Leben nehmen könne. Spenser St. John aber machte gegen seine Nachbarin die Bemerkung, daß der Präsident besser thun würde, anstatt der kleinen Diebe die großen, wie z. B. Herrn X., zu strafen. Bei diesen Worten drehte sich die Dame ruhig nach ihm um und sagte: „Es scheint, Sie wissen nicht, daß Herr X. mein Bruder ist." Man kann sich den Schrecken unseres Autors denken; aber die Dame war nicht einmal böse, sondern forderte ihn beim Essen auf, mit ihr anzustoßen. Dieser Herr X. hatte nämlich etwa 70000 Dollars veruntreut, brachte es jedoch hinterher noch zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten; einen nichtswürdigeren Mann hätte selbst Haiti schwerlich hervorbringen können, sagt der Autor.

Wie die Polizei beschaffen ist, kann man sich vorstellen. Jeder Beschuldigte wird angesehen, als ob er schuldig wäre, und die cocomacaque, die Keule, mit der man anstatt der durch alte Erinnerungen mißliebig gewordenen Peitsche die Polizeidiener bewaffnet hat, spielt auf seinen Schultern; es kommt vor, daß der Uebelthäter unter

den wuchtigen Schlägen liegen bleibt. Für die Aufspürung von Verbrechern besitzen diese Leute keine Geschicklichkeit; Verbrechen, die mit der größten Brutalität begangen werden, bleiben oft lange ungestraft. In Bezug auf die politischen Vergehen verläßt sich die Regierung mehr auf Verräther als auf die Polizei. Selbst die Gesandten werden belauert und Geffrard ließ sie öfter hören, was sie gesagt hatten, so daß es ihnen leicht wurde zu entdecken, wo die Spione zu suchen waren; sie benutzten dies nun später, um ihn auf diese Art das hören zu lassen, was sie zu seiner Kenntniß bringen wollten, ohne es ihm doch direkt mittheilen zu können. Unter Soulouque war es noch ärger; ein Bettelweib, welches einige Officiere, die vor dem Palast eine Gruppe bildeten, vergebens um ein Almosen angesprochen hatte, fing an laut zu rufen, daß eine Verschwörung gegen den Kaiser gebildet würde; die Officiere beeilten sich, ihr den Mund mit Banknoten zu stopfen und lachend ging sie weg. Die Gefängnisse befinden sich in einem sehr traurigen Zustande, vergebens haben sich selbst die Gesandten bemüht, die Regierung zu veranlassen, Verbesserungen hierbei einzuführen.

Dem blutdürstigen Pöbel zu genügen, wird oft die fürchterlichste Ungerechtigkeit verübt; der Präsident Salnave hatte einmal einen von fünf zum Tode verurtheilten Verbrechern begnadigt, das Volk war hiermit nicht zufrieden und der Präsident ließ einen anderen, dem er erst am Tage vorher Gnade geschenkt, zum Tode führen; bis in die neueste Zeit hat das Volk oft in blutiger Weise seinen Willen geltend gemacht. Daß bei solchen Zuständen die Polizei auch der Bestechung in hohem Maße zugänglich ist, kann weiter keine Verwunderung erregen; wie weit dies aber geht, möge folgende kleine Geschichte zeigen. Ein diebischer Diener hatte Spenser St. John und seinem spanischen Kollegen 18 Dutzend Flaschen Bordeaux gestohlen; die Polizei, deren Hilfe die beiden Herren nachgesucht hatten, brachte nach und nach zwei Dutzend und weitere sieben Flaschen zurück. Einige Tage später sahen die beiden Gesandten einen Herrn aus Haiti zum Frühstück bei sich, der, als er das Etikett: Château Giscours, de Luze Bordeaux sah, lachte und sagte: „Jetzt verstehe ich eine Bemerkung des Ministers des Inneren über den ausgezeichneten Wein, den der englische Gesandte importirt.“ Bei näherer Nachforschung ergab sich folgendes: vier Dutzend Flaschen von dem gestohlenen Wein hatte ein guter Freund des Gesandten gekauft, vierzehn Dutzend hatte die Polizei angehalten und davon elf Dutzend und fünf Flaschen an verschiedene Würdenträger vertheilt!

Die gewöhnliche Sprache des Volkes ist das Kreolische, die Amtssprache das Französische. Ersteres ist verdorbenes Französisch und Afrikanisch, das ein Franzose nicht direkt verstehen kann; übrigens ist es dieselbe Sprache, welche in ganz Westindien gesprochen wird. Bis jetzt kann man von einer eigentlichen Nationallitteratur kaum sprechen, da das Französische noch zu großen Einfluß besitzt; am eigenthümlichsten stellt sich der Volksgeist in den Sprichwörtern dar[1]), die vom Französischen sehr abweichen und vom Volke immerfort im Gespräch angewendet werden. Die gesprochene Sprache ist noch undeutlicher als die geschriebene, da die Neger ihre Sätze sehr verkürzen. Im officiellen Französisch machen sich allerlei ständige Phrasen geltend; eine Probe dieses Stils haben wir oben bereits gegeben. Die Schriftsteller sind größtentheils Mulatten, und einzelne verdienen namentlich als Dichter genannt zu werden, wiewohl sie das überschwängliche Lob, das ihnen Edgar la Selve spendet, sicher nicht verdienen. Im allgemeinen kann man sagen, daß in der Poesie weniger Originelles geboten, als vielmehr französische Dichter, namentlich Lamartine, wiedergegeben werden; die Gedichte besitzen nur ausnahmsweise eine Lokalfärbung, und die Poesie geht ebenso wie das Volk dem Verfall entgegen.

[1]) Recueil de Proverbes Creoles. Port au Prince 1877.

Ehe wir schließen, wollen wir noch ein Wort über die wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes beifügen. Vergebens hat man auf die hohe Bedeutung des Ackerbaues hingewiesen, für den Haiti, wie kein anderes Land geeignet ist; in dem Flachlande findet man noch große Landgüter; im Gebirge ist der Grundbesitz sehr zersplittert; die Staatsdomänen sollten 1877 verkauft oder für neun Jahre verpachtet werden; in genanntem Jahre waren 230 000 Acker Staatsländereien (für durchschnittlich 2 Schilling) verpachtet. Der Kaffee gehört mit zu den wichtigsten Produkten; er ist sehr gut, wird aber nicht sorgfältig genug behandelt; seit 1824 ist der Ertrag etwa stationär geblieben, erreicht aber den Ertrag von 1789 kaum zu fünf Achtel; größtentheils verrichten die Frauen die Arbeit. Zuckerrohr wird immer noch viel und unter günstigen Vorbedingungen gepflanzt; man bedient sich einfacher Maschinen, da wenige Haitier, welche Kapital besitzen, geneigt sind, dasselbe in industriellen Unternehmungen anzulegen. Während des Krieges in den Vereinigten Staaten hat man die Baumwollenkultur zu entwickeln gesucht, was jedoch durch die unzweckmäßige Ausführung der genommenen Maßregeln nicht erreicht wurde. Die ganze Ausfuhr betrug 1790 11 Millionen Pfd. St., seit der Unabhängigkeitserklärung höchstens 2,3 Millionen Pfd. St.

Das Einkommen der Republik ist großentheils (wie bei den meisten amerikanischen Republiken) ein Erträgniß der Zölle; die Finanzen waren durch die im Jahre 1825 an die französischen Kolonisten bewilligte Entschädigung von 6 Millionen Pfd. St. in einen sehr schlechten Zustand gekommen; seitdem hat man hier und da den Versuch gemacht, Verbesserung in diesen Zustand zu bringen. Das haitische Papiergeld hat im Laufe der Zeit sehr verschiedene Werthe gehabt; 1863 stand es zum Silber wie $12\frac{1}{2}:1$, 1865 wie $17:1$; das Papier, welches die Regierung Salnave's ausgegeben hat, wurde im Verhältniß von 1 Dollar Silber gegen 6500 Papierdollar eingewechselt!

Wir nehmen hier Abschied von Haiti und dem Buche Spenser St. John's, dessen Lectüre wir, trotzdem wir von ihm (mit Ausnahme des Geschichtlichen) eine vollständige Uebersicht zu geben versucht haben, der sehr vielen interessanten Details wegen nicht genug empfehlen können. Erwähnen wollen wir noch, daß ein Eingeborener von Haiti, Dr. Janvier, in zwei in französischer Sprache geschriebenen Werken[1]) ein viel günstigeres Bild von seinem Vaterlande zu entwerfen sucht. Das französische Publikum, sagt er, kennt nur die Regierung des Kaisers Soulouque, den man aus Haß gegen einen anderen Kaiser lächerlich zu machen gesucht hat. In geistiger Beziehung nennt er Haiti eine französische Kolonie, die mehrere ausgezeichnete französische Dichter hervorgebracht hat. Die Regierung des Generals Salomon (der beiläufig gesagt eine Vollblutfranzösin zur Frau hat) sucht in jeder Beziehung das Gute zu fördern. Er muß jedoch zugeben, daß die Revolte von 1883 „wie alle Bürgerkriege durch bedauernswerthe Excesse sich auszeichnete“. Ueber Kannibalismus und Vaudouxdienst schweigt er.

[1]) La république d'Haïti et ses Visiteurs (1882) und Les affaires d'Haïti (1885).

Ein neuer Handelsweg nach Sibirien.

Die „Oestliche Rundschau" („Wostotschnoje Obosrenije") des laufenden Jahres veröffentlicht in der Nr. 1 und 8 zwei Briefe, welche A. Sibiriakow an die Redaction gerichtet. Der erste lautet:

Zu Hinsicht auf die verschiedenen Gerüchte über meine mit dem Dampfschiff „Nordenskiöld" im Sommer des Jahres 1884 nach Sibirien ausgeführte Reise habe ich die Ehre, Folgendes mitzutheilen: Nachdem ich das Dampfschiff „Nordenskiöld" an der Mündung der Petschora nahe der Barre nach Archangel[1]) abgefertigt hatte, bestieg ich den Dampfer „Ob" und fuhr mit demselben die Petschora stromaufwärts. Ich bemerke dabei, daß die Mündungsbarre der Petschora durch keinerlei Marke gekennzeichnet ist; deshalb ist das Passiren derselben auch für kleinere Fahrzeuge schwierig: wenn ein dem „Ob" voraufahrendes Boot nicht immerfort uns den Weg gewiesen hätte, so hätten wir leicht auf eine Sandbank gerathen können. Trotzdem alle Waaren ausgeladen waren, konnten wir nicht einmal bis Ust-Tsylma gelangen, nicht weil zu wenig Wasser im Flusse war, sondern wegen der vielen Sandbänke, welche nicht bezeichnet sind. Am 30. August gerieth das Schiff 20 Werst vor Ust-Tsylma auf eine Sandbank, wurde aber bereits nach einigen Stunden flott; ich ließ daher den „Ob" nach Chabaricha, 40 Werst unterhalb Ust-Tsylma, ins Winterlager gehen, ich selbst aber bestieg ein Boot und langte mit demselben am 8. September im Dorfe Oranetz (etwas südlich vom 65. Breitengrade) an. Von dort reiste ich am 15. September auf Renthieren zum Ural. Am anderen Tage traf ich in der Nähe des Berges Sabljä Herrn Nossilow und reiste mit ihm gemeinschaftlich über den Ural. Der Winterweg über den Paß von Schtschekurinsk ist bereits von Herrn Nossilow im zweiten Hefte der „Nachrichten der K. Russ. Geogr. Ges. 1884" beschrieben worden; der Sommerweg unterscheidet sich wenig davon. Er geht von Oranetz über eine sumpfige Ebene bis zum Berge Sabljä (mehr als 40 Werst), dann wendet er sich zum Flusse Patek (etwa 20 Werst) und folgt diesem bis zu seinem Ursprunge aus einem kleinen, etwa eine Werst langen See. Dieser See — eigentlich sind es zwei durch ein Flüßchen vereinigte Seen — liegt gerade auf der Wasserscheide. Nachdem eine abschüssige Höhe, welche die Wasserscheide der beiden Stromgebiete des Ob und der Petschora darstellt, und von welcher aus sowohl der See, als auch der Fluß Schtschekurja sichtbar sind, passirt ist, senkt sich der Weg zu letzterem, welcher vom Fuße des Berges herkommt, und folgt demselben bis zu der sog. Ostjäkenstraße, welche gut ausgehauen und so bequem ist, daß ich das nächste Mal die Reise mit Pferden zu machen beabsichtige. Die Ostjäkenstraße führt zum Ursprunge des Flüßchens Poljä, einem Nebenflusse der Schtschekurja und folgt demselben bis zum Hause des Herrn Schischkin, welcher einst an der Poljä eine Goldwäscherei hatte. Das Haus liegt 25 bis 28 Werst von dem Dorfe Schtschekurinsk, von wo ab der Sommerweg mit dem Winterwege zusammenfällt. Der Weg verläßt die Poljä und kommt auf eine sumpfige Ebene heraus, 15 bis 17 Werst vom Dorfe. Im Winter sind die Sümpfe bequem passirbar, im Sommer aber sehr schwierig; es ist daher besser vom Hause Schischkins einen anderen Weg einzuschlagen, nämlich dem Flüßchen Poljä bis zur Einmündung in den Fluß Schtschekurja nahe am Dorfe zu folgen; hier soll auch eine durchgehauene Ostjäkenstraße existiren. Im Dorfe Schtschekurinsk traf ich am 27. September ein, also 12 Tage, nachdem ich Oranetz verlassen, doch hatte ich davon drei Tage unterwegs ausgeruht. An demselben Tage fuhr ich dann auf einem Boote zu den Syrjänschen Jurten und weiter nach Beresow am Ob, das ich am 1. Oktober erreichte; am 18. Oktober war ich in Tobolsk. Was die Dampfschiffverbindung auf der Petschora einerseits und auf der Sygwa und Soßwa andererseits betrifft, so giebt es auf der Petschora bis Oranetz für flachgehende Dampfboote keine Hindernisse; es befahren bereits 3 Dampfer die Petschora vom Hafen Jakschi, 600 Werst oberhalb Oranetz bis zur Mündung. Die Soßwa und Sygwa sind beide durchaus schiffbar, meine Waaren sind in diesem Sommer auf einem Dampfboote aus Tobolsk dahin befördert worden. — Ich bin der Ansicht, daß der Uralpaß von Schtschekurinsk, welcher nur 170 Werst lang ist und der Anlage einer Sommerstraße keinerlei Schwierigkeit bereitet, für den Waarentransport zwischen Sibirien und Europa von großer Bedeutung werden kann: Waaren, welche zur See in die Mündung der Petschora geschafft werden, können noch in derselben Navigationsperiode Sibirien erreichen.

Was die Seefahrt bis zur Petschoramündung betrifft, so ist ganz unzweifelhaft der Weg in jedem Sommer frei; sogar in diesem Jahre 1884, wo eine so große Eismasse sich am Südufer des Murmanischen Meeres angehäuft hatte, war der Zugang zur Petschora frei, man muß nur von der Insel Kolgujew soviel als möglich zum Petschorabusen halten. Ein unerfahrener Kapitän könnte leicht vor den im Busen herumschwimmenden oder auf den Sandbänken lagernden Eismassen zurückschrecken; doch sind die Eismassen sehr zerstreut und bieten der Fahrt so freien Spielraum, daß sie als völlig unschädlich gelten können.

Der zweite Brief lautet:

Der während der vorigen Navigationsperiode (1884) glücklich gelungene Waarentransport durch die Petschoramündung nach Archangel hat in mir die Idee auftauchen lassen, eine Handelsverbindung zwischen Europa und Sibirien ausschließlich durch die Petschora einzurichten. Die Möglichkeit derselben erkenne ich an, ebenso den großen Nutzen derselben insbesondere für die Bewohner des Petschoralandes, weil an jene Verbindung sich die Einrichtung eines bequemen Landweges über den Ural schließt und damit ein großer Theil an solchen Vorräthen aus Sibirien herbeigeschafft werden kann, welche jetzt von der Kama aus zur Petschora gelangen — — trotzdem bleibe ich bei meiner Ueberzeugung, welche ich so oft ausgesprochen, daß eine directe Seefahrt durch das Karische Meer nach Sibirien möglich sei. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß das Karische Meer zu einer bestimmten Zeit des Jahres schiffbar ist, leider aber nur unter gewissen Bedingungen, welche bis jetzt noch zu wenig erforscht sind.

Eine nicht geringe Bedeutung hat bei der direkten Seeverbindung mit Sibirien die Errichtung von Stationen,

[1]) Das Schiff ist am 28. August daselbst eingetroffen.

in welchen das Dampfschiff in besonderen Fällen überwintern kann, oder wo es wenigstens die Möglichkeit hat, abzuwarten, bis die Eismassen unter dem Einflusse der Strömungen, der Winde und des Schmelzens eine solche Gruppirung annehmen, daß sie dem Schiffe eine freie Fahrt durchs Meer lassen. Solche Stationen wären etwa zu errichten am Jugorski Schar für die von Europa nach Sibirien gehenden Schiffe, und an der Westseite der Halbinsel Jalmal für die in umgekehrter Richtung gehenden Fahrzeuge. In Hinsicht der erstgenannten Station ist der Ljämtschinbusen schon längst als ein günstiger Ankerplatz für Schiffe bekannt; an der Westseite der Halbinsel Jalmal dagegen ist bis jetzt noch kein geeigneter Hafen entdeckt, während doch früher, wie Professor Nordenskiöld mittheilt, hier ein bequemer unter dem Namen Port Nassau bekannter Hafen existirt haben soll; doch weiß man heute nicht, wo Port Nassau lag.

Wenn man an jenen Stationen Kohlenvorräthe anlegte, Lebensmittel aufhäufte, wenn man Gebäude daselbst errichtete, so würden die Stationen nicht nur einen sehr guten Zufluchtsort für die Schiffe abgeben, sondern auch zu Winterquartieren dienen können; damit würden die Bedingungen der direkten Seeverbindung mit Sibirien unzweifelhaft sich bessern und die Fahrten würden nicht so gewagt erscheinen, wie heute.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Vor einiger Zeit verlautete, daß auf Anregung der Gesellschaft zur Unterstützung des russischen Handels in den Ministerien der Marine und der Finanzen aufs Neue die Frage aufgeworfen sei, ob es nicht zeitgemäß, eine gelehrte Expedition zur Untersuchung der Ob-Mündung und des Ob-Busens auszurüsten. Die Geschichte dieser für den sibirischen Handel wichtigen Angelegenheit ist in Kürze folgende: Der russische Kaufmann M. K. Sidorow setzte im Jahre 1869 eine Prämie von 2000 Pfd. St. demjenigen Schiffe aus, welches vom Eismeere aus die Mündung des Ob und des Jenissei erreichen würde. Der englische Kapitän Wiggins fuhr im Jahre 1874 mit seinem Dampfer „Diana“ bis zur Ob-Bucht und zur Weißen Insel (Belij ostrow), wagte aber nicht in die Ob-Bucht hinein zu schiffen. Wiggins lieferte nach seiner Rückkehr eine Beschreibung seiner Reise und zeichnete eine Karte. Hierdurch wurde es dem Professor Nordenskiöld möglich, mit einem Segelschoner „Pröven“ aus dem Karischen Meere in den Jenissei hineinzufahren. So war im Jahre 1875 der direkte Weg von Europa nach der Ob-Bucht und zur Jenissei-Mündung entdeckt. Allein der Weg war äußerst gefährlich. Im Jahre 1880 wurde eine Summe von 63 820 Rubel angewiesen, um die Ob-Mündung hydrographisch zu untersuchen. Die unter dem Befehl des Obrist im Steuermannkorps Moissejew stehende Expedition hatte wenig Erfolg. An der Expedition hatte die sibirische Kaufmannschaft sehr regen Antheil genommen. Man hegte nun den Wunsch, im Frühjahre 1885 eine neue Expedition, deren Unkosten etwa 60 000 Rubel betragen sollten, vorzubereiten, die sibirischen Kaufleute sollten zur Ausrüstung der Expedition beisteuern. Dieselben erklärten sich bereit, die Organisation der Expedition zu fördern, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß sich die sichere Ueberzeugung gewinnen ließe, es sei das Karische Meer thatsächlich zu einer bestimmten Zeit des Jahres schiffbar und zugänglich. Die Fahrt des „Pröven“ unter Nordenskiöld hatte sie von der Schiffbarkeit des Karischen Meeres nicht vollständig überzeugt. Dazu kommt, daß Baron Knop, Chef eines großen Handelshauses in St. Petersburg, erklärt hat, daß er von einem Seehandel mit Sibirien durch das Karische Meer abstehe und sein Komptoir in Jenisseisk schließen werde. Eine genaue Untersuchung der Mündungen der Flüsse Ob-Jenissei, sowie der dazu gehörigen Meerbusen, ist freilich unbedingt nothwendig. Die Untersuchungen hätten zu beginnen mit der Errichtung beständiger meteorologischer Stationen auf der Insel Waigatsch, am nordöstlichen Ende der Matotschkin Schar und am Südende von Nowaja Zemlja, auf der Insel Beloje an der Einfahrt in den Ob-Busen und am Ende des Jenissei-Busens bei Monastyrskoje. Vor allem müßten genaue Beobachtungen über die Bewegungen des Eises im Karischen Meere angestellt werden [1]. (Nowosti.)

— In der Decembersitzung der ethnographischen Sektion der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg machte D. L. Iwanow einige Mittheilungen über die Alterthümer im Turkestaner Gebiet. Besonders interessant sind die Ruinen „Achur-tasch“ (d. i. steinerne Krippe), welche 40 Werst (Kilom.) östlich von der Stadt Aulieata am Nordabhange des Alexandrow-Gebirges liegen. Es werden diese Ruinen bereits 1224 in den Aufzeichnungen des Mönches Tschan-Tschun erwähnt, auch Lerch berichtet in Kürze über dieselben; er meint, daß es die Ruinen eines alten buddhistischen Klosters seien. Iwanow zweifelt an dem buddhistischen Ursprunge dieses großartigen Tempels, weil sich an demselben Zeichen des maurischen Stils finden und weil die Tradition der dort lebenden Kirgisen von alten mächtigen Helden eines Kaiserhauses erzählt, welche Half oder Chalf geheißen und jene Bauwerke errichtet hätten. Jener Name weist eher auf die Zeit der Chalifen. Nach historischen Zeugnissen dürften die Ruinen einem Bauwerke aus der Zeit des 8. bis 12. Jahrhunderts angehören. Iwanow erläuterte seinen Vortrag durch Skizzen und Zeichnungen der Ruinen. — Am Norduser des Issyk-Kul-Sees fand Iwanow zwei steinerne Baben aus Granit und einen sehr interessanten mohammedanischen Begräbnißplatz mit einigen zehn kufischen Grabinschriften. Eine Inschrift gehört in das 14. Jahrhundert. — Ein größeres Interesse nehmen reihenweise gestellte Hügel am Flusse Kurmenta in Anspruch; je weiter entfernt vom Flusse, um so niedriger sind die Hügel. Ferner meldete Iwanow von einer großen Steinkiste (Tasch-Achur) bei der Stadt Usgent, an welche sich der Name Ali knüpft, von Höhlen (in einer wurden Kalmückentempel gefunden) und von Münzen mit mohammedanischen Inschriften, welche bei Taschkent in künstlich aufgeworfenen Hügeln gefunden sind. — („Oestliche Rundschau“ 1884, Nr. 50.)

— Die 1870 durch die Bemühungen des Herrn Charles Netter gegründete jüdische Ackerbauschule in Jaffa befindet sich nach Mittheilungen in der Jubiläumsschrift der Alliance israélite universelle im besten Gedeihen. Nach dem Berichte des Herrn Veneziani, welcher sie 1883

[1] Die Gesellschaft zur Unterstützung des russischen Handels gedenkt die Summe von 30 000 Rubeln (60 000 Mark) beim Ministerium der Finanzen zu der beregten Ob-Expedition zu erbitten.

visitirte, sind die Gebäude in gutem Zustande; man hat drei Wasserhebemaschinen (Norias) mit den zugehörigen Wässerungsbassins angelegt und trifft eben die Vorbereitungen zum Bohren eines artesischen Brunnens; es werden etwa 20 Stück Rindvieh, 150 Schafe, sowie die nöthigen Pferde und Maulthiere gehalten. Die Orangengärten gestatteten 1883 den Verkauf von 150000 Stück Orangen; die Cedratbäumchen, welche die Esrogim liefern, versprechen für die nächsten Jahre schöne Erträge. Auch der Weinstock gedeiht ausgezeichnet und liefert einen guten weißen Wein, für dessen Aufbewahrung ein geräumiger Felsenkeller errichtet ist. Die Zahl der Schüler beträgt 30 bis 33, welche zu Gärtnern, aber auch zu Handwerkern ausgebildet werden. Einen ganz besonderen Aufschwung hat die Baumschule genommen, welche jetzt schon ganz Syrien mit Bäumchen versorgt. Die ganze Anlage, deren Kosten zum weitaus größeren Theile Herr S. H. Goldschmidt bestritten hat, hat eine Oberfläche von 240 ha, von der allerdings gegenwärtig erst ein kleiner Theil angebaut ist.

— Der Gouverneur von Cochinchina hat dem kolonialen Rathe eine auf das Jahr 1884 bezügliche Mittheilung über die Finanzlage der Kolonie gemacht, welche beweist, daß dieselbe sich in einem besseren Zustande befindet, als je vorher der Fall war. Man berechnet die Einnahmen wie folgt: Pachten: Opium 179547 Dollars; Alkohol (Reis) 97633 Dollars; Reisausfuhrzoll: 442780 Dollars. Allgemeine Einnahmen (Steuern) 754511 Dollars. Die Gesammteinnahmen wurden auf 1097000 Dollar geschätzt. Der Reservefonds, der am Ende des vorigen Dienstjahres 429200 Dollars betrug, beläuft sich jetzt auf 897517 Dollars und wird vermuthlich bis zum 30. Juni 1885 sich auf zwei Millionen belaufen. Hinzugerechnet müssen noch werden: 1000000 Dollars, die an Kambodscha vorgeschossen, und 60000 Dollars, die ausgegeben wurden, um die Regie in dem Königreiche einzuführen. 578817 Dollars müssen noch durch Annam für die an Spanien bezahlte Entschädigung zurückerstattet werden.

Afrika.

— Dr. Aurel Schulz, der Sohn eines deutschen Ansiedlers in Natal, ist von einer interessanten Reise im Inneren von Südafrika nach der Küste zurückgekehrt. Er ging von Pandamatenka (etwas südlich von den Victoriafällen des Zambesi) 410 engl. Meilen den Tschobe-Fluß aufwärts, wo er am Einflusse des Liana durch bewaffneten Widerstand der Eingeborenen gezwungen wurde, westwärts zum Cubango zu ziehen. Nach 17tägigem Marsche durch Sandwüsten erreichte er denselben, wurde aber dort ausgeraubt und mußte nach dem Ngami-See umkehren, wo er beinahe von den argwöhnischen westlichen Bamangwato ermordet worden wäre. Dann kehrte er durch das Land der östlichen Bamangwato und Transvaal nach Natal zurück. Von besonderem Werthe ist bei dieser Reise, daß die bisher nie besuchten Mittelläufe des Tschobe und Cubango erforscht worden sind.

Australien.

— Der Reisende Miklucho-Maclay hat an die Kaiserl. Geogr. Gesellschaft in St. Petersburg über seine nächsten Pläne und Arbeiten berichtet. Diesem in der „Nowosti“ (1884, Nr. 336) abgedruckten Briefe, welcher aus „Wyoming“ Snails Bai bei Sydney, 28. September n. St. 1884 datirt ist, entnehmen wir Folgendes: Ich beabsichtige meinen Reisebericht in zwei ungleiche Theile zu zerlegen. Der erste Theil wird umfassen: erstens eine Darlegung der für jede einzelne Reise gestellten Aufgaben, zweitens eine ausführliche Schilderung der Reiseerlebnisse selbst, drittens eine Auseinandersetzung der wissenschaftlichen Resultate jeder einzelnen Reise. Der zweite Theil wird nur wissenschaftliche Ergänzungen zur Anthropologie, Ethnologie, Zoologie und vergleichende Anatomie sowie Meteorologie umfassen. — Seit meiner im Juni 1883 nach Sydney erfolgten Rückkehr bin ich, neben dem allgemeinen Ordnen meiner Tagebücher und Notizen, vor allem mit der Bearbeitung meiner zoologischen Sammlungen aus Neu-Guinea beschäftigt; dabei sind mir das Australische Museum und das Maclay-Museum in Sydney, welche ein sehr reiches Material enthalten, zum Vergleich von sehr großem Nutzen. In Betreff der Anthropologie setze ich meine Studien über die vergleichende Rassen-Anatomie des menschlichen Gehirns fort; dazu dienen mir die Hirne, welche ich bereits seit 1873 von Australiern, Papuas, Polynesiern, Malaien sammelte. — Der Ort, wo ich meinen anatomischen Arbeiten nachgehe, ist die biologische Station in Watson-Bai, welche leider mehr als eine Stunde Weges von meiner Wohnung entfernt liegt. — Sobald ich mit meinen zoologischen Arbeiten, mit der Anatomie des Gehirns und mit der Anfertigung von Abbildungen fertig bin, gedenke ich meine kraniologische Sammlung eingehend zu studiren und eine Beschreibung der besonders interessanten Exemplare des Sydney-Museums vorzunehmen. Nach meiner Rückkehr in die Heimath wird meine Hauptarbeit sein, mein Manuskript druckfertig zu machen.

Nordamerika.

— Die Erforschung von Alaska soll auch im Jahre 1885 eifrig fortgeführt werden. Nach einer Mittheilung in „Science“ ist eine Expedition, deren Leitung wahrscheinlich der durch die Beobachtungen am Point Barrow bekannte Lieutenant Ray übernehmen wird, bestimmt, die noch ganz unbekannte Region zwischen Cooks Inlet und der Wasserscheide des Tananah zu erforschen; es ist noch nicht entschieden, ob die Expedition in einer Dampfschaluppe den Jukon hinauf oder von Cooks Inlet aus und den Jukon hinabgehen soll. — Eine zweite Expedition unter Lieutenant Allen ist bereits Ende Januar nach dem Copper River oder Atna aufgebrochen. Hier mußte im vorigen Jahre Lieutenant Abercrombie umkehren, weil die Eingeborenen sich weigerten, ihm bei Ueberschreitung eines Gletschers, welcher den Fluß etwa 60 Miles vom Meere verstopft, zu helfen. Allen nimmt Indianer von Sitka aus mit und hofft von dem oberen Atna aus einen Zufluß des Jukon zu erreichen und diesen hinabzufahren; die Expedition ist auf zwei Jahre verproviantirt. — Endlich wird Lieutenant Stoney seine Forschungen am Kowak fortsetzen, bis zu der Quelle vordringen, nöthigenfalls überwintern und die Wasserscheide nach dem Colville zu überschreiten versuchen, um über Point Barrow zurückzukehren. Seine Expedition soll aus 16 Personen bestehen. Ko.

— Eine Forschungsexpedition soll nach dem Frances-Lake in Britisch-Columbia abgehen, um zu untersuchen, ob er wirklich zwei Ausflüsse nach verschiedenen Richtungen hat. Der erste Entdecker, R. Campbell, erreichte ihn vom Liard-River aus und damals floß die Hauptmasse des Wassers durch diesen dem Mackenzie zu; Campbell fand aber auch eine Verbindung mit dem Pelly River, also dem Yukon-Gebiet; sie fungirte damals nur bei Hochwasser, aber nach Berichten der Internationalen Telegraphen-Expedition soll es nun umgekehrt sein und der Ausfluß nach dem Liard für gewöhnlich trocken liegen. Eine genaue Untersuchung dieses merkwürdigen Verhältnisses wäre allerdings sehr interessant. („Science.“)

— Ueber die Aufständischen in Britisch-Nordamerika geben die „Times“ folgende Aufklärung. Als im Jahre 1870 die Hudsonsbai-Compagnie das Nordwest-Territorium an die Regierung der Dominion abtrat, zählte die eingeborene weiße Bevölkerung jener Gegend nahe an

10000 Seelen. Diese werden gewöhnlich „Mischlinge" (half-breeds) genannt, auch wenn sie gar kein oder nur wenig indianisches Blut in ihren Adern haben, so daß die Bezeichnung derjenigen der Creolen in Spanisch-Amerika analog ist. Von diesen 10000 sind etwa 47 Procent Protestanten und 53 Procent Katholiken; erstere entsprechen ungefähr den Nachkommen jener Schotten, welche die Selkirk-Niederlassung bildeten, letztere den Abkömmlingen der französisch-kanadischen Voyageurs. Der jetzige Aufstand beschränkt sich auf letztere, also ein Element der Bevölkerung von Manitoba und dem Nordwesten, welches gegenwärtig nicht mehr als 6000 Köpfe zählen kann. Allerdings hat die Empörung neuerdings durch den Anschluß vieler Indianer an Ausdehnung gewonnen.

— Die Guanolager der Bahama-Inseln. In den Proceedings der Bostoner Society of Natural History berichtet Mr. Sharples über seinen Besuch auf den sogenannten Caicos behufs Untersuchung der dortigen Guanolager. Von Turks Island aus, das durch seine Lage an der einzigen weniger gefährlichen Passage durch das Bahama-Riff wichtig ist, dessen Bewohner aber nach dem furchtbaren Hurrican, welcher vor einigen Jahren die Kokospalmen der Insel verwüstete, nun ausschließlich auf die Salzgewinnung und die Plünderung der zahlreichen Wracks angewiesen sind, fuhr er in einem kleinen Schoner nach Breezy Point, einer 20 Miles entfernten Insel, welche prachtvoll entwickelte Korallenphänomene zeigt. Ein Strandriff zieht der Küste entlang; dahinter gestattet ein Kanal für kleinere Fahrzeuge sichere Fahrt; an die Lagune stößt eine Dünenreihe mit Sabal palmetto bewachsen, der Rest der Insel ist flach bis auf einen niederen Hügelzug von höchstens 150 Fuß Höhe, den man Flamingo Hills nennt, weil in einem Teiche an seinem Fuße der Flamingo sich häufig aufhält. In dieser Kette liegen die Guanohöhlen. Sie sind offenbar vom Meere ausgewaschen; heute liegen sie freilich eine halbe Meile davon. Doch hat offenbar keine starke Hebung stattgefunden, vielmehr ist durch angeschwemmtes Land dem Wasser der Zugang gesperrt worden; man sieht deutliche Fluthmarken und in einer der größten Höhlen sind Ebbe und Fluth noch zu spüren, obschon ihr Wasser nicht nachweisbar mit dem Meere zusammenhängt. Die Decke aus solidem Kalkstein ist meist nur wenige Fuß dick, die Wurzeln der Feigenbäume sind vielfach hindurchgedrungen und nur durch die von diesen gesprengten Löcher kann man, da die ursprünglichen Eingänge verschüttet sind, hineingelangen. Tropfsteinbildungen sind sehr spärlich. Man muß an den Wurzeln hinabklettern; trotzdem zeigen einzelne Kammern, daß sie früher bewohnt waren; die Wände sind von Rauch geschwärzt, hier und da gewahrt man rohe Zeichnenversuche. Der Boden ist überall mit einer feinen röthlichen Erde bedeckt, bald nur ein paar Zoll hoch, bald bis fast zur Decke, sie ist ein Gemisch von schwefelsaurem Kalk und phosphorsaurem Kalk mit Chloralkalien und etwas organischen Substanzen, in gewöhnlichem Zustande auch mit 30 bis 40 Proc. Wasser. Die Entstehung der Ablagerung ist sehr schwer zu erklären. Vögel und Fledermäuse können nicht in Betracht kommen; letztere finden sich zwar einzeln in der Höhle, aber die Guanolager enthalten durchaus keine Insektenreste. Hier sind überhaupt erkennbare Organismenreste selten, aber auf einer benachbarten Insel finden sich häufig Knochenfragmente und besonders Wirbel von Fischen darin. Auch Herr Sharples löst das Räthsel nicht; seine Erklärung, die Lager seien „ganz einfach fossiler Guano, aus welchem durch Einwirkung von Luft und Feuchtigkeit aller Ammoniakgehalt verschwunden sei", wirft auf die Bildung durchaus kein Licht. Vielleicht kommt Dr. Liebig der Wahrheit am nächsten mit der Annahme, daß der Bahamaguano ausschließlich aus organischen, vom Meere ausgeworfenen Substanzen entstanden sei, die durch unendliche Zeiträume in diesen Höhlen zusammengeschwemmt wurden. Die größte Höhle ist noch mit Meerwasser erfüllt; ihren Guanoinhalt schätzt man auf etwa 300000 Tonnen. Neuerdings sind noch verschiedene Höhlen entdeckt worden, und manche mögen noch unbekannt sein, da das Gebiet, in welchem sie liegen, mit Kaktus, Euphorbien und dornigen Sträuchern so dicht bewachsen ist, daß man nur mit dem Jagdmesser hineindringen kann. Die Entdeckung erfolgte erst vor ein paar Jahren durch einen Mr. Reynolds, welcher die Insel von der Regierung in Jamaika als Weidegrund gepachtet hat und auch die ersten Proben der Phosphoriterde — denn Guano kann man sie ja doch eigentlich nicht nennen — nach Boston brachte.

Südamerika.

— Die Expedition, welche die argentinische Regierung unter dem Major Feilberg zur Untersuchung des Rio Pilcomayo im vorigen Jahre auf zwei kleinen Dampfern und zwei Schuten ausgesandt hatte (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 160) ist zu Anfang Januar wieder in Asuncion eingetroffen. Sie ist den Strom etwa 80 Lieues hinaufgefahren; doch liegt ihr fernster Punkt wegen der vielen Flußkrümmungen in der Luftlinie nur etwa 45 Lieues vom Ausgangspunkte entfernt. Die erste Hälfte der Fahrt ging bequem von statten, dann wurde sie durch viele Baumstämme erschwert und schließlich durch Stromschnellen unmöglich gemacht. Etwa 60 Lieues von der Mündung des Pilcomayo ergießt sich in denselben von WNW her ein bisher unbekannter Zufluß, der bedeutender als der Pilcomayo selbst zu sein scheint, aber durch zahllose Baumstämme versperrt wird. Als Verkehrswege zwischen Paraguay und Bolivia können also beide nicht dienen. Dagegen sind beide Ufer des 70 bis 90 m breiten Rio Pilcomayo reich an großen Wäldern und fruchtbaren Weidestrecken, deren Ausbeutung sich verlohnen dürfte.

Vermischtes.

— Die 9. Lieferung von Hölzel's Geographischen Charakterbildern enthält drei sehr gelungene Ansichten von Hafenstädten und Buchten, nämlich von den Bocche di Cattaro, Hammerfest und der Capstadt, unter denen wohl letzterer der Preis gebührt. Alle drei sind von einem sehr geschickt gewählten Standpunkte aus aufgenommen und geben den landschaftlichen Charakter des betreffenden Erdenflecks vorzüglich wieder: das erste Blatt die Karstnatur und vielfach zerschnittene Ostküste des Adriatischen Meeres; das zweite die Hochplateau-Bildung Norwegens mit ihren Schneefeldern und Mooren und die unendlich mannigfaltige Küste mit dem vorgelagerten Skjärgaard und den tief eindringenden Fjorden; das letzte endlich den majestätischen Tafelberg und die Stadt und Bucht zu seinen Füßen, ein Bild von großem landschaftlichem Reize und von einer besonders zarten, duftigen Ausführung. Als Anschauungsmittel verdienen diese neuesten Blätter entschieden warme Empfehlung.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVII. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Als Révoil im Jahre 1882 sich zu einer zweiten Reise nach dem Somali-Lande rüstete, veranlaßte ihn die Erinnerung an seine traurige und leidenvolle Einsamkeit während seiner ersten Expedition 1877, sich nach einem europäischen Gefährten umzusehen, dessen Begleitung Eingeborene niemals zu ersetzen vermögen. Er wählte dazu einen braven Fischer aus Cassis im Departement Bouches-du-Rhône, Namens Julian Teissère, dessen Muth und Thatkraft er kennen gelernt hatte. Mit diesem schiffte er sich in Marseille auf dem „Pei-Ho“ nach Aden ein und hatte das Glück, unter seinen Reisegenossen den bekannten Kaufmann Henri Greffulhe zu treffen, der schon länger als 17 Jahre in Zanzibar ansässig war und mit dem Sultan Saïd Bargasch auf freundschaftlichem Fuße stand; dessen Kredit und Einfluß mußten Révoil's Plänen entschieden zu Statten kommen. Als der „Pei-Ho“ nach zwölftägiger Fahrt in Aden den Anschluß an das englische, nach Zanzibar gehende Schiff verfehlte, und dem Reisenden ein dreiwöchentliches Verweilen daselbst in Aussicht stand, war ihm dies mit Rücksicht auf den angenehmen Aufenthalt im gastfreundlichen Hause des Herrn C. Tian und auf eine geplante Reise nach der Stadt Lahedsch nicht ganz unangenehm; aber Greffulhe, dessen Anwesenheit in Zanzibar dringend nothwendig war, telegraphirte an den Sultan von Zanzibar, der alsbald antwortete, daß in spätestens 10 Tagen einer seiner Dampfer ihn von Aden abholen werde. So mußte freilich der größere Ausflug unterbleiben, doch blieb Zeit genug zu einem Besuche des nahen Dorfes Scheich Othman, wo sie in dem ihnen zur Verfügung gestellten Landhause des reichen Arabers Hassan Ali Schatten und Kühlung suchten. Scheich Othman ist der gewöhnliche Sammelplatz der Nimrode von Aden, welche stundenlang bei einer Temperatur von 45° und einer bleiernen Sonnengluth einem unglücklichen Hasen oder einer Gazelle nachjagen, ein Vergnügen, auf welches Révoil gern verzichtete. Weit interessanter erschien es ihm, die langen Karawanen zu mustern, welche täglich hier vorbeikommen, um den Markt von Aden mit Holz, Gras und Wasser zu versehen. Man wird sich schwerlich ein wunderbareres Durcheinander von Typen und Farben vorstellen können, als in diesen Zügen, in welchen Männer und Weiber, ebenso sonderbar wie verschiedenartig gekleidet, langsam ihren feierlich und gemessen daherschreitenden Kameelen folgen. Mitunter sammeln sich diese Karawanen von Tagesanbruch an vor den Thoren der Stadt zu einem kompakten Haufen, um sich bald darauf durch die geöffnete Pforte in das moderne Babel — dieser Name paßt recht eigentlich für diese englische Festung mit ihrer bunt gemischten Bevölkerung — zu ergießen.

Früher war Scheich Othman nur ein elendes Dorf, das aus einigen Lehmhäusern und einer ebensolchen Moschee, zum Gedächtniß eines verehrten Scheichs Othman erbaut,

bestand. Nach der Volkszählung von 1880 beschloß die englische Regierung, sich der fluktuirenden Somali-Bevölkerung, welche damals im Dorfe Mala hauste, zu entledigen und wies derselben als Wohnort Scheich Othman an, das sie zu diesem Zwecke vom Sultan von Lahedsch gekauft hatte. Nach ein paar Monaten schon war das Dorf fast zu einer Stadt angewachsen und hatte reinliche und gerade Straßen; man unterließ nichts, um sein Gedeihen und

Das Dorf Scheich Othman bei Aden.

Anwachsen zu befördern. Darunter spielte Wasser die Hauptrolle; Pumpen und ohne Unterlaß sich drehende Norias versorgten schon die Stadt Aden selbst. Als man dann eine unterirdische Wasserleitung auffand, welche einst das kostbare Naß direkt von Lahedsch nach Aden brachte, hoffte man durch deren Wiederherstellung den kostspieligen Transport zu vermeiden. Die Arbeit wurde begonnen; aber das Unglück wollte, daß eine Erdwand einstürzte und

Moschee von Scheich Othman.

drei arabische Arbeiter begrub, worauf die übrigen voll abergläubischer Furcht davon liefen und nicht wieder zur Fortsetzung der Arbeit zu bewegen waren. Nach diesen Ruinen lenkte Révoil seine Schritte und fand dort unweit der Moschee Haufen von Schlacken, Glasscherben und Theile von Gefäßen, Glasperlen u. s. w., deren Stil auf arabischen Ursprung hinwies. Eine nähere Untersuchung oder Ausgrabung, um mehr Klarheit über Ausdehnung und Alter

Marktplatz in Aden.

dieser interessanten Industrie zu erhalten, war leider nicht möglich, und als Révoil seine Entdeckung einem englischen Beamten mittheilte, um zu weiteren Forschungen anzuregen, meinte dieser, daß es seine Regierung weit mehr interessiren würde, wenn ihr ein Mittel angegeben würde, um an jener Stelle Getreide zu bauen.

Am 31. Januar verließ der Reisende auf dem Dampfer „Avoca" Aden, und da ein sehr frischer Nordost-Monsun wehte, der die Fahrt beschleunigte, so langte er schon am 8. Februar Abends 9 Uhr in Zanzibar an. Wenige Minuten später befand er sich im Hause des Herrn Greffulhe, wohin bald allerlei Besucher zusammenströmten; auch der Sultan unterließ es nicht, durch seinen Geheimsekretär, den alten trefflichen Abed ben-Aod, die Ankömmlinge zu begrüßen und ihnen saftige Früchte jeder Art zu übersenden.

Seitdem Zanzibar der Ausgangspunkt für alle Forschungsexpeditionen im östlichen Aequatorialafrika geworden ist, ist es oft genug beschrieben worden, so daß wir hier nicht darauf zurückkommen wollen; aber erwähnenswerth ist der Fortschritt und die stetige Umwandlung, welche die Stadt durchmacht, und welche sie der Intelligenz ihres Herrschers Saïd Bargasch verdankt. In Europa — und in Frankreich resp. Paris ganz besonders — sind über das große ostafrikanische Emporium nur sehr vage oder gar falsche Anschauungen verbreitet; Zanzibar ist kein halbwilder Ort mit einer Negerbevölkerung in Strohhütten, sondern eine große, halb europäische, halb arabische Stadt von 80 000 Einwohnern, überragt von einem hohen Thurme mit Uhr und elektrischem Lichte, mit der übrigen Welt durch ein Telegraphenkabel verbunden, mit Konsulaten aller Nationen, großen Kaufmannshäusern, deren erste schon seit einem halben Jahrhundert dort etablirt sind, einem großen Hotel, einem Zollamte, einer ziemlich gut organisirten Armee und einer Flottille schöner Dampfer, welche mit Bombay und Calcutta regelmäßige Verbindung unterhalten und auch zuweilen Aden anlaufen. Prächtige Chausseen durchschneiden die Insel und führen zu den herrlichen Landhäusern des Sultans, der sogar mit dem Bane einer kleinen Eisenbahn umgeht. Révoil preist den jetzigen Herrscher ungemein; aber sein Lob scheint nicht übertrieben zu sein[1]), und da Zanzibar (beide z werden wie im Französischen, also wie weiche s ausgesprochen) jetzt auch für uns Deutsche im Vordergrunde des Interesses steht, so wollen wir näher auf seine Charakteristik eingehen.

Zanzibar.

Das Wesen des Sultans ist sehr einnehmend, edel, aber nicht hochmüthig, und sein freundliches Entgegenkommen bewirkt, daß jeder Besucher sofort ungezwungen mit ihm verkehrt. Sein wohlwollendes Gesicht paßt gut zu seinem offenen Charakter; seine Unterhaltung ist verständig, und er sucht sich stets zu unterrichten, um auch seine Umgebung, die ihm an Uneigennützigkeit nicht gleichkommt, aufzuklären. Er ist von hohem Wuchse und langsamem Gange; wenn er auch mitunter streng sein muß, so verabscheut er doch die Grausamkeiten, und obwohl gläubiger Mohammedaner, ist er doch nicht fanatisch und sucht die religiösen Sekten von Intoleranz abzuhalten. Er ist freigebig und gastfreundlich, durchreisenden Fremden gegenüber nach Kräften gefällig, und an seine Besucher vertheilt er Goldschmuck, Teppiche, Juwelen und dergleichen. Auch seine Statthalter auf dem gegenüberliegenden afrikanischen Festlande sind angewiesen, Fremden mit Geschenken aufzuwarten, und wenn sie dieser Pflicht nicht nachkommen, werden sie ohne Gnade abgesetzt. Den Geschäften widmet der Sultan viel Zeit. Er steht um 4 Uhr auf, spricht sein Gebet und läßt sich bis gegen 7 Uhr auf der Veranda Vortrag halten über

[1]) So schreibt auch Dr. Wilhelm Joest, ein scharf beurtheilender und kritischer Beobachter, in seinem eben erschienenen „Um Afrika", S. 274: „Vor dem Harem mündet die Wasserleitung, welche von dem jetzigen Sultan, einem Manne, der wirklich alle Eigenschaften eines gütigen, weisen und gerechten Herrschers und Menschen in sich vereint, vor wenigen Jahren vollendet ist und durch welche Sansibar reichlich mit gutem Wasser versorgt wird. Seitdem bessert sich der Gesundheitszustand der Stadt, der bis vor Kurzem ein sehr bedenklicher war, von Jahr zu Jahr, so daß Sansibar heute entschieden ein gesunderer Aufenthalt als die meisten übrigen Plätze der Ostküste, vielleicht als der gesundeste von allen bezeichnet werden kann."

Fruchtmarkt in Zanzibar.

die Vorgänge während der Nacht. Von 7 bis 9 Uhr hält er „Barza", d. h. er empfängt jeden, der ein Anliegen hat, und von 9 bis 10 Uhr speist er mit angesehenen Arabern oder Indiern, wobei die Zahl der Gäste mitunter 200 übersteigt. Am Nachmittage findet Gerichtssitzung statt: auf dem Platze sind 20 Kadis vertheilt, welche die Kläger anhören, aber vor Abgabe ihres Urtheils die Ansicht des Sultans, welcher von einem Ballone aus das Ganze überwacht, einholen. Bei Sonnenuntergang begiebt sich der Sultan auf einige Zeit zu seinen Kindern (sein Harem zählt nach W. Joest etwa 90 Insassinnen, und er läßt ihn sich etwas kosten) und liebt es, sich am offenen Fenster mit ihnen zu zeigen und sie auf seinen Knien tanzen zu lassen. Abends unterhält er sich mit den Notabeln über innere und äußere Politik und zieht sich, wenn nicht Aegypter oder Akrobaten auf dem Platze eine Vorstellung geben, Punkt

Mbarak Mohammed.

10 Uhr in seine Gemächer zurück. Neben der Politik beschäftigt er sich mit dem Ausbaue seines Palastes, mit dem Zollwesen u. s. w., kennt den Werth der Zeit, ist unablässig thätig und, selbst wenn er sich auf dem Lande befindet, hält er seinen alten Sekretär mittels des Telephons beständig in Athem. Europäern gegenüber ist er stets zuvorkommend, stellt ihnen seine Pferde zur Verfügung und versorgt sie täglich mit Eis, das er durch seine Dampfmaschinen fabriciren läßt. Täglich spielen zwei Musikkorps, ein ägyptisches und ein portugiesisches aus Goa, und wenn ein Diplomat anlangt, so veranstaltet der Sultan in seinem Palaste sehr schöne Empfänge. Alle Kulte genießen gleiche Rechte, und die christlichen Missionare erfreuen sich seiner thatkräftigen Hilfe; denn er weiß ihren Einfluß auf die Verbreitung der Civilisation zu schätzen. In diesem Sinne sucht er mit den alten Quartieren der Stadt aufzuräumen; schon ist ein Flügel des alten, von vier Thürmen flankirten arabischen Forts, das einst den Sklavenhandel schützte,

niedergerissen; an Stelle der Befestigung werden später große Waarenlager erbaut werden, da das jetzige Zollhaus nicht mehr zureicht. Mittlerweile dient der Platz zum Abhalten des Fruchtmarktes, den Joest (a. a. O., S. 279) so beschreibt: „Auf verhältnißmäßig engem Raume sind hier Hunderte von kaufenden, feilschenden oder ihre Waaren anpreisenden Menschen in allen nur denkbaren Trachten zusammengedrängt: da knien kunstfertige Barbiere und rasiren der Gläubigen Schädel; in langen Reihen hocken Negermädchen und bieten Mandioka, Betel und Arekanüsse, saftiges Zuckerrohr, diese Lieblingssüßigkeit aller Naturkinder der Tropen, oder Orangen und grüne Kokosnüsse feil; dazwischen treibt ein schwarzer Hirt seine Herde Ziegen quer über den Markt mitten durch Käufer und Verkäuferinnen hindurch, zum Entsetzen der letzteren, deren Waaren unter dem Appetit der schnuppernden Thiere bedenklich zu leiden scheinen. Gegen das Fort gelehnt stehen Dutzende fertig geschnitzter Hausthüren zum Verkaufe, und mindestens 30 Schneider oder Händler mit alten Kleidern bieten schreiend und zudringlich dem Vorübergehenden einen Maskatanzug nach neuester Mode an.“

Die ersten Tage von Révoil's Aufenthalt in Zanzibar wurden mit Besuchen bei dem französischen Konsul Ledoulx, dem Sultan, der ihn sehr vor den Somali warnte, u. s. w. zugebracht, dann wurden die astronomischen und photographischen [1]) Instrumente geprobt und mit dem naturwissenschaftlichen Sammeln begonnen. Um letzterem Zwecke besser gerecht werden zu können, nahm er die Einladung des reichen Mbarak Mohammed an, der ihn und seinen Begleiter auf seine Pflanzung Nyamanzi brachte, wo sie drei Wochen lang unter trefflicher Pflege sehr erfolgreich sammeln konnten. Ihr Wirth selbst, der verhältnißmäßig gut französisch sprach, nahm an ihren Ausflügen theil und ordnete dieselben an. Nicht am wenigsten interessant war die Jagd auf Popos oder Vampyre (Pterocyon stramineus), von denen Tausende, zu kompakten schwärzlichen Massen vereint, an den vollständig kahlen Zweigen riesiger Mangobäume hingen. Sie verursachten einen betäubenden Lärm; der Boden war mit ihren Extrementen bedeckt und die Luft mit ihrem ekelerregenden Gestanke erfüllt. Der erste Schuß holte an zwanzig der Thiere herab; sobald die aufgescheuchten Cheiropteren sich wieder auf den Zweigen niedergelassen hatten, erfolgte eine neue Salve zur größten Freude der umwohnenden Grundbesitzer, deren Obstbäume von den Thieren geplündert wurden. Insgesammt wurden nicht weniger als 520 derselben erlegt, außerdem eine prächtige Boa. Ein Schiff des französischen Hauses, das nach Marseille abging, nahm die zoologische Ausbeute dieses Landaufenthaltes in die Heimath mit.

Nach Zanzibar zurückgekehrt, hatte Révoil, wie sein Begleiter Julian, einen heftigen, zweiwöchentlichen Fieberanfall zu bestehen, und die Nachwirkungen des vielen genossenen Chinins in Gestalt von Ohrensausen, Schwindel und kaltem Schweiße auszuhalten; als aber die Zeit ihrer Abreise herankam, konnten sie sich doch als leidlich hergestellt ansehen.

[1]) Die Abbildungen zu diesem Reiseberichte sind sämmtlich nach Photographien hergestellt und deshalb bis in die geringsten Einzelheiten von absoluter Genauigkeit.

Skizzen aus Algerien.

Von W. Kobelt.

5. Hammam Meskhoutin, das Bad der Verfluchten.

Es war früher eine ziemlich mühsame und umständliche Reise, wenn man von Constantine aus die berühmten heißen Quellen von Hammam Meskhoutin besuchen wollte. Heute führt die Bahn nach Guelma und Bône dicht am Bade vorüber, und der Tourist, dem die Zeit knapp ist, kann die Hauptwunder im schlimmsten Falle sogar von der Bahn aus im Vorüberfahren betrachten. Wir hatten es zum Glück nicht so eilig, denn ein Freund, der uns nach Biskra begleiten wollte, hatte den Tag seiner Ankunft erst auf den 24. Mai festgesetzt und so blieb uns reichliche Zeit zu einer Tour nicht nur nach dem Bade, sondern auch bis Bône, das wir, weil wir bei der Rückkehr aus der Wüste direkt über Suk Ahras nach Tunis gehen wollten, sonst nicht zu sehen bekommen hätten.

Am 13. Mai fuhren wir schon früh mit dem ersten Zuge nach Kroubs, obwohl dieser keinen Anschluß nach Guelma hin hatte; wir wollten aber die uns bleibenden vier Stunden zu einem Vorstoß gegen die Montagne noire verwenden, um dort nach einer seltenen Schnecke und nach Dolmen auszuschauen, die ungefähr eine Stunde von der Station entfernt zu finden sein sollten. Aber in beiden Beziehungen wurden unsere Wünsche nicht erfüllt, und wir mußten schließlich noch in der glühenden Sonnenhitze aus Leibeskräften rennen, um rechtzeitig den Bahnhof zu erreichen.

Die Bahn führt in derselben Richtung, in welcher wir gegangen waren, durch ein kleines Seitenthal des Bu Merzug der Montagne noire zu, der sich aus einem weiten Kalkfelsengebiet erhebt, das den Garrigues der Provence an Trostlosigkeit und Oede kaum nachgiebt. Hier haben frühere Generationen mit Vorliebe ihre Todten bestattet und auch von der Bahn aus sieht man eine ganze Menge Dolmen, jeder anscheinend nur für eine Person bestimmt oder höchstens für zwei Raum bietend. Auf dem Kalkplateau, das sich von der Quelle des Bu Merzug bis zum Dschebel Thaya erstreckt, stehen Tausende solcher Steingräber beisammen; allem Anschein nach hat man es bequemer gefunden, die Todten zu den Steinen zu bringen, als die schweren Steinplatten auf größere Strecken zu transportiren. Hier, wo die unglückseligen Kelten nicht in Frage kommen — denn die Theorie, daß die Dolmen von armorikanischen Söldnern, deren Anwesenheit in Nordafrika allerdings urkundlich bezeugt ist, herrühren, hat selbst ihr Urheber Mac Carthy angesichts der Unzahl von Steingräbern aufgegeben —, ist die Frage nach ihren Errichtern leicht zu beantworten. Daß es die Vorfahren der

heutigen Kabylen waren, kann um so weniger in Zweifel gezogen werden, als Kabylenstämme selbst noch in der Neuzeit megalithische Denkmäler errichtet haben und hier niemals eine andere Rasse gehaust hat. Daß man in manchen Dolmen römische Münzen (z. B. eine Medaille der Faustina) gefunden, hat darum gar nichts Wunderbares, denn die Berber lassen so leicht nicht von ihren alten Sitten, und erst nach und nach ist es dem Islam gelungen, sie in manchen Beziehungen umzubilden. Findet man ja auch in den Grabmälern höheren Ranges, den Basinas und den Chouchas — die höchste Ausbildung mit griechischem Säulenschmuck und riesigen Dimensionen stellen die beiden Königsgrüfte Kubb-er-Rumia und Medrassendar — in ihren Bestandtheilen Trümmer von Römerbauten und wurden also solche noch nach dem Untergange der Römerherrschaft errichtet.

Zwischen den kahlen Steinfeldern hindurch schlängelt sich ein enges Thal, in welchem das Dörfchen Bu Nuara liegt. Hier beginnt ein Gebiet, das den Durchreisenden lebhaft an die gemalten Dörfer in den südrussischen Steppen erinnert, welche Potemkin der Kaiserin Katharina vorführte. Die Société générale algérienne erhielt nämlich seiner Zeit dieses ganze Thal, sowie das des der Seybuse zuströmenden Uëd Zenati, welches die Bahn in ihrem weiteren Laufe durchschneidet, unter der Bedingung, hier eine Anzahl Dörfer zu erbauen und diese mit Kolonisten zu besetzen. Die Dörfer sind erbaut worden, aber mit den Kolonisten hapert's, denn wenn sich einer meldet, werden ihm Bedingungen gestellt, deren Annahme ihn zum weißen Sklaven machen würde. So behält die Gesellschaft das Land und verpachtet es gegen einen Theil des Ertrages an die früheren Eigenthümer, denen man es erst zu Gunsten der Kolonisation expropriirt hat; sie giebt ihnen Vorschüsse und übernimmt dafür die Ernte, und da sie die einzige Käuferin ist, sorgt sie schon dafür, daß sie keinen Schaden hat. An jeder Station erhebt sich ein Silo, ein massiver Keller, überirdisch, aber sonst ganz den unterirdischen Fruchtmagazinen der Araber entsprechend. Ueber eine bequeme Steige können die Maulthiere auf die Plattform gelangen; dort steht eine Windfege zur höchst nothwendigen Reinigung des Getreides von der beigemengten Erde und eine Wage; die Vorderseite des Silo stößt aber unmittelbar ans Bahngeleise und so kann die Frucht direkt in die Waggons hineinlaufen. Die Gesellschaft macht dabei einen hübschen Profit, aber ihre anderen Unternehmungen lassen sie auf keinen grünen Zweig kommen, und der Hauptgrund, warum die Regierung nicht auf Erfüllung der eingegangenen Bedingungen drängt, soll darin liegen, daß man aus Furcht vor den Folgen eines Kraches überhaupt nicht an die Gesellschaft rühren will.

Die sauberen, zum Theil von Eukalyptuspflanzungen umgebenen Dörfer sind darum nur von den Beamten der Gesellschaft bewohnt; nur Uëd Zenati, wo die Straße von Ain Beida und Tebessa her einmündet, zeigt regeres Leben und sogar die Anfänge einer Industrie. Die Berge bleiben aber immer gleich steinig bis nach Bordsch Sabath. Hier ändert sich das Bild, alle Abhänge bedecken sich mit Oelbäumen, die sich endlich zu förmlichen Wäldern zusammenschließen. Hier sind freilich die meisten noch unveredelt und bringen nur kleine bittere Früchte, aber weiter hin, wo die Bahn mit dem Fluß durch eine enge Kluft zu einer tieferen Thalstufe hinabsteigt, werden die veredelten immer zahlreicher und bilden den Hauptreichthum der Gegend von Guelma. Vor uns erhebt sich nun der prachtvolle Kalkkamm des Dschebel Thaya, dem wir auch einen Besuch zugedacht haben; wir passiren, immer noch im engen Thale bleibend, die einsame Station Thaya, dann weichen die Berge aus einander und wir sind in dem Kessel von Hammam Meskhoutin. Ein schweres Gewitter war mittlerweile heraufgezogen — die Kröten, die trotz der Gluthhitze seelenvergnügt auf den Kalksteinen saßen, hatten es uns schon am Morgen bei Kroubs angemeldet —, aber ein offenes Kärrnchen, das als Badeomnibus fungirt, brachte uns noch trocken in das Hotel. Wir hatten aber mit dem Festhalten an unserem wackeligen Sitz so viel zu thun, daß wir der eigenthümlichen Scenerie keine Aufmerksamkeit schenken konnten, und erst am anderen Morgen kamen wir dazu, die Wunder des „Bades der Verfluchten" in Ruhe zu betrachten.

Es giebt wenig so eigenthümliche und interessante Punkte auf der Welt, wie Hammam Meskhoutin. Zwar an landschaftlicher Schönheit wird es von vielen anderen Punkten übertroffen; die Gegend ist eine flache, grüne Mulde, von wenig bedeutenden Höhenzügen eingefaßt, nur nach Westen hin geben die Ausläufer des Thaya ihr einen etwas großartigeren Zug, während nach Osten hin die Thalfläche allmählich in die Hochebene von Guelma übergeht. Der Uëd bu Hamdan durchzieht das Thal in einer engen, mit üppiger Vegetation erfüllten Schlucht; von Süden her fließt ihm der kleine Uëd Chedakra zu, und in dem Winkel zwischen beiden auf dem Ostufer des kleinen Baches sprudeln die Quellen. Ein ganzer Strom heißen Wassers bricht hier aus dem Boden, ein geringer Theil einer einzigen Quelle genügt, um das Bedürfniß der Badeanstalten zu decken, der Rest fließt frei ab in den Chedakra, dessen Lauf noch bis über die Einmündung in den Bu Hamdan hinaus an den aufsteigenden Dampfwolken erkennbar ist. Die Quellen gehören zu den heißesten der Erde; ihre Temperatur beträgt 95° C., was nur wenig unter dem der Höhenlage entsprechenden Siedepunkte ist. Eine ganze Gruppe von Quellen entspringt zusammen auf einem kleinen Plateau, das sie selber aufgebaut, und ihr Wasser stürzt über den Rand hinunter in den heißen Bach. Plateau und Abhang bestehen aus Travertin, welchen das Wasser beim Erkalten ausscheidet. Es ist ein wunderbarer Anblick, den dieser steinerne Wasserfall bietet, wenn man ihn von der gegenüberliegenden Thalseite aus, wo das alte Bad steht, betrachtet; auf dem schneeweißen Travertin sieht man die dünne Wasserschicht kaum und so macht der ganze Abhang wirklich den Eindruck einer zu Stein gewordenen, dampfenden Kaskade. Ein Theil des Gesteins ist gelblich gefärbt, weil die Bewohner der Umgegend ihren Flachs hier rösten. Unten schiebt sich ein niederer Fuß in den Bach hinein vor und bildet die sonderbarsten Gestalten. Der Travertin bildet sich ziemlich rasch; Tchihatcheff glaubt, aus den Erscheinungen, welche an einer anderen Stelle zu beobachten sind, die Zunahme sogar auf 60 cm jährlich veranschlagen zu können, aber das ist offenbar ein großer Rechenfehler, denn die ganze Kaskade ist, das Plateau eingeschlossen, kaum 20 m mächtig, und wenn auch die Quellen jetzt wohl nicht mehr an derselben Stelle entspringen wie zur Römerzeit, und sogar vielleicht mehrfach ihren Ursprungsort gewechselt haben, so müßte doch die Hauptquelle, auch wenn sie nur seit der Franzosenzeit an ihrem heutigen Platze sprudelte, längst ihre Ablagerungen über den Bach hinüber vorgeschoben haben und hier eine natürliche Brücke existiren, wie bei Pambuk Kalessi, dem Baumwollenschloß, in Kleinasien. Tchihatcheff gründet seine Rechnung auf die Stelle, wo bei dem Eisenbahnbau durch einen Durchstich die altrömische Piscine, die bis dahin noch immer mit Wasser gefüllt gewesen war, angeschnitten wurde und so

eine neue kleine Kaskade entstanden war. Das war zwei Monate vor seiner Anwesenheit im Mai 1878 geschehen und in dieser Zeit hatte sich bereits eine Travertinschicht von 10 cm Dicke gebildet, das gäbe allerdings 60 cm fürs Jahr, aber dann hätte bis zum Mai 1883 die Schicht drei Meter Dicke haben müssen, und die Bahnverwaltung würde genöthigt sein, sie in regelmäßigen, nicht allzu langen Zwischenräumen entfernen zu lassen. Das geschieht aber nicht, und trotzdem sind die reizend geformten Inkrustationen an der Bahnböschung höchstens einen Viertelmeter stark. Auch am steilen Rande der Schlucht des Bu Hamdan sind die von dem hinabstürzenden heißen Wasser gebildeten Absätze nicht stärker, und die offenen Gräben, in denen das Wasser zum Badehause geführt wird, werden, wie mir der Bademeister sagte, nur alle zwei Jahre gereinigt; der aus ihnen ausgebrochene Travertin war aber nur 5 bis 6 cm stark. Allem Anschein nach erfolgt der Niederschlag nicht in gleichmäßiger Stärke, wohl im Anfange auf rauher, fremdartiger, kalter Unterlage rascher als später, wo das Wasser über die gleichartigen, glatten, durchwärmten Travertinschichten fließt. Man sieht, wie vorsichtig man mit dem Generalisiren von Einzelbeobachtungen sein muß und wie leicht man daraus zu falschen Schlußfolgerungen kommen kann.

Daß die Quellen vielfach ihren Lauf verändert, beweisen die kegelförmigen Felsen, um deren Willen Hammam Meskhoutin besonders in der Geologie genannt wird. An vielen Stellen, in dem Winkel zwischen den beiden Bächen, in gleichem Niveau mit der heutigen Hauptquelle und etwas tiefer, aber auch oberhalb, erheben sich eigenthümliche isolirte Felsen, bald rein kegelförmig, bald mehrere mit einander verschmolzen. Ueber hundert stehen umher, und sie bieten Abends im Dämmerlicht, wenn sie von den Rauchwolken der großen Kaskade umzogen werden, einen so gespenstigen, unheimlichen Anblick, daß man es nur ganz natürlich findet, wenn die Araber eine grausige Sage an sie geknüpft haben.

Einst war, so erzählen sie, das ganze Thalbecken von Hammam Meskhoutin ein Paradies von üppiger Fruchtbarkeit, bewohnt von einem Araberstamme, dessen Kaid der reichste und mächtigste Mann im Lande war. Er hatte eine Schwester von wunderbarer Schönheit, und da er sie keinem anderen Manne gönnte, beschloß er, göttlichen und menschlichen Gesetzen entgegen, sie zu seiner eigenen Frau zu machen. Umsonst mahnten die Akel, die Alten des Stammes, umsonst widersetzten sie sich offen. Eblis hatte ihn verblendet; er trat jeden Widerstand mit blutiger Gewalt nieder und der Tag der Hochzeit war gekommen. Alle Nachbarstämme waren geladen, aber nur wenige Gäste, durch seinen Reichthum verführt, erschienen; die Gläubigen blieben dem frevelhaften Feste fern. Aber der Kaid ließ sich nicht beirren, und als der Abend kam, geleitete er in prunkendem Zug die Neuvermählte zu seinem Zelte. Da bebte die Erde, Flammen und siedendes Wasser brachen hervor, Blitze zuckten und der Donner grollte, und als der Morgen kam, standen Braut und Bräutigam, zu Stein geworden, da, wie man sie noch heute sieht. Noch sprudelt das kochende Wasser, noch hört man bisweilen unter der Erde die Hochzeitsmusik, und die Quellen werfen in Stein verwandelte Körner des Kuskussu aus, mit dem die Gäste bewirthet wurden. Hammam Meskhoutin, das Bad der Verfluchten, heißt die Stätte seitdem, und sie ist immer unheimlich geblieben. Kein Araber wird sie um Mitternacht betreten, denn in der Geisterstunde bekommen die Felsen wieder Leben, die Musik erschallt wieder, die Festlichkeiten beginnen von Neuem, der Neugierige muß Theil nehmen, und am anderen Morgen steht ein neuer Kegel bei den alten.

So steht Hammam Meskhoutin in schroffem Gegensatz zu allen anderen Warmbädern, an die sich die Legenden wohlthätiger Marabuts knüpfen, und darum sind auch die Aquae tibilitanae verlassen und verödet geblieben und der Malaria verfallen. Der Geologe braucht freilich kein Wunder, um die Bildung der Steinkegel zu erklären, er kann sogar ihre Entstehung hier in allen Phasen verfolgen, von flachen, schildförmigen, kaum wahrnehmbar erhobenen Travertindecken bis zu Kegeln von 4 bis 5 m Höhe. Sie alle sind vom Wasser selbst aufgebaut, Dank dem Naturgesetz, daß heißes Wasser mehr feste Bestandtheile gelöst enthalten kann als kälteres. Sobald das hervorsprudelnde Wasser den Boden berührt, wird es abgekühlt und läßt einen Theil der gelösten Bestandtheile fallen. Diese bilden anfangs einen Ring um die Quellenmündung, dann einen flachen Kegel mit becherförmiger Vertiefung an der Spitze und dieser wird immer höher, bis endlich das Wasser nicht mehr Kraft genug hat, um den Rand zu übersteigen, und sich am Fuße des Kegels oder weiter unterhalb einen neuen Ausweg sucht.

Genau in derselben Weise sind auch die übrigen Felsen entstanden, welche nackt und kahl aus dem Grün am Abhange des das Bad beherrschenden Hügels hervorschauen. Sie alle bestehen aus demselben Gestein wie die Kegel, und enthalten wie diese hier und da Schwefelkiesknollen. Besonders interessant ist der Felsenzug, welcher sich gerade von der neuen Badeanlage hinaufzieht zum unterirdischen See. Hier sprudelte offenbar in vergangenen Zeiten die Hauptquelle und bildete eine Kaskade, welche sich vom Gipfel des Hügels langsam bis hinunter vorschob und einen schmalen, hohen, nach beiden Seiten senkrecht abfallenden Kamm baute, bis endlich bei irgend einer Katastrophe die heißen Wasser weiter unten durchbrachen. Der unterirdische See mag ziemlich genau da liegen, wo die Quelle zuerst entsprang; die Verwitterung hat hier unter der Travertindecke eine ziemlich geräumige Grotte gebildet, die mit klarem Wasser erfüllt ist. Sie liegt nur eine gute Viertelstunde vom Bade entfernt und bietet einen lohnenden Spaziergang durch grüne Wiesen und Felder und einen förmlichen Wald veredelter Oelbäume.

Hammam Meskhoutin hat Dank dem Aberglauben der Araber — sollte er nicht vielleicht die Erinnerung an eine wirkliche Katastrophe, vielleicht an dieselbe, welche den Durchbruch der Hauptquellen an ihrer heutigen Stelle begleitete, bewahren? — seit Jahrhunderten völlig verlassen gelegen und wurde bis zur Eröffnung der Eisenbahn nur sehr selten einmal von dem benachbarten Guelma aus durch einen neugierigen Touristen besucht. Nur der Kaskade gegenüber auf dem linken Ufer des warmen Baches hatte die französische Regierung eine Militärbadeanstalt errichtet, die nur vom 15. April bis zum 1. Juni geöffnet war, aber, wenn Raum vorhanden, auch Civilisten aufnahm. Komfort war freilich wenig genug vorhanden und Europäer kamen nur selten als Badegäste. Seit der Eröffnung der Eisenbahn scheinen aber bessere Zeiten kommen zu sollen. Die Regierung hat wie in Hammam Rirha, so auch hier die Quellen und eine genügende Landfläche einem Unternehmer überlassen, und so findet der Besucher jetzt hier behagliches Unterkommen und ausgezeichnete Verpflegung für relativ billigen Preis (10 Francs den Tag, alles einbegriffen). Die einstöckigen Badegebäude liegen um einen geräumigen viereckigen Platz herum, der zu einem Blumengarten angelegt ist. Oben quer vor steht das ältere Gebäude mit kleinen, wenig freundlichen Zimmern,

die eben nur noch als Reserve für den Nothfall dienen; in einem angebauten Flügel befinden sich die Gesellschaftsräume, die freilich ziemlich bescheiden sind, und das Speisezimmer. Den ganzen Raum zwischen den beiden Flügeln beschattet aber einer der schönsten Bäume, die ich in meinem Leben gesehen, eine Pistazie, unter deren breiter Krone mindestens hundert Personen Schatten finden können. Es ist die eschenblätterige Varietät, und sie gleicht so täuschend einer Esche, daß man die Verschiedenheit nur bei ganz genauer Vergleichung mit einem eigens deshalb daneben angepflanzten Exemplare erkennt.

Gegenüber am unteren Ende des Platzes steht das neue Logirgebäude, ebenfalls einstöckig, aber mit geräumigen, freundlichen, sauberen Zimmern, aus deren Fenstern man in das kleine Olivenwäldchen hineinsieht, das den Abhang zur Hauptquelle hinab bedeckt. Die Langseiten des Platzes sind noch frei bis auf zwei Pavillons, in deren einem der Badedirektor und ein für die Dauer der Saison hierher kommandirter Militärarzt wohnen. Die ganze Umgebung ist mit prächtigen Oelbäumen bewachsen, die nun fast sämmtlich veredelt sind; sie und ein paar ebenso alte Karruben geben Schatten genug, bis einmal die neu gepflanzten Bäume herangewachsen sein werden, was ja im glücklichen Klima Algeriens nicht viele Jahre erfordert. In geringer Entfernung liegt ein zugehöriger Oekonomiehof. Dank der dort unterhaltenen stattlichen Viehherde kann man hier Kuhmilch und frische Butter haben, sonst eine ziemliche Seltenheit im Süden.

Die Bäder für die europäischen Badegäste — der verschiedenen Ansichten über die Parasiten im Allgemeinen und der Pediculus vestimenti im Besonderen wegen kann man die Eingeborenen nicht mit ihnen zusammen baden lassen — liegen nahe der großen Kaskade, nur wenige Schritte vom Logirhause und sind unbestreitbar noch einiger Verbesserung fähig. In dem kleinen Gebäude sind vier Badewannen, jede mit einem Ankleidezimmer einfachster Art; Schwitzzimmer und Ruhebetten sind hier noch fromme Wünsche, werden aber mit der Zeit schon kommen. Das Wasser wird zu jedem Bade vollständig gewechselt; das heiße läuft durch eine offene Rinne zu und kann durch eine eiserne Kelle abgesperrt werden, kaltes läßt man nach Belieben durch einen Hahn ein. Die gewöhnliche Badetemperatur ist 35 bis 40° C. Außerdem sind in gesonderten Räumen noch ein Dampfbad und ein Douchebad eingerichtet.

Die Wasser von Hammam Meskhoutin haben eine ganz ausgezeichnete Wirkung auf alte Rheumatismen, Lähmungen, Verhärtungen und manche Hautkrankheiten, aber Hammam Rirha gegenüber fehlen ihm die Vorzüge der Höhenlage, und von einer Sommersaison, sonst überall die Hauptsache, kann keine Rede sein, da von Juni ab die Malaria den ohnehin schon heißen Thalkessel ganz unbewohnbar macht. Es ist merkwürdig, daß hier, wo doch stehendes Wasser und Sümpfe vollständig fehlen, das Wechselfieber so verderblich auftritt, wie irgendwo in den sumpfigen Küstenebenen; ich kann es mir nur aus der Durchtränkung des Bodens mit warmem Wasser erklären, aber warum beobachtet man nicht auch ähnliche Erscheinungen in der Umgegend anderer Warmbäder? Im Winter und Frühling ist aber Hammam Meskhoutin so gesund wie irgend ein anderer Ort in Algerien und es lassen sich für den Naturfreund schon einmal ein paar Wochen hier recht genußreich verbringen. Der Alterthumsforscher kann die Ruinen der alten Römerbauten erforschen und sehen, ob er nicht noch mehr Reste der Aquae tibilitanae findet, als dem flüchtigen Touristen auffallen; er hat außerdem im Bereich einer Tagesexkursion auf dem Plateau von Roknia eine der ausgedehntesten und interessantesten Ansammlungen von Dolmen, die in Nordafrika existiren. Ferner kann man von hier aus in einem Tage ganz gut die berühmte Tropfsteinhöhle des Thaya besuchen; der erste Zug bringt einen schon in ganz früher Morgenstunde nach der gleichnamigen Station und von dort erreicht man zu Maulthier in fünf Viertelstunden das Antimonbergwerk, wo man bei dem Herrn Medevielle gastlicher Aufnahme und freundlicher Unterstützung bei dem freilich nicht allzu bequemen Besuch der Höhle sicher ist. Für den Bergmann ist das Vorkommen von Antimon und Quecksilber in den Kalken des Thaya und in den Tropfsteinen seiner Höhle hoch interessant, und der Paläontolog findet in den Klüften des Berges eine reiche Ausbeute an Resten ausgestorbener Thiere [1]). Der Jäger endlich trifft in der Umgebung von Hammam Meskhoutin reiche Jagdbeute, freilich nur an Hasen, Kaninchen, Rebhühnern und etwa Wildschweinen; die großen Raubthiere sind lange verschwunden, und selbst die Hyäne ist so selten geworden, daß der bekannte Nimrod, Herr von Berlepsch, der im vorigen Winter zwei Monate im Bade zubrachte, auch nicht eine zum Schuß bekommen hat.

[1]) Die Ausgrabungen des General Faidherbe haben 21 Arten von Säugethieren ergeben, darunter mehrere eigenthümliche (?) Bärenarten. — Die Angaben des Herrn Bourguignat sind übrigens, wie man mir sowohl im Bade wie oben am Bergwerk versicherte, mit einiger Vorsicht aufzunehmen.

Joest's „Um Afrika".

Im Jahre 1884 umfuhr der wohlbekannte Weltreisende Dr. Wilhelm Joest aus Köln die Küsten Afrikas — die geplante Bereisung Madagaskars mußte er aus Gesundheitsrücksichten leider aufgeben — und sandte von dieser Fahrt, während welcher er auch das Innere der Kapkolonie, des Oranje-Fluß-Freistaates, Natals und Zululandes bereiste, Berichte an die „Kölnische Zeitung", die er jetzt gesammelt unter dem Titel „Um Afrika" (Köln 1885. Du Mont-Schauberg. Mit 14 Lichtdruckbildern und zahlreichen Illustrationen nach Original-Aufnahmen des Verfassers) herausgegeben hat. Wer des Verfassers erstes Reisewerk „Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien" gelesen hat (s. „Globus", Bd. 42, S. 366), für den bedarf es bei diesem zweiten keiner Empfehlung; unseren anderen Lesern aber glauben wir es schuldig zu sein, sie auf dieses Buch aufmerksam zu machen, das in anmuthiger und höchst unterhaltender Weise eine Fülle wissenswerther Mittheilungen über die politischen, socialen und Handelsverhältnisse im südlichen und östlichen Afrika bietet. Dieser Umstand allein wird genügen, um dem Buche in jetziger Zeit einen weiten Leserkreis zu sichern. Wen sollte es nicht interessiren, Genaueres zu erfahren über die vor-

jährige Handelskrisis in der Kapkolonie, den Gründungsschwindel und Krach in den Diamantminen und in der Straußenzucht, über die englische Kolonialpolitik u. s. f.?

„Südafrika, — schreibt Joest, S. 37 — auf sich selbst angewiesen, würde in bestimmt auszurechnender Zeit ausgehungert sein; dieses große, in mancher Beziehung so reiche Land — wie arm ist es nach anderer Seite hin! Diamanten, Straußfedern, Gold und Kupfer, Erze und Elfenbein: wohl rechnet man sie zu den Schätzen der Könige unserer Erde, wohl tragen sie stolze Namen — aber satt essen kann sich keiner daran... Südafrika, dieses Land, das seit zehn Jahren für 600 Millionen Mark in Diamanten ausführt, ist, trotzdem seine ursprüngliche Bevölkerung eine Landbau und Viehzucht treibende war, zu arm, um seine weißen Bewohner zu ernähren... Alles, was man hier verzehrt, alles, was wir um uns haben und vor uns sehen, alles wird eingeführt: das Mehl kommt von Australien, der Mais, dieses echt afrikanische Lebensmittel, von Südamerika (im Jahre 1882 wurden in Kapstadt allein für 12 Millionen Mark Brotstoffe eingeführt), man wohnt in Häusern aus schwedischem Holz, englischem Eisenblech und englischen Ziegelsteinen, man brennt Gas aus englischen Kohlen, in einem Lande, wo Steinkohle auf der Oberfläche liegt, ja, in manchen Orten trinkt man importirtes Wasser. Früchte gedeihen im Ueberfluß, aber dennoch stellen sich ausländische Conserven, Gelées u. s. w. viel billiger, als in Afrika selbst gewonnene; in diesem Lande der Viehzüchter giebt es nur selten frische Butter, Milch oder Käse, die man viel billiger aus Dänemark oder Amerika bezieht — Millionen leerer Flaschen werden dagegen wiederum als nutzlos fortgeworfen, Millionen von Blech- und Zinnbüchsen liegen um jeden größeren Ort gehäuft, Hunderte von Centnern Eisen in jeder Gestalt rosten und verderben auf den Straßen und am Meeresstrande; in Kapstadt, auf einer Strecke, vielleicht so lang wie die Linden in Berlin breit, fand ich 65 weggeworfene Hufeisen — kein Mensch nimmt sich die Mühe, das Wrack eines Dampfers, das Skelett eines Seglers sich anzueignen!"

Den Grund dieser wirthschaftlichen Schwäche und Unselbständigkeit der Kolonie glaubt Joest darin zu finden, daß es an einer regelmäßigen Bewässerung fehlt, daß bald gewaltige Regengüsse niederfallen und den Boden verwüsten, anstatt ihn nachhaltig zu befruchten, und bald entsetzliche Dürren herrschen. „So lange nicht die Farmer sich vereinigen und, im Nothfall mit Unterstützung der Regierung, Dämme und Reservoirs bauen, so lange hat Südafrika keine wirthschaftliche Zukunft. Der Farmer, der nie weiß, ob der Samen, den er gesäet, auch aufgehen wird, der stets erwarten muß, daß ihm die Hälfte seines Viehes in einer Saison verhungert, das heißt, der heute reich, morgen ein Bettler sein kann, wird nie auf einen grünen Zweig kommen. Man versorge Südafrika mit Wasser, und es wird einer der fruchtbarsten Landstriche der Erde werden, mit Kalifornien und Australien wetteifern können. Ohne regelmäßige Bewässerung dagegen, so wie es heute ist, hat das Land ganz entschieden keine Aussicht, mehr Menschen als die wenigen, die heute darauf angesiedelt sind, ernähren zu können." (S. 62 f.)

Von besonderem Interesse ist ferner, was Joest über die empörende englische Politik — wenn man anders dieses Wort für brutale Gewalt brauchen will — gegenüber den Eingeborenen, wie den Basutos und Zulus, und den Boeren mittheilt (S. 124, 168, 205). Von letzteren entwirft er (S. 100 ff.) eine nicht gerade günstige Schilderung, die vielleicht etwas von einigen unangenehmen persönlichen Erfahrungen beeinflußt ist. Vor allem tadelt er ihre große Unreinlichkeit, ihre elenden Wohnungen, ihr Ungeziefer, ihre grobe Ungeschliffenheit, die Trägheit der Frauen, die in ihren Lehnstühlen zu kolossalem Leibesumfange anschwellen; ja selbst die von anderen Seiten gerühmte Gastlichkeit spricht er ihnen ab. Dagegen lobt er ihre Frömmigkeit, ihre Mäßigkeit, ihr vorzügliches Schießen, die Ehrlichkeit und Einfalt, die so häufig und so arg mißbraucht worden ist, daß der Boer zuletzt mißtrauisch geworden ist. Faßt man aber die Niedertracht ins Auge, mit welcher England ohne Unterlaß die freiheitliebenden Boeren gedrangsalt und wiederholt zur Auswanderung getrieben hat, so kann man sich nur wundern, daß dieselben im harten Kampfe um ihre Existenz noch einen solchen Grad von Kultur sich bewahrt haben; liebenswürdig kann ein geschundenes Volk schwerlich sein.

An der Ostküste Afrikas besuchte Dr. Joest eine Reihe portugiesischer Hafenplätze, wie Lourenço Marques, Inhambane, Quelimane, Moçambique und Ibo, und hier nimmt er Gelegenheit, für eine gerechtere Beurtheilung portugiesischer Kolonialwirthschaft, als sie namentlich bei englischen Schriftstellern gang und gäbe ist, ein Wort einzulegen, wie das unlängst Dölter in Hinsicht auf die portugiesischen Kolonien in Senegambien gethan hat. Diejenigen an der Ostküste sind nach Joest die allerschlimmsten unter den am ungünstigsten gelegenen und ungesundesten Punkten der Erde — und Portugals Schuld ist es nicht, daß dort nicht alles so ist, wie es sein sollte; aber besser als dort steht es mit der moralischen und physischen Gesundheit z. B. auch nicht in den Städtchen am unteren Mississippi, in dem niederländischen Atjeh, an vielen Orten Britisch-Indiens, im spanischen Havannah oder im französischen Numea oder Cayenne. Portugal läßt sich zudem seine ostafrikanischen Kolonien viel mehr kosten, als man im Allgemeinen glaubt; so zahlt es z. B. der englischen Telegraphengesellschaft für zwei Stationen in Lourenço Marques und Moçambique jährlich 100 000 Mark und der Castle Mail P. Co., welche monatlich einmal von Natal der Küste entlang bis Moçambique fährt, und das mit recht kleinen und schlechten Schiffen, jährlich 320 000 Mk. Der Vorwurf, daß Portugal Verbrecher nach seinen Kolonien transportire, trifft in derselben Weise Frankreich hinsichtlich Neu-Caledoniens, nur mit dem Unterschiede, daß die portugiesischen Sträflinge keiner benachbarten Kolonie einer anderen Nation lästig fallen, während dies mit den aus Neu-Caledonien nach Australien entweichenden Deportirten der Fall ist. Und daß sich die Portugiesen am Sklavenhandel betheiligen, bestreitet Joest entschieden; derselbe liegt vielmehr in den Händen der Negerhäuptlinge und Araber — und wer sind die Abnehmer dieser menschlichen Waare? Abgesehen von den Mohammedanern Afrikas, Madagaskars und der Comoren nur die englischen Zuckerpflanzer auf Mauritius und die Franzosen auf Réunion, wobei es in Wirklichkeit keinen Unterschied macht, daß dieselben die Schwarzen nicht „kaufen", sondern „als freie Arbeiter engagiren". Aber wenn Joest so die portugiesischen Kolonien gewissermaßen in Schutz nimmt, so ist er doch himmelweit davon entfernt, die ostafrikanische Küste irgendwie zu empfehlen. Was er in dieser Hinsicht S. 214 f. sagt, sind beherzigenswerthe Worte. „Möge doch kein Deutscher durch irgend welche Berichte sich verführen lassen, nach dem tropischen Afrika auszuwandern. Wenn es reichen Privatleuten Vergnügen macht, ihr Geld in Ost-, West- oder auch Südafrika anzulegen und möglicherweise los zu werden, so ist das ja vollkommen Privatsache der betreffenden Leute — der kleine Mann aber, sei er Bauer oder Arbeiter, hat an

der ganzen Ostküste heute noch nicht die geringste Aussicht weiter zu kommen. Jeder deutsche Konsul wird ihm bei seiner Ankunft in Afrika denselben Bescheid geben: „Wenn Sie Geld haben, dann können Sie das hier sehr schnell los werden, und wenn Sie keins haben, dann werden Sie sehr bald betteln oder verhungern müssen; auf jeden Fall thun Sie gut, so rasch wie möglich in Ihre Heimath zurückzukehren.“ — Es klingt beinahe wie Hohn, wenn — wie dies vor Kurzem geschehen — zur Empfehlung des Kongobeckens den Einwanderern gerathen wird, „Orangen oder Reis zu bauen“. Was sollen denn die Leute mit den Orangen machen? Sich satt daran essen? Sie verkaufen? Wohin? An wen? Wie kann man ferner einem Europäer rathen, im äquatorialen Afrika Reis zu bauen! Erstens ist Reisbau so ziemlich die schwierigste aller Kulturen, dann aber auch gewiß die dem Arbeiter gefährlichste.

Der Handel der portugiesischen Ostküste ist ganz in Händen von Nichtportugiesen, nämlich von Franzosen, Schweizern, Deutschen und Niederländern; Engländer giebt es sehr wenige dort. „Dieselben können sich nun einmal nicht mit den Romanen vertragen und sind darum hier ebenso unbeliebt, wie in manchen anderen Theilen der Welt.“ Alle Plätze der Ostküste, an welchen die Portugiesen ihre Macht aufrecht zu halten trachten, sind entweder Inseln oder sie liegen an Flüssen nahe deren Mündung; auf dem Festlande haben sie meist wenig zu sagen. So bezahlt z. B. der Gouverneur von Chiloane den Eingeborenen der gegenüberliegenden Küste jährlich eine bestimmte Summe für die Erlaubniß, sein Vieh dort weiden lassen zu dürfen.

Als ein längeres Beispiel aus Joest's Buch, das wir eindringlich als ein gutes zum Lesen empfehlen, geben wir zum Schluß einige Abschnitte aus seiner Schilderung der Kapitale des portugiesischen Ostafrika, der „bedeutenden und aufblühenden Handelsstadt“ Moçambique. „Wenn die Stadt vom Wasser aus keinen günstigen Eindruck macht, so überrascht sie dagegen durch ihre Originalität und Schönheit, sobald man den Fuß ans Land gesetzt hat. Moçambique zeigt uns heute noch den reinsten Typus einer kolonialen Hauptstadt der vorigen Jahrhunderte, wie er jetzt nur noch selten in der Welt zu treffen ist; manche Theile und Straßen erinnerten mich lebhaft an Lima oder Mexico, und wenn Goa oder Macao aus ihren Trümmern erstehen könnten, dann würden sie gewiß Moçambique ähnlich sein.

Die Straßen aus natürlichem, nur glatt gehauenem Korallenfels sind eng und winkelig, aber auffallend sauber; die meisten Häuser erscheinen unbewohnt, hohe Mauern grenzen sie nach der Straße hin ab und die wenigen Fenster sind stets verschlossen; im Inneren aber, im Hofe, unter Palmen und zwischen plätschernden Brunnen, liegt die Dame des Hauses im Schaukelstuhl und träumt von Intriguen und Liebesabenteuern — zuweilen auch prügelt sie ihre Negerinnen.

Grell roth, blau oder gelb sind alle Häuser angestrichen, auf allen Plätzen aber und zumal auf der die ganze Insel der Länge nach durchziehenden Straße bieten Alleen und parkartige Anlagen von Ficus, Tamarinden oder Palmen wohlthuenden Schatten und Kühlung. Wenngleich im übrigen die Hitze bei Tage manchmal grauenhaft ist, so macht sie sich im Inneren der Wohnungen und zumal in den Bureaus und Häusern der fremden Residenten, die in den luftigsten Steinbauten, welche ich je gesehen, leben, kaum bemerkbar. Die Front jener ursprünglich von den Sklavenhändlern erbauten Paläste schaut nach der See, und vor denselben bis dicht ans Ufer oder bis ins Meer hinein dehnt sich ein von geräumigen Gebäulichkeiten umgebener Hof aus. Eine Treppe oder Landungsbrücke erlaubt kleineren Seglern oder Leichterschiffen, direkt hier anzulegen. Hinter den Faktoreien zieht sich eine der Hauptstraßen Moçambiques hin und von hier aus tritt der Besucher, der sich in der Tragbahre von vier schnellfüßigen Schwarzen durch die engen Gassen der unteren Stadt hat schleppen lassen, in eine geräumige Vorhalle, wo ihn der meist nach Zanzibar-Art gekleidete Pförtner in langem weißem Hemde und kleiner rother Mütze empfängt. Mächtige Treppen führen aus der Vorhalle nach dem ersten und einzigen Stock des Hauses, dessen drei oder vier Zimmer, welche die volle Breite des Hauses einnehmen und die theils zu Bureaus, theils zu Wohnzimmern benutzt werden, sämmtlich von der Größe europäischer Tanzsäle sind. Schwere kaum behauene Balken tragen die Decke, die Thüren aus eisenbeschlagenen Planken erinnern an Festungsthore, die Wände sind oft mehrere Fuß dick, die Balkone und Verandas nach dem Meere hin meist aus massivem Stein aufgeführt und selbst die Dächer sind theils gewölbt, theils aus Stein und Cement gebaut, kurz, solche Faktorei macht ganz den Eindruck eines Privatkastells, die Schöpfung gediegensten Reichthums.

Die ursprünglichen Besitzer dieser Paläste sind heute, nachdem der Sklavenhandel unterdrückt wurde, zwar verarmt, die jetzigen Bewohner aber haben es verstanden, den Handel in legitime Bahnen zu lenken, wobei sie bedeutende Gewinnste erzielen. Ein- und Ausfuhrartikel sind ganz dieselben wie in den südlichen Häfen (Kopra, Erdnüsse, Kautschuk, Bienenwachs, Kopal, Sesam, Elfenbein werden von Chiloane und Quelimane aus exportirt). Auch hier finden wir wieder die Banianen, die, ohne sich weit ins Innere zu wagen, meist weißen Kattun (derselbe wird später von den Negern gefärbt) oder Glasperlen (aus Venedig) gegen Elfenbein und Kautschuk eintauschen.

Die ganze Insel Moçambique ist kaum 1½ Meilen lang und an der breitesten Stelle vielleicht 500 Schritte breit; die Zahl der Bevölkerung mag 150 Weiße, mehrere hundert Banianen, einige Chinesen und Araber und 4000 bis 5000 Eingeborene bezw. Makuas vom Festlande betragen. Die Wohnungen dieser letzteren sind nicht gerade malerisch: dicht drängen sich viereckige Palmhütten an einander, deren Reinlichkeit manches zu wünschen übrig läßt; aber die herrliche Natur, die Heiterkeit aller Creatur, das vollständige Sichgehenlassen derselben in Kleidung und Verkehr versöhnt mit allen Schattenseiten, so daß man diese Menschen, die, beinahe vollkommen bedürfnißlos, nur einen Tag in der Woche arbeiten, um den Rest der Zeit damit zuzubringen, der jeweiligen Geliebten ihres Herzens den Hof zu machen, fast beneiden könnte.

Neben den Eingeborenen sind es die indischen Banianen, die manchen Straßen der Stadt ihr eigenthümliches Gepräge verleihen. Zumal Abends konnte man sie beobachten, wie sie in ihren Gewölben beim Scheine bronzener Ampeln ihr Geld zählten und des Tages Gewinn berechneten, oder wie sie auf breiten gepolsterten Sophas, die ihnen zugleich als Bett und Schreibtisch dienen, zusammenhockend plauderten. In den Händen dieser Banianen ruht das ganze höchst bedeutende Geschäft von Moçambique mit Indien; Hunderte von Segelschiffen kommen mit jedem Nordostmonsun von Bombay, um mit wechselndem Passate nach Indien zurückzukehren. Haupteinfuhrartikel sind indische Gewebe, die werthvollste Rückfracht bildet Elfenbein.

Nur wenige Araber und Chinesen leben in Moçambique; letztere sind meist Handwerker, während erstere sich

hauptsächlich mit Sklavenhandel beschäftigen, und so lange diese Leute ihr schwarzes Elfenbein in Madagaskar, den Comoren oder Arabien mit viel Verdienst absetzen können, so lange wird dieses Geschäft auch weitergehen. Die schwarzen Häuptlinge der Küste werden sich stets ein Vergnügen daraus machen, Kriegsgefangene oder auch ihre eigenen Unterthanen an irgend einem Platze der Küste, über den man vorher übereingekommen ist, zusammenzutreiben. Der arabische Kapitän klarirt sein Schiff unter irgend einem beliebigen Vorwande, in dunkler Nacht nähert er sich der Küste, wo ihn dichtes Gebüsch mit Leichtigkeit verbirgt, und sobald die schwarze Ladung an Bord ist, segelt er schleunigst nach seinem Bestimmungsorte. Diesen Handel ganz zu unterdrücken, gelingt den portugiesischen Kriegsschiffen ebenso wenig, wie es einst den Engländern gelang.

Materiell lebt man recht gut in Moçambique, auch giebt es dort mehrere große Läden mit allen möglichen europäischen Waaren. Der Aufenthalt in der Hauptstadt würde überhaupt, abgesehen von der Hitze, wiederum ein ganz angenehmer sein, wenn nur das Klima auch hier nicht so ungesund wäre. Eine Erklärung dieses Umstandes ist schwer zu finden, denn die kleine Koralleninsel wird stets vom Seewind bestrichen und der Europäer trinkt — wenn überhaupt — nur filtrirtes Regenwasser, das von den flachen Dächern in großen gemauerten Behältern zusammenströmt. Der Schmutz des Negerviertels aber und manche Gewohnheiten seiner Bewohner mögen hauptsächlich dazu beitragen, Fieber und Malaria stets auf der Insel herrschen zu lassen. Aller mögliche Schmutz und Unrath wird am Meeresstrande zusammengetragen, und der Geruch, zumal bei Ebbe, ist hier unerträglich. Kanalisation kennt man nicht und viele Fieber werden wohl auch vom Festlande eingeschleppt, kurz, die Eingeborenen sterben häufig in erschreckendem Maße und von den 150 hiesigen Europäern (mit den Portugiesen) war kurz vor meiner Ankunft während einer Woche täglich einer gestorben."

Hochzeitsbräuche im Altai.

Folgende Schilderung entnehmen wir dem kürzlich erschienenen höchst interessanten Werke von Professor Dr. Wilh. Radloff („Aus Sibirien". Lose Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Linguisten. Leipzig, T. O. Weigel, 2 Bde.).

„Die Hochzeitsbräuche bei den Altajern sind folgende: Der Jüngling sucht sich meist selbst die Braut aus, die ihm gefällt, und bittet seinen Vater, um dieselbe zu werben. Bei Armen reitet der Vater selbst zur Werbung aus, bei wohlhabenden Leuten werden gewöhnlich zwei nahe Verwandte als Brautwerber (Kuda) ausgeschickt. Wenn die Brautwerber eintreffen, steigen sie in einiger Entfernung von der Jurte vom Pferde und nähern sich dann mit langsamen Schritten derselben. Sobald sie durch die Thür eingetreten sind, bleiben sie stehen und der eine stopft stehend seine Pfeife, der andere schlägt Feuer an und entzündet ein Stück Schwamm, das er in der Hand hält, dann treten sie auf den Vater der Braut zu, knien auf das linke Knie nieder und verneigen sich tief; darauf spricht der erste Brautwerber:

„Vor der Schwelle deines Hauses
Neige ich jetzt meine Knie,
Bin zu deinem Haus' gekommen,
Freuend hier mich deines Reichthums,
Bin gekommen zu der Jurte,
Um der Jurte Haupt zu bitten.
Mög' für immer unzertrennlich
Uns Gevatterschaft verbinden!
Wie die Wangen unzertheilbar,
Wie am Panzerhemd der Kragen,
Mög' Verwandtschaft uns verbinden!
Fest wie Birkenrindenschichten,
Dicht wie feine Doppelnaht!
Will den Stiel des Messers fordern!
Bitten um des Kessels Henkel!
Hat der Krieg geherrscht seit Langem,
Hat zerrüttet neun Geschlechter,
Frieden schließen will ich jetzt,
Will Verwandtschaft jetzt begründen,
Gieb uns jetzo deine Antwort!"

Während er diese Worte spricht, hält der erste Brautwerber die Pfeife dem Vater hin, während der andere den Schwamm bereit hält, um sogleich dieselbe anzuzünden, sobald jener die Hand danach ausstreckt, was als ein untrügliches Zeichen gilt, daß er die Werbung günstig aufzunehmen gewillt ist. Gewöhnlich ergreift der Vater sogleich die Pfeife, da man meist schon vor der officiellen Werbung im Geheimen hat anfragen lassen. Geschieht das aber nicht, so bittet er die Brautwerber etwas zu verziehen, er habe sich mit der Mutter der Braut und den Verwandten noch zu berathen. Dann treten diese Familienglieder in eine benachbarte Jurte und halten Rath. Der Vater kehrt nun zur ersten Jurte zurück und ergreift die Pfeife, die im selben Augenblicke vom zweiten Freiwerber angezündet wird, sobald der Brautvater sie zum Munde führt. Jetzt beginnt die Besprechung über den Kalym (das Geld oder das Vieh, welches der Bräutigam dem Vater der Braut zu zahlen hat) und die Mitgift (endji-kondjy). Wenn die Geldangelegenheiten geordnet sind, so setzen sich alle im Kreise um das Feuer und beginnen ein lustiges Zechgelage. Der Brautvater reicht die ersten beiden Schalen mit Branntwein den Brautwerbern. Hierauf verlassen diese die Jurte des Brautvaters und reiten zum Bräutigam zurück, dem sie unter fast gleicher Ceremonie die Bedingungen des Brautvaters mittheilen. Hier wird nach Annahme der Bedingungen ebenfalls tapfer gezecht. Dabei wird nicht nur die Höhe des Kalyms, sondern auch der Zahlungstermin festgesetzt.

Von dieser Zeit an werden die jungen Leute als Verlobte angesehen. Der Bräutigam (Kolu) darf die Braut (Syrgali) besuchen, hat aber nur das Recht, sich bis zum Abend in der Jurte aufzuhalten. Sobald die Zahlung an den Brautvater erfolgt ist, wird Hochzeit gemacht. Der Vater des Bräutigams baut seinem Sohne eine neue Jurte und übergiebt ihm einen Theil seines Vermögens (ändji).

Am Hochzeitstage begiebt sich dann der Bräutigam in Begleitung zweier junger Leute zur Jurte der Braut. Etwa hundert Schritte vor der Jurte halten sie an, steigen vom Pferde und schreiten, Hochzeitslieder singend, auf die Jurte zu.

Was ist Werthvolles im Walde?
Werthvoll ist der schöne Zobel.
Was ist Werthvolles beim Volke?
's ist das Mädchen mit sechs Zöpfen!

Was ist Werthvolles im Walde?
's ist der Zobel, der vierfüß'ge.
Was ist Werthvolles im Volke?
's ist das Mädchen mit vier Zöpfen!

Der da rupft das weiße Kraut,
Weißer Schimmel, sag': wo bist du?
Deren Haar im Nacken gelb ist,
Bräutchen, sage mir, wo bist du?

Der da rupft das blaue Kraut,
Blauer Schimmel, sag': wo bist du?
Deren Haar im Nacken schwarz ist,
Bräutchen, sage mir, wo bist du?

Die Eltern der Braut treten aus der Jurte und empfangen den Bräutigam vor der Thüre. Hierauf wird er feierlichst in die Jurte geführt und mit Branntwein bewirthet und nun ihm vom Schwiegervater die Braut übergeben. Alsdann begiebt sich das junge Paar mit allen Verwandten zur Jurte des Bräutigams. Die Braut reitet auf einem eigenthümlich aufgezäumten Pferde, zwischen den beiden Begleitern des Bräutigams, von denen jeder einen kleinen Birkenbaum vor sich im Sattel hält, an welchem ein Vorhang befestigt ist, den sie vor die Braut halten. Sie darf während des ganzen Rittes weder den Weg noch die neue für sie hergerichtete Jurte sehen, ehe sie in dieselbe eintritt. Dieser Brautzug wird von einer großen Menge von Anverwandten und Freunden begleitet. Die Jurte des Schwiegervaters ist von Verwandten und Freunden gefüllt. Beim Abschiede segnen die Eltern die Braut und geben ihr den Rath, wie sie in der Fremde leben soll. Wenn dieselbe in die Jurte des Schwiegervaters getreten ist, so verneigt sie sich bis zur Erde vor der Feuerstelle. Darauf richtet der Schwiegervater oder ein Anverwandter folgenden Segensspruch an die Braut:

Möge Gottes Auge auf dir ruhen,
Treffen dich der alten Leute Segen,
Auf dir ruhn des hohen Gottes Auge!
Dich erreichen hoher Menschen Segen!
Reich an Asche sei dein Wohnplatz!
Zahlreicher als Schaf- und Lämmerherden
Mögen deine Nachkommen dir wachsen,
Zahlreicher noch als des Auerhahns Brut
Mög' erwachsen dir der Kinder Menge!
Dichter noch als das Gestrüpp von Weiden!
Dichter als die Saat im Acker aufsprießt!
Möge vor dir stets der Mond erglänzen!
Scheinen hinter dir die helle Sonne!
Vor dir auf den Rockschoß mögen Kinder geh'n!
Hinter dir des Viehes Menge folgen!

Die dreijähr'gen Pferde mögen Füllen werfen!
Samen haben deine vierjährigen Pferde!
Möge rein stets bleiben deine Kleidung!
Ab nicht magern deine Pferdeherden!
Möge dir der Rücken ja nicht faulen!
Lange währen deine Lebenszeit!
Ewig währen deine Lebenstage!
Nehmen mögst du da, wo nichts mehr ist zu nehmen!
Halten da, wo nichts mehr ist zu halten!
Flink mög' immer dein Verstand sein!
Leicht erfassen deine Geisteskräfte!
Der Bewangte möge niemals mit dir zanken!
Dich bedrücken nicht der Achselträger!
Fest wie Eisen sei der Boden unter dir!
Sei wie Eisen gegen den dich Tretenden!
Fest sei stets dein Dreifuß, wie von Stein,
Einen Haufen bild' dein Aschenmehl!
Warm sei stets dein Lebensort!
Hitze möge stets dein Feuer strahlen!
Nahrvoll möge deine Nahrung sein!
Reichlich möge dir die Speise fließen!
Zahlreich sei die Kleidung dir im Hause,
Schön das Haus, das du betrittst!
Möge Gott den Willen dir befest'gen!
Mögst du einen Nachfolger gebären!
Mög' dein Arm dir nie erkranken!
Deine Achselhöhle nie dir schmerzen!
Stattlich möge sein dein Söhnlein!
Viel Gelage mögest du bereiten!
Hundert, hundert Jahre sollst du bleiben!
Einen schnellen Renner sollst du reiten.

Nach diesen Worten reicht der Schwiegervater dem jungen Paare eine Schale Branntwein. Sind alle Anwesenden bewirthet, so wird das Brautpaar feierlich in seine neue Jurte geführt. Vor ihnen her trägt man abermals den zwischen zwei Birkenstämmen ausgespannten weißen Vorhang. Nach ihrem Eintritte in die Jurte verneigt sich die junge Frau vor der Feuerstelle, wirft alsbald ein Stückchen Fleisch ins Feuer und schüttet einige Tropfen Kumys hinein. Hierauf wird der weiße Vorhang vor das Bett der Neuvermählten gehängt und wenn dies geschehen, so nimmt das Brautpaar seine Plätze als Wirthe der neuen Jurte ein. Die Feierlichkeit schließt mit einem Gelage, das bei reichen Altajern mehrere Tage dauert. Da die Jurten gewöhnlich nicht die Menge der Gäste zu fassen vermögen, so werden an mehreren Stellen im Freien große Kessel aufgestellt und um jeden Kessel schart sich ein dichter Kreis von Gästen. Ein solches Gastmahl soll besonders des Abends einem Feldlager ähnlich sein."

Kürzere Mittheilungen.

Diamantgruben in Neusüdwales.

Ganz vor Kurzem sind in Neusüdwales Entdeckungen von Diamantgruben gemacht worden, welche die Kolonie in nicht geringe Aufregung versetzt haben. Bekanntlich hat Australien sich bisher an edlen Steinen nicht reich erwiesen. Allerdings sind schon seit geraumer Zeit Diamanten in verschiedenen Theilen von Neusüdwales gefunden worden, und man versprach sich früher große Dinge von denselben, aber die Resultate lohnten die aufgewandten Anstrengungen und Kapitalien keineswegs. In allerjüngster Zeit gelangten aber einige Steine nach London, die anfangs den Schleifern in Amsterdam viel Mühe machten und nicht die rechte Beachtung finden wollten, nach Ueberwindung der technischen Schwierigkeiten aber für äußerst werthvoll erklärt wurden.

Der Fundort befindet sich im Norden von Neusüdwales auf halbem Wege zwischen der Hauptstadt und der Queensländer Grenze in öder, wasserloser Gegend. Das Diamantenfeld Bingera liegt in der Grafschaft Murchison in Neusüdwales, führt den Namen nach dem nahen Städtchen Bingera, und ist leicht von Tamworth und Glen Innes aus zu erreichen, die beide nördlich von Sydney gelegen sind. Schon seit langen Jahren waren kleine Diamanten daselbst zufällig gefunden worden, auch einzelne Diamantengräber hatten Versuche gemacht, sie auszubeuten; indeß da man die gefundenen Steine für weniger werthvoll als die brasilianischen und die Kapsteine hielt, und die Ausbeute mit einigen Schwierigkeiten verknüpft ist, die zu überwinden große Mittel für Einzelne erfordert, auch die Kenntniß erfahrener Gräber fehlte, so fand Bingera nicht sogleich die allgemeine Beach-

tung. Erst seitdem Diamantengräber von Kimberley in Südafrika, zwar getäuscht, jedoch mit Erfahrungen zurückkehrten, stellten sich solche in Bingera in größerer Zahl ein, und die somit häufigeren Funde führten endlich zur Bildung einer Gesellschaft, die unter dem Namen „Australische Diamanten-Minen-Kompagnie" vor etwa einem Jahre 40 Acker Land bei Bingera zum Preise von mehreren Tausend Pfd. St. kaufte und eine regelrechte Bearbeitung derselben unter Leitung eines erfahrenen Verwalters, den sie vom Kimberley-Diamantfelde gewonnen hatten, begann. Er studirte das dortige Feld sehr sorgfältig und ließ in Melbourne nach seiner Angabe die nöthigen Maschinen bauen, die zum Auswaschen der Edelsteine aus dem Diamantendrift nöthig sind, und vor deren Vollendung und Aufstellung ließ er an verschiedenen Stellen nach Wasser graben und bohren, da kein Oberflächenwasser daselbst vorhanden ist, und in dem Mangel desselben bis jetzt die Hauptschwierigkeit einer Ausbeute bestand. Bis jetzt ist es leider noch nicht geglückt, eine genügende Wassermenge für einen flotten Betrieb zu erhalten, und die Kompagnie hat sich jetzt entschlossen, eine Eisenbahn nach dem etwa drei Meilen entfernten Flusse Gwydir zu bauen, der das ganze Jahr hindurch genügende Wassermengen bietet, die einen großen und fortgesetzten Betrieb sichern. Auf dieser Bahn soll der Waschdrift zum Flusse geschafft, die Maschinerie dort aufgestellt und die Auswäsche vollzogen werden. Die Anlage einer solchen Bahn ist leicht und der Terrainfall so günstig, daß die beladenen Wagen ohne jede Schwierigkeit bis zum Ufer des Gwydir laufen können. Ist sie vollendet, so erwartet man einen Aufschwung dieses Feldes, wie er niemals größer in Südafrika war. Seither sind Versuchsausbeutungen und Auswaschungen an verschiedenen Stellen mit den glücklichsten Erfolgen unternommen worden, und in kurzer Zeit konnte die Kompagnie die erste Diamantensendung nach Europa abgehen lassen, der bald zwei andere und größere folgten. Die günstige Aufnahme und die vortheilhafte Beurtheilung, die sie bei den ersten Kennern und Käufern fanden, veranlaßte die Aufstellung einer verbesserten Maschine, auf der täglich 200 Ladungen Waschstoff gewaschen werden können; indeß trotzdem ist der Betrieb wegen Mangels am nöthigen Wasser auch jetzt noch kein schwunghafter. Ein Fangdamm ist aufgeführt und ein Brunnen liefert nur für einige Tage Arbeit Wasser. Nach den dabei gemachten Erfahrungen gewann man hinter einander aus 40 Ladungen Waschstoff 58 Diamanten im Gewichte von 10 Karat, aus 20 Ladungen 190 Diamanten von 39¾ Karat, aus 27 Ladungen 159 Diamanten von 35 Karat, aus 21 Ladungen 127 Steine von 25¼ Karat und aus 27 Ladungen 98 Steine von 20 Karat. Im letzten Waschen wurden aus 81 Ladungen 282 Steine im Gewichte von 56¼ Karat gewonnen. Größere Diamanten hat man bis jetzt nicht gefunden; indeß sind diese überall selten und in den berühmten Kimberley-Minen kommt nach gemachter Erfahrung auf 10000 kleine Steine nur ein größerer. Erst mit größerer Tiefe möchte die Größe der Steine zunehmen. Man rechnet, daß bei ½ Karat Ausbeute von einer Ladung der Abbau im Kimberley-Distrikte noch vortheilhaft ist, um so mehr in Bingera, wo die Steine fast 50 Proc. werthvoller sind. Man rechnet hier die Kosten einer Ladung Waschstoff auf 2 sh 6 d, und wird auch nur ⅓ Karat daraus gewonnen, so beträgt der Gewinn mindestens 17 bis 18 sh per Ladung. Den Ansichten des bekannten Geologen Wilkinson zufolge wird die Ausbeute von Diamanten in Neusüdwales in kurzer Zeit eine sehr bedeutende Rolle spielen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In Band 31 des Sammelwerkes „Das Wissen der Gegenwart" giebt einer der besten Kenner der Pyrenäenhalbinsel, Prof. M. **Willkomm** in Prag, die Schilderung des Centrums und Nordens von **Spanien**, die ungefähr in derselben Weise gehalten ist, wie der betreffende Abschnitt in Wappäus' Handbuch der Geographie und Statistik. Von besonderem Interesse sind die Kapitel über physische Kultur, Industrie, Handel u. s. w., welche die in den letzten Jahrzehnten gemachten Fortschritte dieses wenig bekannten Landes recht erkennen lassen, aber auch die Mängel, namentlich im Unterricht, hervorheben.

— Vor einigen Jahren wurde von russischer Seite viel Aufhebens von dem raschen Aufblühen des Hafenplatzes **Libau** in Kurland gemacht, und dasselbe war auch unverkennbar. Aus- und Einfuhr daselbst hatten in den letzten Jahren folgende Werthe:

1880	35 670 000	Rubel
1881	39 460 000	„
1882	44 390 000	„
1883	64 791 239	„
1884	52 989 590	„

Das Jahr 1884 zeigt also eine beträchtliche Abnahme gegenüber dem vorhergehenden, nämlich 2 784 457 Rubel im Import und 9 017 192 Rubel im Export. Ebenso hat der Schiffsverkehr abgenommen: 1884 betrug derselbe 1773 Schiffe gegen 1817 im Jahre 1883. Obwohl der Handel im vergangenen Jahre immerhin der bedeutendste des Platzes, 1883 ausgenommen, gewesen ist, so sind doch die Krisis im russischen Kornhandel, eine Folge der amerikanischen und indischen Konkurrenz, und das beträchtliche Sinken der Ausfuhr schlimme Zeichen. Der Wohlstand Libaus steigt und fällt mit dem russischen Kornhandel, in welchem es noch St. Petersburg und Odessa die dritte (im Export von Roggen und Hafer allein sogar die erste) Stelle einnimmt.

Asien.

— Eine sehr gründliche Abhandlung über die **Beschneidung** bei den Völkern des **Indischen Archipels** von Dr. G. A. **Wilken** ist in Bydragen tot de Taal-Land- en Volkenkunde van Nederl. Indie X, 2 enthalten.

— Anfangs April haben die Engländer sich eine Marinestation auf der Insel Kö-mun-do (Port Hamilton) gesichert, welche unter 34° nördl. Br. etwa 50 km südlich von der Südküste Koreas liegt und die südliche Einfahrt in das Japanische Meer, die Broughton-Straße, beherrscht. Sie liegt so recht in der Mitte zwischen Japan, Korea und dem nördlichen China, ist also zu dem angegebenen Zwecke vorzüglich geeignet. Daß Port Hamilton von den Tagesblättern auf der großen Insel Quelpart gesucht wird, ist ein Irrthum.

Afrika.

— Eine von der französischen Regierung ernannte Kommission hat die Wälder **Tunesiens** untersucht und kürzlich darüber berichtet. Südlich von dem Hauptstrome Medscherda bestehen die sogenannten Wälder nur aus Gebüsch von Kol-

liscus, Wachholder, Aleppofichten und kleinen Eichen; der Wald ist zur Erlangung von Ackerland und Weiden ausgerodet worden und nur stellenweise haben sich Gruppen größerer Bäume, wie Aleppofichten und Oelbäume, erhalten: Hier ist also nichts mehr zu erhalten, und eine Aufforstung würde sehr bedeutende Kosten erheischen. Eine ganz andere Erscheinung bieten die Berge der Krumir im Norden; dort giebt es prächtige Wälder von alten mächtigen Kork- und weißen Eichen (Quercus Mirbeckii) mit 3 bis 4 m im Umfange haltenden Stämmen, deren unterste Zweige 10 bis 15 m über dem Erdboden sich befinden. Ein Wald bedeckt 100 000 h und enthält außer den oben genannten Bäumen noch Erlen, Weiden, wilde Kirschbäume, Buchen, Pappeln, Stechpalmen, Lorbeerbäume und Tamarisken. Dieser und einige benachbarte Wälder sollten erhalten werden und würden die aufgewendeten Kosten reichlich decken. („Nature.")

— Von der holländischen Afrika-Expedition ist ein weiterer Bericht bis zum 31. Januar eingelaufen; als derselbe abgeschickt wurde, hatte man Humpata noch nicht erreicht. Die Reise von Mossamedes war am 15. Januar angetreten worden und war für die schwer beladenen Karren mit größeren Schwierigkeiten verbunden, als man vermuthet hatte. Die Oberfläche des Bodens bestand aus tiefem Sande, der mit gewaltigen Steinstücken wie besäet war; der Weg führte über hohe, durch tiefe Schluchten von einander getrennte Bergrücken; nur an wenigen Punkten hat man Bauten ausgeführt, um den Uebergang bequemer zu machen. Ueber Tag ist es unbeschreiblich heiß, während die Nächte empfindlich kalt sind. Die größte Schwierigkeit bietet aber das Ueberschreiten des letzten Rückens, der Serra de Chella, welche das Küstengebiet von der Hochfläche scheidet, auf welcher Humpata liegt. Die Gesundheit der Reisenden hatte viel zu leiden; Goddefroy, namentlich aber Veth waren krank, nur van der Kellen war ganz wohl. Die Nachtruhe wurde durch allerlei Raubzeug gestört, dem drei oder vier der mitgenommenen javanischen Hunde als Opfer fielen. Am 30. Januar hatte man mit vieler Mühe den höchsten Punkt der Serra de Chella erreicht und befand sich am folgenden Tage auf dem nach Humpata zu gelegenen Abhange, als sich Gelegenheit zur Absendung des Berichtes bot.

Nordamerika.

— Das Schuldepartement in Washington veröffentlicht soeben einen Bericht über die Zahl der Colleges und Universitäten in den Vereinigten Staaten, die Zahl der Studirenden und die finanziellen Verhältnisse dieser Institute. Danach stieg in dem elfjährigen Zeitraume 1872 bis 1882 die Zahl der genannten Institute von 298 auf 365, die Zahl der Lehrer von 3040 auf 4413 und die Zahl der Studirenden von 45 617 auf 64 096. Von dieser letzten Zahl befanden sich aber nur 32 258 in den eigentlichen Colleges, die übrigen in den Vorbereitungsanstalten. Das Einkommen dieser Lehranstalten rührt aus zwei Quellen her, aus dem Ertrage der ihnen von den einzelnen Staaten zugewendeten Ländereien und aus den Zahlungen der Studirenden. Das erste Einkommen bezifferte sich auf 2 661 692 Dollars; einzelne Staaten haben ganz bedeutende Dotationen, aus welchen New York 469 317, Massachusetts 292 812, Pennsylvanien 242 822, Maryland 229 734, Ohio 202 510, Kalifornien 101 650 Dollars bezog. Die Zahlungen der Studirenden beliefen sich auf 2 126 664 Dollars. Es befanden sich in allen 365 Universitäten und Colleges 2 514 585 Bände, von denen auf New York mit 28 Colleges 313 346, auf Massachusetts mit 7 Colleges 303 126, auf Pennsylvanien mit 28 Colleges 184 353 Bände kommen u. s. w. Das gesammte, allen diesen Lehranstalten an Grund und Boden, Baulichkeiten und Lehrmitteln zugehörige Vermögen wird auf die stattliche Summe von 43 485 330 Dollars berechnet. Zu gleicher Zeit bestanden in den Vereinigten Staaten 145 theologische Seminare mit 712 Professoren und 4921 Seminaristen, wovon die deutschen Lutheraner 16 Seminare mit 74 Lehrern und 525 Studirenden besaßen.

Südamerika.

— Vor vierzehn Jahren sandte die Londoner Firma Waring Brothers, einem Vertrage mit der argentinischen Regierung gemäß, unter Führung von Robert Crawford eine Expedition nach der Argentina, um eine Trace für die transandinische Eisenbahn nach Chile aufzunehmen. Die Reise wurde 1871/72 ausgeführt; das Buch Crawford's, worin sie beschrieben wird („Across the Pampas and the Andes", London 1884), ist erst kürzlich erschienen, führt uns aber noch Zustände vor, die jetzt glücklicher Weise der Vergangenheit angehören. Damals hatte die Expedition, so lange sie zwischen 33° und 35° südl. Br. die Pampas durchzog, noch fortgesetzt mit den Einfällen der ungebändigten Indianer zu rechnen, über welche interessante Details mitgetheilt werden; heute ist durch die erfolgreichen Operationen des Generals, späteren Präsidenten, Roca die Grenze um 4 bis 5 Breitengrade nach Süden vorgeschoben, weite Landstrecken sind für die vorschreitende Kultur gesichert worden, und die Bahnen, welche damals nur kurze Strecken landeinwärts reichten, werden bald Bahia Blanca im Süden und Mendoza im Westen, am Fuße der Anden, erreicht haben. Crawford's Buch ist eine unterhaltende Beschreibung der Reise mit ihren täglichen Leiden und Freuden, enthält viele Jagdgeschichten und Notizen über das Thierleben in den Pampas (Hasen, Strauße, Hirsche, Rebhühner, wilde Pferde, Viscachas, Pumas, Flamingos) und Anden (Condors, Guanacos), im Anhange aber (S. 281 ff) nützliche Daten sowohl über die bereits existirenden Eisenbahnen der argentinischen Republik als auch über die projektirte transandinische Linie.

Vermischtes.

— Von H. J. Klein's Lehrbuch der Erdkunde für höhere Lehranstalten (Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn), das wir in Bd. 38, S. 16 ausführlich angezeigt haben, ist jetzt die zweite verbesserte und vermehrte Auflage erschienen (Preis 2 M. 80 Pf.). Wir dürfen das wohl als einen erfreulichen Beweis dafür betrachten, daß die alte Weise, die Geographie auf unseren Schulen als ein Anhängsel des Geschichtsunterrichtes nebenher abzumachen, mehr und mehr verschwindet, daß das topographische Detail und Zahlenwesen zurücktritt gegenüber der Darstellung der großen natürlichen Verhältnisse und des gesetzmäßigen Wirkens von Luft, Wasser 2c. In richtiger Würdigung des Nutzens, den die Anschauung vor der Beschreibung voraus hat, ist die Zahl der landschaftlichen Ansichten vermehrt und gewisse Städtetypen zur Darstellung gebracht worden. Möge das Buch in seiner neuen Gestalt fernerhin Gutes wirken.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVII. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Es nahte jetzt die Zeit heran, wo die Barken der Somali und Araber, längs der Küste herabkommend, die Rhede von Zanzibar besuchten und Leute aus jenen Gegenden, welche Révoil zu erforschen vorhatte, mit sich führten. Sein am Landeplatze gelegenes Haus wurde bald zum Sammelplatze dieser Ankömmlinge. Darunter befanden sich einige Eingeborene aus der Gegend des Kap Guardafui, deren Bekanntschaft der Reisende schon früher gemacht hatte; ihre Ansichten über dessen Plan waren wenig ermuthigend und bestätigten nur die Befürchtungen, welche Sultan Said Bargasch diesem gegenüber bereits ausgesprochen hatte. Unter anderen kamen auch Häuptlinge verschiedener Ortschaften der Benadir — so heißen die Bewohner des dem Sultan von Zanzibar unterworfenen Theiles der Ostküste Afrikas vom Aequator bis Mruti; die wichtigsten Orte desselben sind Kismaju, Brawa, Mörka und Mogduschu. Um sich bei diesen einen guten Empfang zu sichern, nahm Révoil sie sehr freundlich auf und ließ keinen mit leeren Händen davongehen. Jeder Balschisch trug ihm prächtige Versprechungen ein, welche die Eingeborenen auch nicht Anstand trugen, auf Verlangen vor dem französischen Konsul zu wiederholen. Soviel aber stellte sich dabei klar heraus, daß alle diese Häuptlinge, die verschiedenen Stämmen angehörten, unter einander feindlich waren, und daß sie nur auf dem neutralen Boden Zanzibars Ruhe halten mußten, um so mehr, da ihre Anwesenheit daselbst meist mit der Regelung irgend eines Vergehens gegen des Sultans Gouverneure oder Garnisonen zusammenhing. Von besonderem Interesse waren die Häuptlinge verschiedener Tribus von Mogduschu, welche gegen Ende des Nordost-Monsuns auf derselben Barke eintrafen, wie Salem Amari ben-Aod, der Bruder des Geheimsekretärs des Sultans und seit mehr als einem Vierteljahrhundert Agent der französischen Häuser von Zanzibar bei den Benadir; auf ihn und seine Unterstützung hatte Révoil ganz besonders gerechnet. Willig gingen die Häuptlinge auf alle Fragen des Reisenden ein und billigten es, daß derselbe zum Anführer seiner zukünftigen Karawane den Hadschi Ali gewählt hatte. Derselbe war groß, schlank gewachsen, von ausdrucksvollem und beweglichem Gesichte, das von einem dünnen Barte und einem mächtigen krausen Kopfhaare in Gestalt einer Kugel eingerahmt war, und schien in Zanzibar, dessen Markt er regelmäßig alljährlich besuchte, sich eines gewissen Ansehens zu erfreuen. Mit Révoil konnte er sich durch Arabisch verständigen. Zweiter im Kommando war Fage vom Stamme der Bimal, dessen sanftes friedliches Wesen mit dem aufbrausenden Charakter Hadschi Ali's seltsam kontrastirte. Fage war noch nie im Inneren der Somali-Länder gereist, während Hadschi Ali oftmals in den Galla-Ländern nördlich vom Dschub Elfenbein eingehandelt hatte; er wußte auf den Verkehrsstraßen jener Gegend ebenso genau Bescheid, wie auf den Märkten der Küste. Fage

dagegen hatte dem Reisenden während dessen Krankheit einige Freundlichkeiten und Dienste erwiesen und bei ihm gewacht, so daß Révoil hoffte, daß sich beide in Folge ihres verschiedenen Charakters in glücklicher Weise ergänzen würden. Salem dagegen, der Bruder des Geheimsekretärs, zeigte sich weniger zufrieden, gab aber seiner Anschauung nur in den Worten: „Somali sind immer dieselben", Ausdruck; das sollte so viel heißen, als daß es nichts Unverständlicheres giebt, als den Charakter dieses Volkes, der eine Mischung aller möglichen Laster und guten Eigenschaften darstellt. Schließlich aber beharrte Révoil bei seiner Wahl, was die beiden Männer mit Stolz erfüllte.

Starke Regengüsse, sichere Anzeichen des Monsunwechsels, trieben nun den Reisenden zur Vollendung seiner Vorbereitungen an. Geschenke für die Eingeborenen wurden angeschafft und mit dem Nahuda (Kapitän) einer nach Mogduschu gehörigen Barke Verhandlungen angeknüpft. Dieselbe, kaum 30 Tonnen fassend, wurde mit Révoil's Gepäck und den Waaren, mit welchen Salem seine Faktoreien längs der Küste zu versehen hatte, dermaßen vollgestopft, daß der sachkundige Julian von der Verstauung wenig erbaut war. Schließlich wurde zum Schutze der Ladung ein Strohdach angebracht, wodurch die Barke das primitive Aussehen einer Arche Noah erhielt.

Der Sultan, von welchem sich Révoil am 30. April Abends verabschiedete, ließ ihm durch seinen Sekretär Abed warme Empfehlungsschreiben an alle Gouverneure längs der Küste, sowie an die Somali-Häuptlinge von Gelidi

Hadschi Ali.

Fage.

und am oberen Dschub ausstellen, und am Morgen des 1. Mai ließ sich Révoil an Bord seiner draußen auf der Rhede ankernden Barke rudern. Noch in der letzten Stunde waren so viel Früchte, Zuckerrohr und Proviant eingeladen worden, daß Révoil zwischen allen Passagieren und Gepäckstücken kaum einen Platz fand, um sich auszustrecken; die Aussicht, sechs bis acht Tage unter solchen Verhältnissen zubringen zu müssen, hatte durchaus nichts Verlockendes.

Die Barken reisen selten allein, sondern bilden entweder kleine Flotten oder vereinigen sich wenigstens zu je zweien, um sich wechselseitig Hilfe leisten zu können. So hatte sich auch Révoil's Schiff bis Mörka hin mit einer großen „Bagala" von dem doppelten Rauminhalte zusammengethan. Dieselbe war nur zur Hälfte beladen und von nur 40 Mann besetzt; ihr Kapitän forderte deshalb Révoil auf, dem Gedränge seiner Barke zu entfliehen und auf die Bagala überzusiedeln, einen Vorschlag, den er zum Glücke nicht annahm, weil ihm Salem rieth, sich nicht von seinen Leuten zu trennen. Am 2. Mai 5 Uhr Morgens wurde endlich der Anker gelichtet. Bis zum Abend ging alles gut, aber dann, als sie sich Pemba gegenüber befanden, erhob sich ein Sturm, der an Heftigkeit beständig zunahm, und die Barke vollständig zu einem Spielzeuge der Wogen machte. Vor ihren Augen wurde am nächsten Morgen die große Bagala mit Mann und Maus vom Meere verschlungen, ohne daß sie der Besatzung die geringste Hilfe leisten konnten; sahen sie doch selbst ihren Tod jeden Augenblick vor Augen. Mehrere Tage lang dauerte diese kritische Lage, und erst am 6. Mai Morgens, als sie sich Brawa gegenüber befanden, durften sie sich als gerettet ansehen.

Die schwere Belastung der Barke war ihre Rettung gewesen.

Der Anblick des Landes verwischte bald die Erinnerung an die erlittenen Strapazen; auf Révoil's Bitten hielt der Nahuda das Schiff so nahe an der Küste, daß er deutlich die Nomaden sehen konnte, wie sie auf den röthlichen Sandhügeln zwischen sonnenverbranntem Gesträuch ihr Vieh hüteten. So passirte man Agaren, wo sich, fast vor den Thoren von Mörka, ein ansehnliches Somalilager befindet. Dort war die Gegend schon belebter: zwischen Mimosen waren etwa 200 Hütten von der Gestalt spitzer Bienenkörbe zerstreut, und deutlich konnte man von der Barke aus das Hin- und Herlaufen der Neugierigen beobachten, welche die Felsen und den Strand erfüllten, um das Schiff vorbeifahren zu sehen. Inmitten dieser Dünen zwischen Agaren und Mörka hatte vor einigen Jahren ein schrecklicher Kampf zwischen Achmed Jussuf und seinem Bruder Abu Bekr, die beide an der Spitze von rivalisirenden Stämmen dieser Gegend standen, stattgefunden, und die Nachricht davon war bis zu Révoil gedrungen, welcher damals in der Nähe des Kap Guardafui verweilte.

Bald zeigte sich auch das bis dahin durch ein schwarzes Felsenkap verborgene **Mörka** mit seinen glänzend weißen Häusern, dunklen Hütten und Trümmern; es lehnt sich an den Bergabhang, dehnt sich über ein kleines Vorgebirge aus und besitzt in Folge dieser Lage eine gegen Nordwesten ziemlich gut geschützte Rhede, die indessen durch eine Barre fast gesperrt wird. Die Barke warf kaum zwei Kabellängen vom Strande entfernt Anker; dort drängte sich schon eine neugierige Menge, welche aus der französischen Fahne, die am Hintertheile des Schiffes neben derjenigen des Sultans von Zanzibar wehte, auf die Ankunft eines Fremden schloß. Dieser hatte Sehnsucht, wieder einmal festen Boden unter seinen Füßen zu fühlen, und da Salem durch Geschäfte einige Tage in Mörka fest gehalten wurde, so traf er seine Anstalten, um ohne Unfall sich ausschiffen zu lassen. Salem wiederholte seine früheren Rathschläge und empfahl ihm große Zurückhaltung den Eingeborenen gegenüber. Vor allem legte also Révoil die Tracht eines Arabers von Aden an, welche er sich verschafft hatte, und nahm sich vor, sobald er eine Unterkunft gefunden haben würde, seine Toilette zu vervollständigen, d. h. Haare und

Barke von Mogduschu.

Bart nach arabischer Sitte sich scheeren zu lassen. Julian blieb zunächst an Bord zurück und Révoil begab sich in das kleine Boot, durchaus gefaßt auf eine unvermeidliche Taufe durch die Wogen, welche sich heftig am Strande brachen; das unangenehme Bad, welches er 1878 bei seiner ersten Landung in Mörka hatte nehmen müssen, war ihm noch lebhaft in der Erinnerung. Diesmal waren indessen die rudernden Neger sehr geschickt und brachten ihn glücklich an das Ufer, ohne daß der geringste Wassertropfen seine Kleider, die er übrigens in ein Packet zusammengelegt auf der Spitze einer Lanze trug, benetzt hätte. Unter der Volksmenge am Strande fand Révoil seinen Diener Fage, der einige Tage vor ihm abgereist war, und die meisten Somalis von Mörka, die er in Zanzibar bewirthet und

beschenkt hatte, wieder; doch führte ihn Salem, um ihn der Zudringlichkeit derselben zu entziehen und ihm einige Ruhe zu verschaffen, zu einem liebenswürdigen alten Manne, dem Scherif Amin, der ihn gastfreundlich aufnahm. Alsbald wurde dem Ankömmlinge ein treffliches Mahl vorgesetzt, das besonders aus Milch und Reisbrod bestand, wozu nach Landessitte in Fett gebratene und mit Honig übergossene Kaffeebohnen und geröstete Maiskörner aufgetragen wurden. Sobald Révoil seinen Hunger gestillt hatte, eilte er, begierig seine Nachforschungen zu beginnen, zum Gouverneur, der schon von seiner Ankunft benachrichtigt worden war.

Die Reinlichkeit im Hause des Scherif Amin stand in schroffem Gegensatze zu den Ruinen und traurigen Hütten längs der kothigen und mit Unrath erfüllten Straßen, die er bis zum Fort, wo der Wali des Sultans, Soliman ben-Hamed, residirt, zu passiren hatte. Derselbe ist ein weißbärtiger Alter, der schon länger als zehn Jahre im Dienste des Said Bargasch steht. Unter seinem Befehle stehen 200 arabische Söldner, welche in der Citadelle und den kleinen, durch eine Mauer mit einander verbundenen Befestigungen im Nordwesten der Stadt wohnen und im Falle eines lokalen Aufstandes oder bei einem Angriffe der Beduinen des Inneren dort Zuflucht finden. Die armen Soldaten des Sultans, deren Monatslohn kaum 12 Francs beträgt, und welche damit ihre sämmtlichen Ausgaben bestreiten müssen, haben auf dem Platze vor der Citadelle einen sehr merkwürdigen Bazar eingerichtet. Da sieht man unter freiem Himmel eine Schmiede in Thätigkeit, wo

Mörka.

besonders die kleinen Hacken und Karste, deren sich die Beduinen zur Bestellung ihrer Maisfelder bedienen, hergestellt werden; anderwärts stellt ein Kleinkram amerikanische Gewebe und Stoffe von schreiender Färbung zur Schau und giebt sie im Tausche gegen Hirse und Sesam fort. Der Platz ist von einer lärmenden bunten Menge erfüllt und hat an malerischen Details keinen Mangel. Hier hocken Frauen hinter kleinen Haufen wohlriechenden Holzes, dessen sich die Somali zu ihren Räucherungen bedienen, und harren geduldig ihrer Kunden; dort sind mächtige Heubündel für das Vieh und Reisighaufen aufgethürmt. Anderwärts werden noch andere Sachen verkauft, und dazwischen Araber, Neger, Beduinen, die in den verschiedensten Idiomen und mit den heftigsten Geberden tauschen, kaufen, verkaufen, sich zanken, betrügen und beschimpfen. Doch konnte Révoil dem allen nur einen flüchtigen Blick widmen, denn Musketensalven, die ihm zu Ehren abgefeuert wurden, zeigten ihm an, daß der Gouverneur seiner warte.

Unmittelbar am Eingange des Forts liegt ein großer niedriger Saal, in welchem der Gouverneur, von den Aeltesten des Ortes und den geistlichen Oberhäuptern umgeben, zweimal des Tages Barza (Empfang) abhält und öffentlich die ihm unterbreiteten Streitigkeiten schlichtet, während dessen ein Sklave allen Anwesenden Kaffee anbietet. Der Wali war gegen den Reisenden sehr zuvorkommend; aber der Respekt gegen sein hohes Alter erlaubte Révoil nicht, ihn allzu lange auszufragen. Außerdem hatte derselbe mit Salem, welcher mehrere Briefe vom

Der Marktplatz von Mërka.

Sultan zu überbringen hatte, zu konseriren. So verabschiedete sich der Reisende bald, um unter Fage's Führung seine Wanderung durch Mörka fortzusetzen; das Anerbieten einer Eskorte von zwölf Mann hatte er dankend abgelehnt, obwohl die wenig Vertrauen erweckenden Gesichter der ihm begegnenden Beduinen eine solche wohl zu rechtfertigen schienen. Diese hoch gewachsenen Leute waren in lange Tücher gehüllt, die aus zwei Streifen amerikanischen Baumwollenzeuges oder groben, im Lande selbst fabricirten Geweben bestanden, und mit Lanzen und Schilden, wie die Eingeborenen am Kap Guardafui, bewaffnet. Manche trugen auch Bogen und vergiftete Pfeile, deren Spitzen mit Lappen umhüllt waren, damit das Gift sich nicht abscheuerte, und sie selbst sich nicht verletzen konnten. Zu den vorgeschriebenen Abwaschungen dient ihnen statt der Kürbisschale, welche die Somali am Meerbusen von Aden führen, eine Kalebasse, die in einem kleinen baumwollenen Sacke getragen wird. Die Frauen waren sämmtlich von Kopf bis Fuß in derselben Weise gekleidet: ein durch einen Gürtel zusammengehaltenes Gewand, eine Art Unterjacke, eine Binde auf dem Kopfe, Gamaschen um die Beine und einige aus Muscheln hergerichtete Halsbänder und Amulette war alles. Unterwegs begegnete Révoil auch der Frau eines Metawa oder Tegri, d. h. eines religiösen Fanatikers; außer der gewöhnlichen Tracht hatte sie noch das Gesicht von einem dicken Schleier verhüllt, in welchem nur für die Augen zwei Löcher gelassen waren, so daß sie ganz wie ein grauer Büßermönch aussah. Diese sonderbare Sitte scheint erst neuerdings Eingang gefunden zu haben, seitdem einige Zanjas oder Klöster hier errichtet wurden, deren Insassen durch Predigten den religiösen Eifer der Mohammedaner anzuschüren die Obliegenheit haben.

Frau eines Metawa.

Ehe Révoil den Marktplatz verließ, hielt er sich noch einige Augenblicke vor einer Hütte auf, in welcher eine Anzahl Somali hockten und das Tasse- oder Fliegenspiel spielten. Jeder Spieler hatte vor sich ein Ei in den Sand gepflanzt, das sein Einsatz war, und wartete nun schweigend und unbeweglichen Blickes, daß eine Fliege sich auf einem der Eier niederlasse; der Besitzer des so bezeichneten Eies gewann damit alle übrigen. Nur die Hände hatten genug zu thun, um bald hier, bald da dem Beißen eines Parasiten Einhalt zu thun. So primitiv dieses Spiel erscheint, so sollen doch dabei Betrügereien vorkommen, worauf es dann meist zum Blutvergießen kommt. Wer den Charakter der dortigen Eingeborenen näher kennt, dem wird das nicht unwahrscheinlich vorkommen.

Ruhig ging nun Révoil den tiefer gelegenen Quartieren in der Nähe des Meeresstrandes zu, indem er unterwegs an Kinder und Arme kleine Münzen vertheilte, als plötzlich ohne irgend welchen Anlaß ein Eingeborener auf ihn zukam und ihm den Säbel, den er in der Hand trug, zu entreißen versuchte. Hadschi Ali und Fage warfen sich dazwischen, gerathen in Zorn und greifen schon nach ihren Dolchen; in einem Augenblicke hatte sich eine ansehnliche Volksmenge um die Streitenden gesammelt, und schon kamen auch Soldaten des Wali mit Flinten und brennenden Lunten herbeigelaufen. Révoil bemühte sich zuerst, seine Führer zu beruhigen, überhäufte seinen Angreifer, der sich schon zu schämen und zu ärgern anfing, mit Vorwürfen, hinderte die Soldaten daran, ihn in die Citadelle abzuführen, wo die Bestrafung nicht hätte auf sich warten lassen, und reichte ihm zuletzt zur Versöhnung die Hand, wodurch er nur noch mehr verwirrt wurde.

Unter dem Volkshaufen, den dieser kleine Zwischenfall versammelt hatte, befanden sich auch mehrere Beduinen mit merkwürdiger Haartracht. Dieselbe erscheint von vorn dreieckig, wie diejenige eines Clowns, von hinten gleicht sie einem Herzen, dessen Spitze nach oben weist; gehalten wird diese Frisur des dichten gekräuselten Haares durch einen zwei- oder vierzinkigen Kamm, der senkrecht darin steckt, und durch einen dicken Ueberzug parfümirter Kastanienpomade. Mit letzterer oder mit Sandelholzpaste beschmieren sich auch die Frauen das Gesicht.

Während noch Révoil diese sonderbaren Typen afrikanischer Mode näher musterte, wurde er zu einem Kranken abgerufen; er willfahrte der Bitte und begab sich nach der

ihm bezeichneten Gegend, die ganz im Norden der Stadt lag. Dieses Quartier bestand ganz aus Hütten; zwischen den konischen, bienenkorbähnlichen Behausungen, deren Spitzen mit dem Boden von Flaschen oder leeren Petroleumkannen verziert waren, ließen sich die runden Hütten der Medschurtin-Somali leicht herauserkennen. Diese Leute wandern aus ihrer Heimath nach der ganzen ostafrikanischen Küste bis Lamo hin aus, was leicht begreiflich erscheint, wenn man die wilden, gesetzlosen Zustände ihres Vaterlandes kennt. In den Ländern der Somali — sagt

Das Taffe- oder Fliegenspiel.

Révoil — ist das einzige Feld, welches man anbaut, das Schlachtfeld. Die ewigen Kämpfe und Mordthaten treiben die Leute aus der öden Umgebung des Kap Guardafui südwärts nach den fruchtbaren Gebieten am Dschub und den von Kaufleuten besuchten Küstenplätzen. Diese Auswanderer haben ihre kleinen Industrien mitgebracht; namentlich beschäftigen sie sich mit der Herstellung von Matten und Schuhwerk; dagegen haben sie noch nicht gelernt, wie die Benadir jene eigenthümlichen Stoffe zu weben, die wir noch näher kennen lernen werden.

Als Révoil in sein Haus zurückkehrte, hatte sich sein Begleiter Julian inzwischen ausgeschifft; doch war das Meer noch immer so bewegt, daß derselbe nicht gewagt hatte, die photographischen und sonstigen Instrumente mit sich zu nehmen, sondern sie einstweilen an Bord gelassen hatte.

Ueber die Herstellung einer Wasserstraße zwischen Ob und Jenissei[1]).

(Mit einer Kartenskizze.)

Chr. H. Bereits im Jahre 1883 wurde mit der Herstellung eines Kanales zwischen den Flußgebieten des Ob und des Jenissei begonnen; im August 1884 waren die Arbeiten auf der Höhe der Wasserscheide des Kanales in vollem Gange; — es ist daher wohl zeitgemäß, eine kurze Schilderung des betreffenden Wasserweges nebst einigen einleitenden Worten über die Bedeutung desselben zu geben.

Gegenwärtig werden alle Waaren von Irkutsk nach Tomsk ($1558^3/_4$ Werst; 1 Werst = 1,067 km) und

[1]) Nach dem Russischen („Prawitelstwenny Westnik" 1884, Nr. 274, 275 und 276).

zurück entweder zu Wagen oder zu Schlitten transportirt und zwar über Nishneudinsk, Kansk, Krasnojarsk, Atschinsk und Mariinsk. Die großen Unkosten, wie die sonstigen Unbequemlichkeiten eines derartigen Transportes haben längst auf die Nothwendigkeit eines bequemeren und billigeren Weges zwischen Ost- und Westsibirien hingewiesen. Da nun die Angara (Obere Tunguska) eine natürliche Wasserverbindung zwischen dem Baikal-See und dem Jenissei darstellt, so liegt der Gedanke sehr nahe, diese Wasserstraße fahrbar zu machen, und gleichzeitig zur Verbindung des Jenissei mit dem Ob die Nebenflüsse dieser Ströme zu benutzen, indem man die sie trennende Wasserscheide [1]) durchgräbt.

Zu verschiedenen Zeiten nun wurden entsprechende Voruntersuchungen gemacht und zwar an verschiedenen Stellen, so längs der Flüsse Wach und Jelaguy; — Tym und Sym, Ket, Sogur und Anziserowka; — Tschulym und Kem. Aber alle diese Richtungen mußten aufgegeben werden; die nördlichen wegen des rauhen Klimas, die südlichen deswegen, weil hier kolossale hydrotechnische Bauten nothwendig erschienen.

Weil aber immerfort auf die Verbindung zwischen Ob und Jenissei hingewiesen wurde, so rüstete im Jahre 1873 der Jenisseisker Kaufmann Funtussow auf eigene Rechnung eine Forschungs-Expedition aus, welche zu folgendem Resultate gelangte: Mit Benutzung der von Westen in den Jenissei fallenden Flüsse, des Großen und des Kleinen Kaß und mit Benutzung der Flüsse Osernaja, Lomawataja und Jasewaja, d. h. der Nebenflüsse des in den Ob von Osten her fallenden Ket, sei es nur nöthig, auf der Wasserscheide einen Verbindungskanal zu graben, um ohne große Kosten und ohne besondere Schwierigkeiten beim Schiffbarmachen der betreffenden Flüsse die geplante Wasserstraße herzustellen. — Funtussow setzte zugleich eine Prämie von 10 000 Rubel (20 000 Mk.) für das erste Dampfschiff aus, welches den Kanal passiren würde. Weiter wurde dann im Jahre 1875 auf kaiserlichen Befehl eine Expedition ausgerüstet, um die Gegend der projektirten Wasserverbindung zu rekognosciren. Die Expedition bestand aus den Ingenieuren Baron Aminow, Moschkow und Lipin und der Marineofficiere Tschalijew und Sidensner; zu den Kosten der Expedition lieferte die Geographische Gesellschaft einen Beitrag von 2000 Rubel, welche Sibiriakow gespendet, und der Kaufmann Funtussow gab 10 000 Rubel. Die Untersuchungen der Expedition, welche während zweier Jahre, 1875 und 1878, gemacht wurden, zeigten, daß eine Wasserverbindung vom Baikal bis zur Mündung des Flusses Ket in den Ob beim Dorfe Kolpaschew möglich sei, und zwar auf der Angara, dann auf dem Jenissei (von der Mündung der Angara bis zur Mündung des Großen Kaß) und dann auf dem Kaß durch den projektirten Kanal in den Ket und von hier in den Ob. Die Kosten des Baues wurden auf 10 Millionen Rubel veranschlagt, jedoch unter der Voraussetzung, daß die Regierung das Bauholz aus den Kronwaldungen liefere und gleichzeitig während des Baues die Kosten der Administration trage.

Die Kanalverbindung zwischen Ob und Jenissei.

Auf der ganzen Strecke vom Baikal bis zur Mündung des Kaß in den Jenissei erfordert nur der Lauf der Angara von Bratskij Ostrog bis zum Jenissei eine genaue Regulirung wegen der hier in der Angara befindlichen Stromschnellen (etwa 1015 Werst). Der Jenissei ist zwischen der Mündung der Angara und der Mündung des Großen Kaß auf einer Strecke von 320 Werst, ebenso die Angara von Irkutsk bis zum Bratskij Ostrog (600 Werst) durchaus schiffbar, auch für Dampfböte.

Was den eigentlichen Verbindungsweg zwischen Ob und Jenissei betrifft, so besteht er aus zwei Theilen: der eine benutzt die Flüsse Ket, Osernaja, Lomawataja und Jasewaja bis in den See „Bolschoje“ (d. h. der Große See); der andere den Kleinen und Großen Kaß. Der erste Theil fällt zum Ob, der andere zum Jenissei ab; zwischen beiden befindet sich eine Wasserscheide. Einige Seen, der Bolschoje Osero (Großer See) und die Kaß-Seen liegen gerade in der Gegend der Wasserscheide und zwar auf dem höchsten Punkte derselben; die Seen sind von einander durch Sümpfe getrennt. Der Wasserspiegel der Seen liegt um 9,36 Saschen (ca. 20,6 m) über dem Niveau des Flusses Osernaja an der Mündung in den Ket, und um 25,79 Saschen (ca. 54,1 m) über dem Niveau des Großen Kaß an seiner Mündung in den Jenissei.

[1]) Die zwischen zwei nahe an einander liegenden Flüssen befindliche Landstrecke heißt auf Russisch „Wölok“. Es giebt kein deutsches Wort, das dem Russischen entspricht: Wölok hängt zusammen mit dem Zeitworte „ziehen“ und bedeutet die Strecke, auf welcher die Boote oder Schiffe aus einem Strome in den anderen gezogen wurden. Es braucht daher ein „Wölok“ keineswegs immer eine Wasserscheide zu sein.

Der Fluß Ket ist schiffbar und es sind nur ganz unbedeutende Verbesserungen im oberen Abschnitte desselben nöthig. Die Hauptkosten aber erfordert die Strecke zwischen dem Ket und dem Jenissei. Hier ist Folgendes projektirt: 1) Zwischen dem Bolschoje Osero und dem Flusse „Kleiner Kaß" einen Kanal von 7,35 Werst Länge und 9 Saschen (19,2 m) Breite zu graben; doch soll der Kanal etwas unterhalb des Ursprunges des Kaß in den Fluß einmünden, weil der Ursprung des letzteren zu schmal ist. 2) Die Flüsse zwischen dem Ket und dem Jenissei müssen vom Schilf gereinigt und ihr Lauf insoweit regulirt werden, daß die vielen Krümmungen beseitigt und dadurch die Wegstrecke um etwa 122 Werst verkürzt wird. 3) Abgesehen von den nöthigen Gebäuden sind 28 Dämme und 29 Schleusen zu erbauen, davon 8 Schleusen zum Ob, 21 Schleusen zum Jenissei hin. Zur Ausführung aller der projektirten Arbeiten würde die Zeit von etwa sieben Jahren erforderlich sein.

Da die Bestätigung aller projektirten Arbeiten nicht so schnell zu erwarten war, so wünschte das Ministerium für Wege- und Wasserkommunikation schon 1881 mit der Herstellung des Verbindungskanales zwischen dem Bolschoje Osero und dem Kleinen Kaß den Anfang zu machen. Es machte dem entsprechend eine Eingabe an den Reichsrath; im Juni 1882 wurde dieselbe genehmigt und gleichzeitig 600 000 Rubel bewilligt, damit die Arbeiten endlich im Jahre 1883 ihren Anfang nehmen sollten. Zu Ende März 1883 wurden die Ingenieure Baron Aminow als Chef, Bobynski und Tschernjow als seine Gehilfen nach Sibirien abkommandirt, um die Arbeiten zu beginnen.

Im Jahre 1883 wurden dann die kleinen Flüsse vom Schilfe gereinigt, einige sehr starke Krümmungen beseitigt und die nothwendigsten Hilfsbauten errichtet. 1884 schritt man zur Herstellung des eigentlichen Verbindungskanales, zur Errichtung einer Schleuse im Flusse Jasewaja und rekognoscirte so genau als möglich das ganze Terrain zwischen Ket und Jenissei. Im Juli 1884 wurde dann der Ingenieur Awgustowskij abgesandt, um dem Ministerium über den Stand der Arbeiten an Ort und Stelle Bericht zu erstatten. Awgustowskij traf mit seinen Begleitern am 22. August 1884 im Dorfe Kolpaschewo am Ob ein, bestieg sofort ein bereitliegendes Dampfboot und fuhr den Ket aufwärts bis zur Mündung des Flusses Osernaja, woselbst er am 26. August anlangte; weiterhin benutzte er ein Ruderboot, weil der Wasserstand ein sehr niedriger war. Aus dem Berichte Awgustowskij's ist Folgendes zu ersehen.

Das Flußbett des Lomawataja ist bereits an 20 verschiedenen Stellen gereinigt worden; Schilf, Baumstämme und Baumwurzeln machten auch eine Bootfahrt unmöglich. An sechs verschiedenen Stellen sind bereits Durchstiche gemacht, davon fünf an der Lomawataja und einer an der Jasewaja, um die außerordentlichen Krümmungen der genannten Flüsse auszugleichen; die Durchstiche haben eine Breite von 2 bis 4 Saschen (4,2 bis 8,5 m) und sind 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß (0,30 bis 0,45 m) tiefer als das Flußbett selbst; man erwartet, daß die Frühlingswässer infolge ihrer starken Strömung diese Durchstiche noch erweitern werden. Die eigentlichen Erdarbeiten sind an zwei Stellen in Angriff genommen worden; außerdem ist ein Theil des Bauholzes bereits zugerichtet; eine Anzahl Baulichkeiten zum Wohnen für die Ingenieure, Arbeiter u. s. w. errichtet: 16 Baracken, 2 Häuser, Eiskeller, Scheunen, Küchen, eine Bäckerei u. s. w., auch ein Hospital mit 50 Betten an einer Stelle, 5 Baracken, 2 Häuser und die entsprechenden Nebengebäude an einer anderen Stelle.

Was die Arbeiter selbst betrifft, so sind es vorzugsweise Einwohner der beiden Gouvernements Tomsk und Jenisseisk. Die Einwohner des Gouvernements Tomsk werden im Frühlinge in Barnaul, Kolywan, Tomsk und in anderen Städten geworben; der Hauptsammelplatz ist Tomsk. Die hier angeworbenen Arbeiter, sowie die nöthigen Lebensmittel und Vorräthe aller Art werden auf großen (überdachten) Lastschiffen, welche von Dampfschiffen geschleppt werden, auf dem Tom, Ob, Ket mindestens bis zur Mündung der Osernaja geschafft (ungefähr 900 Werst); mitunter bei gutem Wasserstande können die Schiffe noch 40 Werst weiter fahren. Dann verlassen die Arbeiter die großen Lastschiffe und besteigen kleine Ruderboote, in welchen auch die Lebensmittel und Vorräthe verladen werden. Die Jenisseisker kommen von der Quelle des Ket auf kleinen Booten bis zur Osernajamündung und fahren dann auf der Osernaja und Lomawataja weiter bis an ihren Bestimmungsort. In der zweiten Hälfte des September kehren alle Arbeiter bis auf wenige, welche an Ort und Stelle überwintern, auf demselben Wege, den sie gekommen, zurück. Während des ganzen Sommers unterhalten die Dampfboote eine regelmäßige Verbindung zwischen Tomsk und den Hauptstandquartieren an der Osernaja; im Winter soll eine direkte Verbindung durch die Wälder und über die Sümpfe weg (400 Werst) bis nach Tomsk hergestellt werden. Die Bauern aus Tomsk sind vorzüglich mit Erdarbeiten, die Jenisseisker mit Zimmermannsarbeiten beschäftigt. Um die Arbeiter mit allen zum Leben nothwendigen Gegenständen zu versehen, ist ein Laden eingerichtet, woselbst alles zu Tomsker Preisen verkauft wird. Die Arbeiter erhalten 16 bis 22 Rubel (32 bis 44 Mark) monatlich bei freier Wohnung und Kost (Essen, Brot, auch Branntwein). Die Zahl aller beim Baue beschäftigten Personen, der eigentlichen Arbeiter, dazu der Beamten, eines Arztes, eines Feldscheerers, eines Geistlichen u. s. w. betrug im Sommer 1884 insgesammt 2400.

Man beabsichtigt, den Ob-Jenissei-Kanal nicht für kleine, sondern für große Fahrzeuge schiffbar zu machen; daher soll so bald als möglich zur Regulirung des Flußbettes der Angara geschritten werden, damit nach Erbauung der Bahn von Tjumen ein ungehinderter Waarentransport aus dem Wolga- zum Ob-Bassin stattfinden kann. Die Bedeutung des Wasserweges zwischen Irkutsk und dem Ob wird noch größer werden, sobald eine Wasserverbindung zwischen dem Chilok oder der Oberen Uda (rechtsseitige Nebenflüsse der Selenga) und der Schilka (Nebenfluß des Amur) hergestellt sein, oder sobald eine Bahn den zwischen jenen Flüssen befindlichen Bergrücken durchschnitten haben wird.

Die von der Ob-Jenissei-Verbindung zu erwartenden Vortheile sind: die Vermehrung des Theetransportes und der Einfuhr anderer chinesischer Erzeugnisse von Kiachta aus; die Ermäßigung der Frachtkosten für alle von Europa nach Ostsibirien und umgekehrt gehenden Waaren; die Möglichkeit, Truppen und Kriegsmaterial leicht an die chinesische Grenze zu schaffen. Alle an und in der Nähe des Wasserweges befindlichen Landstrecken werden größeren Werth erhalten. Die nach Ostsibirien abgehenden Verbrechertransporte werden unter Benutzung des Wasserweges der Regierung bedeutend geringere Unkosten als bisher verursachen. Die Getreidepreise in Sibirien werden ausgeglichen werden und namentlich für Ostsibirien sinken, weil die Möglichkeit gegeben sein wird, aus dem reichen Westsibirien in bequemer Weise Getreide nach dem armen Ostsibirien zu transportiren.

Die medicinischen Kenntnisse der Eingeborenen der Insel Luzón.

Nach dem Französischen des **T. H. Pardo de Tavera**[1].

Die Arzneikunst der straffhaarigen Indier[2], welche die Ebenen Luzons bewohnen, ist mehr ausgebildet, als jene der wollhaarigen Aëtas oder Negritos, welche zwar die Ureingeborenen dieses Landes sind, sich aber in der Gegenwart in die Bergwildnisse zurückziehen mußten. De Rienzi berichtet uns in seiner Voyage en Océanie von den letzteren folgendes: „Sie (ihre Aerzte) haben diesen Wilden die Meinung beigebracht, daß sie gewißlich von allen ihren Gebrechen geheilt würden, wenn sie ihnen folgten; so sieht man denn ihre Hippokrates' häufig von einem stattlichen Gefolge von Individuen umgeben, welche ängstlich bestrebt sind, den erhaltenen Rathschlägen gemäß ihre Lebensweise einzurichten."

Die Arzneiwissenschaft der Malaien des Flachlandes verdient schon einige Beachtung, doch darf man keineswegs sich dem Glauben hingeben, ihre Behandlungsweise der Kranken wäre mit der Ankunft der Europäer eine andere geworden oder sie hätte sich dem europäischen Einflusse nicht entziehen können: es ist im Gegentheil alles so geblieben, wie es zu den Zeiten üblich war, als die Spanier sich in den Besitz des Landes setzten.

Die Indier erachten die Luft als den wichtigsten Krankheitserreger; ihr Aberglauben nimmt ferner an, daß bei Erkrankungen Behexungen die erste Rolle spielen, indem in den Körper ein mehr oder weniger böser Geist eindringt, sei es aus eigenem Entschlusse oder auf Geheiß eines Feindes, welcher den Geistern ausschließlich zu gebieten hat, der somit ein Zauberer ist. Auch die chinesische Theorie von der Kälte und Wärme spielt bei ihnen eine große Rolle: Diese beiden Elemente sollen im menschlichen Körper sich das Gleichgewicht halten; geschieht dies, so ist man gesund; sobald aber die Wärme die Kälte überwiegt, treten nach ihrem Glauben Dysenterie, Hämorrhagien, Fieber und entzündliche Krankheiten als Folge hiervon auf. Ueberwiegt aber die Kälte, dann packen einen Wassersucht und alle jene Krankheiten, denen Fiebererscheinungen fremd sind. Für die Krätze nehmen sie als fünften Krankheitserreger den Cagao an; so nennen sie nämlich die Krätzmilbe, welche sie dank der außergewöhnlichen Schärfe ihrer Augen, ohne eine Lupe zu Hilfe zu nehmen, deutlich erkennen. Lange schon, bevor noch die Spanier ins Land kamen, behandelten die Indier diese Krankheit, indem sie mit einer Nadel die Milben entfernten und die Geschwüre mit einem Dekokt von adstringirenden Kräutern auswuschen. Diese Operation, während welcher die sprichwörtliche Geduld des Indiers hart auf die Probe gestellt ist, wird mehrere Tage hindurch fortgesetzt, doch gelingt damit auch die Heilung. Wie erklären sie sich aber nun die Entstehung der Krätze? Das Blut ist übermäßig erhitzt, was die Erzeugung böser Säfte nach sich zieht, welche ihrerseits wieder den Cagao hervorbringen.

Es ist wohl zu bemerken, daß sie nicht die geringste Kenntniß der Anatomie noch der Physiologie besitzen, sie erklären sich den Tod heute, wo die katholischen Missionare ihnen an der Hand der Evangelien über diese Erscheinung genügend Belehrung ertheilt haben, auf eine sehr einfache Weise. Die Seele trennt sich vom Körper, wenn Gott es will, und der Körper, unvermögend, ohne die Seele weiter zu funktioniren, stirbt, sowie die Dampfmaschine die Arbeit einstellt, wenn das Feuer des Heizofens erlischt.

Das Weib eines Bauern, der einige Grundstücke in der Umgebung Manilas von uns gepachtet hatte, kam regelmäßig jeden Monat in Geschäftsangelegenheiten zu uns; es war eine hübsche Tagalin von einem außerordentlich sanften und naiven Wesen. Als einmal zwei Monate verstrichen, ohne daß sie ihren gewöhnlichen Besuch bei uns gemacht hätte, fiel es uns ein, zu ihr selbst zu gehen. Wir fanden, an Ort und Stelle angelangt, den Gatten entstellt und abgemagert im Bette liegen, sein Kopf war mit großen, beinahe schon vernarbten Wunden bedeckt. Er erzählte uns, es wäre eines Abends der Bruder seiner Frau zu ihm gekommen, um seine Schwester, welche von ihm, dem Gatten, behext gewesen sei, zu suchen und hätte nach einem kurzen Gespräche ihn mit dem Messer angefallen und ihm eine große Anzahl von Wunden beigebracht. Allen seinen Reden war zu entnehmen, daß er steif und fest daran glaube, sein Schwager hätte ganz recht gehandelt und er selbst hätte unter dem Einflusse eines bösen Dämons oder Zaubers gestanden, der wider seinen Willen auf seine Frau übergegangen wäre. Diese Unglückliche war nun, nachdem sie einmal bei ihrem Bruder sich befand, allen Mißhandlungen ausgesetzt. Wir begaben uns sofort zu ihr und fanden sie als eine Irrsinnige vor, während ihr Bruder uns auseinandersetzte, daß er Hoffnung auf Genesung hätte. Wir wissen nicht, ob seine Kur von Erfolg hätte sein können, denn wenige Stunden später befand er sich auf unsere Veranlassung in den Händen des eingeborenen Bürgermeisters[1].

---

[1] La médecine a l'île de Luçon (Journal de médecine de Paris. 4. Année, T. VI, Nr. 22, p. 1049—1073).

[2] Die Malaien der Philippinen werden von den Spaniern „Indios" genannt und zwar vorwiegend die Christen, seltener die Heiden, beinahe gar nicht die Mohammedaner, die stets „Moros" heißen. (Anm. d. Uebers.).

[1] Dieser Vorfall erinnert an eine Notiz in der „Oceania Española" vom September 1884. „Der Mangcoculam ist eine von einem bösen Dämon besessene Person. Sie besitzt eine Puppe, welche ihr als Instrument dient, ihren Feinden zu schaden, denn will sie diesen einen unerträglichen Schmerz im Kopfe, am Bauche oder anderswo bereiten, so sticht sie mit einer Nadel nur die Puppe in den Kopf, Bauch rc. Wenn im Pueblo Malabon jemand irrsinnig wird, so schreibt man es jedesmal dem Mangcoculam zu. Es giebt eigene Individuen, welche sich mit der Bekämpfung des Mangcoculam befassen, sind aber nichts Anderes als herzlose Barbaren, welche den Patienten gewaltig quälen, indem sie behaupten, nicht der Kranke, sondern der Mangcoculam habe unter ihrer Behandlung zu leiden. Ein lediges Frauenzimmer wurde einmal irrsinnig, man führte diesen Vorfall auf den Mangcoculam zurück und es eilten denn auch sofort die Geisterbeschwörer herbei, die von der Familie der Erkrankten ebenfalls consultirt wurden. Die Beschwörer einigten sich dahin, die Leidende zu martern, weil nicht sie die Folter empfände, sondern der Mangcoculam, den man so aus dem Körper der Irren leicht heraustreiben konnte. Die Familie der Erkrankten gab die Erlaubniß zur Durchführung dieser Kur. Nun wurde die Unglückliche festgebunden und unbarmherzig so gepeitscht und gemartert, daß sie unter den Händen ihrer Peiniger starb." Die Hinterbliebenen klagten nun bei

Der Patianac tritt als ein böser Geist auf, welcher den Abortus und die schlimmen Geburten veranlaßt. Er läßt sich nieder auf einem Baume, der in der Nähe der Hütte steht, worin die kreisende Frau sich befindet; hier beginnt er nun jene monotonen Lieder anzustimmen, welche die Flußschiffer zu singen pflegen und wenn der Gatte nicht sofort, nachdem die ersten Töne sein Ohr getroffen, seine Vorsichtsmaßregeln trifft, so ist sein Weib verloren. Sobald der Mann erkannt hat, daß der Gesang vom Patianac herrühre, verschließt er sorgfältig Thüren und Fenster und verstopft jede auch die kleinste Ritze, hierauf salbt er seine Haut mit Kokosöl ein und stellt sich splitternackt, mit Lanze oder Waldmesser bewaffnet, vor seiner Hütte auf, um durch fingirte Angriffe und Deckungsmanöver, durch Hiebe nach rechts und links, durch Hin- und Herlaufen, Grimassenschneiden und Körperverdrehungen den Patianac vom Eindringen in sein Haus zurückzuscheuchen. Da gerade in der Nacht dieser Dämon seine Umtriebe anstellt, so setzt, wenn die Geburt sich bis zum Morgen verzögert, der Ehemann nicht einen Augenblick eher seine Manöver aus, als bis mit der Finsterniß auch die Kühnheit des Patianac vor den ersten Strahlen des Sonnengestirns entweicht. Dann erst sinkt der Gatte erschöpft und todmüde nieder, seine Frau aber ist gerettet.

Der Asuañg ist wieder den Neugeborenen gefährlich. Der kleine Vogel Tictic ist sein Späher. Dieser pflegt jenen zu benachrichtigen, wenn ein Kind zur Welt kommt, um ihn dann auf seinem Rücken auf das Dach des Hauses zu tragen, wo das Weib niederkommt. Dort angelangt, verlängert der Asuañg seine fadendünne Zunge so weit, bis selbe den After des Kindes erreicht, um die Eingeweide demselben herauszureißen. Er nimmt oft die Gestalt einer Katze oder eines Insekts an, um unter dieser Maske besser sein Vorhaben ausführen zu können [1]).

Die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit dieser naiven Insulaner geht so weit, daß sie steif und fest behaupten, den Patianac und Asuañg selbst erblickt zu haben, wie sie unter verschiedenerlei Gestalt ihr Unwesen, dem die menschliche Kraft zu steuern nicht vermag, trieben.

Ein chinesischer Arzt erklärte mir, daß die Luft nicht der ursprüngliche Krankheitserreger wäre, die Indier Luzons täuschten sich, denn die Luft wäre ja selbst nichts Anderes als das Resultat des gestörten Gleichgewichts von Kälte und Hitze. In der That, sagte er, wenn die Hitze eine bestimmte Grenze überschritten hat, bildet sich sofort im Fleische eine große Menge Luft, welche man irrthümlich als den Urheber der Krankheit bezeichnet, während sie doch nur der erste Effekt der übermäßigen Wärmeentwickelung ist. Ich wollte von diesem Heilkünstler des himmlischen Reiches noch mehreres über die Genesis der Krankheiten erfahren, aber er vermochte sich weder im Spanischen noch im Tagalischen uns so verständlich zu machen, daß wir über dieses interessante Objekt belehrt werden konnten. Es darf freilich nicht verschwiegen werden, daß wir seinen Ausführungen nicht mit großem Glauben und Vertrauen folgten, denn dieser in Manila lebende chinesische Arzt, sowie alle seine hier ansässigen Kollegen sind, wie allgemein bekannt, die größten Ignoranten ihrer Kaste, welche, nachdem sie in ihrem Vaterlande keine Klientel gefunden, nach den Malaienländern auswandern, um dort ihren Unterhalt zu suchen. So sind sie denn keine Perlen von Aerzten, und wenn sie auch Puls fühlen und vorgeben, alle Krankheiten heilen zu können, so sind sie trotzdem nicht einmal in der Theorie fest.

Ueberall auf der Insel findet man unter den Indiern Volksärzte, welche Mangagamot genannt werden und denen die europäischen und kreolischen Aerzte einen erbitterten Krieg angesagt haben, so daß sie durch deren Umtriebe gehindert sind, ihre Praxis in den großen Städten auszuüben. Die Indier aber, ja sogar selbst eine große Anzahl von Spaniern, bringen ihren Heilmitteln gläubiges Vertrauen entgegen, ja in der Provinz und in den kleinen Städten bleibt nichts Anderes übrig als zu ihnen seine Zuflucht zu nehmen, außer man wollte sterben, ohne bei jemand anderem als dem hierzu stets bereiten Priester Hilfe gesucht zu haben.

Diese Heilkünstler geben vor, den Krebs kuriren zu können, wovon sie fest überzeugt sind und zwar, weil sie manche Mißbildung, die mit einem Krebsgeschwür nichts zu thun hat, für ein solches halten; dagegen bekennen sie ganz offen, daß sie gegen die Lungenschwindsucht ohnmächtig wären. Andererseits erfreuen sie sich des Rufes, die Dysenterie und die Krankheiten der Speise- und Verdauungsorgane heilen zu können.

Die Arzneien werden nach den Eigenschaften, welche ihnen von den Mangagamot zugeschrieben werden, in vier Gruppen eingetheilt; nämlich in trockene, warme, feuchte und kalte. Ingwer, Knoblauch, Alaun, Schwefel, Honig und Tabak zählen sowohl zu den trockenen wie auch (gleichzeitig) zu den warmen Heilmitteln; Milch und Gewürznägel gehören zu den warmen, Zwiebel, Eidotter und Fette zu den gleichzeitig kalten und feuchten Medikamenten, während der spanische Pfeffer und Tamarindenfrüchte als kalt und trocken gelten. Wir wissen nicht, wie sie zu dieser wunderlichen Eintheilung gekommen sind, welche wenigstens den Vortheil bietet, leicht vom Gedächtniß behalten (wenn auch nicht vom Verstande begriffen) zu werden. Dabei ist zu bemerken, daß nach dieser Klassifikation und bei ihrer Auffassung von dem Wesen der Krankheiten sie nicht wenige von den Heilmitteln anwenden, welche wie die Tamarinde, der Tabak, der Stechapfel u. s. w. auch in der europäischen Pharmakopoe Platz gefunden haben.

Der Glaube an Bezauberung und Hexerei ist auf Luzon ziemlich verbreitet, wenn man auch bestrebt ist, mit Hilfe der sich immer mehr ausbreitenden Civilisation ihn zu beseitigen. Die Behexung wird nicht durch Gebete, Opfer oder gewöhnliche Arzneimittel aufgehoben, man bedient sich hierzu vielmehr ungemein heftig wirkender ableitender Mittel. Ein bisher ganz gesundes Weib wird plötzlich siech, ihre Krankheit offenbart sich durch große Abspannung, Verlust des Appetits, sie wird traurig und fühlt heftige Schmerzen,

den Gerichten, und die Beschwörer mußten ihr Verbrechen mit dem Kerker büßen. —

Der Mangcocutam kann niemandem ins Auge schauen, seine röthlichen Augäpfel erscheinen wie mit einer Wolke oder einem Schleier bedeckt." (Anm. d. Uebers.)

[1]) Eine abweichende Sage finden wir in der eben citirten „Oceania Española": „Man sagt, der Asuañg wäre ein Bisaya (Bewohner der zwischen Luzon und Mindanao befindlichen Inseln), der mit dem Teufel einen Pakt abgeschlossen hat. Er betritt weder Kirchen noch andere heilige Orte; unter der Achselgrube besitzt er eine Drüse voll Oel, das ihm ermöglicht, überallhin zu fliegen, wohin er will; er hat ferner große Krallen und eine unendlich lange Zunge von schwarzer Farbe und seidenartiger Weichheit und glänzt. Seine Hauptaufgabe besteht darin, den Schwangeren den Fötus aus dem Leibe zu reißen; dies geschieht, indem er (mit der Zunge) den letzteren berührt, wodurch der Tod der Schwangeren veranlaßt wird, so daß der Asuan den Fötus nun ruhig aufzehren kann. — Im allgemeinen pflegt man mit dem Worte Asuan soviel wie „Gespenst" zu meinen. Ein von den Tagalen Tictic genannter Nachtvogel kündigt den Asuan an. Wenn daher der genannte Vogel singt, so ist dies ein Zeichen, daß in der Umgebung sich ein Asuan herumtreibt. Eine Folge hiervon ist, daß der Vogel und der Asuan Todfeinde sind; letzterer verfolgt den ersteren." (Anm. d. Uebers.)

ohne daß sie im Stande wäre, genau anzugeben, wo; mit einem Worte, sie ist einfach hysterisch, oder in den meisten Fällen haben wir es mit einer schwachsinnigen Person zu thun, welche, nachdem sie ein gewisses Alter erreicht hat, einzusehen beginnt, daß es ihr unmöglich ist, das Lesen zu erlernen und dem Haushalte vorzustehen. Der Volksarzt kommt nun, die Familie befragt ihn und seine Diagnose lautet auf Behexung, es muß daher der böse Geist, der die Störungen im Körper verursacht, aus diesem hinausgejagt werden. Die Kranke, von der Richtigkeit der Diagnose völlig überzeugt, sucht nun mit Beihilfe des Medicinmannes und ihrer Familiengenossen in ihrem Gedächtniß nach und findet richtig, daß ihr einmal die unheimliche Erscheinung eines Greises oder eines alten Weibes aufgefallen wäre, eine Erscheinung, welche ihr einige Zeit hindurch gefolgt war, um dann hinter einer Hecke oder in der Nähe der Kirche zu verschwinden. Ein andermal ist es eine bestimmte Person aus dem Bekanntenkreise oder gar eine ganze Familie, welche die Behexung vornahm, so daß mitunter Racheakte, ja Verbrechen die Folge solcher traurigen Wahnideen sind.

Hat so die Diagnose ihre Bestätigung gefunden, so unterwirft sich die Kranke ruhig der Behandlung. Diese besteht darin, daß der Patient, gleichzeitig ob Mann oder Weib, täglich eine gehörige Anzahl von Hieben aufgemessen erhält, welche Dosis allmählich immer anwächst, gleichwie um ein Beispiel anzuführen, die Zahl der Tropfen bei Anwendung der Fowleressenz allmählich vermehrt wird. Als Prügelinstrumente dienen Rotang und der Schwanz eines Fisches Pagui (Raja pastenaia). Dieser außerordentlich harte und feste Schwanz behält seine Elasticität und Festigkeit selbst in getrocknetem Zustande noch lange Zeit bei. Seine schuppige Haut ist so hart und widerstandsfähig, daß die Indier aus ihr Feilen bereiten, welche selbst das Eisen angreifen. Aus der polirten und bearbeiteten Haut dieser Rochen-Art bereitet man in Paris jene hübschen Geld- und Brieftaschen und Möbelverzierungen, welche in der Kaufmannswelt als Peau-de-requin-de-Chine bekannt sind. Die Indier glauben, daß Schläge mit dem Paguischwanze Thiere und Menschen brustkrank machen, deshalb hüten sie sich, damit ihre Pferde zu schlagen, dagegen halten sie ihn für ein Specifikum gegen alle Behexungen. Die Regierung verbietet, wie man dies hervorheben muß, die Anwendung dieses barbarischen Mittels, und oft sieht das Gericht sich genöthigt einzuschreiten, wenn die Geißelung den Tod der angeblich besessenen Person nach sich gezogen hat.

Ueber die Proceduren bei Entbindungen berichtet M. Mallat folgendes: „Das Weib liegt auf einer Matte, welche die Sahi, d. h. den Bambuboden des kleinen Gemaches bedeckt, der Mann nimmt zu ihren Häupten Platz und drückt mit voller Wucht gegen die Gebärmutter, um so das Herausgelangen des Kindes zu beschleunigen: es ist unnöthig, auf die schweren Nachtheile besonders aufmerksam zu machen, welche eine Folge solcher Maßregeln zu sein pflegen. Die Hebammen trennen nicht eher das Kind von der Mutter, als bis die Entbindung vollständig vor sich gegangen ist, auch pressen sie den Fuß gegen die durch den Austritt des Kindes geöffnete Körperstelle, um das Eindringen der Luft in das Innere des Leibes zu verhüten. Tritt bei der jungen Mutter eine Ohnmacht oder Gebärmutterblutung ein, dann wird sie von den Wehmüttern an den Haaren in die Höhe gezogen. Ich hatte Gelegenheit, mich selbst von der Wirksamkeit dieser Methode zu überzeugen. Eines Tages holte man mich zu einer Frau, welche in Kindesnöthen darniederlag, sie wand sich in Krämpfen, welche an epileptische Anfälle erinnerten; in Erwartung meiner Ankunft hatte man sie mit den Haaren am Tischbeine festgebunden und ich sah sie dann zu sich kommen, ohne daß ein anderes Hilfsmittel in Anspruch genommen worden wäre."

Ich erlebte einen ganz anderen Fall bei der Frau eines unserer Diener. Ich fand sie als eine Leiche vor; sie hing mit den Haaren an der Decke befestigt wie eine Hängelampe und unter ihr war ein Meer von Blut: der Gatte starrte ganz verstört zu ihr empor, während die Hebamme, deren Dummheit dieses Unglück verschuldet hatte, damit beschäftigt war, den Nabel des Neugeborenen mit Kokosöl und Tabaksasche einzuschmieren.

Um die Geburt zu beschleunigen, legt man heiße Ziegel auf den Bauch; nach der Entbindung wird auf den Unterleib ein dicker Charpiebausch mit einem dicken — Bisquis genannten — Bande befestigt. Das Weib bleibt durch acht Tage liegen, wobei ihr zur Nahrung in Wasser gekochter Reis dient; wenn es die Mittel gestatten, kommt auch ein Huhn auf den Tisch. In letzterem Falle wird das Huhn im Wasser ersäuft, um so alle Luft, die (nach ihrem Glauben) in besonderer Menge in dem Körper und dem Fleische dieses Thieres sich vorfindet, herauszutreiben; sonst könnte die Wöchnerin Schaden erleiden.

Die Wilden der Bergdickichte, von denen Rienzi erzählt, daß sie ihre Heilkünstler stets begleiten, um sich im Besitze ihrer Gesundheit zu erhalten, verfahren auf eine ganz andere Weise: Dort wo die Wehen ein Weib überfallen, bringt es ruhig sein Kind zur Welt und schneidet mit einem Muschelscherben oder einem Bambusplitter die Nabelschnur so geschickt ab, daß nicht ein Tropfen Blut verloren geht. Einige Stunden nach der Entbindung nimmt das Weib das neugeborene Wesen auf den Rücken und marschirt mit ihm im glühenden Sonnenbrande oder strömenden Regen weiter.

Die Indier befassen sich weniger mit der Chirurgie; sie gleichen hierin den Chinesen, von welchen sie, wie mir scheint, viel gelernt haben. De Rienzi erzählt, daß die Bewohner von Tahiti und den Tongainseln einzelne chirurgische Operationen mit Bambusplittern oder Muschelscherben vornehmen. Die philippinischen Eingeborenen amputiren selbst Finger oder einzelne Glieder derselben, bedienen sich aber hierbei allerdings soliderer Instrumente.

Die Wunden salbt man mit Kokosöl und einer großen Anzahl verschiedenartiger Balsame, Säfte und Dekokte, welche von aromatischen und adstringirenden Pflanzen gewonnen werden. Die Dekokte werden gewöhnlich bei Geschwüren und alten Wunden in Anwendung gebracht. Die Verwundeten werden nie an die frische Luft gebracht, da man befürchtet, sie könnten sonst vom Starrkrampf befallen werden. Aus demselben Grunde unterläßt man jede Berührung der Wunde mit Wasser, es wäre denn unmittelbar nach der Verwundung; später darf dies absolut nicht mehr geschehen. Beim Salben der Wunde werden die Fenster fest verschlossen, bei feuchter Witterung wird sogar das verwundete Glied einige Zeit beräuchert, um demselben alle Feuchtigkeit zu entziehen. Aehnlich berichtet De Rienzi, daß im Tongaarchipel es einem von einer spitzigen Waffe verwundeten Manne verboten war, sich zu waschen oder die Haare und Nägel sich zu schneiden, so lange er nicht außer Gefahr war, weil er sonst dem Gita oder Starrkrampf ausgesetzt war.

Diese letztere Krankheit ist in Luzon sehr verbreitet, sie tritt häufig spontan ein; die Indier haben deshalb eine große Furcht, wenn sie erschöpft und schweißbedeckt sind, durchnäßt zu werden. Wenn sie der Regen bei der Feld-

arbeit überrascht, so setzen sie ihr Tagewerk mit großem Eifer fort, um wieder in Schweiß zu kommen. Sie betrachten als Ursache des Tetanus das Eindringen einer bösen Luft in das Innere des Körpers; sie machen deshalb auch ihrem Grolle gegen Feinde mit dem Fluche Luft: „tinaman quitá ñg hañgin“ (d. h. möge die böse Luft dich packen). Sie behandeln diese Krankheit mit Schwitzbädern, welche mit Hilfe aromatischer Kräuter bereitet und so lange fortgesetzt werden, bis die Genesung eintritt; letzteres findet selten statt. Sie wenden auch einen Aufguß von Ignatiusbohnen an, doch sind einige Male hierdurch Vergiftungen hervorgerufen worden, da die Indier die Dosis nicht regelrecht einzutheilen verstehen. Gemeiniglich wird auf eine Kaffeeschale Wasser eine Bohne gerechnet und der Aufguß nur so lange über dem Feuer gelassen, bis das Wasser zu brodeln beginnt. Der gesammte Körper wird mit Kokosöl eingerieben, in welchem man etwelche Ignatiusbohnen aufgelöst hat. Letztere, welche hier Catbaloñgan heißen, weil sie von diesem Hafen der Insel Sámar nach Luzon kommen, stehen bei den Indiern in großem Ansehen und werden als Universalmittel gegen alle von der Luft (nach ihrer Theorie) herrührenden Krankheiten hoch geschätzt.

Geschwüre und Beulen heilen sie durch Auflegen von Pflastern aus ungelöschtem Kalke. Zu demselben Zwecke wenden sie auch Kompressen an, ohne aber zu ahnen, daß diese und nicht die hierbei benutzten Bleiplatten die Heilung bringen.

Ihre Theorie von der bösen Luft veranlaßt sie bei jeder Gelegenheit, Schröpfköpfe in Verwendung zu nehmen. Sie haben von den Europäern gläserne und irdene Schröpfköpfe kennen gelernt, ihr nationales Instrument bleibt aber der Tandók. Dieses besteht aus einem abgestutzten Büffelhorn, dessen breite Oeffnung an die Haut des Patienten gedrückt wird, während an der schmäleren der Mund des Heilkünstlers die Luft heraussaugt. Ist das Horn luftleer geworden, so wird die obere Oeffnung mit einem Stück Schweinsblase oder Leder verstopft und das Instrument so lange am Leibe des Kranken gelassen, bis es von selbst abfällt.

Bei Choleraerkrankungen werden die Patienten mit dem Rande von Kupfermünzen stark gerieben, um die Hautkälte zu verscheuchen. Ebenso pflegen sie neugeborenen vom Starrkrampf befallenen Kindern große warm gemachte Geldstücke auf die Haut zu legen.

Die Massage der hinteren Genickmuskeln wird als ein sicheres Mittel gegen Migräne angesehen. Die Indier besitzen im allgemeinen eine überaus große Fingergewandtheit und so geben sie denn auch ausgezeichnete Masseure ab, deren Hände sowohl kräftig, wie auch zugleich sanft zugreifen. Sie schmieren sich, um die Haut des Patienten nicht aufzureiben, mit Kokosöl ein, welches überhaupt bei allen ihren Heilungsversuchen eine wichtige Rolle spielt.

Von den vegetabilischen Stoffen, welche ihre Arzneikunst anwendet, sind die Tamarindenfrucht, die Carica-Papaya, die Ignatiusbohnen u. a. m. auch in Europa officinell. Die europäischen Aerzte, welche in Luzon ihre Praxis betreiben, sehen mit Geringschätzung auf die Medikamente der Indier herab, ohne je von ihnen einmal Gebrauch zu machen. Wenn auch die Heilmethoden und Praktiken der Eingeborenen nur auf der Erfahrung und wenig wissenschaftlichen Schlußfolgerungen beruhen, so muß es doch nicht minder wahr sein, daß die von der neuen Welt nach Europa gebrachten (bei den Eingeborenen jenes Erdtheils erst bekannt gewordenen) Pflanzen der Menschheit einen reellen Nutzen gewähren; so wäre auch hier noch manches nicht zu verwerfen. Ob die Eigenschaften der heilkräftigen Pflanzen wissenschaftlich erklärt oder empirisch in Erfahrung gebracht worden sind, das Resultat wird immer das gleiche bleiben.

Beim intermittirenden Fieber wendet man während des Anfalls oder vorher als Heilmittel ein Gläschen Branntwein an, in welchen man einige zerriebene Pfefferkörnchen wirft. Der höllische Trank verursacht dem Patienten einen brennenden Durst, den er durch reichliches Wassertrinken löscht, worauf starker Schweiß ausbricht. Diese Kur erfreut sich großer Beliebtheit und wird, wenn ich nicht irre, auch in Sumatra und Borneo angewendet.

Unter den auf Luzon gebräuchlichsten Heilmitteln verdient zunächst die Frucht der Carica-Papaya oder des Melonenbaumes alle Beachtung; sie wird gegen alle Verdauungsstörungen, speciell aber gegen die Magenruhr genommen, wie denn sowohl die Frucht als auch die Blätter dieses Baumes auch bei anderen Krankheiten Verwendung finden. Bei Gelenkrheumatismus werden die zerweichten Blätter fest um die leidenden Körperglieder gebunden; die Haut bedeckt sich zwar mit einem Ausschlage, doch zeigt dieses die Genesung an. So lange die Frucht noch grün ist, macht man Einschnitte in dieselbe, worauf ein klebriger Saft von weißlicher Farbe herausquillt. Diesen ungemein ätzenden Saft mischt man in sehr kleinen Dosen mit Milch, um mit diesem Tranke die Eingeweidewürmer zu tödten. Das Fleisch der reifen Frucht dient als Schönheitsmittel, besonders um Sommersprossen zu vertreiben. Nebenbei gesagt wird auch die Wäsche sehr sauber und glänzend weiß, wenn man in das Wasser einige zerquetschte Blätter dieses Baumes thut, so daß selbe auf dem Lande statt der Seife benutzt werden.

Als wurmabtreibende Mittel gelten die Spinosa-Species (Niog-niogañg), deren Frucht Aufstoßen verursacht, und die Ampalaya (Momordica balsamina), welch letztere auch die Menstruation befördern soll. Abgesehen von vielen anderen Pflanzen, deren Aufzählung ermüden würde, ist noch die Cassia alata oder Cortanda zu erwähnen, welche die Hitzblattern heilt, dann der Maluñgay (Moringa pterygosperma Gaertner), welchem man ein ätzendes, drastisch wirkendes Oel abgewinnt, während die zerquetschten Wurzeln das Senfpflaster vertreten. Die Rinde des Taliitan (Turaea virens) liefert ein heftiges Brechmittel.

Der Heilkünstler unter den Indiern bedarf keiner Apotheke noch eines Bandagisten; er selbst bereitet die Arzneien, die er ordinirt, er selbst fabricirt die Instrumente, die er bei seinen Kuren benöthigt. Es ist auch nicht die Stadt, wo er seine Medikamente und chirurgischen Hilfsmittel sucht, es sind dies vielmehr der Wald und das offene Feld, wo er selbe findet: aus dem Bambu schnitzt er sich die Schienen für Bein- und Armbrüche und Spritzen, aus demselben Bambu bereitet er sich mit zwei Messerhieben die Büchse, in denen er seine heilbringenden Kräuter verwahrt, während die Bananenblätter ihnen anstatt Wachstuch oder zu Umschlägen oder auch als Teller dienen, auf dem er seine Mixturen und Salben verfertigt. Die Kokospalme liefert ihm eine Art Zündschwamm, mit dem er Blutungen stillt. So weiß er überall in der Natur in der üppigen Vegetation jene Medikamente zu finden, die den Kranken Genesung bringen sollen.

Kürzere Mittheilungen.

Die naturalisirten Pflanzen der Provinz Auckland.

Eins der auffallendsten Beispiele für die Verdrängung einer ursprünglichen Flora durch europäische Einwanderer bildet die Insel Neu-Seeland. Die Pflanzen der Weideplätze, Wiesen und unbebauten Orte, die Unkräuter, welche Felder und Gärten in Europa befallen, — alle trifft der Fremde bei seiner Ankunft in der Kolonie wieder. Am geeignetsten für das Studium dieser Erscheinung ist, wie Herr Cheeseman, Curator des Auckland-Museums, hervorhebt, der Provinzialdistrikt Auckland. Die Zahl der hier eingewanderten und naturalisirten Pflanzenarten beträgt 387. Es ist charakteristisch, daß hiervon nur 10 Arten aus dem benachbarten Australien stammen, während 280 in Europa einheimisch sind. Die meisten sind krautartige Pflanzen, von Bäumen und Sträuchern finden sich nur 31 Species. Die 387 Arten sind unter 233 Gattungen (!) vertheilt, welche in 60 Familien stehen. Die große Zahl der Gattungen zeigt, daß die naturalisirte Flora von Auckland einen sehr verschiedenartigen Charakter besitzt; und die Thatsache, daß die meisten der Gattungen keine daselbst einheimischen Arten haben, beweist, daß naturalisirte Pflanzen, um in einem Lande mit Erfolg zu gedeihen, keine nähere Verwandtschaft mit den vor ihnen existirenden Bewohnern zu haben brauchen.

Was ist nun der Grund, daß die einheimische Pflanzenwelt den eindringenden Fremdlingen nicht Stand zu halten vermochte. Zieht man in Erwägung, daß vor der Besiedelung die Kultivirung des Landes eine sehr unbedeutende war, daß die Maoris überdies eine und dieselbe Stelle nicht anhaltend bebauten, sondern dieselbe verließen, wenn der Boden erschöpft war, so wird es erklärlich, daß sich in Neu-Seeland keine Pflanzen entwickeln konnten, die, wie z. B. unsere Getreideunkräuter, den durch die Kultur veränderten Lebensbedingungen in vortheilhafter Weise angepaßt sind. Bisher gedeihen die eingeführten Unkräuter, die im Laufe der Jahrtausende, während deren sie die Kulturplätze der Menschen befielen, eine äußerst zweckmäßige Konstitution erlangt haben, während die einheimischen verschwinden, weil sie die Konkurrenz mit jenen besser angepaßten Pflanzen nicht aushalten können. Aehnlich verhält es sich mit den Weidekräutern. Denn da es ursprünglich auf der Insel keine pflanzenfressenden Thiere gab, welche die Vegetation abgeweidet hätten, so entstanden auch keine zweckmäßigen Formen, welche das wiederholte Abfressen der jungen Triebe zu ertragen vermochten. Unsere Gräser können dagegen, ohne Schaden zu leiden, wiederholt abgeweidet werden, und verbreiteten sich daher rasch im Verein mit solchen Pflanzen, welche, wie z. B. die Distel, durch ihre Ungenießbarkeit der Vernichtung entgehen. Einige wenige einheimische Arten Aucklands, z. B. einzelne Gräser, zeigen sich allerdings widerstandsfähiger als ihre Genossen, und sind daher auch bestrebt, ihren Verbreitungsbezirk beständig zu erweitern.

Man findet nun aber unsere Einwanderer auch tief im Inneren des Landes, wohin weder Ackerbau noch Viehzucht vorgedrungen sind, wo also die Verhältnisse noch unverändert vorliegen. Die oben dargelegten Gründe reichen mithin zur Erklärung der Ausbreitung naturalisirter Pflanzen in Neu-Seeland nicht aus. Wir erinnern uns hier an die Bemerkung Darwin's, daß die einheimischen Pflanzen irgend eines Gebietes nicht nothwendigerweise auch die geeignetsten für dasselbe sind. Es ist bemerkenswerth und trägt zum Verständniß der hier erörterten Erscheinung bei, daß fast alle jene Eindringlinge in ihrem Vaterlande häufige und weit verbreitete Arten sind, die also jedenfalls eine zähe Konstitution und die Fähigkeit erworben haben, sich den verschiedenartigsten Verhältnissen anzupassen. Auf der südlichen Hemisphäre konnten sich solche Formen weniger gut entwickeln als auf der nördlichen, welche eine weit mächtigere Ausdehnung der Kontinente zeigt, und wo daher die Konkurrenz der Arten eine bedeutendere gewesen ist (Cheeseman, Die naturalisirten Pflanzen des Provinzialdistrikts Auckland. Engler's Bot. Jahrbuch Bd. VI, 2. Heft, 1885).

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Im November wurde es ein Jahr, seit in Taschkent ein Ambulatorium für eingeborene Frauen eingerichtet worden ist, welches von weiblichen Aerzten geleitet wird. Die Resultate der Thätigkeit dieser Aerztinnen sind nicht ohne Interesse. Unter der mohammedanischen Bevölkerung Taschkents steht die Heilkunst noch auf sehr primitiver Stufe: die Geistlichen oder Zauberer, welche Gebete lesen oder besprechen, leisten medicinische Hilfe; nur in seltenen Fällen werden Eingeborene, welche wegen ihrer Bekanntschaft mit der arabischen Medicin auf den Titel eines Arztes Anspruch machen, zu Rathe gezogen. Aber auch dieser Hilfe müssen die mohammedanischen Frauen entbehren — eine rechtgläubige Mohammedanerin wird eher sterben, als einen männlichen Arzt bei sich empfangen und mit ihm wegen ihrer Krankheit sprechen. Für die mohammedanische Welt hat daher das Studium der Medicin durch Frauen eine ganz andere Bedeutung, als für Rußland und den Westen Europas. In Taschkent knüpfte sich die Eröffnung einer Ambulanz für Frauen an einen glücklichen Umstand. Vor zwei Jahren trafen in Taschkent drei Aerztinnen ein, welche ihre dahin in dienstlichen Angelegenheiten versetzten Ehemänner begleiteten. In Folge dessen erlangten sie die Erlaubniß, eine Ambulanz für kranke Frauen der Eingeborenen zu eröffnen. Anfangs zeigten sich die Frauen etwas mißtrauisch gegen die „Urussi", allein die Kunde von dem unbestreitbaren Vortheil, den einzelne Frauen aus dem Besuch der Ambulanz zogen, zerstreute bald das Mißtrauen. Die Frequenz der Ambulanz wuchs von Monat zu Monat, wie aus den beigefügten Zahlen zu ersehen. Die Zahl der das Ambulatorium besuchenden Frauen und Kinder betrug im

December 1883	100	206	Einzelbesuche
Januar 1884	153	410	„
Februar „	233	629	„
März „	441	927	„
April „	366	898	„
Mai „	378	1025	„

Was die zur Behandlung gelangenden Krankheiten betraf, so gehörte ein großes Proc. (10 Proc.) selbstverständlich in die Kategorie der Frauenkrankheiten, weiter zeigten sich Syphilis, Scropheln, chronische Hautleiden und solche der Schleimhäute. („Oestliche Rundschau" 1884, Nr. 51, 52.)

— Nach der letzten Zählung von 1881 waren von den 253 891 821 Einwohnern Britisch Indiens 188 121 772 Hindu, 50 121 585 Mohammedaner, 3 418 884 Buddhisten, 1 862 634 Christen, 1 221 896 Dschaina, 85 397 Parsi und 12 009 Juden. Die Hindu sind am stärksten zu finden in Bengalen (45 452 806), in den Nordwestprovinzen und Audh (38 555 121) und in Madras (28 497 678), die Mohammedaner in Bengalen (21 704 724) und im Pandschab (11 662 434), die Christen in Madras (771 080) und Travancore (498 542), die Parsi und Juden in Bombay (von ersteren 72 973, den zweiten 9023). Die Christen zerfallen in zahlreiche Sekten; am stärksten sind die römischen Katholiken (963 058), nächstdem die Anglikaner (353 713) und die Anhänger der syrischen Kirche (304 410); die Zahl der Lutheraner betrug 15 041 (davon 11 889 in Bengalen und 2310 in Madras), die sämmtlicher Protestanten 533 390. Von den 1 862 525 gezählten Christen waren 142 612 in Europa geboren, 62 085 waren Eurasier, 893 653 waren Indier und 764 172 hatten anderswo ihren Geburtsort.

— Die Stadt Kuldscha mit ihren Tarantschen, Chinesen und Dunganen — schreibt ein Correspondent der Oestlichen Rundschau (1885, Nr. 2) — unterscheidet sich durchaus von Taschkent und den anderen mittelasiatischen, von Sarten bewohnten Städten. Ich schildere hier nur das, was der Stadt Kuldscha ihren eigenthümlichen Charakter giebt: die chinesischen Tempel. Man betritt zuerst eine Art Vorhalle, zu beiden Seiten stehen Trommeln und in Mannshöhe hängen eiserne gegossene Glocken, welche Einschnitte am Rande und darüber Löcher haben. Die Glocken haben keine Zunge (Schlägel); statt derselben dient der Oberschenkelknochen eines Esels, welcher in einem Loche der Glocke steckt, offenbar damit er nicht am Boden liege. Jeder, der um zu beten eintritt, giebt dem anwesenden Tempeldiener, dem Bonzen, ein Geldstück und schlägt mit dem Eselsknochen entweder auf die Glocke oder auf die Trommel. Aus der Vorhalle führt eine Thür in den Tempel selbst. Zuerst passirt man einen langen und engen Korridor, an dessen Seiten sich je drei kleine Kammern befinden. Wir öffnen die Thür einer derselben und blicken in eine Küche, man schmort und backt etwas darin. Wir blicken in eine andere, es ist ein Raum zum Beten; da stehen Buddha-Figuren (Burchane), vor diesen auf Tischen allerlei Opfergaben, Speisen in Schalen; in anderen mit Sand gefüllten Schalen stecken brennende Lichter. Diese Lichter werden aus vermodertem Holz gefertigt und in Läden verkauft. Der gläubige Chinese fällt nieder auf die Knie und betet. Im demselben Korridor, trotzdem daß derselbe sehr eng ist, sitzen an zwei kleinen Tischen Chinesen und spielen Karten oder Würfel, andere stehen oder sitzen daneben, rauchen ihre Pfeife, wie zu Hause oder im Klub. Einer sitzt da, raucht und schaut den Spielenden zu — jetzt erhebt er sich, geht in das Betzimmer und betet; dann kehrt er zurück, setzt sich wieder an den Tisch und schaut dem Kartenspiel zu. — Ich hatte den Eindruck, als sei das Gebäude nicht allein ein Tempel, um zu beten, sondern auch zugleich ein Klub, um sich zu unterhalten. — Der Korridor führt zum mittleren Tempelraum, welcher, nach oben offen, keine Decke hat. Dahinter ist eine Vertiefung, etwa dem Altarraum einer Kirche entsprechend — hier ist wieder eine Decke vorhanden. Auch hier stehen wiederum Buddha-Figuren. Nebenbei lag ein mittels eines Strickes befestigter Hund, welcher offenbar die Rolle eines Wächters hatte — gewiß recht praktisch, aber jedenfalls an dieser Stelle auffallend.

Afrika.

— Die internationale Suez-Kanal-Kommission schlägt vor, daß der Kanal durchgängig auf eine Tiefe von 9 m unter Niederwasser gebracht werden solle; weiter spricht sie sich für folgende Breiten aus, die dem Kanal zu geben wären: zwischen Port Said und den Bitterseen 65 m in den geraden Strecken, 75 m in den Kurven mit mehr als 2500 m Radius, 80 m in den Kurven mit kleinerem Halbmesser. Zwischen Suez und den Bitterseen, wo durch den Einfluß von Ebbe und Fluth ein Strom besteht, soll nach dem Vorschlage der Kommission die Bodenbreite in den geraden Strecken 75 m, in den Kurven, die hier alle mehr als 2500 m Radius haben, 80 m betragen. Weiter wird angedeutet, daß die Ufer entweder durch Anpflanzung von Sträuchern oder, wo dies nicht angängig ist, durch Steinsetzungen gegen Unterwaschung verstärkt werden müssen. Was die Hafenanlagen, die Leuchtfeuer und Bojen betrifft, hat die Kommission keine Verbesserungen in Vorschlag zu bringen.

— Die Italiener haben Arafali, einen Platz am Südende der Annesley-Bai (von welcher aus die Engländer 1867 ihren Vormarsch gegen Magdala antraten) besetzt und dort ihre Fahne neben der ägyptischen aufgezogen.

— Englands Interessen an der Suahelikküste sind keine geringen, und das deutsche Vorgehen in Zanzibar und auf dem Festlande hat dieselben empfindlich berührt. Nach einem Berichte des englischen Konsuls Holmwood gab es 1884 in Zanzibar 6619 britische Unterthanen, darunter 89 geborene Briten, 39 Franzosen, 13 Deutsche, 8 Amerikaner, 5 Belgier und 2 Italiener. Gleich nach der Abschaffung der Sklaverei im Jahre 1873 sank der Handel etwas, hat sich seitdem aber verdoppelt; der mit Indien allein ist von 428 800 Pfd. St. im Jahre 1879 auf 755 858 Pfd. St. im Jahre 1883 gestiegen. Namentlich auf das Kilimandscharo-Gebiet macht Holmwood aufmerksam, als auf eines, das zur landwirthschaftlichen Ausbeutung wie zur Anlegung von Sanatorien vorzüglich sich eigene; dieselbe Ansicht vertrat am 14. April H. H. Johnston in der „Society of Arts" in London. — Dr. Joest in seinem Buche „Um Afrika" (S. 261) weist darauf hin, daß England im vorigen Jahre in Lindi, Kilwa, Mombasa und Lamu Konsulate resp. Vicekonsulate errichtet hat und diese vier Küstenplätze des Sultanats Zanzibar regelmäßig von Dampfern anlaufen läßt, und glaubt, daß England starkes Verlangen nach dieser Küste trage. Die Instruktion jener Konsuln lautet dahin, vor allem ihr Augenmerk auf die Unterdrückung des Sklavenhandels zu richten, dann den Banianen und anderen Indiern den Schutz der Kaiserin angedeihen zu lassen und dafür zu sorgen, daß der Handel des Inneren erschlossen werde und sich Auswege nach der Küste, zumal nach den oben genannten vier Punkten hin, suche. Vorläufig haben sie noch wenig zu thun, ihre Arbeit beschränkt sich auf Gerichtsverhandlungen bei Streitigkeiten zwischen Eingeborenen und englischen Unterthanen; dafür aber unternehmen sie abwechselnd bedeutende Reisen, deren Ergebnisse ebenso der Wissenschaft, wie dem politischen Einflusse Englands zu Gute kommen.

— In einer Notiz im „Antananarivo Annual" (Nr. 8) berichtet Rev. J. Sibree, daß im vergangenen December eine Anzahl kleiner Stücke Bimsstein von Tamatave, wo sie kurz vorher an den Strand gespült worden waren, nach der Hauptstadt Antananarivo geschickt wurden. Man vermuthet, daß diese vom Wasser abgerundeten Stücke von der Sundastraße her über den Indischen Ocean gekommen sind und wahrscheinlich vom Krakatau-Ausbruche herrühren. Ist diese Annahme richtig, so bietet sie uns nicht nur ein interessantes Beispiel für die Entfernungen, auf welche vulkanische Produkte von Meeresströmungen vertrieben werden können, sondern wirft auch nach Sibree's Ansicht Licht auf die dunkele Frage, wie die malaisch-polynesischen Vorfahren der Malgaschen die 3000 engl. Meilen Seeweges, welche

den südostasiatischen Archipel von Madagaskar trennen, überwunden haben mögen. Es müssen eben in dieser Richtung Meeresströmungen existiren, welche den Bimsstein herüberbrachten, und so mögen auch in prähistorischen Zeiten einzelne Praus oder sogar eine ganze Flotille von solchen durch Stürme nach Westen verschlagen und von jener Strömung weitergeführt worden sein, bis sie schließlich auf irgend einem Punkte der fast 1000 engl. Meilen nordsüdlich sich erstreckenden Ostküste von Madagaskar strandeten.

— In Wiesbaden ist aus Zanzibar folgende Trauernachricht eingetroffen: „Die Expedition der Afrikareisenden Böhm und Reichard ist verunglückt; Böhm ist todt, Reichard ist gerettet in Zanzibar angekommen". Damit wird die Vermuthung (s. oben S. 271), unsere beiden Reisenden seien mit jenen in Njangwe eingetroffenen Weißen identisch, in betrübender Weise widerlegt. — Auch die Association Internationale hat einen neuen Verlust zu verzeichnen: am 1. März starb in Leopoldville am Wechselfieber Edward Spencer Burns, welcher im Winter 1883 bis 1884 das Land zwischen Kwilu und Congo erforschte und später in Manjanga befehligte.

— Ein neues Opfer des Klimas am Congo! Lieutenant Eduard Schulze, der Führer der deutschen westafrikanischen Expedition (s. oben S. 78 und 128), ist am 15. Februar in San Salvador gestorben. — Von einem Mitgliede derselben Expedition, dem Botaniker Dr. Büttner, sind Berichte über Ausflüge in der Umgebung von San Salvador in Berlin eingetroffen.

— Wir haben schon oben S. 182 ff. auf den dauernden Werth der Berichte Hugo Zöller's, welche er über das Togo-Gebiet in der „Kölnischen Zeitung" veröffentlicht hat, hingewiesen; sein Name ist dann durch die kriegerischen Vorgänge in Kamerun und deren Schilderung allgemein bekannt geworden. Jene ersten Berichte sind jetzt erfreulicher Weise zusammen gedruckt worden und bilden unter dem Titel: „Das Togoland und die Sklavenküste" (W. Spemann, Stuttgart 1885) den ersten Band einer Serie, welche alle deutschen Besitzungen in Westafrika behandeln soll. Da Togoland bis jetzt eine völlige terra incognita war, so ist Zöller's Buch, welches Leben und Sitten der Eingeborenen, Natur, Klima und kulturelle Bedeutung des Landes, dessen Handel und die deutschen Faktoreien nach eigener Anschauung schildert, ein unentbehrliches Quellenwerk für jeden, der noch Auskunft über unsere Protektorate (Kolonien kann man sie ja eigentlich nicht nennen) verlangt.

Südamerika.

— Auf S. 192 des laufenden Bandes haben wir bereits die Nachricht von der Ersteigung des Berges Roraima durch Everard F. Im Thurn gebracht; heute sind wir im Stande, diesem Berichte einige Einzelheiten aus den Proc. R. Geogr. Soc. hinzuzufügen. Am 7. December erreichte der Reisende mit seinen Begleitern die halbe Höhe des Berges, wo vier Hütten erbaut wurden. Bis zu einer Höhe von 5500 Fuß bestehen die Seiten des Berges aus grasbewachsenen, wellenförmigen Abhängen, auf denen sich vereinzelte Baumgruppen und breite Streifen von Geröll befinden. Neben einem grasbewachsenen Sumpfe, bis zu welchem Schomburgk und frühere Reisende gelangt waren, wurden die Hütten aufgeschlagen. Von hier an werden die Abhänge steiler und sind mit niedrigen Bäumen, namentlich Palmen vom Genus Geonoma, dicht besetzt; diese Vegetation reicht bis zum Fuße der Felsenklippen, wo ein breiter Streifen Brombeeren (Rubus Schomburgkii) und Farnkraut sich findet, der durchaus an englische Vegetation erinnert. Die Klippen erheben sich senkrecht etwa 2000 Fuß über diesem Streifen, mit Ausnahme einer Stelle, wo eine Leiste diagonal bis zur Spitze läuft. Die ersten zwei Drittel der Leiste sind mit ungeheuren Steinblöcken bedeckt, die durch ein dichtes Gewebe von Baumwurzeln verbunden sind; hierauf stößt man auf einen Fluß, der von der Klippe herabstürzt und eine tiefe Schlucht in der Leiste ausgewaschen hat und von da in einer Reihe von Wasserfällen dem Thale zueilt. Wenn einmal diese Schwierigkeit überwunden ist, wird das letzte Drittel durch die niedrigen Pflanzen, die da wachsen, nicht nur bequemer, sondern auch interessanter. Große grobe Gräser und agaveähnliche Pflanzen sind die wichtigsten Arten, welche hier vorkommen, daneben findet man aber auch prächtige Blüthen. Am 18. December wurde die Ersteigung des Berges in vier Stunden ausgeführt; auf der Spitze genießt man einen wunderbaren, aber eigenthümlichen Anblick. Das Plateau ist mit Felsblöcken von den sonderbarsten Formen bedeckt, welche in Haufen auf einander liegen, deren höchste 80 Fuß Höhe erreichen; einzelne niedrige Pflanzen von einem ganz anderen Charakter, als dem der sonstigen Vegetation von Guyana, wurden da gefunden. Die Wolken, welche um den Berg hin in fortwährender Bewegung sind, lagern hier sehr viele Feuchtigkeit ab, so daß alles von derselben durchdrungen ist; so bilden sich kleine Bassins, aus denen unbedeutende Bäche nach dem Rande der Klippen strömen und sich als Wasserfälle in die Tiefe stürzen. Kein anderes Thier als ein ziemlich gewöhnlicher Schmetterling wurde gesehen. Von der Spitze aus erblickt man ähnliche Berge, die sich bis in weite Ferne hin immer wiederholten; einer von ihnen, mit dunkler flacher Kuppe und schmaler Basis, fiel darunter besonders auf. Namentlich in botanischer Beziehung war die Ausbeute reich; am 31. Januar kehrte Im Thurn nach Demerara zurück, er hatte stark am Fieber gelitten, war jedoch auf dem Wege der Besserung. Uebrigens ist zu erwarten, daß sein Reisebericht auch in ethnographischer Beziehung wichtige Mittheilungen bringen wird, wenn man wenigstens aus einzelnen Mittheilungen, die seine Briefe enthalten, einen Schluß ziehen darf. So schreibt er über den Erfolg der Mission bei den Indianern in der Savannah, zwischen Ireng und Cotinga: jedes Dorf hat selbst eine Kirche gebaut, in welcher Männer, Frauen und Kinder an Wochentagen sechs, an Sonntagen acht Stunden zubringen und den Glauben, das Gebet des Herrn und die zehn Gebote hersagen, dabei aber die täglichen Pflichten des Lebens vernachlässigen, so daß man bei ihnen beinahe nichts zu essen bekommen kann.

— A. W. Sellin, ehemaliger Koloniedirektor in Brasilien, hat in Bd. 36 und 37 von Freytag's „Das Wissen der Gegenwart" „Das Kaiserreich Brasilien" geschildert auf Grund von eigenen Erfahrungen, einer reichen Litteratur und, was die wirthschaftlichen Verhältnisse anlangt, von schwer zugänglichen officiellen Daten, welche ihm der brasilianische Gesandte in Berlin zur Verfügung stellte.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVII. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

III.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Als Révoil sein Haus erreichte, fand er seinen Wirth im Gespräche mit zwei Bimal-Häuptlingen, Brüdern des einflußreichen Ismaël Abdallah, der seit der oben erwähnten Schlacht bei Agaren geschworen hatte, Mörka nicht wieder zu betreten. Der Gouverneur der Stadt selbst achtete diesen Schwur in der Weise, daß er jedesmal, wenn er mit dem Bimal-Chef zu verhandeln hatte, ihm eine Zusammenkunft vor den Mauern Mörkas bewilligte. Ismaël Abdallah hegte den Wunsch, den Reisenden zu sprechen, und ließ ihn durch seine Brüder in sein Gurgi (Hütte) auf den Höhen bei Agaren einladen; die beiden Brüder, Hadschi Ali und Fage, würden ihm als Begleitung genügen. Sowohl Scherif Amin, als auch Salem riethen dazu, dieser Einladung zu folgen, und meinten, daß unter den Stämmen der Somali der Schutz des Ismaël Abdallah besser und wirksamer sei, als eine Begleitmannschaft des Gouverneurs, zumal dessen Soldaten kaum in der Stadt ihres Lebens sicher sind und, sobald sie deren Ringmauer verlassen sollten, mit Bestimmtheit auf einen Lanzenstich oder vergifteten Pfeil rechnen können.

Früh am folgenden Morgen machte sich Révoil auf den Weg, begleitet von seinen beiden Dienern, die von Kopf bis Fuß bewaffnet waren. Da die zurückzulegende Entfernung nur 3 km betrug, so konnte sich der Reisende des Lächelns nicht erwehren; aber seine Diener entgegneten: „Zu viel Vorsicht schadet nie, und wenn du erst die Beduinen dieser Gegend besser kennst, wirst du auch weniger zuversichtlich sein.“ Das war entschieden vernünftig gesprochen, und so steckte auch Révoil einen Revolver in den Gürtel, nahm aber statt des Säbels nur den harmlosen Sonnenschirm mit. Am Strandthore, das zu dieser Stunde noch geschlossen war, wollten die Soldaten ihn kaum passiren lassen; draußen, vor der Moschee des Scheich Othman (desselben, nach dem das früher erwähnte Dorf bei Aden seinen Namen trägt und der hier bei Mörka begraben liegt) warteten schon Abdallah's Brüder, die nur Stock und Kürbisschale, keine Waffen trugen. Die Somali, die schon in großer Anzahl versammelt waren und auf das Oeffnen der Stadtthore warteten, drehten beim Vorübergehen Révoil's kaum den Kopf nach ihm um, anstatt ihn, wie Tags zuvor bei seiner Landung zu belästigen, und die, welche ihm entgegen kamen, wichen ihm nach den üblichen Begrüßungen aus. Als man dann das Schlachtfeld von Agaren erreichte, welches noch mit gebleichten Skeletten und Schädeln der von den Bimal Getödteten — es sollen an jenem Tage 822 Somali gefallen sein, eine enorme Zahl für jenes Land — bedeckt war, ließ sich der Reisende die Vorgänge jenes blutigen Tages erzählen. So vergingen anderthalb Stunden, ehe das nahe Aniu, wo Abdallah's Gurgi entfernt von allen anderen stand, erreicht war. Es war eine geräumige runde Hütte aus Holzreifen, die von einem mit groben Skulpturen versehenen Mittelpfahle, dem Udub, getragen

wurden; über den Reisen lagen große, aus Rinde bestehende Matten, die mit Zeichnungen bedeckt waren. Daß der Fremde erwartet worden, zeigte die Reinlichkeit in der Behausung. Die Waffen des Häuptlings, Schild und Lanzen, Kalebassen und die Körbe, in welchen man die Lebensmittel aufbewahrt, hingen symmetrisch an der Wand. Die Ausstattung war sonst höchst einfach: ein Bett, bestehend aus einer ausgespannten Ochsenhaut, vier ebensolche Sessel und als Fußboden feiner, gut abgekehrter Sand, das war alles. Als Révoil eintrat, lag Abdallah, der unwohl war, setzte sich aber aufrecht und begrüßte ihn mit „Nabad, faïda" (Guten Tag. Wie geht es?). „Guten Tag. Was machst du?" war die Antwort. „Tritt ein!" und, dann sich zu seiner Frau wendend, sagte Abdallah: „Gieb einen Stuhl!" Nach den üblichen Begrüßungen dankte er dem Franzosen, daß er ihn besuchte und erklärte, er habe gehört, daß dieser über Gelidi nach dem oberen Dschub und zu den Ugadin, ja bis Berbera reisen wolle; sein hier anwesender Bruder habe diesen Weg, als er von Mörka nach Mekka gepilgert sei, in 32 Tagen gemacht. Sein Plan sei kühn, aber ausführbar; doch müsse er nicht über Gelidi gehen, sondern den Stamm der Wadan vermeiden und von Mörka aufbrechen. Schließlich versicherte er ihn seines Schutzes und ließ ihm durch seine Kinder geröstete Kaffeebohnen, Milch und Mais vorsetzen. Zum Abschiede schüttelte er ihm die Hand und grüßte ihn mit dem mohammedanischen Segensspruche: „fi aman illah u rasul" (Möge Gott und sein Prophet dich schützen!); und gleichzeitig brachte die Frau des Hauses ein Rauchfaß und beräucherte damit die Kleider des neuen „Dumasch" (guten Freundes), der ihr zum Danke ein prächtiges Halsband aus Karneol verehrte.

Der Gurgi Ismaël Abdallah's.

Bei näherer Ueberlegung jedoch rieth Salem dem Reisenden, auf Abdallah's Rath, den ihm lediglich seine Feindschaft gegen die Leute von Gelidi eingegeben haben mochte, nicht zu hören, sondern sich diesen letzteren anzuvertrauen, weil diese die Straße nach dem oberen Dschub weit mehr beherrschten als die Bimal.

Die letzte Zeit seines Aufenthaltes in Mörka benutzte Révoil zu einigen photographischen Aufnahmen. Inzwischen hatte Salem seine Geschäfte beendigt und das Meer sich beruhigt, so daß die Weiterfahrt angetreten werden konnte; trotz aller Vorsichtsmaßregeln, um eine Ueberzahl von Passagieren abzuwehren, hatten sich doch noch mehr als 60 Personen auf der Barke eingefunden, die wegen Mangel an Kähnen hinübergeschwommen waren. Darunter befand sich auch ein weit bekannter Fanatiker, der Scheich Awes von der den berüchtigten Senussi affiliirten Sekte des Abd el-Kader el-Ghilani von Bagdad, der bereits mehrere Zaujas (Klöster) gegründet hatte. Aus Klugheit mußte Révoil dieser angesehenen Persönlichkeit, deren Flagge neben der seinigen auf der Barke gehißt wurde, mit größter Zuvorkommenheit begegnen; doch sollte ihm das wenig nutzen, denn diesem Manne und seinen Umtrieben hatte er später das Scheitern seiner Pläne zuzuschreiben.

Rasch ging es vorbei bei den Hütten von Dschilip und bei den zerstörten Orten Gondörscheik und Goriale, die auf

Felsvorsprüngen liegen; sie bieten dem Auge nichts als geschwärzte Mauern, hinter denen sich einige armselige Hütten verbergen; doch beleben Palmengruppen die Landschaft. Dann folgt Dschesire mit der Moschee des Scheich Assan Burali, in dessen Nähe auf einem großen, schwarzen, steilen Felsen das Grab des Au Mekka und die Station Walo liegen, dann Danane mit lauter bienenkorbförmigen Strohhütten und einem einzigen Steinhause, wo einst ein Gesandter des Sultans Saïd Bargasch mit 40 Soldaten ermordet wurde. Endlich erschien Mogduschu, und dieser Anblick brachte neues Leben unter die Mannschaft, die bisher auf Antreiben des Scheich Awes ihre Zeit damit hingebracht hatte, Koranverse herzusagen und sich durch das ewige Wiederholen der Worte „Allah akbar" (Gott ist groß) in einen Zustand des Hypnotismus zu versetzen. Jeder griff nach Petroleumkannen, Kochtöpfen, Präsentir-

Junge Aböjch-Dienerin.

Beduinenfrau, Gras auf den Markt von Mogduschu bringend.

brettern und sonstigen Gegenständen, mit denen man Lärm erzeugen konnte, und begann darauf zu tosen, Flintenschüsse wurden abgefeuert und, als darauf hin zahlreiche Leute am Ufer zusammenliefen, wurden sie von den Matrosen im Uebermaße ihres Entzückens mit Apfelsinen und Kokosnüssen, die man von Zanzibar mitgebracht hatte, bombardirt, was die Menge mit frenetischem Geschrei beantwortete. So groß war der Enthusiasmus und die Freude, den heimathlichen Hafen erreicht zu haben, daß fast keiner sich um das Schiff kümmerte, und dasselbe beinahe durch eine besonders starke Woge an die Küste geworfen worden wäre. Doch kam man glücklich bei Hamarwin und Schingani, den beiden Quartieren des heutigen Mogduschu, vorbei und erreichte den gegen die Wellen geschützten Ankerplatz, Chori (Kanal) mit Namen, der nordöstlich von Schingani und dem Minaret der Moschee Abdul-Aziz gegenüber liegt. Wegen der Fluth konnte die Ausschiffung aber erst gegen 10 Uhr Abends stattfinden. Révoil begab sich dann sofort

Das Spinnen und Leimen der Baumwolle in Mogduschu.

zum Gouverneur und suchte darauf vorläufige Ruhe im Hause Salem's, des angesehenen Günstlings des Sultans von Zanzibar. Es war das zweite Mal, daß er die Stadt besuchte; aber 1877 hatte ein ungeschickter Gouverneur ihn an freier Bewegung gehindert. Unter günstigeren Verhältnissen wollte er jetzt das damals Versäumte nachholen. Vollkommen als Araber gekleidet, trat er am nächsten Morgen seine Wanderung durch den Ort an.

Zuerst besuchte er die Aeltesten der vier Somalitribus von Hamarwin, mit welchen er schon in Zanzibar Verbindungen angeknüpft hatte. Alle versprachen ihm natürlich Wunderdinge; aber er hatte schon gelernt, auf solche Worte nichts zu geben. Dann beehrte er den Scheich Mumen, das Haupt der ältesten und zahlreichsten Familie von Mogduschu, deren Mitglieder in dem ganzen Becken des Webi und oberen Dschub Handel treiben. Bei all diesen Besuchen mußte er Milch, Mais, gerösteten Kaffee &c. genießen und beim Verabschieden wurde jedesmal ein langes Gebet gesprochen, welches Révoil zum Erstaunen der Anwesenden stets geläufig mitmurmelte. In der Zwischenzeit brachte Julian das Gepäck an Land, und dann miethete sich Révoil ein eigenes Haus, das in die Westmauer von Hamarwin eingebaut war und einen versteckten Ausgang zum freien Felde hin besaß. Dasselbe hatte einen eigenen Brunnen, einen kleinen Garten mit Kokospalmen und einen großen Hof, auf welchem sich später die zu erwerbenden Kameele tummeln konnten. Der Wali sandte eine Wache von vier, später von zehn Soldaten; ein großer

Baumwollweber in Mogduschu.

Saal, wo auch Besucher und Kranke empfangen wurden, diente ihnen zum Wachlokal.

Während nun mit den Leuten von Gelidi Verhandlungen angeknüpft wurden, benutzte Révoil seine Muße dazu, die Stadt kennen zu lernen.

Mogduschu kann an Schmutz fast mit Mörka wetteifern; die Straßen sind mit Abfall bedeckt und die überall frei umherlaufenden Kühe vermehren nur die Unreinlichkeit. Die Häuser sind alle einander gleich, viereckig und mit flachem Dache; nur die Holzfenster sind geschnitzt und ab und zu findet sich ein mit Arabesken oder einer Inschrift versehener Stein. Das Nebeneinander von geschwärzten Hütten, verfallenen Mauern, Palmengruppen, mit Kalk geweißten Häusern und Minarets erinnert an Palästina. An die Steinhäuser lehnen sich mitunter Hütten der Aböschd. h. der Nachkommen einstiger Sklaven; ja sie finden sich sogar in den Höfen derselben. Jedes Quartier besitzt seine Moschee. — Unter den Vorstehern der Klöster (Zanjas) wußte Révoil denjenigen eines kleineren, den Scheich Sophi, für sich zu gewinnen, indem er ihm die sämmtlichen Empfehlungsbriefe von mohammedanischen Scheichs, die er besaß, darunter einen von Mohammed el-Chodscha von Tunis, vorlegte. Sophi verlas dieselben in mehreren Versammlungen und empfahl den Reisenden dem besonderen Wohlwollen seiner Anhänger. Von da an verschwand die Abneigung der Bewohner von Hamarwin gegen den „Ungläubigen“ nach und nach; diejenigen des rivalisirenden Quartiers Schingani beruhigte er durch Besuche bei ihren

Scherifs, und schließlich riefen ihm nur noch Beduinen oder Straßenjungen „Kufar" (Ungläubiger) nach, und selbst die größten Fanatiker hielten sich nicht mehr die Nase zu, wenn er vorüberging. Sein Haus war nicht länger verrufen, und die junge Abösch-Dienerin, welche dasselbe mit Wasser zu versehen hatte, brachte auch manchmal Frauen vom Lande mit, welche Eier oder Gras für die Ziegen zu verkaufen hatten. Diese waren scheuer, als die Krieger von Mogduschu und ließen sich nicht herbei, wie jene, vor dem photographischen Apparate zu stehen. Nur eine oder zwei ließen sich durch rothseidene Kopftücher, die hier hochgeschätzt sind, dazu bestechen.

Mehr Gegenstände für seine Kunst fand er in den Gebäuden und Straßen der Stadt, die er indessen auf Wunsch des Gouverneurs und Salem's nie ohne seine vier Soldaten betreten durfte; dazu nöthigte die Anwesenheit so vieler bis an die Zähne bewaffneter Beduinen, die stets zum Blutvergießen bereit sind, um irgend eine alte Feindschaft oder auch nur Beleidigung zu rächen. Selbst die arabischen Kaufleute müssen stets auf ihrer Hut sein; denn es ist der Fall vorgekommen, daß ein solcher von einem Somali aus keinem anderen Grunde ermordet wurde, als um zwischen den Stadtbewohnern und dem Gouverneur einen Konflikt hervorzurufen.

Mogduschu, in 2° 2' 10" nördl. Br. gelegen, soll ursprünglich Megaad elschata (Hafen des Schafs) geheißen haben; so heißt noch heute die Moschee beim Grabe des Scheich Awes el-Garni, welcher dort eine Vision gehabt hatte. Später nannten die Araber sie Mogdischu oder Mogduschu, woraus die Portugiesen Mogadoxo und Mogadixo machten. Die Sklaven eingerechnet, giebt es dort 4000 Einwohner, bestehend aus Somali, einigen seit dem 3. Jahrhunderte der Hedschra ansässigen arabischen Familien, und ab- und zureisenden indischen und arabischen Kaufleuten. Einst war die Blüthe der Stadt sprichwörtlich; damals bedeckte sie einen zehnmal größeren Flächenraum als heute und zählte 101 Moscheen; Reste von zahlreichen Monumenten sind allein davon übrig. Innerer Hader und Krieg haben den Verfall herbeigeführt. Allmählich bildeten sich zwei Quartiere, Hamarwin und Schingani; die zwischen ihnen liegenden Gebäude verfielen nach und nach, und jetzt erhebt sich an deren Stelle das Fort. Noch größer wurde die Kluft zwischen beiden, als nicht mehr sämmtliche Einwohner mit gleicher Einmüthigkeit das Fest des Scheich Awes el-Garni feierten. Hamarwin geht heute seinem gänzlichen Verfalle entgegen; Häuser, Minarets und Moscheenkuppeln stürzen eines nach dem anderen zusammen, und der Sand hüllt nach und nach die Trümmer ein; bewohnt werden dort nur noch Strohhütten.

Wadan-Krieger.

Mogduschu gehört zum Gebiete der Hawias; an der Küste bis nach Mruti und Obbia im Nordosten wohnen besonders die Abgals, und unter den Besuchern des Marktes, welchen die Karawanen vom oberen Dschub mit Elfenbein, Straußenfedern und Häuten versehen, sind besonders die Wadan, Ilbi, Daut, Mursude, die Bewohner von Gelidi und die Rawin zu nennen. In Mogduschu wie in Mörka bestand die einzige Industrie der Einwohner im Weben von Baumwolle, womit sie nicht nur die arabischen Faktoreien an jenen Küsten, sondern auch die Häfen des Rothen Meeres und des Persischen Golfes versahen. Diese Industrie begann zu sinken, als die Portugiesen sich der arabischen Kolonien an der Küste und der Verkehrswege nach dem Inneren bemächtigten; die Einfuhr amerikanischer Gewebe gab ihr fast den Todesstoß, und heute bewegt sie sich nur noch in bescheidenen Grenzen. Das Weben der Baumwolle ist eine Arbeit der Abösch und Sklaven, die sich von Mogduschu aus über das ganze Becken des Webi und Dschub verbreitet hat; von dort bringen Beduinen sowohl rohe Baumwolle, als auch grobe, aber feste Gewebe. Die Baumwolle wird zuerst zwischen zwei hölzernen Cylindern von den Körnern und Kapseln gereinigt, dann wie Filz geklopft, in Strähnen getheilt und von den Frauen mittels eines sehr primitiven Spinnrades gesponnen. So gewinnt man vier Faden von verschiedener Stärke, aus welchen Gewebe von sechs verschiedenen Qualitäten, aber von fast gleicher Größe hergestellt werden. Männer und Kinder bringen die Faden zuerst in Strähnen; das Kind hält dabei die Spule in der Hand und wickelt den Faden mittels einer kleinen hölzernen Gabel in Form einer 8 auf.

Dann werden die Strähnen mit Maismehl geleimt, um sie steif zu machen, mit einem großen Pinsel aus Quecken gebürstet und auf den Wirkerstuhl gebracht, der dicht über der Erde sich befindet, während der Arbeiter in einem Loche sitzt. Ein tüchtiger Arbeiter kann täglich ein Stück gewöhnlichen Zeuges von 3 m Länge und 65 cm Breite liefern. Die farbigen Gewebe erhalten ihre Vollendung bei den Kaufleuten von Zanzibar oder Bombay. Beim Färben wird viel Gelb verwendet, das man aus der Blüthe des am Webi in großer Menge vorkommenden Saflor gewinnt.

An sonstigen Gewerben wäre noch das Zermahlen von Sesamkörnern zu Oel und das Schmieden von Waffen, wie Lanzen, Dolchen, Pfeilspitzen, sowie von groben Angelhaken, Nadeln, Pfriemen u. s. w. zu nennen. Markt wird in Mogduschu an drei Stellen gehalten, der hauptsächlichste vor dem Fort, wo die Soldaten ihre Buden haben, und die Bewohner beider Stadthälften als an einem neutralen Platze verkehren. Karawanen vom oberen Dschub oder aus dem Lande der Ugadin trifft man dagegen dort nicht; vielmehr begeben dieselben sich zu ihrem „Aban" (Beschützer). Die Wadan, Ilbi und Daut besuchen vornehmlich den Markt von Hamarwin, die Abgal und Mursude den von Schingani, wo sich auch die Residenz ihres Häuptlings Mahmud befindet. Vieh wird meist an den Strand beim Fort getrieben. Außerdem findet in verschiedenen Straßen beider Stadthälften täglich Verkauf von Fischen, in Wasser gekochten Gemüsen, wie Bohnen, Akazienschoten, Mais etc. statt; dort verkaufen auch Beduinenweiber Stricke aus Aloëfasern, eine eßbare Erde, die von schwangeren Frauen sehr gesucht ist, und große Rüben, deren Saft, mit Kameelsmist gemischt, zum Reinigen der Wäsche dient, ferner Hühner und Gazellen. Der Verkauf von Fleisch wird nur von Männern besorgt.

Thomson's Reise ins Land der Massai.

I.

Um sich ohne viel Studium eine flüchtige Uebersicht über die Erweiterung unseres Wissens von der Oberfläche unseres Planeten zu verschaffen, giebt es wohl kein einfacheres Mittel als die Vergleichung der neuesten Karte eines fremden Erdtheils mit einer älteren desselben Kontinents. Der geneigte Leser nehme z. B. eine Karte von Afrika aus dem Jahre 1859 und eine solche aus dem Jahre 1884 zur Hand und lege beide neben einander; er wird dann sehen, wie die weißen Stellen, die auf der erstgenannten beinahe die ganze Oberfläche des dunklen Erdtheils bedecken, auf der neuesten Karte mit Ausnahme einiger, „besonders echt gefärbten" Stellen, fast ganz verschwunden sind. Im östlichen Afrika, wohin wir jetzt den Reisenden begleiten wollen, dessen Name an der Spitze dieses Aufsatzes steht, hat dies verhältnißmäßig lange gedauert; allerdings ist es bereits über dreißig Jahre her, daß man die ersten Nachrichten von schneebedeckten Gipfeln im östlichen Afrika erhielt, eine Wundermähr, über welche damals Mancher den Kopf geschüttelt hat, doch erst seit den siebziger Jahren wurde gerade von der Ostküste, von Zanzibar her, ziemlich häufig der Versuch gemacht, in das Innere des Landes vorzudringen.

Wenn man die Leistungen nach dem Erfolge beurtheilen will, steht unter den Entdeckern der Neuzeit Joseph Thomson, wenn auch nicht an der Spitze, doch jedenfalls im ersten Treffen. — Kaum sechsundzwanzig Jahre alt — er ist 1858 zu Thornhill, Dumfriesshire, Schottland, geboren —, ist er schon durch die Royal Geographical Society für zwei wichtige Reisen im östlichen Afrika mit einer goldenen Medaille geehrt worden und hat viel für die Erweiterung unseres Wissens gethan. Thomson scheint — was ihm bei seinen Unternehmungen sehr zu statten kam — in seltenem Maße das Talent zu besitzen, mit den Eingeborenen zu verkehren und aus verlotterten Strolchen tüchtige und zuverlässige Arbeiter zu machen; daß eine der wichtigsten Bedingungen für einen guten Erfolg eines solchen Unternehmens die gute Organisation, die gute Ordnung der Expedition ist, liegt zu deutlich auf der Hand, als daß wir bei diesem Punkte verweilen sollten. Daß er aber seine Leute nicht nur gut behandelte, sondern auch strenge Disciplin unter ihnen aufrecht hielt, ergiebt sich aus seinem Buche; er brauchte hierzu nicht nur Worte, sondern, wie er allerdings etwas schüchtern einräumt, auch den Stock bei solchen Maßregeln zu nehmen. Vielleicht haben die Erfahrungen seiner ersten Reise mit dazu beigetragen. Er hatte da die Prügelstrafen für kleine Vergehen ganz abschaffen und Geldstrafen an ihre Stelle setzen wollen; um sie diesem Vorschlage geneigt zu machen, erzählte er seinen Leuten, daß nach europäischen Begriffen die Prügelstrafe schmählich sei und die Menschen entwürdige. Die Sache leuchtete jedoch den biederen Afrikanern durchaus nicht ein, sie widersetzten sich der Neuerung ganz ernstlich und meinten, an Prügel seien sie gewöhnt, Geldstrafen seien für sie nicht annehmbar, erstere wären in einem Augenblick überstanden und dann sei alles wieder in Ordnung; wenn sie aber eine weite Reise machten und vielleicht viele Geldstrafen zu zahlen hätten, würden sie am Ende bei ihrer Rückkehr gar nichts empfangen; Thomson's Absicht möge für Europäer ganz gut sein, sei es aber nicht für Afrikaner.

Im Jahre 1879 wurde Thomson als Geologe Keith Johnston beigegeben, um ihn auf seiner Reise nach dem Nyassasee zu begleiten. Nachdem der Führer der Expedition gestorben war, übernahm der junge Gelehrte den Oberbefehl, und erreichte den Tanganyikasee, um dessen Südende hin er den Heimweg antrat. Er kehrte nach Zanzibar zurück, ohne nur einen einzigen Mann von seiner über 150 Leute zählenden Karawane verloren zu haben. Daß das Glück ihm günstig war, ist gewiß; ebenso gewiß aber ist es, daß er dasselbe zu benutzen verstand; der Erfolg, den er errungen hatte, erwarb ihm das volle Vertrauen der geographischen Gesellschaft, die ihm trotz seiner Jugend im Jahre 1882 die Leitung einer neuen, wichtigen und kostspieligen Forschungsreise auftrug. Seine Aufgabe war folgendermaßen gestellt: er sollte den Versuch machen, einen brauchbaren, direkten Weg für europäische Reisende zu finden, der von der Ostküste Afrikas ausging und in westlicher Richtung durch das Land der Massai zum Victoria Nyanza führte. Eine specielle Untersuchung des

Keniagebirges war vorgeschrieben, ferner die Sammlung aller zum Entwurf einer Karte nöthigen Materialien, endlich meteorologische, geologische, naturwissenschaftliche und ethnologische Forschungen in den zu besuchenden Gegenden. Wie er seinen Auftrag ausgeführt hat, werden wir weiter unten im Einzelnen kennen lernen, für jetzt wollen wir das Resultat nur ganz im Allgemeinen besprechen. Ob Thomson den ersten Theil seines Auftrages erledigt hat oder nicht, darüber ließe sich, wenn man Sophismen anwenden wollte, streiten. Daß er auf dem vorgeschriebenen Wege das vorgesteckte Ziel erreicht und noch viel mehr Arbeit gethan hat, als man erwarten konnte, ist eine Thatsache, die allgemein anerkannt wird und anerkannt werden muß, wie die einfache Mittheilung der Vorgänge, die wir nachher folgen lassen, ergeben wird. Zweifeln aber darf man, ob der von ihm gefundene Weg ein brauchbarer und direkter Handelsweg genannt werden kann. Thomson hat unter ganz besonderen Umständen und unter den größten Anstrengungen und Entbehrungen für sich und seine Leute einen Weg durch das Land der Massai gefunden und zwar ist er, wie es scheint, der erste Weiße, dem das geglückt ist. Leichter gemacht ist allerdings für seine Nachfolger das Vordringen in jene Gegenden, wenn sie nämlich es ebenso wie er verstehen, sich mit den Eingeborenen auf guten Fuß zu stellen; darum aber glauben zu wollen, daß er eine brauchbare Handelsstraße eröffnet habe, hieße die Frage gar zu optimistisch behandeln; von jeher haben die Karawanen die Reise durch das Massailand für gefährlich gehalten; kaum eine hat diesen Weg gemacht, ohne bedeutende Verluste zu erleiden.

Auf seinem Wege sollte Thomson auch die Materialien für eine Karte des durchwanderten Gebietes sammeln; der Reisende, dessen frühere Arbeit in dieser Beziehung nicht gerade gerühmt wird, scheint die Zeit, in welcher er sich zwischen der ersten und zweiten Expedition (die aber unterbrochen wurde durch eine Reise nach Zanzibar, welche er im Auftrage des Sultans unternahm um, allerdings vergebens, nach Kohlen zu suchen) gut ausgenutzt zu haben, denn auf der letzten Reise hat er recht tüchtig gearbeitet. Seine eigenen, natürlich mehr oder weniger flüchtigen Wegeaufnahmen und die von den Eingeborenen empfangenen Mittheilungen hat er brauchbarer zu machen verstanden, indem er denselben durch astronomische Ortsbestimmungen eine bessere Grundlage gab. Außer einer großen Anzahl Höhen von Sonne und Sternen für Breitenbestimmung und Korrektion des Uhrwerks, hat er auch einige Azimuthbestimmungen sowie absolute Längenbestimmungen gemacht. Distanzen zwischen dem Monde und anderen Himmelskörpern wurden zu diesem Zwecke gemessen und auch Verfinsterungen der Jupitertrabanten beobachtet. Die Höhenbestimmungen beruhen auf 123 Ablesungen der Aneroide, 37 Ablesungen des Quecksilberbarometers und 48 hypsometrischen Beobachtungen. Die Höhen der Himmelskörper wurden mit einem sechszölligen Sextanten unter Benutzung eines künstlichen Horizonts bestimmt.

Wir geben im Folgenden zunächst eine Uebersicht der wichtigsten Vorgänge während der Reise. Am 13. December 1882 verließ Thomson England und kam über Suez nach Zanzibar. Mit Rücksicht darauf, daß Dr. Fischer kurz vorher nach derselben Gegend abgereist war, wohin der Auftrag der Royal Geogr. Society ihn wies, war die Organisation der Karawane besonders wichtig, aber auch in Folge dieses Umstandes mit einigen Schwierigkeiten verknüpft. Am meisten kommt es, wie man leicht ermessen kann, auf die Wahl der Führer an; sagte doch der Dolmetsch Ed. R. Flegel's diesem Reisenden auf der Solotoreise mit Recht: Kai kamar makaho tafia, wanan ba naka ne ba, nawa (du bist wie ein Blinder, diese Reise — der Ruhm derselben — ist nicht die deine, sie ist die meine) und Flegel, der dies anführt, setzt hinzu: So unverschämt das klingt, so wahr ist es; der Reisende ist eben in jeder Art von den Führern abhängig. Einige Veteranen der Reise Stanley's, ein alter Träger Thomson's, Brahim oder Ali Nyombe (Ali der Stier), ihm von seiner ersten Expedition her bekannt, und Msi Uledi, ein sehr erfahrener Händler, waren die Würdenträger, die unter seiner Leitung an der Spitze der verschiedenen Verwaltungszweige stehen sollten. In der elften Stunde noch entschloß sich Thomson, einen Malteser Matrosen, James Martin, in Dienst zu nehmen. Wie so viele Europäer, welche die Gabe besitzen, mit Eingeborenen gut umzugehen, hatte Thomson auch darauf verzichten wollen, ein europäisches Zwischenglied zwischen sich und seine Träger einzufügen, schließlich aber hatte er den Bitten Martin's nachgegeben, was er, wie der Erfolg lehrte, nie zu bereuen hatte. Vielleicht dankt er es seinem Adlatus, daß er lebend zurückgekommen ist. Die Anwerbung von Trägern verursachte große Schwierigkeit; Thomson entschloß sich, Leute von Zanzibar zu nehmen, die an den Umgang mit Europäern und ihre Art von Reisen sowie an Ordnung gewöhnt waren, aber auch sowohl allgemein als individuell starke Schattenseiten hatten, denn wie er selbst bekennt, hatte er sowohl in physischer wie in moralischer Beziehung ziemlichen „Ausschuß“ bekommen. Die geographische Gesellschaft hatte gewünscht, daß Thomson mit einem Minimum von Leuten, wo möglich unbewaffnet, den Zug unternehmen solle; man schien unwillkürlich noch an die Zeiten gedacht zu haben, wo das Aufspannen eines Regenschirms besser als Flintenschüsse die Eingeborenen in die Flucht trieb. Doch die Zeiten sind vorbei und der Reisende entschloß sich, möglichst viele und gut bewaffnete Leute mitzunehmen. Am 2. März konnte die ganze Gesellschaft von Zanzibar nach Mombas abgehen, wo noch der Dolmetsch Muhinna in Dienst genommen wurde. Außer dem genannten Personal bestand die Karawane noch aus der Soldatenabtheilung von 10 Mann (Askari), die aus den zuverlässigsten Leuten zusammengesetzt war, welche als Wächter, als Polizei, als Jäger und Beistand der Anführer auftraten. Bei der ersten Expedition, bei welcher sich keine Askaris befanden, hatte sich deren Mangel dringend fühlbar gemacht und diesmal wäre die Sache wohl nicht ohne sie gegangen. Unablässige Wachsamkeit war nöthig, um das Weglaufen der Träger zu verhüten und während der Nacht Wache zu halten; außerdem fiel den Askaris die erste Einrichtung des Lagers und die erste Arbeit in demselben zu, was den ermüdeten Trägern nicht zuzumuthen war.

Es interessirt vielleicht auch, die Vertheilung der mitgeführten Waaren auf die Träger kennen zu lernen. 29 waren mit Perlen, 34 mit Eisen-, Messing- und Kupferdraht, 14 mit Tuch, 15 mit persönlichen Vorräthen, 9 mit Kleidern, Stiefeln, Büchern, 5 mit Munition, 6 mit wissenschaftlichen Instrumenten und photographischen Apparaten, Zelten, Zeltgeräth und Kochgeschirr beladen; diesen Leuten schlossen sich noch ein Gewehrträger, ein Eseljunge, Koch und Bedienter an. Da man in der ersten Zeit keine Lebensmittel längs des Weges kaufen konnte, so mußten besondere Träger für den Transport derselben angeworben werden; man engagirte 30 Wateita-Leute, welche den Reis in Säcken von nicht mehr als 40 Pfund an einem um die Stirn befestigten Riemen auf dem Rücken trugen.

Am 15. März endlich kam die Karawane in Bewegung; am dritten Tage schon hatte man die bewohnten Landstriche

hinter sich und am fünften Tage hörten die mit Gesträuch bedeckten Terrainwellen auf. Gespensterhafte Dornsträucher, knorrige verkümmerte Bäume erhoben sich aus dem grellen, rothen, unfruchtbaren Sande; kein Tropfen Wasser außer solches, was in Tümpeln von früheren Regengüssen übrig geblieben war! Das ist die Wildniß, welche die Berge von Teita umgiebt und sich von Usambara bis nach Ukambani im Süden und den Ländern der Galla im Norden, von Duruma im Osten bis zum Kilima-Ndscharo im Westen erstreckt. Am 6. Marschtage kam man wieder ins Gebirge zu isolirten Bergen, die sich inselartig bis zur Höhe von 3000 bis 7000 Fuß erheben. Eine Besteigung des Ndara (5050), ein Besuch bei Herrn Wray, der sich hier auf dem äußersten Missionsposten befindet, mögen noch erwähnt sein. Nach Uebersteigung der Hügelkette von Bura folgten zwei weitere Märsche durch die Wüste und am 1. April gelangte die Karawane ganz plötzlich aus dem trostlosen Sande nach dem schattigen Taweta. Die „wonnige Erlösung", die man hier empfand, ist nicht zu beschreiben; die Gegend ist eine Perle in den Tropen, ein Ideal, wie es kaum schöner gedacht werden kann; neben der herrlichen Natur kann man auch die menschliche Thätigkeit bewundern, die durch die gute Bewässerung des Landes unterstützt wird; über der Landschaft erhebt sich der schneebedeckte Gipfel des Kilima-Ndscharo. Der Friede, der auf der Gegend ruht, scheint seinen Einfluß auch auf die Bewohner geltend zu machen. Kein Wunder, daß die nach Massailand bestimmten Karawanen dies Arkadien zum Ruhepunkte wählen, um sich zu erholen und ihre Ausrüstung zu ergänzen. Auch Thomson's Expedition hatte hier manches zu thun; während die Leute sich beschäftigten, Perlenschnüre zu machen und Kriegsgewänder für die Massais zu verfertigen, wie es der Geschmack dieses kriegerischen Stammes erfordert (die Massais sind nebenbei gesagt so verwöhnt, daß sie keine Geschenke an Tuch, sondern nur fertige Kleider annehmen wollen), machte Thomson Ausflüge in der Umgegend.

Die Gegend um den Kilima-Ndscharo ist zu oft beschrieben, als daß wir uns hier näher mit derselben beschäftigen sollten. Am 18. April erfolgte der Aufbruch; Thomson beabsichtigte auf der Südseite um den Berg hin zu ziehen und dann längs der Westseite desselben in das Land der Massai einzudringen; schon nach sechs Tagen befand man sich einer Abtheilung Krieger gegenüber; es blieb nichts anderes über, als sich sorgfältig zu verbergen und zwar in der Nähe des Häuptlings Mandara, mit dem man auf ganz gutem Fuße stand, wenn auch die Freundschaft hinterher etwas sehr „theuer" wurde. Thomson erstieg den Kilima-Ndscharo bis zu einer Höhe von 8777 Fuß; als er zurückkehrte, vernahm er zu seiner Beruhigung, daß die Massai vorübergezogen und der Weg frei sei, worauf er sofort aufbrach. Nachdem man vier Tagereisen in diesem herrlichen Lande zurückgelegt hatte, kam man endlich, westlich vom Kilima-Ndscharo, an eine, Kibonoto genannte, Stelle, welche als Grenzposten der Massai betrachtet wird; hier traf man auf die Spuren von Dr. Fischer's Karawane und, was noch unangenehmer war, vernahm, daß hier ein Kampf mit den Massai stattgefunden habe, wodurch das ganze Land in Aufregung versetzt worden sei; die Lage war nichts weniger als angenehm. Trotzdem rückte man weiter vor und bis zum dritten Tage ging alles gut; gegen die nöthigen Geschenke bewiesen sich die Massai ganz gutmüthig, dann aber fingen Feindseligkeiten an, und der Rückzug mußte angetreten werden, da für den nächsten Tag ein Angriff durch eine überlegene Macht drohte. Nach einem Nachtmarsche in der Nähe des feindlichen Lagers und an demselben vorbei kam die Karawane endlich nach einigen Tagen nach Taweta zurück. Hier blieb der größere Theil der Kolonne zurück, Thomson selbst begab sich mit zehn auserlesenen Leuten in Eilmärschen (6 Märsche à 30 bis 40 Meilen, einmal beinahe 70 engl. Meilen in 24 Stunden!) nach der Küste, um dort neue Träger zu werben und seine stark verminderten Vorräthe zu ergänzen. Als er nach Taweta zurückkehrte, vernahm er, daß alles aufs Beste ging; Mandara hatte möglichste Hilfe geleistet und Martin mit seinen Leuten aufs Beste unterstützt; doch was für die Weiterreise das Wichtigste war: eine große Karawane war von Pangani eingetroffen. Jetzt war sie auf dem Punkte, die Reise nach dem Massailande fortzusetzen und Thomson mit seinen Leuten konnte sich ihr anschließen; zu derselben Zeit erhielt der letztere auch die Beweise, daß sein Dolmetsch Muhinna und der Führer Sadi ihn verrathen hatten (Verdacht hatte er schon lange gehegt) und noch anhaltend verriethen; wahrscheinlich waren sie dazu vom Gouverneur von Mombas aufgestachelt worden. Doch trotz alledem kam es zur Weiterreise, die östlich vom Kilima-Ndscharo angetreten wurde; allerdings war dieser Weg, alter Streitigkeiten wegen, lange nicht mehr betreten worden, doch die vereinigte Mannschaft fühlte sich stark genug und am 17. Juli stand man auf dem Gebiete der Massai, am zweiten Tage wurde der Useri erreicht, der mit einigen anderen Flüssen am Fuße des Kilima-Ndscharo entspringt. Nach Norden zu steigt das Terrain an und es erreicht in der Nähe von Kimangelia als breiter, flacher Rücken eine Höhe von 5000 Fuß; der Marsch wurde vielfach verzögert, indem Lebensmittel herbeigeschafft und Kranke nach Taweta zurück transportirt werden mußten.

Am 11. August brachen die vereinigten Karawanen (Thomson zum vierten Male) nach dem Lande der Massai auf; man vernahm bald die gute Nachricht, daß ein großer Theil der Krieger nach der Küste gezogen sei, um dort Vieh zu erbeuten; hierdurch wurde viel Gefahr und Verdrießlichkeit vermieden, viele Ausgaben erspart. In den nächsten Tagen führte der Weg durch die Ndschiri-Ebene, die etwa 1000 m über dem Meere liegt, und die früher mit Wasser bedeckt gewesen ist. In der Mitte der Ebene erblickt man keinen einzigen Grashalm, da der mit Salz durchtränkte Sandboden jedes Wachsthum erstickt; hier und da sieht man am Horizonte einen Wassertümpel und in dessen Nähe einige zerstreute Bäume und kümmerliches Gebüsch; daneben breiten sich weite, mit einer reinen weißen Kruste von Natron und Salpeter bedeckte Strecken aus; die Quellen, die hier entspringen, sind mit Salz geschwängert, das sie wieder absetzen. Die weißen Flächen erscheinen dem Auge wie frisch gefallener Schnee oder wie Seen mit spiegelblankem Wasser, und wenn die Sonne auf sie scheint, gleichen sie glänzend polirtem Silber; über der Landschaft hängt ein zauberischer Nebel, der dieselbe halb verhüllt, während eigenthümliche Luftspiegelungen Veranlassung zu seltsamen Täuschungen geben, so daß man sich zuletzt in einem Traume zu befinden glaubt. In dem Nebel erhebt sich die Masse des Kilima-Ndscharo, die Pyramide des Meru, die Doppelspitze des Ndapduk und die schwarzen Höhen des Doenje-Erok. Die Wüste wird belebt durch eine Menge Wild; Giraffen, Gnus, Zebras, Hyänen und Löwen finden sich dort und man fragt sich erstaunt, wie die Thiere unter den dort bestehenden Umständen leben können; übrigens kam der Reichthum an Wild sehr gelegen, da die Karawane anfing, Mangel an Lebensmitteln zu leiden. Vier Tage lang dauerte der Zug durch diese Fläche, dann stieß man auf Massai-Leute und nun entstanden erst recht Schwierigkeiten. Thomson sagt darüber Folgendes: Es ist unmöglich, das elende Leben zu beschreiben, welches wir unter diesen gewissen-

losen und anmaßenden Leuten führten; sie betrachten alle anderen Stämme in Afrika als unter ihnen stehend; selbst wir mit unserer großen Karawane waren gezwungen, uns mit der Geduld und Unterwürfigkeit von Märtyrern jeder erdenklichen Erniedrigung zu unterziehen. Die weitere Beschreibung, die er von den herrschenden Verhältnissen giebt, ist halb komisch, halb traurig und zeichnet in kräftigen Zügen die Lage einer Karawane gegenüber einem mächtigen Stamme; weiterhin hatte man noch eine Wüste zu passiren, worauf man auf der sich daran anschließenden Hochfläche in der Höhe von 6150 Fuß Ngongo-a-Bagas erreichte. Hier genoß die Karawane eine wohlverdiente, vierzehntägige Ruhe.

Nachdem der Lebensmittelvorrath ergänzt war, wurde die Reise fortgesetzt; aber die erste Nacht schon brachte Abenteuer, bei denen zwei Träger und mehrere Wakikuju getödtet wurden; die nächste Nacht war wo möglich noch unruhiger; Löwen tödteten einige der Esel und die Leute liefen in panischem Schrecken davon. Am zweiten Tage erreichte man einen erloschenen Vulkan, Doenje-Longonot oder Suswa, der sich bis zu einer Höhe von 9000 Fuß erhebt; der Berg hat die Gestalt eines abgestumpften Kegels, der Krater, der etwa zwei Meilen im Durchmesser hat, ist viele hundert Meter tief, sein Rand ungemein scharf. Die Aussicht von dem Berge ist wunderbar; im Süden erhebt sich aus der großen Wüste ein zweiter Krater, Doenje-la-Njuli, im Osten die Berge von Kapté und dahinter die Kette von Settima. Nördlich liegt der Naiwascha-See, und bald war das Norduser desselben erreicht, wo man erfuhr, daß man nun schon zum zweiten Male Dr. Fischer's Route kreuzte. Der Süßwasser-See liegt etwa in der Höhe von 6000 Fuß, ist 9 Meilen lang und 5 breit; um denselben zeigen sich die verhältnißmäßig frischen Spuren vulkanischer Thätigkeit, worunter heiße Quellen. Nachdem die Karawane zehn Tage lang von den Massai beinahe ausgeplündert worden war, glückte es ihr, sich einen Weg zu bahnen; dann entschloß sich Thomson, einen gefährlichen Abstecher zu machen, um den Kenia zu sehen; mit dreißig Mann begab er sich am 6. Oktober auf die Reise, während Martin die Aufsicht über die mit der Karawane weiterziehenden Träger hatte. Man stieg wieder zu 6400 Fuß Höhe hinauf zu der hier Leikipia genannten Hochfläche, welche mit Wakwafi, einem Stamme der Massai, dicht bevölkert ist; hier kam man in eine ganz nordeuropäische Landschaft. Man erfuhr viele Schwierigkeiten, deren Größe sich daraus ermessen läßt, daß der auf zehn Tage veranschlagte Abstecher dreißig Tage dauerte; doch war die Sache der Anstrengung werth; der Weg führte durch Coniferen-Waldungen, über Heiden und zwischen Kalodendron hindurch, über Hügel und dann wieder über baumlose aber gut bewässerte Flächen, deren Wasserläufe sich in den geheimnißvollen Guaso-Njiro ergießen. Einer Bergkette, die überschritten wurde, gab Thomson den Namen des Präsidenten der Geographischen Gesellschaft, Lord Aberdare; die Höhe derselben beträgt ungefähr 14000 Fuß; endlich als beinahe alle Waaren weggegeben und die Leute durch die fortwährende Wachsamkeit ganz erschöpft waren, befand man sich gegenüber dem gigantischen Kenia. Er erhebt sich als ein kegelförmiger Berg, dessen Basis etwa dreißig Meilen Durchmesser hat, aus einer mit Dornen bewachsenen 5700 Fuß hohen Ebene. Bis zur Höhe von 15000 Fuß sind seine Abhänge ziemlich sanft; von da an hat der Berg ungefähr die Form eines Zuckerhutes, der sich noch 3000 Fuß erhebt; die glänzenden Schneestreifen, die an demselben herablaufen, erhöhen die Aehnlichkeit; die Böschungen des oberen Theiles sind so steil, daß der Schnee nicht liegen bleiben kann. Thomson blieb nicht viel Zeit, sich am Anblick des Berges zu erfreuen, die Massai wurden immer zudringlicher, zu verschenken hatte er nichts mehr als einige falsche Zähne und etwas Brausepulver, beides Artikel, die keine besondere Anziehungskraft bewährten, aber noch ärger war der Mangel an Nahrung, da eine Viehseuche die Herden der Massai heimgesucht hatte, so daß, wie Thomson sagt, um weiter vordringen zu können, man sich die Nase zuhalten mußte. Es blieb nichts anderes übrig, als die Reise so schnell wie möglich fortzusetzen, wobei dafür gesorgt wurde, seine Spur nicht zu verrathen; nach einem vierundzwanzigstündigen Gewaltmarsche war man außer dem Bereich der Feinde, befand sich jedoch in einer sonderbaren Lage: man wünschte den Baringo-See zu erreichen, wußte jedoch nicht, in welcher Richtung er lag. Aber das Glück war den Reisenden hold; am sechsten Tage lag der Baringo-See zu ihren Füßen, einige tausend Fuß niedriger als ihr Standpunkt. Das ganze Bild war herrlich; von der Leikipia-Hochebene übersieht man das Land bis zum Naiwascha-See; im Westen erhebt sich die schmale, steile Kette von Kamasia, im Rücken der Elgejo, dessen Schatten über die baumlose Ebene des Flusses Guas'-Ngischu fällt; im Norden endlich wird das Bild abgeschlossen durch den Doenje-Silali und die hohe Kette der Suk-Berge. Am folgenden Tage erreichte Thomson die Karawane und traf sofort seine Maßregeln zur Reise nach Kawirondo am Victoria-See, einer, wie es schien, gefährlichen Unternehmung; hatte doch die letzte Expedition, welche dort eindrang, über hundert Mann verloren, beinahe mehr, als die Zahl der Leute betrug, über welche Thomson verfügen konnte. Am 16. November brach er, unter Zurücklassung der Kranken, in beinahe westlicher Richtung auf. Zunächst überstieg die Karawane die Kamasia-Berge und klomm dann die Abhänge des Elgejo bis zu einer Höhe von 7750 Fuß hinauf, worauf sie auf die baumlose, ausgedehnte Fläche von Guas'-Ngischu kam; im N. W. sah man einen hohen Berg, Donjo-Lekakisera, der zeitweise mit Schnee bedeckt sein soll; die Bewohner, wiewohl den Massai verwandt, unterscheiden sich von ihnen dadurch, daß sie feste Niederlassungen besitzen und Ackerbau treiben. Endlich nach fünf Tagen erreichte man Kawirondo, wo man sich erholen konnte. Die Bewohner waren, wiewohl gefährlich im Rausch und in der Aufregung, sonst recht gute, sanfte Menschen. Das Land erstreckt sich bis auf 40 Meilen vom Nil; am 10. December endlich trank Thomson das Wasser des Victoria-Nyanza, etwa 45 Meilen von der Stelle, wo der Nil austritt. Eine Ausnahme unter den afrikanischen Binnenseen, ist dieser See nicht von Bergen eingeschlossen, sondern hat ein niedriges, zum Theil sumpfiges Ufer, welches sich allmählich erhebt. Auf dem Wege, einen Vorstoß nach dem Nil zu machen, erkrankte der Reisende und das Glück, welches ihm so lange treu geblieben war, schien ihn verlassen zu wollen; als er nun Weihnachten sich etwas besser fühlte, entschloß er sich, den Rückweg über den Berg Elgon und den Baringo-See anzutreten. Zu bemerken sind am Elgon die künstlichen Höhlen; sie sind außergewöhnlich zahlreich und geräumig; im vulkanischen Gestein eingeschnitten, liegen sie alle in einer Ebene in der Nähe der Basis des Berges und viele von ihnen werden von einer zahlreichen Bevölkerung mit ihren Herden bewohnt. Uebrigens war dies nicht ihre ursprüngliche Bestimmung; es scheint, als ob sie dem Bergbau gedient hätten, doch das Wann und Wie und Wem bleibt unbeantwortet. Eine Begegnung mit einem wilden Stier am Sylvesterabend machte es Thomson einige Wochen unmöglich zu marschiren, dann aber untersuchte er das Land um den Baringo-See

und veranstaltete eine Elefantenjagd. Auf dem Rückwege nach der Küste war man kaum wieder in das Massailand eingetreten, als auch die Dysenterie bei ihm zum Ausbruch kam; ganz erschöpft und beinahe sterbend langte er am Naiwascha-See an; es war unmöglich, die Reise fortzusetzen; Ruhe war aber auch das einzige, was er sich auf kurze Zeit bieten konnte; die Vorräthe mit Ausnahme von Thee waren ganz erschöpft, selbst Salz war nicht mehr vorhanden. Auch die Vorräthe der Leute waren aufgezehrt, so daß die höchste Noth bald zur Fortsetzung der Reise zwang. Schon in Ngongo-a-Bagas befand sich Thomson besser, wiewohl er immer noch sich tragen lassen mußte; doch es hieß vorwärts, vorwärts, denn das Gespenst der Hungersnoth begleitete die Karawane noch immer; die Leute waren ganz wie verwandelt; sie hielten aus und strengten sich aufs Aeußerste an. Unverdrossen setzten sie den Weg vom Morgen bis zum Abend fort, häufig mit weniger als der halben Ration. So überschritt die Expedition die unfruchtbare Ebene von Kikumbulin und verrichtete Kraftstücke im Marschiren, wie solche wohl nie vorher von einer so starken Karawane geleistet worden sind. Am 26. Mai lagerte man wieder am Fuße des Ndara und am 2. Juni hatte man die Wildniß hinter sich und begrüßte die Freunde in den Missionsniederlassungen zu Rabai.

Dies ist in allgemeinen Zügen die Geschichte der Reise Thomson's, wie er sie vor Kurzem in einem größeren Werke erzählt hat; natürlich konnten wir nur auf die Hauptsachen eingehen, werden jedoch in einem zweiten Artikel einige Einzelheiten folgen lassen. Eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel: „Durch Massai-Land. Forschungsreise in Ostafrika zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilima-Ndscharo und Viktoria-Njansa in den Jahren 1883 und 1884. Von Joseph Thomson." ist soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen. Durch zwei Karten und eine Anzahl Illustrationen erläutert, liefert dasselbe einen schönen Beitrag zur Litteratur der Reisen und Entdeckungen. Ueber die Ausstattung ein Wort beizufügen, scheint mit Rücksicht auf den Namen des Verlegers überflüssig, jedoch möchten wir besonders darauf aufmerksam machen, daß die Uebersetzung W. von Freden's sich leicht und fließend liest.

Das Feuerland und seine Bewohner.

Ch. N. Die argentinische Regierung hat jetzt auf die im letzten Congreß erhobenen Reklamationen hin die Oberhoheit der Republik über das Feuerland durch die Einsetzung einer Unterpräfektur dokumentirt. Einem Berichte des Superintendenten der englischen Missionsstation Ooshooia, F. Bridge, der dieses Territorium seit 15 Jahren bewohnt, entnehmen wir folgende Daten:

Im Feuerlande herrscht eine große Verschiedenheit betreffs Klima, Pflanzenwuchses, animalischen Lebens und der Bevölkerung. Der westliche Theil hat ein bemerkenswerth mildes, feuchtes und stürmisches Klima. Der Boden ist felsig und bergig, daher werthlos, und nirgends findet man einen trockenen Ort. In einigen Strichen regnet es fortwährend, doch trifft man an geschützten Plätzen dieses Distriktes sehr üppigen Pflanzenwuchs an. Die Fuchsia gedeiht prachtvoll, ebenso die herrliche luxifolia. Hier ist auch der Wald ausschließlich zusammengesetzt aus der immergrünen Buche, der Wintersrinde, der Feuerlandcypresse, dem Leñaduragebüsche, Berberitzen, Stechpalmen und Johannisbeeren. Gras kommt nur sparsam an den Ufern vor. Die einzigen Landthiere sind Mäuse, eine große Art Ctenomys und vielleicht Füchse. Schalthiere vom feinsten Geschmacke kommen im Ueberflusse vor. In diesem Landestheile ist der Himmel beinahe immer bewölkt, die Sonne kommt selten zum Vorschein und Frost ist sozusagen unbekannt. Von der Bevölkerung weiß man sehr wenig. Es mögen verschiedene Stämme existiren, aber in dem südöstlichen Theile dieses Distriktes herrscht der Alaculoofstamm vor. Wir haben etwa 1000 Wörter von seiner Sprache aufgezeichnet, die höchst schwierig auszusprechen sind. Wie weit dieser Stamm verbreitet ist (Fitzroy nennt ihn Alakoolip), wissen wir nicht. Unserer Schätzung nach beläuft sich die Zahl dieser Indianer auf ungefähr 1000 Seelen. Ihre Sprache ist von derjenigen der Wna- und Yaghanstämme gänzlich verschieden. Die Alaculoofs besitzen Kanoes aus Holz, die sie größer und stärker als andere Indianer machen, um die Jagd auf Seehunde nach entfernteren Klippen auszudehnen. Sie sind eine kräftige und entschlossene Rasse und bedienen sich der Bogen und Speere.

Der zweite Distrikt ist weder so feucht als die westliche, noch so trocken als die östliche Küste. Hier besteht die Krume des platten Landes hauptsächlich aus Lehm oder Sand und ist gut mit Gras bewachsen. Die Abhänge der Berge sind dicht bewaldet; der Untergrund ist felsig. Die Wälder bestehen vorzugsweise aus der blattwechselnden Buche und das schöne Immergrün, die Wintersrinde und die Leñadura fehlen ganz. Die Philesia und Fuchsia sind unbekannt, ebenso die Cypressen. Die immergrüne Buche tritt seltener auf. Man trifft das Guanaco, den Fuchs, sowie verschiedene Arten von Mäusen an, und die Eingeborenen sind Kanoeindianer, die Yahgans genannt werden.

Diesen Stamm kennen wir sehr genau, da wir mit ihm seit 1858 gelebt haben. In jenem Jahre wurden mehrere Familien zum Unterricht von der Buttoninsel in Centralfeuerland nach der Keppelinsel in der Falklandsgruppe gebracht, wo die südamerikanische Missionsgesellschaft ihre erste Station einrichtete. In wenig Jahren wurde jene schwierige Sprache erlernt, genau geschrieben und ihre Struktur in einer Grammatik niedergelegt. Diese Arbeiten existiren einstweilen aber bloß in Manuskriptform. Neuerdings haben wir drei Bücher des Neuen Testaments übersetzt, wovon zwei unter der Presse sind. Das Yahgan besitzt wenigstens 30 000 Wörter und einen sehr regelmäßigen und interessanten Redebau. Es ist verbindend und biegsam, reich an einer Anzahl von Tönen und hat durchaus nichts Hartes. Die meisten Silben bestehen aus einem Vokal oder einem Konsonanten und einem Vokal.

Die Yahgans sind, ihrem Aussehen und ihrer Lebensweise nach, den Alaculoofs sehr ähnlich; als Waffen haben sie Speere, Schleudern und Keulen und ihre Nahrung, wie die ihrer westlichen Nachbarn, besteht hauptsächlich aus Schalthieren und Fischen; aber sie wird häufig durch Vögel,

Seehunde, Ottern, Meerschweine, Walfische, Eier und eine große Zahl verschiedener Baumschwämme und Beeren, sowie einige Wurzeln und Löwenzahn (taraxacum) bereichert.

In diesem Centraldistrikt — er schließt beide Ufer des Beaglekanals, von der Moatbai bis zur Boundarybai, ein, ferner beide Ufer des Ponsonbysunds, dann die Packseadleinsel, die ganze Navarininsel und die Wollastoneinsel — herrscht während vier Monaten ein scharfer Frost. Die niedrigste Temperatur, die beobachtet wurde, ist — 12° C. Der Regenfall ist reichlich, aber nicht übermäßig; große Flächen Landes sind mit ausgezeichnetem Grase bedeckt. Ueberall sind die Anhöhen mit Wald bewachsen, der aus zwei Arten der das Laub erneuernden Buche und der seltener auftretenden immergrünen Buche besteht, welch letztere indessen vollständig auswächst und in großen Exemplaren angetroffen wird.

Der dritte Distrikt ist unstreitig patagonisch, in Klima, Pflanzenwuchs und thierischem Leben. Die Eingeborenen sind auch wirkliche Patagonier, wie es ihre Sprache unzweifelhaft beweist. Dieser Stamm wird Wua genannt und nach ihm nennen die Yahgans den Beaglekanal „Wu'ashaga", d. h. den Wuakanal; die Hauptinsel wird „Wu'isin" genannt, d. h. Wualand, und die Küste vom Kap Good Succeß bis zur Brecknockhalbinsel nennen sie „Wu'iyoosha", d. h. Wuaküste.

Die Zahl der Wuas mag vielleicht 800 Seelen betragen; sie sind eine feine athletische Rasse. Ihre Waffen sind Pfeil und Bogen, auch Schleuder und Speere. Sie ernähren sich reichlich mit Guanacos, Ctenomys, Ratten, Füchsen, Seehunden, Ottern und Fischen. Ihr Land ist so gut, als das der besten Theile Patagoniens. Das Klima ist verhältnißmäßig trocken und die Gegend meistens unbewaldet; in einigen Theilen findet sich nicht einmal ein Gebüsch vor, so daß das einzige Brennmaterial Guanacomist und trockenes Gras ist. Von den Wuas wissen wir wenig, aber wir sind sicher, daß man sich von dieser Nation etwas versprechen darf.

Die östlichen Yahgans haben von den Wuas einige Worte entlehnt, die westlichen Yahgans noch mehr von den Alaculoof. Aus den Namen der Plätze erhellt vollkommen, wo die verschiedenen Stämme sich abgrenzen, und es kann ferner aus den geographischen Benennungen der sichere Schluß gezogen werden, daß die gegenwärtigen Bewohner die einzigen Besitznehmer des Landes gewesen sind, da keine Spur von einer anderen Sprache in den Benennungen der verschiedenen Plätze oder Punkte wahrzunehmen ist. Auf der anderen Seite weisen die mächtigen Haufen von Küchenabfall auf den langen Aufenthalt einer zahlreichen Bevölkerung hin. Es ist eine sichere Thatsache, daß die Eingebornen gegen früher bedeutend abgenommen haben; in den letzten dreißig Jahren ohne den mindesten Zweifel um zwei Drittel! Eine im Juni 1884 vorgenommene Zählung der Yahgans ergiebt 273 Männer, 314 Weiber und 358 Erwachsene (d. h. Jünglinge und Jungfrauen). Nehmen wir 55, namentlich Kinder, als bei der Zählung übersehen an, so irren wir nicht, wenn wir sagen, daß der Yahganstamm 1000 Seelen stark ist. Die Yahgans essen kein rohes Fleisch, weder Geflügel noch Fische, sondern kochen all ihr Fleisch auf dem Feuer. Den Kannibalismus verabscheuen sie und haben ihn immer verabscheut; ebenso die Blutschande, die gar nicht vorkommt, ungeachtet der Herrschaft jeder anderen Sittenlosigkeit. Die Bigamie war des damit verbundenen großen Vortheils wegen sehr im Schwunge. Die Heirath war ebenso gut als alle anderen Verwandtschaftsgrade anerkannt, für welch alle sie ihre bestimmten Ausdrücke haben. Gewöhnlich beerdigten sie ihre Todten, aber häufig verbrannten sie dieselben. Die Trauer wurde streng beobachtet; ihre äußeren Zeichen waren ein knapp abgestutzter Pfahl und das mit Kohle geschwärzte Gesicht. Weiß war die in Flecken und Streifen aufgetragene Farbe der Rache für Mord und Roth war das Emblem der Freundschaft und Freude. Die Pflichten der Rache wurden streng durchgeführt. Die Theilung der Arbeit war billig und vernünftig, und die Weiber wurden in keiner Weise unterdrückt, sondern führten ein behaglicheres und glücklicheres Leben als die Männer, und erreichten wie überall ein größeres Alter. Alte und hoffnungslos kranke Personen wurden selten vor ihrem wirklichen natürlichen Ende beseitigt; wenn alles Gefühl von Sprache, Gesicht und Bewegung verloren war, dann, wenn der Fall ein lang dauernder war, wurde die sterbende Person erdrosselt und so ihr Ende für sie und ihre Angehörigen auf barmherzige Weise beschleunigt. Was die Religion anbelangt, so können wir sagen, daß sie keine hatten. Sie hatten keine Vorstellung von einer zukünftigen guten oder schlechten Existenz, noch von dem Vorhandensein eines Geistes im Menschen, der den Körper überlebt; durch keine gottesdienstliche Handlung gaben sie zu erkennen, daß der Begriff von einem höheren Wesen, sei es gut oder böse, in ihnen aufgestiegen war. Sie hatten keine Kenntniß von der Vergangenheit, da sie keine Hoffnung auf die Zukunft hatten. Ihr kleines Land war ihnen die Welt, deren Rest eine völlige Oede war. In ihrer eigenen Schätzung waren sie stärker und weiser als die Bleichgesichter. Die Bezeichnung, die sie für Fremde gebrauchen, ist „Patalsala", was die „Geschickten" oder das „unverständliche Volk" besagen will, ein Ausdruck, der sich auf die Geheimnisse unserer mechanischen Arbeiten jeder Art bezieht.

Obwohl die Yahgans keine Religion hatten, so hatten sie doch manchen Aberglauben. Sie glaubten an Geister, welche die Form von Menschen, aber nicht deren Wesen hatten. Diese lebten, wie sie sich einbildeten, in Höhlen in den Wäldern und haßten und tödteten ihrer Meinung nach jeden, der ihnen zu nahe kam. Sie nannten dieselben „Cashpick", ein Name, den sie auch Leuten gaben, die lächerlich waren oder einen schlimmen Charakter hatten, und war dies eine große Schmähung. Sie glaubten ferner an das Vorhandensein von Wahnsinnigen in den Wäldern, welchen sie überirdische Kräfte und die größte Feindschaft gegen das menschliche Geschlecht zuschrieben. Vor diesen hegten sie eine sehr große Furcht und nie wagten sie sich allein auf große Entfernungen in die Wälder. Sie stellten auch halb dramatische, halb religiöse Verkörperungen verschiedener schlimmer Mächte dar; diese Aufführungen aber, die für sie eine Quelle von Aufregung und Vergnügen waren, fanden nur statt, wenn eine große Zahl von ihnen versammelt war. Die Verkleidung der Vorsteller ging in besonderen Baulichkeiten vor sich, welchen sich die Weiber und Kinder nicht nähern durften, und man erwartete von ihnen, daß sie eine große Furcht vor jenen Dingen an den Tag legen würden, welche der Dämon vor ihnen aufführte, indem er sie mit allen möglichen Arten von Gewaltthätigkeiten bedrohte. Beinahe jeder ältere Mann war ein Zauberer, und diese machten sich den Kopf jeden Morgen mit Kreide weiß und stimmten viele und lange Zaubergesänge an, wenn sinnloses und einförmiges Geräusch und andauerndes Hin- und Herwiegen des Körpers so genannt werden kann. Die Zauberer besaßen, wie man glaubte, eine unbeschränkte Zauberkraft, waren deshalb sehr gefürchtet und übten über andere Gewalt aus, was allen Menschen so begehrlich erscheint. — Die Weiber wurden zur Heirath

gegeben, in vielen Fällen auch nach einer gewissen Regel verkauft. Die Bezahlung geschah in Arbeit oder Geschenken von Fellen ꝛc. Die beanspruchte Leistung stand im Verhältniß zur Bedeutung der Parteien. War der Schwiegersohn stark und die Verwandtschaft des Weibes schwach, so gab er wenig oder nichts; und viel, wenn es sich umgekehrt verhielt. Die einzige Regel war die Convenienz oder die Uebereinstimmung der Interessen.

Unter den Yahgans war Laster jeder Art, der übeln Folgen wegen, verdammt, und die Tugend, ihrer guten Resultate wegen, empfohlen. Indeß, obgleich Sünde jeder Art verpönt war, weil sie Schaden brachte, so wurde sie doch von allen entschuldigt, weil sie sich angenehmer dabei befanden. So ist eben in jedem Lande Theorie besser, als Praxis, und das Ideal des Lebens steht über der Wirklichkeit.

Die Hochzeitsceremonie war ganz unbedeutend; da war kein Vertrag, keine Versammlung von Freunden, kein Fest, sondern man bemalte einfach das Gesicht der Braut und schickte sie ihrem künftigen Gemahl in dem besten Aufzuge, den man sich gestatten konnte. Das eheliche Band war schwach, bis es durch Kinder gestärkt wurde, und im Ganzen fehlte ihm ebenso sehr das Glück als die Festigkeit.

Im Jahre 1868, nachdem uns eine lange Erfahrung von der Unnützlichkeit der vorherigen Missionsstationen Wulia und Liuia überzeugt hatte, entschlossen wir uns, nach Ooshooia überzusiedeln. Unser Superintendent, der Rev. W. Stirling, machte sich muthig allein ans Werk. Während sechs Monaten lebte er mit den Eingeborenen, nicht ohne Gefahr für sein Leben und Eigenthum. Er brachte sie dazu, sich mit nothwendigen und nützlichen Arbeiten zu beschäftigen, und unter seiner Anleitung machten sie entschiedene Fortschritte, wie mir ihre Schreibbücher bezeugten. Mit zwei Katechisten übernahm ich das Werk im Jahre 1871, und schlugen wir unsere Residenz in Häusern auf, die wir selbst errichteten. Seitdem sind die Eingeborenen täglich in nützlichen Kenntnissen und in Künsten des civilisirten Lebens unterrichtet worden. Sie sind Viehzüchter, bebauen den Boden und befolgen willig die Gebote eines christlichen Lebens. Mit keiner anderen Gewalt, als derjenigen der moralischen Ueberredung und der Gewöhnung an Arbeit, ist es uns möglich gewesen, diese 13 Jahre in vollkommener Sicherheit unter ihnen zu leben, obwohl zu Zeiten drei- bis vierhundert Personen zugleich in Ooshooia gewesen sind, und es das Jahr hindurch von einigen siebenhundert verschiedenen Personen besucht wird. Alle Besucher legen von der großen, im Charakter der Eingeborenen stattgefundenen Besserung Zeugniß ab; überall in Südfeuerland verstehen sie jetzt viel Englisch, sind ganz vertrauenswürdig, auch im Stande, in irgend einer Weise den Besuchern Dienste zu leisten, und thun es für eine kleine Entschädigung sehr gern. Sie sind jämmerlich arm und ohne die südamerikanische Mission würden sie ganz nackt gehen. In den letzten Jahren haben Amerikaner und andere Robbenfänger die Seehunde vertilgt, auf welche dieses arme Volk für Nahrung und Kleidung angewiesen war. Sie erbeuten jetzt nicht 3 Proc. von den Seehundsfellen, die sie sich vor 18 Jahren verschaffen konnten.

Im Jahre 1863 machte ich mit Mr. Stirling meinen ersten Besuch im Feuerland, nachdem ich während der zwei vorhergehenden Jahre die Sprache erlernt hatte. Als die erstaunten Eingeborenen mich geläufig zu ihnen in ihrer eigenen Sprache sprechen hörten, waren sie sehr erfreut und sprachen von mir als einem „Yamanoowa", ein Ausdruck, mit dem sie sich selbst bezeichnen.

Die Eingeborenen (Yaghans) schätzen das Missionswerk sehr hoch; ihre Ideen sind ganz andere geworden, und Zauberei, Unwissenheit und viele Uebel sind verschwunden, deren eines der Kindesmord war. Ihr Fortschritt, obwohl langsam, ist sicher, und in ihrem körperlichen Aussehen kann, Dank der Gewöhnung an thätiges Leben, regelmäßiger Nahrung und bequemer Wohnungen, eine ungemein günstige Aenderung nachgewiesen werden. Wir haben mit Erfolg Rindvieh eingeführt, das so gut wie irgendwo gediehen ist und uns in den letzten acht Jahren Milch und Fleisch im Ueberfluß gegeben hat. Wir haben jetzt an drei verschiedenen Orten einen Viehstand von über 200 Köpfen, und einige funfzehn Eingeborene besitzen eigenes Vieh, im Durchschnitt 7 Stück jeder. Sie machen Butter, verkaufen Milch, ziehen Kartoffeln, Rüben und andere Gemüse, und verwenden einheimische Arbeitskräfte, welche sie in Nahrung und verschiedenen anderen Artikeln bezahlen. Sie kennen den Werth des Geldes sehr gut und wissen die Zeit zu berechnen. Ein unwirthliches Klima indessen lastet auf dieser Thätigkeit und verringert deren Früchte in einem sehr entmuthigenden Grade, so daß wir nie sicher sind, selbst eine mittelmäßige Ernte zu haben. Was Körnerfrüchte anbelangt, so ist es unmöglich, sie zur Reife zu bringen. Weideplätze, die sich gut für Schafe oder Rindvieh eignen, sind in einigen Distrikten im Ueberfluß vorhanden. Schafe haben wir nicht eingeführt, weil es der eingeborenen Hunde und der großen Ausdehnung der Wälder wegen zu schwierig wäre, sie zu halten. Die Eingeborenen haben einiges Vieh und Ziegen getödtet und stehlen Früchte von den Feldern; man muß sich aber über die geringe Ausdehnung ihrer Diebstähle wundern, wenn man den Zustand von halber Hungersnoth, in dem sie leben, in Betracht zieht. Und doch schweift unser Vieh ohne alle Aufsicht weit herum und wird bloß gelegentlich hereingetrieben. Was sie zurückhält, ist mein öffentlicher Tadel in der Schule. Bis jetzt kennt man Trunkenheit in Südfeuerland (Yaghaland) nicht, und mit guter Hoffnung kann die Zukunft dieser Stämme ins Auge gefaßt werden, die durch das zeitige Eingreifen unserer christlichen Mission glücklich darauf vorbereitet sind, von der Berührung mit der Außenwelt Vortheil zu ziehen. Durch ihre Verständigkeit und gute Aufführung haben sie ein Anrecht auf die beste Unterstützung der civilisirten und einsichtigen Regierung, die ihr Land als einen Theil seines Territoriums in Anspruch nimmt.

Am 10. Oktober wurden zwei vorzügliche Strandlichter aufgestellt, das eine auf unserer Station, das andere auf der Präfektur (durch Oberst Lasserre im Oktober erbaut). Beide sind ausgezeichnete Führer zu unserem Hafen und werden deutlich einige Meilen weit von der See aus gesehen.

Italienische Kolonisation in Rio Grande do Sul.

Von Dr. Wilhelm Breitenbach.

Die blühenden deutschen Kolonien in der Provinz Rio Grande do Sul haben in der jüngsten Zeit in Deutschland mehr und mehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Nach langjährigen, zum Theil recht harten Kämpfen von Seiten der Freunde und Kenner Süd-Brasiliens bricht sich endlich die Erkenntniß Bahn, daß hier, im Süden des großen südamerikanischen Kaiserreiches, in den Provinzen Rio Grande do Sul und Santa Catharina, ein sehr geeignetes Feld für deutsche Ackerbau-Kolonien ist, vielleicht das beste, welches es giebt. Nachdem man erkannt hat, daß es nicht mehr rathsam ist, die große Masse unserer Auswanderer nach Nordamerika gehen zu lassen, da sie dort dem Vaterlande und der heimischen Industrie national und wirthschaftlich in kürzester Zeit verloren gehen, ja wohl selbst Konkurrenten der deutschen Industrie werden, seit dieser Zeit ist die Propaganda für Süd-Brasilien lebhafter denn jemals geworden. Hier bewahren die ausgewanderten Landsleute ihr Deutschthum reiner und treuer wie irgendwo auf der Welt, auch gehen sie uns nicht wirthschaftlich verloren, sondern bleiben Käufer unserer Industrieprodukte. Von Jahr zu Jahr kann man eine Steigerung des deutschen Exportes nach Süd-Brasilien wahrnehmen. Fast der ganze Großhandel der Provinz Rio Grande do Sul ist in deutschen Händen. Englische, französische und nordamerikanische Waaren sind mehr und mehr durch deutsche ersetzt worden. Der deutsche Export nach Rio Grande do Sul mag sich schon jetzt auf etwa 30 Millionen Mark belaufen. Die zahlreichen deutschen Kolonien sind zum großen Theile in blühendem Zustande und tragen alle Vorbedingungen zu einer gedeihlichen Weiterentwickelung in sich.

Gerade in den letzten Jahren und ganz kürzlich sind einige Specialwerke über Rio Grande do Sul und seine deutschen Kolonien erschienen, so von Dr. Henry Lange, Dr. H. v. Ihering und mir; außerdem sind kürzere Abhandlungen und Notizen in verschiedenen Zeitschriften publicirt worden, namentlich im „Export", dem Organ des „Centralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande zu Berlin". Hierdurch sind die Verhältnisse der deutschen Kolonisation in Rio Grande do Sul auch in weiteren Kreisen bekannt geworden, und wenn man heute von jener Provinz spricht, so denkt man in erster Linie eben an die daselbst befindlichen deutschen Kolonien. Viel weniger bekannt, ja den meisten wohl kaum dem Namen nach, sind die schnell emporblühenden italienischen Kolonien in Rio Grande do Sul, die gewissermaßen als Konkurrenten der deutschen aufgefaßt werden müssen. Es mag daher am Platze sein, gerade jetzt, wo so viel über die deutsche Kolonisation in Rio Grande do Sul gesprochen wird, auch einmal die italienische mit kurzen Worten zu beleuchten.

Ueber diese italienischen Kolonien liegt uns ein authentischer Bericht des italienischen Konsuls in Porto Alegre, des Herrn Dr. Pascale Corte, vor, der im vergangenen Jahre genaue statistische Erhebungen angestellt hat. Dr. Corte gilt als die erste italienische Autorität in Auswanderungsfragen, und daß die italienische Regierung einen solchen Mann gerade nach Süd-Brasilien gesandt hat, scheint deutlich genug zu sagen, welchen Werth sie auf die Kolonisation daselbst legt. Dies geht auch noch daraus hervor, daß die Regierung im Februar des verflossenen Jahres die Provinz Santa Catharina durch ihren Generalkonsul Conte da Gloria bereisen ließ, augenscheinlich, um sich nach für eine italienische Ansiedelung geeigneten Ländereien umzusehen.

Die italienische Einwanderung in Rio Grande do Sul begann im Jahre 1875 mit der Gründung der Kolonien Caxias, Conde d'Eu und Donna Isabel, zu denen dann später die Kolonie Silveira Martins hinzukam. In meiner Schrift: „Die Provinz Rio Grande do Sul und die deutsche Auswanderung dahin" [1]), welche im Sommer 1883 während der Seereise von Rio Grande nach England niedergeschrieben wurde, sagte ich bereits, daß die Zahl der Italiener in Rio Grande do Sul 30 000 bis 40 000 Seelen betrage. Durch die Angaben Dr. Corte's wird diese Zahl bestätigt, denn nach den statistischen Erhebungen desselben beläuft sich die Zahl der Italiener auf 37 101 Seelen, die sich in folgender Weise auf die einzelnen Kolonien vertheilen: Caxias 13 680; Conde d'Eu 6287; Donna Isabel 9595; Silveira Martins 6001; dazu kommen dann noch 1531 Italiener, welche sich auf verschiedenen deutschen Kolonien niedergelassen haben.

Die Kolonie Caxias besitzt 3866 Kolonieplätze; von diesen sind nur noch 193 unbesetzt. Die Kolonie zählt bereits 3373 Wohnungen. Der augenblickliche Viehstand der Kolonie ist folgender: Maulesel 4800, Pferde 5900, Kühe 3500, Schweine 12 000, Ziegen 1500.

Im Jahre 1883 belief sich die Ernte auf folgende Quantitäten: Roggen 1 200 000 kg, Hafer 600 000 kg, Bohnen 1 600 000 kg, Mais 3 200 000 kg, Wein 2 900 000 l.

Unter der Bevölkerung von Caxias befinden sich nach Dr. Corte 62 Franzosen und 315 Deutsche.

Die Kolonie Conde d'Eu besitzt 819 Kolonieplätze, welche bereits sämmtlich besetzt sind und zwar mit 1395 Wohnungen. Der Viehbestand der Kolonie ist folgender, Maulesel 1046, Pferde 686, Kühe 701, Schweine 8422: Ziegen 547.

Die Ernte betrug im Jahre 1883: Roggen 791 500 kg, Hafer 1 433 000 kg, Bohnen 1 608 600 kg, Mais 3 556 400 kg, Reis 42 000 kg, Wein 2 759 600 l.

Unter der Bevölkernng befinden sich 404 Deutsche, 56 Franzosen, und 128 gehören verschiedenen anderen Nationalitäten an.

Die Kolonie Donna Isabel hat 1323 Kolonieplätze, wovon nur 40 unbesetzt sind. An Vieh ist vorhanden: Maulesel 5700, Pferde 6000, Kühe 3800, Schweine 12 000, Ziegen 8000.

---

[1]) Heidelberg, C. Winter's Universitätsbuchhandlung, 1885. Dieselbe schildert die Verhältnisse in jener Provinz, soweit sie mit der deutschen Einwanderung und Kolonisation zu thun haben; der Verfasser beschränkt sich dabei lediglich auf sein eigenes, ganz selbständiges und interesseloses Urtheil, wie er es sich während eines mehrjährigen Aufenthaltes im Lande gebildet hat.

Im Jahre 1883 wurde geerntet: Roggen 1 444 800 kg, Hafer 1 384 000 kg, Bohnen 1 736 400 kg, Mais 3 011 000 kg, Reis 44 000 kg, Wein 4 986 000 l.

Unter den Bewohnern der Kolonie sind zwei Franzosen, aber kein Deutscher.

Die Kolonie Silveira Martins zählt 991 Kolonieplätze, welche sämmtlich besetzt sind. Auf der Kolonie giebt es 750 Wohnungen. Der Viehbestand ist folgender: Maulesel 500, Pferde 1500, Kühe 1000, Schweine 10 000.

Die Ernte belief sich im Jahre 1883 auf: Roggen 1 200 000 kg, Hafer 600 000 kg, Bohnen 1 600 000 kg, Mais 3 200 000 kg, Reis 200 000 kg, Wein 2 900 000 l.

Unter der Bevölkerung befinden sich keine Deutsche, dagegen 56 Russen.

Für dieses Jahr werden etwa 12 000 weitere Italiener in Rio Grande do Sul erwartet, so daß nach kaum zehn Jahren ungefähr 50 000 Italiener eingewandert sind. Die deutsche Kolonisation in Rio Grande do Sul besteht seit 60 Jahren, und nach Karl von Koseritz sind in diesem ganzen Zeitraume nur etwa 25 000 (vielleicht auch etwas mehr) aus Deutschland eingewandert. Diese Zahlen beweisen wohl deutlich genug, wie energisch und schnell die Italiener vorgehen, um sich in Rio Grande do Sul festzusetzen. Die Italiener und ihre Regierung haben eingesehen, daß eine ausgedehnte Kolonisation in Süd-Brasilien ihnen wirthschaftlich nur von Nutzen sein kann. Bis jetzt ist der Handel Rio Grande do Suls zum größten Theile in deutschen Händen, Dank dem Umstande, daß das kaufkräftige Hinterland von deutschen Kolonisten besetzt ist. Wie aber wird das werden, wenn (was wir nicht hoffen wollen) dereinst die Italiener die Deutschen überflügelt haben? Es ist das leicht möglich; denn wenn die italienische Einwanderung in dem jetzigen Maße weitergeht und wenn die deutsche, die sich jährlich nur auf wenige hundert Köpfe beläuft, nicht stärker wird, so müssen die Italiener in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Deutschen an Zahl übertreffen. Und wenn das der Fall ist, so wird auch der jetzt vorwiegend in deutschen Händen liegende Großhandel nach und nach an die Italiener übergehen, und an Stelle der deutschen Waaren treten vielfach italienische, oder der Deutsche bekommt doch seine Waaren erst durch die Vermittelung des italienischen Kaufmannes.

Angesichts der starken italienischen Einwanderung in Rio Grande do Sul sollte man doch endlich auch in deutschen Regierungskreisen zu der Einsicht kommen, daß es für das Fortbestehen und die Weiterentwickelung der deutschen Niederlassungen daselbst unumgänglich nothwendig ist, die Schwierigkeiten, welche der Auswanderung nach Brasilien im Wege stehen, baldigst zu beseitigen. Denn wenn die deutschen Kolonien nicht größeren Zuschuß aus dem Stammlande erhalten, so ist es unausbleiblich, daß ihnen die rührigen und fleißigen Italiener den Rang ablaufen, und damit wird dann schließlich die ganze schöne Schöpfung der deutschen Kolonien in Frage gestellt. Es wäre doch traurig, wenn wir auch dieses herrliche Kolonisationsgebiet, auf dem ein so hoffnungsvoller und vielversprechender Anfang gemacht ist, schließlich wieder verlieren sollten. Ich möchte daher die allgemeine Aufmerksamkeit auf die italienische Kolonisation in Rio Grande do Sul lenken; es erwächst uns da eine nicht ungefährliche Konkurrenz, der wir aufs Entschiedenste begegnen müssen.

Die italienischen Kolonien haben sich auffallend schnell entwickelt und sind schon jetzt fast durchgängig in recht blühendem Zustande. Die Bewohner, Norditaliener und Welschtyroler, sind sehr fleißige, strebsame, dabei äußerst solide und genügsame Leute, die sich wohl alle in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein sorgenfreies Dasein verschaffen werden. Industrielle Etablissements aller Art, Mühlen, Brauereien, Holzschneidereien 2c. sind bereits in stattlicher Zahl entstanden. Während auf den deutschen Kolonien zum Theil noch importirtes Mehl verbacken wird, bauen sich die Italiener ihren Roggen und Weizen selbst, und sie würden ohne Zweifel den Import von amerikanischem oder Triester Weizenmehl schon vernichtet haben, wenn die Abfuhrwege von den Kolonien nach Porto Alegre nicht so unbequem und schlecht wären. Die Weinproduktion ist, wie aus den oben mitgetheilten Zahlen hervorgeht, schon eine sehr beträchtliche, und sicher hat in den geübten Händen der Italiener der Weinbau in Süd-Brasilien noch eine große Zukunft. Auch Seidenzucht wird auf den italienischen Kolonien schon vielfach mit recht gutem Erfolge getrieben. Tabak und viele andere Nutzpflanzen werden ebenfalls gebaut, kurz, die Italiener erweisen sich als äußerst rührige Leute, die viel zum Fortschritt und zur Kultivirung des Landes beitragen werden.

Viele Italiener haben sich schon naturalisiren lassen und es wird wohl nicht mehr lange dauern, dann senden sie auch ihren eigenen Vertreter in den Provinzial-Landtag und emancipiren sich dadurch von den deutschen Deputirten des Kolonie-Distriktes, der bis jetzt ihre Interessen, die ja denen der deutschen Kolonisten völlig gleich sind, vertreten hat. Seit einiger Zeit erscheint auch in Porto Alegre eine italienische Zeitung, die sich die Vertretung der italienischen Interessen zur Aufgabe gemacht hat. Zu dieser eigenen Rührigkeit der italienischen Bevölkerung kommt dann noch das rege Interesse, welches die italienische Regierung an den Kolonien nimmt, wie besonders die Entsendung des Dr. Corte als Konsul nach Rio Grande do Sul und dessen neuestes Buch über die Kolonien beweist. Eine so eingehende, officielle Arbeit wie die Dr. Corte's über die italienischen Kolonien besitzen wir über die deutschen Kolonien nicht. Leider hat sich ja die deutsche Reichsregierung den deutschen Niederlassungen in Süd-Brasilien gegenüber bisher völlig passiv verhalten — ganz unerklärlicher Weise, seitdem von allen Reisenden und Kennern des Landes einstimmig Süd-Brasilien als ein äußerst geeignetes Feld für deutsche Ackerbau-Kolonien bezeichnet worden ist. Es sollte meiner Meinung nach eine der vornehmsten Aufgaben unserer Kolonial-Vereine sein, sich eingehend mit der Frage der deutschen Kolonisation in Süd-Brasilien zu befassen, damit endlich dem viel verleumdeten Lande Gerechtigkeit widerführe und der deutschen Auswanderung ein Land erschlossen würde, wie es ihr nicht wieder geboten wird.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Ein wahrhaftes Verdienst hat sich Dr. G. A. Fischer, der bekannte Arzt und Afrikareisende, durch seine Broschüre „Mehr Licht im dunklen Welttheil. Betrachtungen über die Kolonisation des tropischen Afrika unter besonderer Berücksichtigung des Sansibar-Gebiets“ (Hamburg, L. Friederichsen u. Co., 1885) erworben. Es ist wie ein kalter Wasserstrahl auf die unverständigen Afrikawüthigen, die in dem dunklen Erdtheile schon jetzt alles Heil für das nothleidende Europa erblicken möchten. Ob die Warnung nutzen wird? Dr. Fischer ist kein Gegner der Kolonisation, sondern im Gegentheil deren warmer Fürsprecher; aber er ist ein Feind der übertriebenen Erwartungen, die nur aus Unkenntniß, wenn nicht Schlimmerem, entspringen. Daß der Handel, namentlich im Osten, einer besonderen Steigerung fähig sein sollte, ist nicht wahrscheinlich; vielmehr ist in gewisser Beziehung ein Rückgang zu befürchten. Denn infolge des Verbots der Sklaveneinfuhr fehlen für manche Unternehmungen die Arbeitskräfte, und der Elfenbeinhandel, der „Krebsschaden Afrikas“, muß durch die Ausrottung der Elefanten abnehmen. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist nur stellenweise groß, und selbst dort ist die Unregelmäßigkeit in der Regenmenge ein großes Hinderniß; auch sind die bisher in dieser Hinsicht gesammelten Erfahrungen noch durchaus unzureichend. Von einer Acclimatisirung des Europäers im Tropengebiete kann ferner nicht die Rede sein; er kann sich dort nicht fortpflanzen, ohne zu degeneriren, und ebenso wenig vermag er dort den Boden zu bebauen. Denn in den Tropen sind eben die gesunden Gebiete die unfruchtbaren und die fruchtbaren sind die ungesunden. Dr. Pogge, welcher behauptete, der deutsche Bauer könne am Kassai ebenso gut sein Land bestellen wie daheim, ist selbst nach verhältnißmäßig kurzer Zeit dem Klima erlegen. Die Malaria wird stets das Haupthinderniß für die Wirksamkeit des Europäers in Afrika bleiben; nur der Neger ist dort zu verwenden, und derselbe ist auch nach Fischer bildungsfähig und zu den mannigfachsten Arbeiten tauglich, zu denen er sich freilich nicht ohne Zwang verstehen wird. Der Zwang allerdings, welchen die englischen Missionen den Eingeborenen gegenüber zum Theil in schändlicher Weise (vergl. S. 59) anwenden, hat bis heute nicht das Geringste genutzt; ihm ist sogar die Sklaverei, wie sie die Mohammedaner ausüben, bei weitem vorzuziehen. Die Neger in schonender, verständiger Weise zur Arbeitsleistung heranzuziehen, darin wird die große Kunst derer, die Afrika „civilisiren“ wollen, sich dereinst zeigen; denn in der unerschöpflichen Arbeitskraft der Eingeborenen besteht allein der große Schatz, den dieser Erdtheil birgt. Wie das zu geschehen hat, darüber giebt Fischer manchen nützlichen Wink, und es ist gewiß richtig, wenn er es für überflüssig erklärt, in neu erworbenen Gebieten, welche von friedfertigen Stämmen bewohnt werden, alsbald Gesetze für die Eingeborenen zu erlassen. Solche sind nur für die sich niederlassenden Europäer nothwendig. Fischer empfiehlt Anlage von „Kulturmissionen“ und zwar besonders in solchen Gebieten, wo Boden und Eingeborene sich zur Plantagenwirthschaft eignen. „Sind erst die Europäer die herrschende Klasse geworden, dann werden den Missionaren die Früchte, deren Erlangung ihnen jetzt so schwer wird, von selbst zufallen; dann wird der Neger Christ werden, nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Großthuerei und Eitelkeit. Er wird so mit der Zeit ein Vererbungs- und Gewohnheitschrist, wie so mancher andere auch ist. Er wird ein christlicher Kulturmensch; deshalb wird er nicht glücklicher, auch nicht moralischer.“ Besonders räth der Autor auch, für unser ostafrikanisches Schutzgebiet eine Verbindung mit dem Victoria-Nyanza herzustellen und vom Congobecken abzusehen.

Das sind so einige der leitenden Gedanken in der vortrefflichen Schrift; wollten wir alles, was uns in derselben der Beachtung werth erscheint, berühren, so wäre der dreifache Raum nicht ausreichend. Aber betonen wollen wir doch, daß soeben ein anderer Afrikareisender, Victor Giraud, welcher das Gebiet zwischen den vier Seen Njassa, Bangweolo, Moero und Tanganyika durchwandert hat, ungefähr dieselben wenn nicht gar schärfere Ansichten wie Dr. Fischer über den geringen Werth Centralafrikas ausgesprochen hat (s. Société de Géographie. Compte rendu des séances. 1885. No. 7 et 8. p. 241 ff.)

— Von Lieut. Wißmann (vergl. oben S. 272) ist ein neuer Brief, datirt Luluaburg, 1. December 1884, in Brüssel eingetroffen. Danach langte derselbe am 10. November in Lubuku, der Residenz des Kalamba-Mukenge unweit des Lulua (ca. 6° s. Br.) an, und sechs Tage später kam auch Lieut. Müller von seinem Abstecher zum Lunda-Fürsten Muata Kumpana nach dort. Wißmann fand bei seinem alten Bekannten Mukenge freundliche Aufnahme und legte eine Tagereise von dessen Dorf entfernt, am linken Ufer des Lulua unter 5° 58' südl. Br. und 22° 20' östl. L. Gr. eine Station an, die er Luluaburg taufte, wo er drei Monate verweilen wollte. Dann soll Lieut. Müller das Kommando daselbst übernehmen, während Lieut. Wißmann die Thalfahrt auf dem Kassai antritt, auf welcher ihn Mukenge selbst mit 200 Kriegern bis zum Congo begleiten will. Von letzterem Umstande verspricht sich Wißmann großen Erfolg hinsichtlich der „Civilisirung“ der Baluba-Neger. — Dr. Wolf rüstete sich zu einer mehrmonatlichen Reise zum Häuptling Lukengo (nördlich von der Station), in dessen Lande noch arge Barbarei herrscht; so sollen beim Tode von Lukengo's Vater nicht weniger als 2000 Menschen auf dessen Grabe geschlachtet worden sein.

— Eine Gesellschaft Antwerpener Kaufleute, an deren Spitze der Fabrikant de Roubair steht, hat eine Expedition unter Leitung von Dr. Chavanne nach dem Congo gesendet, um dort eine Pflanzung und eine Faktorei zu errichten. Zu derselben gehört ein holländischer Landwirth, welcher lange Zeit eine Kaffeeplantage in Ostindien geleitet hat.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVII. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1885.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

IV.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Allmählich hatte sich die Bevölkerung von Mogduschu daran gewöhnt, daß Révoil in der Stadt umherging, Fragen stellte und sich Notizen machte, und wurde zuletzt so zutraulich, daß ihm die vielen Händedrücke, die er auszutauschen hatte, lästig wurden. Dabei trug er Sorge, eine vollständige Neutralität zu bewahren, um die Empfindlichkeit der beiden feindlichen Parteien im Orte zu schonen. Wenn es in dem Audienzsaale des Gouverneurs oder Salems oder sonst wo zu einer Diskussion kam, hielt er sich bei Seite, ebenso als der Zufall es wollte, daß in seiner Gegenwart Zänkereien und selbst Kämpfe vorfielen; dagegen war er stets bereit, den bei solchen Gelegenheiten Verwundeten ärztliche Hilfe zu leisten. Diese Handlungsweise hatte er seit seiner Landung in Mogduschu sich zur Pflicht gemacht, und seinen Nachfolgern in der Erforschung des Somali-Landes räth er ein Gleiches an. Durch Salem war er in diese Lokalkämpfe eingeweiht worden; ohne jemanden vorzuziehen oder einen Unterschied zu machen, stattete er den einflußreichen Leuten beider Parteien Besuche ab und entschuldigte sich auch bei dem Iman Mahmud, dem Haupte von Schingani, daß er nicht bei ihm abgestiegen wäre, wie vor Jahren die Officiere des französischen Schiffes „Ducouëdic" bei dessen Vater. Dabei hätte ihn vielleicht Mahmud und seine Familie besser unterstützt, als die Häuptlinge von Hamarwin, welche die in Zanzibar empfangenen Wohlthaten ganz vergessen zu haben schienen.

Scheich Sala, der Gouverneur von Mogduschu, hatte auf seine Umgebung einen ganz anderen Einfluß, als der alte Soliman ben-Hamed in Mörka. Révoil unterließ es nie, seinen Freitagsaudienzen beizuwohnen, wobei ihm stets mit größter Zuvorkommenheit der Ehrensitz angeboten wurde. Sobald des Reisenden Ankunft dem Gouverneur gemeldet wurde, stieg dieser stets die Stufen des Divan, auf welchem er, von seinen Soldaten umgeben, saß, herab und ging ihm entgegen. Er liebte es, das Gespräch auf die Politik zu bringen und erkundigte sich öfters sorgenvoll nach der Lage des Sultans in Konstantinopel und seinem Verhältnisse zu den europäischen Mächten; dann hörten die alten Scheichs der Stadt aufmerksam zu, trotz des Lärms, den der „Lelam" (Auktionator) verursachte, indem er alle Arten von Ausrüstungsgegenständen meistbietend verkaufte. Oefters mußte auch Révoil seine Präcisionswaffen mitbringen und deren Wirkung zum Erstaunen der Anwesenden von den Zinnen des Forts aus probiren.

Das Stadtvolk hatte bald von den Knaben, die der Reisende als Insekten- und Pflanzensammler verwendete, seinen und seines Begleiters Namen gelernt; aber während es „Julian" leicht behielt und nur in Sulian verdrehte, bezeichnete es Révoil lieber als Hakim (Doktor) und verlieh ihm sogar den Scheich-Titel, nachdem Scheich Sophi demselben den Turban nach mohammedanischer Weise zurecht gefaltet hatte. Als „Scheich Hakim" ist denn auch Révoil

heutigen Tages an der ganzen Ostküste Afrikas von Aden bis Zanzibar hin bekannt.

Von besonderem Interesse waren die Tänze der Abösch (freie Nachkommen einstiger Sklaven) oder der Sklaven bei Mondschein. Die Zahl der ersteren ist in Mogduschu ziemlich beträchtlich, indem sie fast zwei Drittel der ganzen Bevölkerung ausmachen; meist wohnen sie in Strohhütten, aber einige haben es schon zu Steinhäusern gebracht. Wenn der Abend hereingebrochen ist, stellen sich Männer und Weiber im Halbkreise einander gegenüber; zwei Männer geben auf zwei langen, verschieden gestimmten Trommeln den Takt an, nach welchem sich die Tänzer auf den Beinen zu wiegen anfangen. In der Mitte steht ein Kreis von Kindern, welche um die Fußknöchel Schelën-schelën tragen, d. h. Ringe von kleinen, hohlen, mit Steinchen gefüllten Kürbissen, die als Schellen dienen. Mitunter sind es auch nur trockene Früchte der in Mogduschu sehr häufig vorkommenden Datura stramonium. Auf ein Hornsignal beginnen sich die Kinder nach dem Takte zu drehen, während die Frauen mit einförmiger, trauriger Stimme singen. Allmählich werden die Bewegungen der Tanzenden schneller; der Kreis der Kinder geht aus einander, sie hüpfen auf die Frauen zu, welche sich erheben, und halten dabei die Zipfel ihrer Futas, kleiner Schürzen, die ihre ganze Bekleidung ausmachen, mit beiden Händen in die Höhe. Diese Tour, bei welcher die sonderbarsten Körperverdrehungen ausgeführt werden, ähnelt dem Avant-deux in der Quadrille. Auf ein zweites Hornsignal hört der Tanz plötzlich auf. Der

Der Schelën-schelën-Tanz. (Nach Angaben Révoil's.)

langsame Rhythmus, welcher beim Beginne desselben herrscht, stimmt den Zuschauer fast melancholisch; aber schließlich kann er beim besten Willen das Lachen nicht verhalten, wenn er die Negerinnen ihre Entrechats mit aller Grazie, deren sie fähig sind, ausführen sieht.

Die Somalis von Mogduschu dagegen haben einen Gesang, Ajat genannt, dem es durchaus an Lustigkeit gebricht. Der Besitzer des Hauses, in welchem Révoil wohnte, fungirte dabei als Dirigent. Die rings um ihn aufgestellten Sänger halten dabei zwei hohle Stücke Holz etwa von der Gestalt großer Weberschiffchen ohne Spule in den Händen und schlagen dieselben gegen einander, wodurch je nach der Stelle des Instruments, welche getroffen wird, ein größeres oder geringeres Geräusch entsteht. Mit einer Regelmäßigkeit, die an die Bewegungen des Metronom erinnert, schlagen die Leute ihre Hölzer zusammen, wobei sie jedesmal den Körper nach vorn biegen, während die außerhalb des Kreises stehenden Frauen mit klagender Stimme in schleppendem, mattem Rhythmus dazu singen. Der Dirigent müht sich dabei wie ein Besessener ab, um Fortes und Pianos zu erzielen, und zieht mit seinem Orchester von Thür zu Thür, um den einflußreichen Persönlichkeiten der Stadt Ständchen zu bringen. Der Ajat wird übrigens in gleicher Weise bei Hochzeiten wie bei Begräbnissen ausgeführt.

Der Iman Mahmud hatte wegen seines gespannten Verhältnisses zu den Häuptlingen von Hamarwin bisher gezögert, den Besuch Révoil's zu erwidern; endlich entschloß

er sich dazu, wählte aber vorsichtiger Weise seinen Weg über unbebautes Terrain und durch die Hinterpforte von Révoil's Hause. Dieser geleitete seinen Gast nachher nach dessen Wohnung und benutzte die Gelegenheit, von deren hohem Dache aus einige photographische Aufnahmen zu machen. Dann führte ihn der Iman selbst zu dem Thurme Abdul Aziz, welchem gegenüber der Reisende bei seiner Ankunft in Mogduschu gelandet war. Als beide dorthin sich aufmachten, ließ die Eskorte Révoil's dies sofort dem Gouverneur melden, der alsbald zehn Mann Verstärkung sandte, gleich als handelte es sich um eine Reise von einwöchentlicher Dauer. Der Thurm diente wohl einer früheren Moschee, auf deren Ruinen später eine kleinere, jetzt auch ganz verlassene errichtet wurde, als Minaret. Durch eine enge, halb vom Sande verschüttete Thür betritt man den Thurm, auf welchen eine halb verfaulte Wendeltreppe hinaufführt. Die Treppenwände sind mit einem sehr harten Cemente überzogen, auf welchem indessen keine Inschrift zu finden war. Dagegen lassen sich in der benachbarten kleinen Moschee, deren Mauern fast ganz von einer dicken Lage grünlichen Schimmels bedeckt sind, rings um den Mihrab einige Reste von persischen Inschriften unterscheiden, und im Hintergrunde des Mihrab selbst steht eine Säule von weißem Marmor mit einigen Schriftzügen in Relief, unter denen noch der Name von El-Hadschi Jussuf ben Assen und das Datum 667 der Hedschra (1250 nach unserer Zeitrechnung) zu erkennen ist. Aber ob der Hadschi selbst die Moschee erbaut hat oder

Der Ajat. (Nach Angaben Révoil's.)

dieselbe nur zu seinem Gedächtnisse errichtet worden ist, wußte Niemand zu sagen.

Wenn man das Datum 667 der Hedschra auf die Erbauung der älteren Moschee und des Thurmes Abdul Aziz beziehen dürfte, so stammte letzterer aus derselben Zeit, wie das schönste Bauwerk Mogduschus, die Moschee Fekker-ed-Din, über welche weiterhin berichtet werden wird; beide Bauten haben überdies die regelmäßigen Quadern und die persischen Inschriften gemeinsam.

Bei der Rückkehr nach der Stadt wanderte Révoil beständig über Reste einstiger Grabmäler und Wohngebäude, welche schon bis auf die Oberfläche des Erdbodens verschwunden waren. Auch viele Gräber waren vorhanden, welche sämmtlich die Gestalt eines von einer kleinen Kuppel überdeckten Rechtecks hatten; auf den vier oberen Ecken befanden sich meist kleine, an der Außenseite gezähnte Pyramiden. Ihr Inneres besteht gewöhnlich aus zwei Räumen; der eine enthält einen kleinen Mihrab, der andere das eigentliche Grab. Neben diesen Bauten finden sich noch bescheidenere Gräber, die vom Sande und der Zeit, diesen beiden langsam zerstörenden Faktoren, verschont geblieben sind; an ihnen kann man noch heute Ornamente persischen Stils aus dem 12. Jahrhundert im reinsten Geschmacke bewundern.

Da Révoil's Augen von dem langen Verweilen im hellen Sonnenlichte ermüdet waren, wünschte er sehr, einige Zeit in einer nahen Hütte auszuruhen, was aber dem Iman zu mißfallen schien. Denn es entsprach nicht seiner

Thurm und Moschee Abdul-Aziz. (Nach einer Photographie.)

Würde, unter dem Dache eines „Ner-Manjo" zu rasten. Er sprach diesen Namen so verächtlich aus, daß ihn Révoil um Auskunft bat und dabei erfuhr, daß dies Auswanderer aus der Gegend der Vorgebirge Guardafui und Hafun wären, die hier vom Fischfange lebten. Der Reisende aber, von früher her mit ihrer Sprache vertraut, machte sich diese Leute durch ein Geldgeschenk rasch zu Freunden; ihre Hütten sind denen der Midgan (Beduinen Parias im Medschurtin-Lande) ähnlich.

Von seinen früheren Begleitern war Fage in Mörka zurückgeblieben, während Hadschi Ali sich auf Urlaub befand; auch von Zanzibar kam kein neuer Diener, wie Révoil gehofft hatte. So blieb ihm nur Julian, der kein Wort Arabisch oder Somali zu behalten im Stande war. Groß war deshalb seine Freude, als ihn eines Tages ein Mann aus Gelidi, Hadschi Mahdi Nur mit Namen, in verständlichem Französisch anredete und sich ihm als Diener anbot. Derselbe hatte 14 Jahre lang als Heizer auf englischen und französischen Dampfern gedient und hatte gute Zeugnisse aufzuweisen. Er war sehr jung nach Aden gekommen, hatte dort in der früher erwähnten Somali-Kolonie gelebt, dann Dienste bei Europäern genommen, zuletzt mehrere Fahrten zwischen China und Europa gemacht und war erst vor drei Monaten in seine Heimath Gelidi zurückgekehrt. Révoil nahm natürlich diesen ihm durch den Zufall zugeführten Begleiter freundlich auf, beschenkte ihn und nahm ihn in seinen Dienst; denn durch seine Sprachkenntniß war derselbe sehr geeignet, das Personal der Karawane zu überwachen. Auch war es nun möglich, durch ihn eine Botschaft an den Sultan von Gelidi zu befördern und ihn zugleich mit einigen vertraulichen Weisungen zu versehen; ebenso sollte er die nöthigen 25 bis 30 Kameele besorgen, und an solchen war damals auf dem Markte von Mogduschu Mangel.

Grabmäler bei Mogduschu. (Nach einer Photographie.)

Mahdi Nur sparte denn auch nicht mit Versprechungen, treu und ergeben sein zu wollen, und fast bedauerte es Révoil, ihn nicht früher getroffen und zum Chef der Karawane gemacht zu haben; indessen besaß er nicht die Erfahrung Hadschi Ali's, der wiederholt den oberen Dschub besucht hatte, und dessen Klugheit und Fähigkeiten man selbst in Mogduschu rühmte.

Schon in Zanzibar hatte sich der Reisende von dem Dolmetsch des französischen Konsulats unter anderen auch einen Brief an den Sultan von Gelidi, Omar Jussuf, aufsetzen lassen, in welchem er um eine Begleitmannschaft und die Erlaubniß bat, sein Land bereisen und dort Vögel, Pflanzen u. s. w. sammeln zu dürfen. In diesem Schreiben waren nur noch Datum und Unterschrift hinzuzufügen; dann machte sich Mahdi Nur mit ihm und Briefen des Gouverneurs von Mogduschu und Salem's auf den Weg nach Gelidi, versehen mit zahlreichen kleinen Geschenken für die Seinigen.

Er war kaum abgereist, als die Häuptlinge der Wadan in Mogduschu eintrafen, um auf Verlangen des Gouverneurs wegen der Ermordung eines Kaufmanns der Stadt durch einen ihrer Stammesgenossen zu unterhandeln. Seit

dem Abende, an welchem das Verbrechen begangen worden war, hatte sich kein Mitglied jenes Stammes in die Stadt gewagt, da er dort den Soldaten des Gouverneurs hätte in die Hände fallen und von den Somalis von Hamarwin getödtet werden können. Révoil konnte der Verhandlung beim Wali leider nicht beiwohnen. Dieser hoffte die Wadan dahin zu bringen, daß sie ihm den Mörder auslieferten; aber sie weigerten sich dessen, weil sie mit Recht fürchten mußten, daß dann dessen Genossen Unruhen innerhalb des Stammes erregen würden. Dabei aber baten sie inständig um Frieden und Vergessen des Geschehenen, was ihnen auch schließlich bewilligt wurde. Ja, sie erhielten sogar noch Geschenke auf den Weg. Dieses Uebermaß von Nachgiebigkeit seitens des Gouverneurs Scheich Sala schreibt Révoil zum Theil dem Wunsche desselben zu, ihm selbst freien Durchzug bei diesem Stamme zu verschaffen. Vielleicht war aber der Umstand, daß die Wadan wieder freien Zutritt zu Markte forderten, von noch größerem Gewichte. Die Bevölkerung des Inneren hat diejenige der Küstenstädte stets in der Hand; denn erstere beherrscht die Handelsstraßen und kann durch Abfangen der Getreidekarawanen die Verproviantirung der Städte hindern; ihre Feindschaft ist also zu fürchten. Zudem ist es der Wille des Sultans von Zanzibar, daß der Frieden gewahrt bleibe, und deshalb müssen sich seine Gouverneure mitunter ganz demüthigende Bedingungen von den Stämmen des Inneren auferlegen lassen. Die beste Politik für diese Gebiete wäre, die Stämme der Somali gegen einander aufzureizen, so daß sie sich gegenseitig aufrieben und besseren, friedfertigeren Bewohnern Platz machten!

Die Aeltesten der Wadan und die Häupter von Hamarwin verließen also, bis auf Weiteres versöhnt, die Audienzhalle des Gouverneurs, und am nächsten Morgen schon erfüllten die Angehörigen jenes Stammes wieder den Markt von Mogduschu, den Mörder ausgenommen, der noch immer vogelfrei war.

Kaum war dieser Zwischenfall beigelegt, so ereignete sich ein anderer: aus irgend einem Grunde brach zwischen den Abgal und Daut Krieg aus. Am 29. Juni Morgens weckten Alarmhörner die ganze Stadt. Von dem Dache seines Hauses aus sah Révoil wohlgeordnete Abtheilungen der Abgal im Laufschritte heruntereilen; es waren ihrer 300 bis 350, fast alle mit Lanzen und Schilden bewaffnet. Einige Minuten später waren sie auf den Hügeln im Süden von Hamarwin ausgeschwärmt und hatten sich auf eine Strecke von $1^1/_2$ bis 2 km vertheilt; dadurch gelang es ihnen, eine Viehherde, die einigen gerade auf dem Markte befindlichen Daut gehörte und nur von einem Kinde bewacht wurde, zu umzingeln. Das Kind wurde der Sitte gemäß, welche auch auf die Frauen Anwendung findet, verschont; ein Somali, der diesem Gebrauche zuwider handelte, gälte für ehrlos und könnte nicht mehr in seinem Stammesverbande bleiben. Nachdem dann die Abgal insgesammt einige Vor- und Rückwärtsbewegungen ausgeführt hatten, ließen sie sich mit der größten Ruhe nieder, schlachteten das Vieh und theilten sich vor den Augen der ganzen Bevölkerung von Hamarwin in die Beute.

Nun begab sich ein Parlamentär, Mohammed Abdi Nur, zu ihnen und erbat sich Aufklärung über den Grund ihres Vorgehens und die Ursache des ganzen Krieges. In der Stadt umringten inzwischen die geschädigten Daut ein Beduinenweib, das jämmerlich schrie, und schwuren, bei erster Gelegenheit sich grimmig zu rächen; ja einer versuchte, trotz der Aussichtslosigkeit seines Vorhabens, seine Freunde zu einem sofortigen Angriffe auf die Abgals zu bewegen. Endlich gelang es dem Einflusse Mohammed Abdi Nur's, letztere zum Abziehen zu bewegen. Durch sein gutes Fernglas konnte Révoil von dem Thurme Bet-Ras aus die geringsten Einzelheiten des Vorganges verfolgen und selbst die sonderbare Tracht einer Anzahl von Kriegern erkennen. Dieselben hatten sich zum Zeichen des Kampfes eine Binde um die Stirn geschlungen und trugen nur einen kleinen Schurz groben blaugestreiften Stoffes, der den Abgal eigenthümlich ist und „Gunfo" heißt.

Abgal-Krieger. (Nach einer Photographie.)

Die Daut ließen wirklich mit ihrer Rache nicht auf sich warten: unter dem Schutze der Nacht eilten sie in ihre Dörfer, riefen ihre Stammesgenossen auf und die Ilbi zu Hilfe und lieferten schon nach 24 Stunden ihren Feinden

ein Treffen, worin mehrere Krieger fielen und die Abgal den Kürzeren zogen. Letztere flüchteten nun bis zu den Thoren von Schingani, wo sie binnen wenigen Stunden mehrere Hundert der oben beschriebenen und abgebildeten Gurgis errichteten. Ohne Lebensmittel und Geld zogen sie, Männer und Weiber, bettelnd durch die Straßen der Stadt, jeden Augenblick bereit, irgend eine Missethat zu begehen, so daß die geängstigten Bewohner die ganze Nacht unter Waffen und um große Feuer gelagert zubrachten. Die Garnison hielt sich in ihren Befestigungen, die Märkte waren verlassen, die Stadt befand sich gleichsam in Belagerungszustand, und jeden Augenblick erwartete man das Erscheinen der verbündeten Daut und Ilbi, welche diesmal in Schingani eingedrungen wären. Und das alles wegen einiger Stücke Vieh!

Die Lage wurde noch verwickelter dadurch, daß eine mit Orseilleflechten beladene Abgal-Karawane, die vom oberen Webi kam und von dem Ausbruche der Feindseligkeiten keine Ahnung hatte, den Feinden in die Hände fiel. Als die wenigen, welche verwundet entkommen waren, das neue Unheil meldeten, verloren die Abgal allen Muth und flüchteten sofort in die Wälder von Mruti, während die Bewohner Hamarwins die ersten Daut und Ilbi, welche wieder zu Markte kamen, jubelnd empfingen und bewirtheten. Gerade an der Stelle, wo die Abgal das Vieh geschlachtet hatten, wurden neue Freudentänze aufgeführt. Bei den Benadir nämlich hat die Intoleranz und der Fanatismus der mohammedanischen Glaubensprediger es noch nicht, wie bei den nördlicheren Medschurtin, vermocht, die altererbten Sitten, namentlich hinsichtlich der Tänze und des Gebrauches des Tabaks, zu beseitigen. Die südlicher wohnenden Somali haben sich die Lust an diesen weltlichen Vergnügungen bisher bewahrt, und nur wenn sich einmal das Waffenglück für die fanatisch gesinnte Partei entscheidet, werden dieselben unterdrückt, um nach einiger Zeit unter veränderten Verhältnissen wieder neu aufzuleben.

Thomson's Reise ins Land der Massai.

II. (Schluß.)

Der Schwerpunkt der Reise Thomson's scheint uns in seinem Besuch bei den Massai zu liegen, obwohl wir früher schon von verschiedenen Forschern Mittheilungen über den genannten Volksstamm erhalten haben und auch der „Globus" wiederholt Berichte über denselben gebracht hat. Wir erwähnen von letzteren nur die neueren und größeren Artikel XLIV, S. 251, XLV, S. 11 und S. 379, von denen der zuerst genannte sich mit den allersüdlichsten Stämmen, die beiden letzten aber, denen Dr. Fischer's Berichte zu Grunde liegen [1]), sich mit dem Gebiet westlich vom Kilima-Ndscharo bis zum Naiwascha-See, wo der genannte Forscher zur Umkehr genöthigt wurde, beschäftigen.

Es wird daher unsere nächste Aufgabe sein, Land und Volk nördlich vom Kilima-Ndscharo näher ins Auge zu fassen. Thomson unterscheidet im Massailande zwei deutlich von einander getrennte Theile, den südlichen oder das niedrige Wüstenland und den nördlichen Theil oder das Hochland. Die Meereshöhe des südlichen Theiles ist nicht sehr bedeutend und beträgt nur 900 bis 1200 m. Dieser ganze Landstrich ist dürr und unfruchtbar, obwohl der Boden an sich gut genug ist, aber der spärliche Regen, der nur während dreier Monate fällt, ist kaum im Stande, einigen verkümmerten Gräsern Nahrung zu verschaffen. Nur wenige Pflanzenformen, Akazien und Mimosen, kommen auf dieser trostlosen Fläche vor, die Gräser sprossen meist nur am Fuße der Höhen, längs deren Abfällen Wasserläufe niederrieseln, die sich aber im Sande verlaufen. Kein Fluß murmelt in der Fläche, wohl aber sieht man hier und da Salzkrusten, die in Folge der Verdunstung des mit Natron stark geschwängerten Wassers sich gebildet haben. (Man wolle sich der Beschreibung der Fläche von Ndgiri im ersten Theile dieses Aufsatzes erinnern.)

Eine eigentliche Ebene ist übrigens dieser Theil des Landes durchaus nicht; auf allen Seiten begegnet das Auge vielmehr bedeutenden Erhebungen, worunter sich einige der afrikanischen Riesenberge befinden; namentlich im Westen und Norden erblickt man eine bedeutende Anzahl von Vulkanen. Nur in der unmittelbaren Nähe der hohen Berge ist das Land bewohnt, im Uebrigen jedoch wüst und leer; mit Sicherheit trifft man die Massai zu allen Jahreszeiten nur an einigen wenigen, besonders günstig gelegenen Orten. Ueber den Charakter der Gegend sagt Thomson Folgendes: um denselben zu kennzeichnen, muß man die Thatsache festhalten, daß das Land der Schauplatz späterer vulkanischer Thätigkeit gewesen ist, welche in sehr junger geologischer Zeit die bereits erwähnten Berge emporgetrieben hat. Als Folge dieser Thätigkeit ist bis zu einem gewissen Grade auch die Thatsache anzusehen — wenn die Behauptung auch nach einem Kreisschluß auszusehen scheint — daß der untere Theil von Massailand als ein Depressionsgebiet unter das höhere Niveau der seitlich liegenden Tafelländer hinabgesunken ist.

Der nördliche Theil von Massailand bildet das eigentliche Hochland; rechts und links erhebt er sich bis zu 1600, in der Mitte bis zu 2750 m; über die Linie der höchsten Erhebung streicht von der Dogilaniwüste her die meridionale Mulde, welche die Seenkette (Naiwascha, Elmeteita, Nakuro und Baringo) umschließt und sich bei dem zuletzt genannten See nach rechts und nach links erweitert und ein ähnliches Gepräge annimmt, wie es die südliche Ebene zeigt. In der östlichen Hälfte erhebt sich der schneebedeckte Gipfel des Kenia und die Aberdare-Kette, welche der Achse der Bodensenkung beinahe parallel läuft. Dies ist wohl die entzückendste Gegend, die man sich im tropischen Afrika vorstellen kann, die Natur hat sie mit den Schätzen der Pflanzenwelt geschmückt und mit einer reichen Thierwelt bevölkert; überall murmeln Bäche und Flüsse im Schatten der Wälder und befruchten die Erde. Kikuju heißt der höhere Theil der östlichen Hälfte, der durch den Aequator vom nördlichen Theile getrennt wird; einige der höheren Theile sind mit dichtem Bambugebüsch bedeckt. Der größere Theil (und zwar der bessere) von Leikipia ist unbewohnt, namentlich weil die vielen Kriege die Massai so heruntergebracht haben, daß sie es für gerathen hielten, sich aus der

[1]) Mitth. der Geogr. Ges. in Hamburg 1882/83.

gefährlichen Nähe des Stammes der Wasuk zurückzuziehen. Das eigentliche Massailand umfaßt das Gebiet zwischen 1° nördl. und 5° südl. Br. Die Breitenausdehnung des Landes ist nicht überall gleich, man könnte sie im Durchschnitt zu 150 km annehmen; in diesem Gebiete leben jedoch noch einzelne Stämme, die mit den Massai nichts gemein haben, z. B. die ackerbautreibenden Wakwafi. Wie oben schon erwähnt ist, fällt namentlich im Tieflande nur sehr wenig Regen; annähernd schätzt Thomson die Menge desselben auf 38 cm in der unteren Wüstenregion und auf 76 bis 100 cm im oberen Hochlande; in den 14 Monaten, während welcher die Karawane sich in diesen Gegenden befand, ist sie nicht zehnmal vom Regen überrascht worden, in starkem Gegensatz zu den südlicheren Gegenden, wo der Regen manchmal Wochen lang nicht aufhört; weiter nördlich kommt Regen beinahe nur im Februar, März und April vor. Ist dieser Umstand für die Fruchtbarkeit des Landes ungünstig, so ist er dagegen für die Gesundheit recht zuträglich, keine Moräste mit giftigen Miasmen erzeugen da Krankheit und Tod. Die manchmal wohl allzu kalten Nächte bringen Erquickung, nachdem man am Tage bei einer Temperatur von 32° C. tüchtig transpirirt hat; die große Trockenheit macht solch große Unterschiede gar nicht einmal allzu lästig; bei einer Temperatur von 0° schliefen die Träger ohne irgend welche Decke im Freien. Häufige Hagelwetter kommen bei der großen Meereshöhe vor und sind den Karawanen sehr gefährlich, da die nicht daran gewöhnten Leute von der Küste unter dem Einfluß derselben und der sie begleitenden Kälte wie gelähmt zusammenbrechen und keiner Anstrengung mehr fähig sind, um sich zu retten; einen sonderbaren Anblick gewährt es, wenn ein solches Hagelwetter die ganze Gegend in ein weißes Leichentuch gehüllt hat und letzteres die ganze Nacht hindurch liegen bleibt und erst vor den Strahlen der Morgensonne verschwindet.

Das Volk der Massai zerfällt in etwa 12 große Stämme oder Geschlechter, mit vielen kleinen Unterabtheilungen; einige derselben werden für edler gehalten, z. B. die Ngadje Massai, die Molilian, die Leisere und die Letejo. Sie zeichnen sich durch ihre körperliche Entwickelung, namentlich aber durch den wohlgebildeten Kopf (weniger eingedrückte Nase und dünne Lippen) aus. Ohne die hervorragenden Backenknochen und etwas Mongolisches in der Stellung der Augen, ihre chokoladefarbige Haut und das gekräuselte Haar könnte man sie für Europäer halten. Von reinster Herkunft sind die Ngadje Massai am Kilima-Ndscharo, körperlich am stärksten entwickelt die Wakwafi, die eine Beimischung von Negerblut zu haben scheinen. Das ganze Land wird etwa in zehn Hauptdistrikte eingetheilt; die verschiedenen Mitglieder des Stammes werden nach der Gegend, wo sie geboren sind, näher bezeichnet; verschiedene Geschlechter leben manchmal in demselben Distrikt, gewöhnlich aber in verschiedenen Kraals. Jeder Distrikt hat seine eigenen Wappen und Wahlsprüche, die in wunderbar geschmackvoller Ausführung auf den Schilden der Krieger in Schwarz, Weiß, Roth oder Gelb aufgetragen werden. Wiewohl die Massai sehr häufig unter einander auf dem Kriegsfuße sind, vertragen sie sich gut, so lange dies nicht der Fall ist. Am furchtbarsten haben die inneren Fehden zwischen den Massai und den Wakwafi gewüthet und letztere sind dadurch und durch einige andere, gleichzeitig eingetretene Unglücksfälle an den Rand des Unterganges gebracht worden; sie verloren beinahe ihren ganzen Viehstand und mußten, um nicht Hungers zu sterben, zu anderen Stämmen ihre Zuflucht nehmen; so sind sie nach allen Richtungen hin zerstreut und haben sich zum Theil mit anderen Stämmen vermischt, zum Theil eigene Kolonien gebildet. Gewissermaßen hat dies dem Lande zum Segen gereicht; überall sind diese Kolonien Mittelpunkte des Handels geworden und außerdem zeigen diese Vorgänge, welcher Entwickelung die Massai fähig sind. Uebrigens hielt sich ein großer Theil der Wakwafi zusammen und fand theils den Weg nach Leikipia, theils nach dem Hochlande Guas'Ngischu; sie hätten da glücklich leben können, aber vor etwa 15 Jahren griffen sie die Massai wieder an; regelmäßige Schlachten wurden geschlagen, Tausende fielen im Streite; selbst die Weiber nahmen an demselben Theil, sie hielten Wache und stachelten die Krieger zum Kampfe der Verzweiflung auf; zuerst wurden die Massai bis nach Kampte zurückgedrängt; da wendete sich das Blatt, die Wakwafi wurden geworfen, sie verloren ihr Vieh, der Hunger zwang sie, ihre Kinder zu verkaufen, nur noch ein Bruchtheil des Stammes blieb übrig. Endlich glückte es demselben, Frieden zu schließen; doch war er nun auf die Bestellung des Landes angewiesen;

Ohrenstrecker der Massai.

unglücklicher noch waren die Leute von Guas'Ngischu; sie verschwanden vor den Massai, wie Spreu vor dem Winde.

Die Hütten der Massai sind etwa 1 m hoch, 3 m lang und $1^{1}/_{2}$ m breit und werden aus Zweigen gebaut, über die eine Mischung von Dünger und Lehm ausgebreitet wird; in der Regenzeit kommt noch eine Decke von Häuten dazu. Der Eingang ist so klein wie möglich, eine ausgespannte Ochsenhaut dient als Lager. Die Hütten sind im Kreise um eine große Fläche gebaut, auf welche Abends das Vieh zusammengetrieben wird, was, weil keine Reinigung stattfindet, einen etwas unangenehmen Geruch zur Folge hat; nach der Außenseite hin ist das Lager mit einem starken Verhau von Dorngesträuch umgeben. In den Hütten herrscht, wie man sich leicht vorstellen kann, große Unreinlichkeit.

Wir wollen nun, dem Beispiele Thomson's folgend, einen Massai auf seiner Lebensreise von der Geburt bis zum Tode begleiten. Die Geburt geht leicht von Statten, und mit Freuden wird ein Knabe begrüßt, eben weil er kein Mädchen ist; am anderen Tage schon geht die Mutter wieder ihren Geschäften nach, während sie den Kleinen nährt. Wenn derselbe größer wird, fängt er an, seine Zähne an dem zähen Rindsfleisch zu probiren, womit er sich dieselben, die ohnehin aus dem blauen Zahnfleische recht sonderbar herauslugen, gründlich verdirbt, d. h. sie soweit nach außen zieht, daß sie wie einzeln stehende Fangzähne erscheinen. So wächst der Kleine mit seinen Altersgenossen unter lustigen Spielen auf; Reinlichkeit scheint keine besonders gepflegte Tugend zu sein und für Kleider brauchen die Eltern nicht zu sorgen, nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten wird er mit einer wohlriechenden Salbe von Fett und Lehm bestrichen, bis er im höchsten Glanze erscheint, auf welchen er nicht wenig stolz ist. Wenn der Knabe heranwächst, erhält er einen wirklichen Bogen mit den dazu gehörigen Pfeilen, ein viereckiges Stück Schaffell wird auf seine Schulter gebunden, die Beine bleiben bloß. Anstatt wie europäische junge Herren den Schnurrbart zu pflegen, dehnt er sich die Ohrläppchen so aus, daß sie beinahe die Schulter erreichen. Erst wird ein kleines Stückchen Holz durch das Ohrläppchen gesteckt, dann folgen immer dickere, bis endlich ein 5 cm langes Stück Elfenbein quer hindurch getrieben werden kann. In Erwartung der Zeit, wo er zum Krieger erklärt wird, beschäftigt er sich damit, die Kühe und Schafe zu hüten, wodurch er sich zugleich einige praktische geographische Kenntnisse seiner Heimath erwirbt, die er dadurch, daß seine Eltern ihren Aufenthaltsort häufig wechseln, noch weiter ausdehnt. Wenn ein solcher Ortswechsel eintritt, trägt der Esel die eine, die Familienmutter die andere Hälfte des Hausraths; letztere erbaut auch die Hütte, in der trockenen Zeit geht es nach dem Hochlande. Nebenher hört der Knabe auch wohl von einem höheren Wesen (Ngai), welches auf dem Kilima-Ndscharo wohnt, und dessen Stimme sich aus dem Doenje Engai, einem noch thätigen Vulkane, vernehmen läßt. Während der Knabe heranwächst, übt er sich im Gebrauch der Waffen, die er jedoch immer nur noch an Thieren des Waldes erproben darf; auch muß er sich mit der Nahrung der Nichtfechter, geronnener Milch, Mais, Hirse und Rindfleisch begnügen. Wenn er 14 Jahre alt geworden ist, sucht er sich ein rohes und wildes Ansehen zu geben; er zieht seine Stirne kraus, er bemüht sich, wüthende Gesichter zu schneiden, wodurch er sich zu einem Gegenstande der Bewunderung für die Knaben, der Zuneigung für die Mädchen macht. Endlich ist die Zeit gekommen, daß er ein Krieger werden soll; die Beschneidung wird an ihm vollzogen und er erhält seine Waffen, d. h. sein Vater macht mit ihm eine Rundreise bei den unterworfenen Stämmen, um ihm, natürlich ohne Bezahlung, Schild und Speer zu verschaffen; letzterer besteht aus einer eisernen Spitze von 76 cm Länge, einem hölzernen Schaft von 38 cm und einem eisernen Unterende von 46 cm. Die eiserne Spitze ist beinahe in ihrer ganzen Länge 5 bis $7^{1}/_{2}$ cm breit, bis sie plötzlich spitz zuläuft. Ein Schwert und ein fürchterlicher Streitkolben vollenden seine Ausrüstung. Auch seine äußere Erscheinung soll andeuten, daß er ein Krieger geworden ist; sein Haar wird in einen Schopf von einzelnen Strängen verarbeitet, wobei diejenigen, welche über die Stirn fallen, kürzer abgeschnitten werden; anstatt des elfenbeinernen Ohrenstreckers trägt er jetzt eine schwere Quaste von Eisenketten; den Hals verziert er mit einem Halsbande von gewundenem Eisendraht, das Handgelenk mit einem breiten Armbande von Perlen. Um die Knöchel werden Streifen von dem schwarzen Fell des Colobusaffen gebunden, eine dicke Lehmschicht, welche durch einigen Zusatz von Fett weicher und geschmeidiger gemacht ist, bedeckt Kopf und Hals. Den Schluß des Ganzen bildet ein allerdings sehr kleines Mäntelchen von Ziegenfell, welches nur Brust und Schultern bedeckt.

Bis dahin hat er für einen Knaben gegolten und hat in dem Kraal der verheiratheten Leute leben dürfen, nun aber zieht er in einen entfernteren Kraal, in welchem lauter junge Leute beiderlei Geschlechts wohnen; einige Rinder giebt ihm sein Vater zu seinem Unterhalte dorthin mit. In diesem Lebensalter hat der den edleren Stämmen angehörige Massai-Jüngling sich meistens gut entwickelt, die meisten erreichen 1,85 m Höhe; sie sind nicht herkulisch gebaut, sondern gehören mehr dem Apollotypus an; viele kann man wirklich schön nennen. Ungünstig wirkt nur die Verunstaltung des Gebisses, von dem die zwei unteren mittleren Schneidezähne ausgezogen sind; Tatuirung kennt man nicht, wohl aber haben die Männer auf dem Lande fünf bis sechs Brandwunden.

Wir müssen, da von jetzt an das Leben beider Geschlechter ein gemeinschaftliches wird, ehe wir weiter fortfahren, einige Worte über die jungen Mädchen beifügen. Zunächst sei die Bemerkung Thomson's an die Spitze gestellt, daß die Massaimädchen die hübschesten sind, die er je in Afrika gesehen habe; nur haben sie, ebenso wie die Männer, dunkles Zahnfleisch und schlecht gestellte Zähne; das Haar ist vollständig wegrasirt. Eine gegerbte Ochsenhaut, von der die Haare abgeschabt sind, wird togaartig über der linken Schulter getragen und geht unter dem rechten Arme durch; ein Perlengürtel hält dieselbe an der Hüfte zusammen, so daß nur ein Bein frei bleibt, manchmal fällt diese Haut von der Schulter und läßt die ganze Brust entblößt. Der eigenthümliche Schmuck erfordert eine eingehendere Beschreibung. Um die Beine wird vom Knöchel bis zum Knie Telegraphendraht in engen Spiralwindungen herumgelegt; ist dieser Schmuck einmal angelegt, so muß er auch liegen bleiben, weil es mehrere Tage schmerzhafter Arbeit erfordert, ihn an Ort und Stelle zu bringen. Er verkümmert übrigens die Entwickelung der Wade, so daß die Massai-Frauen wie auf Stelzen zu gehen scheinen; um den Arm wird ähnlicher Schmuck getragen und das Gewicht einschließlich des vom gleichen Eisendraht gebildeten ungeheuren Halskragens beläuft sich auf etwa 30 Pfund; außerdem werden noch Perlen und Eisenketten um den Hals gelegt. Der Jüngling, der in den Kriegerkraal eintritt, wird bald mit den Geheimnissen desselben bekannt gemacht. Was die Speisen betrifft, so herrscht eine strenge Regel: nur Fleisch von Rindern, Ziegen und Schafen und abwechselnd hiermit Milch ist erlaubt; eine verbotene Speise

genießen heißt sich die Entfernung aus der Kaste zuziehen; es gilt schon als eine ungeheure Beleidigung, wenn man einen Massai nur zum Genuß einer solchen einladet. Im Kraal darf bloß frische Milch genossen werden, und nur, wenn bei einem Krieger der Wunsch nach Fleischnahrung gar zu lebhaft wird, darf er sich, begleitet von einigen Kameraden, einer Köchin und einem Rinde, nach einer einsamen Stelle im Walde zurückziehen. Zunächst müssen dort die Krieger tüchtig purgiren, um alle Milchnahrung aus ihrem Körper zu entfernen; dann erst wird das Rind durch einen Schlag vor den Kopf oder einen Stich in den Nacken getödtet. Hierauf öffnet man eine Ader, um das Blut zu trinken, welches den Massai das für den Organismus nöthige Salz liefert. (Salz in gewöhnlicher Form wird nie genossen.) Binnen weniger Tage ist das ganze Rind verzehrt, worauf die Leute in das Lager zurückkehren. Der Verkehr der beiden Geschlechter ist ein vollkommen freier, ohne daß der Jüngling oder das Mädchen an eine bestimmte Person des anderen Geschlechtes gebunden wäre. Hat der Umgang Folgen, so wird die Frau getödtet. Im gewöhnlichen Leben hat der junge Krieger eigentlich nichts anderes zu thun, als dem schönen Geschlecht den Hof zu machen, alle Arbeiten werden von Dienstboten verrichtet, nur der Wachtdienst erfordert besondere Aufmerksamkeit, da ein Kriegerlager mit keiner Dornenhecke umgeben werden darf. Von Zeit zu Zeit werden allerlei Uebungen vorgenommen und auch Tänze aufgeführt, die jedoch mit dem Lärm, den die Neger bei allen derartigen Gelegenheiten machen, nicht die mindeste Aehnlichkeit haben; auch Musik ist unbekannt, mit Ausnahme der bei Feierlichkeiten ertönenden Gesänge.

Der ganze Kraal steht unter den Befehlen eines erwählten Leitunu oder Hauptmanns, der unumschränkte Gewalt über Leben und Tod besitzt. Er ist Richter und leitet den Krieg, führt aber eigenthümlicher Weise die Mannschaft nicht selbst in der Schlacht an, sondern überläßt dies dem Leigonani, welcher für gewöhnlich der öffentliche Anwalt des Kraals ist und die Verhandlungen bei Streitigkeiten leitet; erst wenn der Kampf zum Aeußersten gekommen ist, stürzt sich der Leitunu mit seiner Leibwache in den Kampf. Außer diesen absoluten Herren, deren Wahl aber widerruflich ist, kennen die Krieger keine weiteren Herrscher. Uebrigens geht es unter ihnen bei allen Versammlungen sehr formell her, namentlich sollen ihre Redekämpfe, mit denen sie die Entscheidung herbeizuführen suchen, ganz bewunderswerth sein. Wenn ein Raubzug nach der Küste beschlossen ist, wird das Unternehmen mit vieler Feierlichkeit in Scene gesetzt, wobei natürlich auch allerlei Zaubermittel eine Rolle spielen. Bei solchen Gelegenheiten wird die Kriegskleidung angelegt; vom Halse abwärts wallt die Naibere, ein etwa 2 Meter langes, $^2/_3$ Meter breites Stück Tuch mit einem längs der Mitte aufgenähten Streifen von bunter Farbe; um den Hals sitzt ein ganz ungeheurer Kragen von Habichtsfedern, der Mantel von Ziegenfell ist um die Taille gerollt, um die Arme frei zu lassen. Das Haar wird in zwei Zöpfen, einer vorn, einer hinten, zusammengebunden, auf dem Kopfe trägt der Massai eine Kappe von Straußenfedern, die einen elliptischen Kranz um das Gesicht bilden. Die Beine sind mit Fellen des Colobus-Affen geschmückt, welche wie Flügel von den Waden abstehen; sein Leib ist mit der gewöhnlichen Salbe von Fett und Lehm eingerieben; Speer, Schild, Schwert und Keule vervollständigen die Ausrüstung. Weit und breit machen die Massai das Land mit ihren Raubzügen unsicher; wir können die Beschreibung eines solchen füglich übergehen und nehmen die Erzählung erst bei der Vertheilung der Beute wieder auf. Ein großer Theil derselben gehört dem Leibon Mbaratien, dem größten Zauberer des Landes, weil er nämlich den Kriegern eine so kräftige Medicin gegeben hat, daß sie im Stande waren, den Gegner zu besiegen; über den Rest der geraubten Gegenstände kommt es oft zum blutigen Streite, so daß manchmal bei der Theilung mehr Menschen getödtet werden, als im Entscheidungskampfe. Ein solcher Todtschlag bleibt übrigens ungeahndet; wenn er aber mit Hinterlist begangen ist, wird er mit 49 Rindern gebüßt. Die im Streite gefallenen Helden werden feierlich bestattet; anders diejenigen, die zu Hause sterben: sie werden den Geiern und den Thieren der Wüste zum Fraß hingeworfen und die Knochen, welche diese übrig lassen, verächtlich mit dem Fuße zur Seite gestoßen. Oft wird der Streit durch Zweikämpfe in größerem Maßstabe entschieden.

So bleibt der junge Mann im Kriegerkraal, bis sein Vater stirbt; der älteste Sohn erbt alle Herden und, da er sich nicht mehr so stark und kräftig wie früher fühlt, entschließt er sich, zu heirathen. Er sucht sich nun eine Schöne aus, die er um den Preis einer gewissen Anzahl Rinder kauft; ehe der Bund aber geschlossen werden kann, muß sie sich einer Operation unterwerfen, und auch nach ihrer Genesung muß die Feierlichkeit bis zur Zeit des Kalbens verschoben werden, da Milch nothwendig zur Feier der Honigmonate gehört. Ihr Haar, welches die Braut seit dem Verlöbniß hat wachsen lassen, wird bei der Hochzeit wieder abgeschnitten. Bei dieser Gelegenheit legen die Neuvermählten einen neuen Ohrenschmuck an, auch steckt sich die Frau von nun an zwischen zwei Häute, von denen eine von den Schultern, die andere von den Hüften herunterhängt, und eigenthümlicher Weise muß der Mann nun die Kleider, welche seine Frau als Mädchen getragen, anziehen und einen Monat lang gebrauchen.

Mit der ehelichen Treue wird es nicht sehr streng gehalten; Hauptzweck der Ehe ist es, möglichst viele Kinder zu bekommen. Nahte sich doch einmal ein ansehnlicher und reicher Massai, begleitet von seiner jugendlichen und hübschen Frau, dem weißen Reisenden und die Schöne äußerte mit Zustimmung ihres ältlichen Gatten denselben Wunsch wie die karthagische Königin dem frommen Aeneas gegenüber, „um sich später noch an den entfernten weißen Reisenden zu erinnern“. Namentlich die Ankunft einer Karawane wird mit Hinsicht auf das vorher Gesagte mit Freuden begrüßt, und es sind die Frauen, welche den Verkehr anbahnen und lebhaft unterhalten. Wenn die erste Frau alt und häßlich wird, nimmt der Massai eine zweite und, wenn es nöthig wird, noch weitere; bei dieser Gelegenheit muß die erste Frau allen Eisendraht ablegen, der gebraucht wird, um die neue Gebieterin zu schmücken.

Nächst den Massai wäre der Stamm der Andorobbo (Wandorobbo bei den Suaheli) zu nennen. Derselbe ist über ganz Massailand zerstreut und lebt ausschließlich von der Jagd, da er weder Ackerbau noch Viehzucht betreibt. Antilope, Büffel und Elefant verschaffen ihm Fleisch, namentlich der letztere und gewöhnlich findet man sie nur da, wo derselbe häufig vorkommt. Meistens sind ihre Dörfer nur klein; die Massai schonen sie, da sie die Händler von der Küste an sich locken, wodurch den erstgenannten gewöhnlich eine hübsche Beute zufällt. Auch sind sie selbst die Unterhändler, deren sich die Massai bedienen, um sich die nöthigen Bedürfnisse zu verschaffen. Die Sprache der Andorobbo ist mit der der Massai verwandt; außerdem sind erstere im Stande, sich ganz fließend in der Sprache der letzteren auszudrücken. Im Allgemeinen gleichen sie den unteren Klassen der Massai, sitzen jedoch

fortwährend in ihren regelmäßig gebauten Dörfern; den Massai, von welchen sie als eine Art Leibeigener betrachtet werden, verfertigen sie Schilde für die Krieger und grobe irdene Kochtöpfe für die Weiber. Zur Elefantenjagd bedienen sie sich einer eigenthümlichen Waffe, die äußerlich dem Wischer einer Kanone ähnlich sieht. Am dicken Ende sitzt ein Dorn, einem dicken, kurzen Pfeile ähnlich, der etwa 4 Centimeter lang und an der Spitze mit dem tödtlichen Gift des Murdju eingeschmiert ist. Mit dieser Waffe wird der Elefant aus nächster Nähe angegriffen, der Pfeil löst sich bei dem Stoße ab und bleibt im Körper des Thieres zurück; wenn es nöthig ist, wird eine zweite Spitze eingesetzt und der Stoß wiederholt, gewöhnlich aber stirbt der Elefant bald; ganze Herden sollen in solcher Weise vernichtet werden. Es ist unmöglich, die Geschicklichkeit und Verwegenheit dieser Jäger zu beschreiben.

Die Wakwasi stammen ursprünglich gewiß vom Stamme der Massai ab, haben sich jedoch nach dem Verluste ihres Viehes von jenen getrennt. Sie sind jetzt auf die Bebauung des Bodens angewiesen, doch scheint der Vegetarianismus ihnen nicht gut zu bekommen, denn was ihr Aeußeres betrifft, können sie sich nicht neben ihren Stammverwandten sehen lassen; namentlich die Frauen haben die schlanke Gestalt der Massaifrauen verloren und nähern sich dem Negertypus. Die Häuser dieser Leute sind nach Art der Heuschober gebaut, der Flur liegt tiefer als das umgebende Erdreich; übrigens sind die Hütten klein und unansehnlich. Die Verhaue von Dorngesträuch, die auch hier das Lager umgeben, bringen unter Umständen mehr Gefahr als Nutzen, da sie leicht in Brand gesteckt werden können. In ihrem Leben sind sie den Massai ähnlich, doch wohnen verheirathete und unverheirathete Leute in demselben Kraal neben einander, und zwar in beständiger Angst, von den Massai erdrückt zu werden. Ihre Aecker bestehen aus dem fruchtbarsten Boden, der vom Gebirge heruntergewaschen und über eine ziemlich gleichmäßige Ebene im Süden des Landes ausgebreitet worden ist; derselbe wird jedoch infolge der großen Trockenheit der Luft und der sehr geringen Regenmenge hart und unfruchtbar. Diesem Uebelstande zu begegnen, haben sie ein ganz ausgezeichnetes Bewässerungssystem eingeführt, wodurch ihnen die Möglichkeit geboten ist, Hirse und Melonen zu pflanzen. Hierdurch und durch den Ertrag der Jagd und der Fischerei sind sie im Stande, ihren Bedürfnissen zu genügen, im Nothfall essen sie übrigens auch Ratten.

Ebenso wie dieser Stamm sind auch die Wandjems ganz besonders ehrlich; einer der bemerkenswerthesten Züge bei ihnen ist die Vertraulichkeit, mit der Frauen und Mädchen sich Thomson näherten; sie waren in seiner Hütte wie zu Hause und untersuchten Alles, ungeniert setzten sie sich auf seine Knie und zwangen ihn, sein sehr bewundertes Kunststück, das Ausziehen und Einsetzen seiner Zähne, zu wiederholen. Ein ähnliches Experiment, mit welchem Martin sich Lorbeeren erwerben wollte, mißglückte und wäre ihm beinahe schlecht bekommen; er hatte nämlich erzählt, man könne ihm einen Finger abschneiden, er sei dann im Stande, denselben wieder anzusetzen. Er hielt dabei einen Finger in die Höhe, doch ehe er sich dessen versah, war derselbe durch einen kräftigen Schnitt beinahe abgetrennt. Auch der Spiegel, dessen Zweck sie bald erfaßten, war den Schönen des Landes eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens; sie fingen bald an, von demselben Gebrauch zu machen, um zu sehen, ob ihre Schmucksachen richtig saßen. Die Photographien europäischer Damen besahen sie mit großem Vergnügen, sie glaubten fest, daß es lebende Wesen seien; Thomson erklärte ihnen jedoch, daß dieselben schliefen oder ausgegangen seien, und diese Erklärung befriedigte sie vollständig.

Eine eigenthümliche Erscheinung hat Thomson bei verschiedenen Stämmen gefunden: die Leichtigkeit, mit welcher die Bergbewohner sich selbst auf sehr große Abstände einander verständlich machen können. Einmal sah er einen Mann quer über ein tief eingeschnittenes Thal einem anderen zurufen, der kaum noch zu erkennen war, und doch erhob er seine Stimme durchaus nicht; die Antwort konnte Thomson mit vollkommener Deutlichkeit verstehen.

Die Wakawirondo am Victoria-Njanza stechen äußerlich sehr von den Massai ab; sie sind, wie es scheint, mit den Negern verwandt. Ihr Gebiet liegt nicht, wie es die früheren Karten angeben, an der Ostseite des Sees, sondern an der nordöstlichen Ecke desselben; dasselbe dehnt sich ungefähr 30′ nördlich und ebenso viel südlich vom Aequator aus und bedeckt noch einen beträchtlichen Theil des Gebietes, der auf der Stanley'schen Karte als zum See gehörig dargestellt wird. Von allen den Stämmen, die Thomson besucht hat, nannte er sie den gesittetsten, trotzdem sie so wenig Kleider tragen. Sie betrieben an einer Stelle regelmäßigen Bergbau, dessen Produkte in Schmelzwerken verarbeitet wurden; täglich wurden 15 bis 20 Pfund Eisen gewonnen. Das Material wissen sie in sehr geschickter Weise zu verarbeiten und sie verstehen es sogar, viereckigen Eisendraht zu verfertigen, der ähnlich wie bei den Massai zum Schmuck verwendet wird. Trotz anfänglichen Widerstandes kam man mit ihnen auf guten Fuß; Tanzfeste wurden gegeben und die Schönen in die Geheimnisse eines europäischen Walzers eingeweiht; ein kleiner Diebstahl, dessen Objekt durch Gewalt zurückerobert wurde, konnte das Vergnügen nur vorübergehend stören;

Töchter des Häuptlings von Massala.

im Gegentheil waren die Eingeborenen später so zutraulich, daß sie sich sogar photographiren ließen; eine Probe davon zeigt unser zweites Bild.

Daß Thomson ein großer Jäger ist, haben wir bereits aus dem Berichte über seine erste Expedition vernommen; übrigens war es auch die Nothwendigkeit, welche ihn anhaltend zwang, zur Büchse zu greifen. Denn nur das große Wild verfolgte er, Geflügel und niederes Wild blieben unbeachtet und werden nur so nebenher erwähnt, aber Zebra, Büffel, Rhinoceros, Elefant und Nilpferd fielen seinem Geschoß zum Opfer, meistens um ihm den Braten zu liefern, dessen er und seine Leute so dringend bedurften. Daß die Sache nicht immer gefahrlos war, ist leicht erklärlich. Bald war er in Gefahr, von einem Rhinoceros todt getreten, oder von einem Löwen angegriffen zu werden; dann wieder hatte er sich verirrt in der gefährlichen Einsamkeit und nichts deutete ihm die Richtung an, in welcher er seine Gefährten zu suchen hatte; doch ging er unverzagt auf die Jagd, wenn auch manchmal seine Hand vom Fieber zitterte und der sonst so sichere Schütze sein Ziel fehlte. Am schlimmsten spielte ihm ein wilder Stier mit, der ihn über sich wegschleuderte; von den Folgen der Begegnung haben wir oben schon gesprochen. Aber sonst hat auch bei dieser Expedition das unwandelbare Glück, welches Thomson auf seiner ersten Reise zur Seite stand, ihn nicht verlassen.

Das südwestliche Turkmenien, das Land der Saryken und Saloren [1]).

Chr. II. Der durch seine Reisen im Lande der Turkmenen bekannte Ingenieur Lessar hat in der December-Sitzung des vorigen Jahres der Kaiserl. Russ. Geographischen Gesellschaft ein Memoir über das südwestliche Turkmenien verlesen, dem wir Folgendes entnehmen.

I.

Lessar, der schon in den Jahren 1882 und 1883 zu verschiedenen Malen das von Turkmenen bewohnte Gebiet besuchte (s. „Globus" Bd. 43, S. 101, 123 und 136), hatte damals keine Möglichkeit gehabt, den Landstrich südlich von Merw, das Thal des Murghab, kennen zu lernen. Erst die Unterwerfung der Turkmenen von Merw unter das russische Scepter, wodurch die Saryk-Turkmenen unmittelbare Nachbarn der Russen wurden, gestattete es, ohne Gefahr ins Murghab-Thal zu gelangen. In dem oben genannten Vortrage giebt Lessar nun als Einleitung zuerst eine kurze Schilderung der Vorgänge bei der Besetzung Merws durch die Russen und dann weiter eine Beschreibung seiner damals unmittelbar nach der Besetzung Merws ausgeführten Reise von Merw über Jolatan nach Pende [2]) und zurück. Einiges aus dieser Reiseschilderung mag hier mitgetheilt werden.

Nachdem am 3. (15.) März 1884 das russische Detachement am linken Ufer des Murghab gegenüber der Teke-Festung Kouschut-chan-Kala in der Oase Merw ein Lager aufgeschlagen, machte sich Lessar sofort am anderen Tage auf den Weg. Mit ihm ritten fünf Turkmenen, welche ihn bereits früher begleitet hatten, ein Dolmetscher Chatym und ein Merwer Kary-Jagdy, ein vortrefflicher Kenner aller Steppenwege. Der Weg bis zur Oase Jolatan bietet nichts Bemerkenswerthes. Die Befestigung dieses Namens liegt auf einer Anhöhe des linken Murghab-Ufers; die Einwohner, geführt von einem ihrer Aeltesten, Sary-chan, kamen dem Reisenden entgegen, um ihn unter offenkundigen Freudenbezeugungen zur Festung zu geleiten. Jetzt wurde mit Sary-chan über die Weiterreise nach Pendschdeh verhandelt: man bot dem Reisenden ein Geleit von 12 Reitern an; er schlug es aus und wünschte nur zwei oder drei mit den Wegen der Steppe bekannte Leute bei sich zu haben. Das erschien den Einwohnern von Jolatan zu wenig — endlich gab Lessar nach, daß ihn sechs Saryk-Reiter, darunter zwei erfahrene Steppenführer, begleiten durften. Ehe er Jolatan verließ, sah er sich die Ansiedelung an und besuchte, einer Einladung folgend, die Läden der hier wohnenden Juden. Die Juden haben hier etwa 15 oder 16 stets offene Läden; die Turkmenenhändler dagegen schlagen ihre Läden nur an den Markttagen auf. Um den Reisenden zu begrüßen, versammelten sich alle angesehenen Juden; ihr semitischer Typus hat sich in seiner ganzen Reinheit erhalten. Sie äußerten ihre unverhohlene Freude über die Ankunft der Russen: freilich verfolge man sie nicht wegen ihrer Religion, man fordere auch nicht ihren Uebertritt zum Islam, aber sobald sie nur einen gewissen Wohlstand erreicht hätten, so würden sie unbedingt ausgeplündert, wie es ihnen noch vor Kurzem widerfahren sei. Würden ihnen die Russen helfen? Lessar erwiderte, über das Geschehene könne nicht mehr abgerechnet werden; neue Gesetze und die Macht der Russen seien aber Bürgschaft für eine gesicherte Zukunft. Die jüdischen Kaufleute waren in Buchara, in Samarkand, in Indien gewesen; sie sind in Herat erzogen, woselbst zwei jüdische Schulen existiren; von Europa haben sie eine richtigere Vorstellung als die Turkmenen, wissen etwas von ihren Glaubensgenossen, kennen Rothschild und äußerten, er leihe selbst dem Kalifen Geld. Beim Abschiede theilte ein alter Jude den Reisenden mit, daß schon gestern ein Reiter nach Pendschdeh abgefertigt sei, um daselbst die bevorstehende Ankunft Lessar's zu melden. — Am Abend des 7. (19.) März verfaßten die Turkmenen-Chane eine Bittschrift, die Einwohner von Jolatan in die russische Unterthanschaft aufzunehmen; am andern Morgen sollten die Abgesandten damit ins russische Lager nach Merw reiten.

Am 8. (20.) März, Morgens 9 Uhr, verließ Lessar seine Gastfreunde, nachdem er Sary-chan 50 Kran (ca. 30 Mark) geschenkt hatte, und setzte seinen Ritt nach Kurdschukli fort, woselbst genächtigt wurde. Als er von hier einen Ausflug in der Nähe machte, um die Ruinen eines Dammes zu besichtigen, und sich dabei von zwei Teke und zwei Saryken begleiten ließ, so wollten durchaus alle Teke ihn begleiten, weil sie nicht allein mit den Saryken zurückbleiben wollten; so wenig trauten sie diesen. Lessar aber ließ sie

---

[1]) Nach dem Russischen P. M. Lessar's in den „Nachrichten der Kaiserl. Russ. Geograph. Gesellschaft" 1885, 1. Lieferung, S. 1—80.

[2]) Lessar und nach ihm alle russischen Zeitungen schreiben Pende und nicht Pendsch-deh (oder nach englischer Orthographie Penjde), wie die deutschen Blätter. Letzteres ist etymologisch das bessere; der Name bedeutet „die fünf Dörfer".

Das südwestliche Turkmenien.
(Nach P. M. Lessar und den Aufnahmen der englischen Grenzkommission.)

zurück, gerade, um den Saryken keine Gelegenheit zum Mißtrauen zu geben.

Der Weg ist verhältnißmäßig gut; er zieht sich bald näher, bald weiter vom Flusse entfernt hin. An einer Stelle, Imam genannt, befindet sich ein weit ausgedehnter Begräbnißplatz; daneben die Grabmäler zweier Heiligen mit persischen Inschriften, außerdem Gräber vieler Leute, welche bei Raubzügen umgekommen sind. In früherer Zeit galt der Weg von Merw nach Pendschdeh für den allergefährlichsten der Steppe, und man kann kaum eine Werst weit reiten, ohne auf ein oder zwei Gräber zu stoßen. Stöcke mit daran hängenden Lappen weisen darauf hin, daß hier die Opfer eines Raubzuges (Alaman) liegen, größtentheils Hirten und Kaufleute. Viele Ruinen und Trümmerhaufen lassen schließen, daß die Gegend einst belebter war als jetzt, und man darf erwarten, daß nun nach Wiederherstellung der Ruhe die Straße hier wieder belebter werde, weil die Ufer des Murghab geeigneter zur Ansiedelung sind, als die des Heri-Rud.

In der Nähe von Imam kamen den Reisenden sieben Saryk-Reiter entgegen, welche offenbar von einem Raubzuge (Alaman) heimkehrten; ihr Anführer hieß Ana-nefes vom Stamme Mdschend; ihnen folgten etwa 30 Leute anderer Stämme. Sie gaben vor, nach Seïstan gezogen zu sein und erzählten, der Raubzug sei nicht von Erfolg begleitet gewesen: die Perser waren vorbereitet und die Räuber mußten unverrichteter Sache umkehren. In Pendschdeh hatten sie die Besetzung Merws vernommen und darauf beschlossen, aus einander zu gehen und nach Haus zu ziehen; Ana-nefes mit den übrigen Reitern seien bei der Fuhrt Jungenli zurückgeblieben. Die Teke-Begleiter Lessar's wurden dadurch beunruhigt; sie trauten nicht einmal den mit ihnen ziehenden Saryken und hielten die Nachbarschaft einer Räuberbande von Saryken für äußerst gefährlich. Die Verhandlungen wurden mit großer Vorsicht gepflogen, und die Teke riethen, auf dem Marsche stets bei einander zu bleiben. Doch nicht allein die Teke zeigten Furcht; einige Hirten, welche die Lessar'sche Reiterschar erblickten, ergriffen sofort die Flucht und konnten nur mit Mühe beruhigt werden; sie hatten geglaubt, Räuber aus Merw vor sich zu sehen. Zur Nacht blieben die Teke nicht an der Straße, sondern wählten einen offenen Platz seitlich an derselben zum Nachtlager, um den Blick allseitig frei zu haben; drei Leute wachten abwechselnd die ganze Nacht hindurch. Die Saryken schliefen gleichfalls nicht, weil sie Ana-nefes in der Nähe wußten; andererseits waren sie in Unruhe wegen Lessar's: sie hatten ihn beredet, nach Pendschdeh zu reiten und waren doch nicht sicher, wie man ihn daselbst empfangen würde. Die ganze Nacht hindurch beriethen sie sich; endlich bei Tagesanbruch ritt einer der Saryken, Seis-batyr, welcher in Pendschdeh ansässig war, voraus, um den Empfang vorzubereiten, und bat Lessar, nicht eher über Jungenli hinaus zu gehen, bevor er ihm nicht mit den Chanen von Pendschdeh entgegen käme. Lessar selbst war dagegen in Betreff des Empfanges in Pendschdeh vollkommen beruhigt: die Besetzung Merws hatte einen tiefen Eindruck auf die Steppenbewohner gemacht, das wußte er; solche Begebenheiten verursachen länger oder kürzer anhaltende Furcht und Unentschlossenheit, und unterdeß kann Jedermann ungefährdet sich hinwenden, wohin es ihm beliebt.

Vor Pendschdeh erfuhr Lessar, daß die Saryken in Betreff des nicht gelungenen Raubzuges gelogen hatten; die Räuber hatten ein Grenzdorf überfallen, 12 Perser gefangen genommen und sofort an die Gersek-Turkmenen verkauft. Die letzteren genießen sogar unter den Saryken keines guten Rufes und werden von allen übrigen Stämmen für ausgemachte Diebe gehalten.

Kurz bevor der Fluß Kuschk in den Murghab mündet, überschreitet die Straße den Murghab mittels einer aus alter Zeit stammenden Brücke, genannt Dasch-Köpri; nahe dabei ist zwischen Murghab und Kuschk ein Hügel, Ak-tepe mit Namen. Bald nachdem Lessar mit seiner Schar die Brücke passirt, kamen ihnen die Stammältesten von Pendschdeh entgegen, offenbar reiche, sauber gekleidete Leute auf guten Pferden. — Lessar wurde zunächst von einem der Stammältesten in ein noch ganz neues mit guten Teppichen versehenes Zelt geführt; dann machten sich die Turkmenen sofort daran, einen Holzhaufen anzuzünden, denn so groß auch die Hitze sein mag, das Anzünden eines Feuers gehört einmal zum ehrenvollen Empfange eines Gastes. Der Wirth war nicht unzufrieden, als Lessar sich das Anzünden verbat: das Holz ist nämlich dort sehr theuer und muß von Kala-i Mor und Tschemen-i-bid (am Kuschk-Flusse) her geholt werden.

Man gönnte dem Reisenden nur kurze Zeit zur Erholung; dann begannen die Besuche und Gespräche. Es war interessant, diesen Räubern zuzuhören; nach ihren eigenen Berichten hatten sie niemals andere Leute überfallen, im Gegentheil, sie hatten allerlei zu erdulden gehabt; sie fanden es daher gerechtfertigt, daß der „Weiße Zar“ sie beschützen werde und daß, nachdem Merw den Turkmenen abgenommen sei, es nun ihnen, den Saryken, zurückgegeben werde, deren Väter einst jenes Land besessen hätten; dabei hofften sie aber ihre Selbständigkeit sich bewahren zu können, d. h. ihre Nachbarn nach Herzenslust berauben zu dürfen. Lessar antwortete ihnen unter anderem: die Russen wünschten Ruhe und Frieden; die Saryken könnten thun, was sie wollten, unabhängig bleiben oder nicht, doch möchten sie dessen eingedenk sein, daß, wer sich einfallen ließe, zu rauben, strenge bestraft werden würde.

Am anderen Morgen, 12. (24.) März wurden die Besuche fortgesetzt; dann besichtigte Lessar die Ansiedelung der Saryken. Befestigungen sind keine vorhanden, die alten bei Könje (Alt-) Pendschdeh und bei Taza Pendschdeh liegen jetzt in Trümmern. Gelegentlich werden in den Ruinen goldene Münzen gefunden. Als Lessar in Begleitung eines Teke und eines Saryken Pata-Serdar durch die Oase ritt, wurde er überall freundlich empfangen, nur die turkmenische Neugier fiel ihm oft lästig. Aus Jolatan waren Abgesandte nach Pendschdeh gekommen, zugleich war eine Waaren-Karawane eingetroffen: das Kameel an der Spitze derselben trug eine große Glocke und verkündigte schon von weitem die Ankunft der Karawane; die Leute versicherten, daß bisher erst in Dasch-Köpri die Glocke angehängt worden sei; jetzt, seit die Russen Frieden gemacht, töne die Glocke auf der ganzen Strecke von Jolatan ab. Die Saryken wünschten, Lessar sollte längere Zeit in Pendschdeh verweilen, sie wollten eingehend mit ihm verhandeln; er entgegnete aber, zu Verhandlungen sei er nicht bevollmächtigt; wer das wolle, solle nach Aschabad gehen.

Am 13. (25.) März verließ er Pendschdeh und betrat nach kurzem Marsche das Thal des Flusses Kuschk, das auf beiden Seiten von Hügeln begrenzt wird. Der Hügel wegen ist die Bewässerung der Aecker schwierig. Am anderen Tage überschritt er den Kuschk und wandte sich nach Südwesten, einem Nebenfluß des Kuschk, dem Egri-gök folgend, um dann gerade nach Westen auf Ak-Rabat loszugehen, woselbst er bereits im August 1882 gewesen war. Dort wurde das Nachtlager aufgeschlagen. Ak-Rabat liegt in Trümmern; die noch hier und da stehen-

den Mauern sind mit turkmenischen wie mit persischen Aufschriften bedeckt; die Asiaten haben dieselbe Leidenschaft, sich zu „verewigen", wie die Europäer. Außer Lessar hat noch kein Europäer diesen Ort besucht.

Von Al-Rabat wandte sich Lessar direkt nach Norden; der Weg geht gerade zwischen zwei hier befindlichen Salzseen Jer-ailan oder Tus (Salz) genannt, hindurch, überschreitet einen Bergrücken Elbirin-Kir und tritt dann in eine weite gut bewachsene Ebene bis zu den Brunnen Kajun-kuju. Von hier geht der Weg 95 Werst (Kilom.) durch die Steppe nach Nordwesten direkt zum Murghab zu den Ruinen von Imam. Am 19./31. März erreichte Lessar die Ansiedelung Jolatan wieder, verließ den Ort am 23. März und traf am selben Abend in der russischen Befestigung ein, welche während seiner Abwesenheit bei Kauschut-chan-Kala (Merw) angelegt worden war.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Dr. Wilhelm Radloff hat sein neuestes Werk „Aus Sibirien" (2 Bde. Leipzig, T. O. Weigel, 1884), aus welchem der „Globus" bereits auf S. 301 f. dieses Bandes eine Probe brachte, auf dem Titel als „Lose Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Linguisten" bezeichnet. Es ist aber vielmehr die in vollendete Form gebrachte reife Frucht zehnjähriger Reisen und noch längerer Studien, als Tagebuchnotizen, obwohl auch Reiseschilderungen aus dem Altai und der östlichen Kirgisensteppe, von der chinesischen Grenze und der westlichen Mongolei u. s. w. nicht fehlen. Den Haupttheil des ersten Bandes bildet eine ganz vorzügliche ethnographische Schilderung namentlich der Kasak- und Kara-Kirgisen, sowie der östlichen nicht mohammedanischen Türkstämme Westsibiriens — eine hoch interessante Schilderung auch des geistigen Lebens, wie sie eben nur ein mit der Sprache des Volkes Vertrauter zu schreiben im Stande ist. Als Einleitung dazu dient eine Geschichte der Bevölkerung Südsibiriens und der Dsungarei von den ältesten chinesischen Quellen an bis herab auf die russischen Eroberungen und die Jetztzeit, wodurch die heutigen Verhältnisse erst in das richtige Licht gerückt werden. Die Bevölkerung des Altai hält Radloff (S. 285, 371) für verloren; sie muß im stillen Kampfe gegen die vordringenden Russen unterliegen. „Zuerst sinkt ihr Reichthum und ihre sociale Stellung; aus Fürsten werden Dorfälteste, aus reichen Herdenbesitzern wurzelnagende Bettler. Durch die verschlechterte Nahrung wird die Rasse schwächer und stirbt zuletzt allmählich aus. Es mag den Philanthropen schmerzen und jeden guten Menschen betrüben, wenn er die Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten der stärkeren Rasse beobachtet; sie entsprechen aber den Gesetzen der Natur, und aufrichtig muß man bekennen: die herrlichen Altaithäler sind viel zu gut für die Nomaden, die den Reichthum des Landes nicht zu heben wissen." Mit den Steppen ist es anders; ein großer Theil derselben kann, seinen natürlichen Bedingungen gemäß, nur von Nomaden bewohnt werden, und es würde ein unbedingter Rückschritt, eine Entvölkerung eintreten, wenn man die Nomaden in Ansiedler verwandeln wollte. In dieser Hinsicht aber geht die chinesische Regierung, welche den Steppenbewohnern ihre hergebrachten Zustände durchaus beläßt, entschieden richtiger zu Werke als die russische, welche in ihren humanistischen Bestrebungen durch Einengung der den Nomaden nöthigen Freiheit ihrem Wohlstande mehr Schaden als Nutzen gebracht hat.

Der zweite Band wird mit einem Aufsatze „Das Schamanenthum und sein Kultus" eröffnet, der dieses Thema von einer ganz neuen Seite und tiefer auffaßt, als die bisherigen Berichterstatter. Radloff sieht in den Schamanen nicht Betrüger, wie so viele vor ihm, sondern die Träger der ethischen Idee ihres Volkes; „in ihren Gebeten spiegelt sich dieselbe Furcht vor den bösen Mächten ab, dieselbe Hoffnung auf Hilfe der Gottheit des Lichtes, die das Volk bewegt, und zwar in derselben materiellen, wenn ich so sagen darf, ungeistigen Weise. In den Handlungen der Schamanen sind Wahrheit und Dichtung eng gepaart und untrennbar zu einem Ganzen verschmolzen, ebenso wie bei vielen Priestern anderer Religionen. Innerlich ist der Schamane gewiß von der Wahrheit seiner Darstellung überzeugt, er geräth gewiß in wahre Verzückung, und dem Wahnsinn nahe Hallucinationen mögen ihn häufig in einen Zustand vollkommener Bewußtlosigkeit versetzen . . . . . . Daß das Schamanenthum niedriger steht als die es umgebenden und gleichsam einengenden großen drei Religionsgemeinschaften, das Christenthum, der Mohammedanismus und der Buddhismus, dagegen wird Niemand streiten; daß es aber auch gewisse ethische Bestrebungen fördert und enthält, ist nicht weniger wahr."

Dann folgt ein langer Aufsatz mit vielen Abbildungen über „Sibirische Alterthümer", welche Radloff durch eigene Ausgrabungen gründlich kennen lernte, und welche er drei verschiedenen Perioden, einer Bronze- und Kupfer-, einer älteren und einer jüngeren Eisenzeit zuschreibt. Für das Volk der Bronzeperiode hält er die Bilä oder Gelotschi, die zu dem rings um den Altai sitzenden Volke der Jenisseier gehörten, und deren Nachkommen noch bis ins 17. Jahrhundert sich mit Metallarbeiten beschäftigten; ihre jetzt sehr zusammengeschmolzenen Reste heißen Kusnezi, Schmiedetataren. Ein Theil dieser friedfertigen, ansässigen und gewerbetreibenden Jenisseier, die ihre eigene, nicht zum uralaltaischen Stamme gehörige Sprache redeten, wurde wahrscheinlich durch die Ugro-Samoieden noch vor Beginn unserer Zeitrechnung vernichtet, die westlichen Jenisseier aber einige Zeit später, sicher aber vor dem 6. Jahrhundert von Türkstämmen unterjocht und von denselben absorbirt. Zu den Türken gehört dann auch das Volk der älteren Eisenzeit (II, 132).

Von den letzten drei Abhandlungen dieses Bandes „Streifzüge zur chinesischen Grenze und in die westliche Mongolei und die dortigen Handelsbeziehungen zwischen Mongolen und Russen", „Das Ili-Thal" und „Das mittlere Serafschan-Thal" kann man nur bedauern, daß sie erst jetzt veröffentlicht worden sind, anstatt vor 15 oder 20 Jahren. Referent weiß nichts zu nennen, was das Verhältniß Rußlands zu China und den türkischen Chanaten dem Verständnisse näher brächte, als diese vortrefflichen Aufzeichnungen Radloff's. Wahrhafte Muster von Völkerschilderungen sind die Abschnitte über die buntscheckige Bevölkerung des kürzlich wieder an China abgetretenen Ili-Thales im Jahre 1862, namentlich der tatarischen Ackerbauer oder Tarantschi (S. 331 bis 346), denen er Gutmüthigkeit, Treuherzigkeit und Arbeitsamkeit nachrühmt, und der ganz herabgekommenen und seitdem vernichteten Mandschu (S. 359 ff.) und über die fanatischen Bewohner Samarkands. Wir schließen diese

Anzeige des bedeutenden Werkes, dessen reichen Inhalt wir kaum anzudeuten vermögen, mit folgender Entlehnung (II, 237), die manches bisher Unverständliche erklärt. „Dem unparteiischen Beobachter ist die Gleichgültigkeit, mit der die russischen Machthaber an der Grenze auf diese Störung (sc. der russischen Handelsbeziehungen mit Westchina durch den Aufstand der Mohammedaner) blickten, vollkommen unverständlich. Ruhig ließen sie zu, daß sich an Stelle der für unsere Grenzruhe so vortheilhaften chinesischen Macht hier an dieser Grenze ein uns in jeder Beziehung feindlich gesinntes mohammedanisches Reich bildete, dessen Streben von Anfang an darauf gerichtet war, die mohammedanischen Nachbarn auf russischem Gebiete an sich zu ziehen. Gleichgültig blickte man zu, wie durch den Fanatismus ein reiches Land vernichtet wurde, das uns ein so vortheilhaftes Handelsfeld darbot. Wie voraus zu sehen war, zwang die feindliche Strömung in dem Mohammedaner-Reiche von Kuldscha zuletzt doch die russische Regierung, das Land zeitweise zu besetzen; aber in weiser Vorsicht hat die Regierung ihren früheren Fehler eingesehen und das Ili-Thal den Chinesen zurückgegeben. Die einzigen für Rußland vortheilhaften Nachbarn in Asien sind seit altersher die Chinesen." Und in Bezug auf die jetzt brennende Tagesfrage äußert Radloff (II, S. 486): „Dankbar müßte die civilisirte Welt der russischen Krone sein, daß sie jene Ursitze des Fanatismus und Despotismus (die türkischen Chanate) in Schranken hält. Es könnte für England nur von Nutzen sein, wenn Rußland einst sein Nachbar in Afghanistan würde."

— Von dem Asien-Reisenden Oberst Przewalski ist aus Osch unterm 18. April folgende Meldung eingetroffen: „Lob-Nor, den 15. März. Während des letztverflossenen Herbstes und Winters haben wir den Weg von Ost-Zaidam zum Lob-Nor zurückgelegt. Der unbekannte centrale Kuen-Lün ist genügend erforscht und der alte Weg aus Chotan nach China aufgefunden und weiter verfolgt worden. Neu entdeckt sind drei mächtige, in ewigem Schnee liegende Gebirgszüge; benannt haben wir den einen „Moskowski", den anderen „Columbus"-Gebirgszug und den dritten „Sagadotschny" (Räthselhafter). Der höchste Punkt des ersten ist der Berg „Kreml", des zweiten „Dshimri" und des dritten „Schapka Monomacha" (Monomach's Mütze). Sie liegen mehr als 20000 Fuß über dem Meeresspiegel. Das an den centralen Kuen-Lün grenzende Tibet-Plateau hat über 4000 Fuß absoluter Höhe. Bewohner trafen wir nur in Süd-Zaidam. Weiterhin westwärts ist die Wüste äußerst arm in ihrer Fauna und Flora. Im December überschritten die Fröste hier den Gefrierpunkt des Quecksilbers. Den Februar und die erste Hälfte des Märzmonats haben wir in Lob-Nor zugebracht. Dieser Tage brechen wir über Tschertschen nach Keria (in Chotan, Ostturkestan) auf. Von dort gedenken wir uns für die drei Sommermonate ins Gebirge von Nord-Tibet zu begeben, wofern uns die Chinesen nicht daran hindern. Zum Herbst geht's dann nach Russisch-Turkestan. Alles ist wohl und wir Alle gesund."

Australien.

— Wie man aus dem nördlichen Queensland berichtet, existirt in einem dortigen Flusse, genannt Saltwater-Creek, in 18° 59' südl. Br. und 146° 18' östlich von Gr. ein kleiner, mit seinen stachelschweinartigen Kielen bedeckter Fisch, welcher sich immer auf dem Grunde des Wassers aufhält. Die leiseste Berührung mit demselben verursacht stundenlang die entsetzlichsten Schmerzen. Der von dem Stiche Betroffene wird sofort wie machtlos und öfters fast wahnsinnig. Das Baden in diesem Flusse ist daher sehr gefährlich.

— Die große Dürre, von welcher Australien im vorigen Jahre zu leiden hatte, hat zu sehr bedeutenden Verlusten in dem dortigen Viehstapel geführt. Aus Neu-Süd-Wales wird darüber berichtet, daß diese Kolonie am 1. Januar 1885 an Pferden 316915 gegen 326964, an Rindern 1408353 gegen 1640753 und an Schafen 31517984 gegen 37334125 am 1. Januar 1884 besaß. Dieser große Verlust an Vieh während des Jahres 1885 repräsentirt einen Werth von 4242791 Pfd. Sterling.

— Wie der „Sydney Morning Herald" berichtet, halten sich die um Mount Kosciusko, in Neu-Süd-Wales in 36° 24' südl. Br. und 148° 8' östlich von Gr. wohnenden Eingeborenen alljährlich während des Sommers einige Wochen lang auf der Höhe dieses Berges, welchen sie Targan-gil nennen, auf und leben dort dann ausschließlich von einer großen Motte, genannt Bogong. Zur Abendzeit zünden sie ein Feuer an; die Motten, durch das Licht angezogen, kommen aus den Felsen hervor, versengen sich die Flügel und werden so eine leichte Beute der Eingeborenen, welche sie sofort verschlingen.

Nordamerika.

— Packard veröffentlicht im „American Naturalist" Berichte über eine Sammelreise nach dem südlichen Labrador, die heute noch von Interesse sind, obwohl die Reise schon 1860 stattfand. Er nennt Labrador ein unfertiges Land, das sich heute noch in dem Zustande befindet, welchen Neu-England kurz nach dem Ende der Eiszeit zeigte: die Flüsse bestehen noch aus Reihen von Seen, es sind noch keine Terrassen gebildet und die rauhen Felsen noch nicht durch Anschwemmungen verdeckt. Das Haupthinderniß für die Erforschung des Inneren bildet die Unmasse von Stechfliegen, vor denen man sich nicht schützen kann und vor denen selbst die neufundländer Hunde heulend ins Wasser entwichen und sich dort so niederlegten, daß nur noch die Nase heraussah. Die wenigen Ansiedler suchen im Sommer vor ihnen Schutz auf vorspringenden zugigen Landzungen. Es ist faktisch dieses Insekt, welches die Ansiedelung an günstigen Stellen im Inneren unmöglich macht.

— Die Ausfuhr des Deutschen Reiches nach den Vereinigten Staaten im Jahre 1884 war im Ganzen befriedigend und überstieg die von 1883 um 8 Millionen Mark, diejenige von 1881 um etwa 41½ Mill. Mk. Die wichtigsten Artikel waren Photographie-Albums (aus Berlin allein für 2½ Mill. Mk.), Bücher und Musikalien (2 Mill.), Cigarren und Cigaretten (1 Mill.), Düngesalz (5 Mill.), Handschuhe (14½ Mill.), Kleider (9 Mill.), leinene und halbleinene Waaren (4½ Mill.), Lumpen (6 Mill.), musikalische Instrumente (5 Mill.), Strumpfwaaren (18 Mill.), wollene und halbwollene Waaren (11 Mill.), Zucker (14 Mill.). Ein Zuwachs in der Ausfuhr fand statt in den Consularbezirken Berlin, Braunschweig, Chemnitz, Dresden, Hamburg und Leipzig, eine Abnahme dagegen in Annaberg, Bremen, Breslau und Stettin.

(„The Chamber of Commerce Journal.")

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVII. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

V.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

In Schingani sind der Thurm Abdul-Aziz und die bei demselben gelegenen Grabmäler jüngeren Datums die einzigen Reste der Vergangenheit; alles Uebrige hat der Sand zugedeckt, und dieser Proceß beginnt schon im Jahre 1378, wie arabische Geschichtsschreiber uns berichten. Hamarwin verdankt es wohl nur seiner höheren Lage, daß sich dort einige beachtenswerthe Gebäude, namentlich Moscheen, erhalten haben. Der Vermittelung Salem's und des Gouverneurs verdankte es Révoil, daß er dieselben ungehindert durch den Fanatismus der Metawa besuchen konnte, und durch gut angebrachte Geschenke erreichte er es auch, daß er Photographien und Abklatsche von einzelnen besonders interessanten Theilen der Bauwerke nehmen konnte.

Mogduschu wurde erst im Jahre 908 unserer Zeitrechnung gegründet, während schon 704 der erste Verkünder des Islam in diese Küstengegend gelangte. Damals herrschten dort die Perser. Im 12. und 13. Jahrhundert war die Küste besucht und bekannt genug, daß die orientalischen Geographen und Reisenden, wie Edrisi und Jakut, vom Webiflusse sprechen, den sie „Nil von Mogduschu" nennen. Als 1337 Ibn Batuta die Stadt besuchte, stand sie in ihrer größten Blüthe; damals war das Land noch im Besitze der Emozoïden, die 739 aus Arabien eingewandert waren, und der Mdofför, zu welchen noch vorübergehend die Abschuran, ein nomadisirender Stamm vom Dschub und oberen Webi, kamen. Aus jener Zeit stammt der noch an einzelnen Küstenpunkten in Kraft befindliche Gebrauch, bei Sonnenuntergang die Beduinen aus den Thoren zu treiben. Bald darauf kommen aus dem Inneren die Abgal, vielleicht ein Galla-Stamm, dem es schließlich gelang, sich an die Stelle der Mdofför zu setzen. Sultan dieser letzteren war damals Fachr-ed-Din, dessen Name auf die schon früher im Jahre 1269 erbaute Moschee El-Barani übergegangen ist. Endlich erschienen die Portugiesen auf dem Schauplatze und bemächtigten sich 1506 der Stadt Brawa; Mogduschu anzugreifen wagten sie aber nicht. Aus der Blüthezeit desselben, als es einen Flächenraum von fast 6 qkm bedeckte, haben sich auf den im Süden des heutigen Ortes gelegenen Höhen noch Reste von Mauern, Thürmen und Thoren erhalten; so oft Jemand Baumaterial braucht, schickt er seinen Sklaven mit einer Hacke dorthin, und derselbe ist sicher, überall bald auf sorgfältig getünchte und mit Verzierungen versehene Mauern, Reste einer höheren Civilisation, zu stoßen.

Die Moschee El-Barani, die dem Scheich Mumen, dem reichsten Somali von Hamarwin, gehörte, liegt dem jetzt vom Gouverneur des Sultans bewohnten Fort gegenüber, am Eingange zum Markte, dort, wo man von Hamarwin nach Schingani hinuntersteigt. Aber die Thore auf dieser Seite sind zugemauert worden, um das Gotteshaus ausschließlich den Bewohnern von Hamarwin zu reserviren. Regen und Wind haben rings um das Gebäude viel Schutt

Die Moschee Fachr ed-Din oder El-Barani.

und Staub aufgehäuft, und der Pfad, der in dasselbe hineinführt, ist mit Brombeer- und Dornsträuchern überwachsen; wenn die Verschüttung noch einige Jahre ungehindert fortdauert, so wird man die Moschee nur noch gebückt betreten können.

Von der äußeren Umfassungsmauer ist keine Spur mehr vorhanden. Durch das erste Thor betritt man einen Hof, wo sich zur Rechten ein ziemlich tiefer Brunnen und Tröge für die Abwaschungen befinden. Dann folgt eine Säulenhalle, wo in dem Augenblicke, als Révoil eintrat, einige Somali im Koran lasen; bei seinem Eintritte verhüllten sie ihr Antlitz, klappten die Bücher zu und zogen sich in einen Winkel zurück. Der Reisende aber wusch sich den Vorschriften des Koran gemäß sorgfältig die Füße und trat dann erst in die Halle ein, welche von fünf großen, auf rohen Pfeilern ruhenden Spitzbogen getragen wird. In der Mitte dieser Säulenhalle erhebt sich eine Art achteckiger Kuppel, die in eine achteckige Pyramide ausläuft. Rechts und links von der Eingangsthür der Moschee — in deren Giebelfeld einst eine Inschrift auf weißem Marmor angebracht war, die aber beim Bombardement der Stadt durch die Schiffe Seid Seid's, des Sultans von Zanzibar, durch eine verirrte Kugel zerstört worden ist — liegen zwei Seitenthüren, die in zwei andere Höfe führen. Der für das Gebet bestimmte Platz ist ein großer viereckiger Raum, über dessen Mitte sich eine von vier Pfeilern getragene Kuppel wölbt, welche diejenige der Säulenhalle um etwa 1 m überragt und von einer prächtigen Vase aus chinesischem

Stücke der Marmorbekleidung der Moschee El-Barani.

Porcellan gekrönt wird. Gegenüber der Eingangsthür liegt der Mehrab, vor welchem der Muezzin das Gebet spricht. Früher waren die hintere und die beiden Seitenwände mit persischen Inschriften, Koranversen und verschiedenen Ornamenten von bemerkenswerth feiner Ausführung in weißem Marmor bedeckt; doch haben sich davon nur die einrahmenden Gesimse erhalten, und außerdem im Mehrab selbst zwei merkwürdige kleine Kunstwerke. Das eine davon ist eine emaillirte Fayencetafel mit Goldgrund, auf welcher sich in erhabenen arabischen Lettern, die von blauen Streifen eingefaßt sind, außer zwei Koranversen, eine Grabschrift des Hadschi Mohammed ben Abdallah Barani befindet; durch dieselbe wird auch das Datum der Erbauung der Moschee auf das Jahr 667 der Flucht = 1269 unserer Zeitrechnung fixirt. Unter dieser Grabtafel befindet sich eine zweite aus weißem Marmor, welche eine hängende Vase und eine persische Inschrift, wiederum zwei Koranverse, aber keinen Namen zeigt. Ein in gleichem Stile gehaltener geschnitzter Holzrahmen faßt die beiden werthvollen Stücke ein.

Révoil ließ die Skulpturreste sammeln und reinigen und klatschte sie ab oder photographirte sie; ja es gelang ihm auch, ein solches Stück von einem Sklaven des Scheich Mumen heimlich zu erwerben. Dagegen stieß er bei einem Sohne des Scheich auf heftigen Widerstand, indem derselbe ein Holzgerüst, das der Reisende hatte aufstellen lassen, umwarf und denselben zu erdolchen drohte, falls er noch einmal die Moschee betreten sollte. Der Scheich selbst

Der große Lab in Mogdischu.

suchte zu vermitteln; aber dienlicher als dies war das Vorgehen des Gouverneurs, welcher einen Hauptmann mit 40 Soldaten abschickte, damit Révoil unter deren Schutze seine Arbeiten vollenden könnte. Dadurch allein ließen sich der Sohn des Scheich und dessen Freunde einschüchtern. Aber die Erregung in der Stadt war doch so groß, daß der Reisende selbst es für besser hielt, einige Zeit hindurch keine Moschee zu betreten. Gleichzeitig begann aber auch das große Lab-Fest und zog in erwünschter Weise die Aufmerksamkeit der Leute von dem Treiben Révoil's ab.

Es ist bei den Benadir Gebrauch, während der Monsun am heftigsten weht, die Barken auf den Strand zu ziehen, sorgfältig zu untersuchen, abzukratzen, auszubessern und zu kalfatern. Zu dieser Arbeit, welche nur mit Hilfe von einfachen Stricken, Balken anstatt der Rollen u. dergl. ausgeführt wird, ist eine große Menge von Armen erforderlich. Jeder Rheder nimmt also der Reihe nach die Hilfe der Einwohnerschaft in Anspruch, und man benutzt diese Gelegenheit zur Veranstaltung öffentlicher Belustigungen. Am Morgen beflaggt der betreffende Eigenthümer der Barke sein Haus, und dann muß jeder kräftige Mann, wenn er nicht eine Geldstrafe zahlen will, zu den Waffen greifen. Ronden durchziehen die Straßen, um Arbeiter zusammenzubringen, und alles begiebt sich dann nach dem Strande und spannt sich vor das Seil. Während dessen tanzt und singt ein Chor von Aböschi-Weibern zum Klange von Tambourins. Greise führen die Aufsicht, und das Ganze leitet ein Mann, der in dem schrecklichen Getöse Mühe hat sich verständlich zu machen. Während der kurzen Ruhepausen führen manche zur Erholung regellose Kapriolen aus. Wenn das Schiff sich vollständig auf dem Trockenen befindet, fällt ein Flintenschuß; alsdann greifen die Krieger wieder zu den Waffen und stellen sich, jeder Clan für sich, in zwei Gliedern auf. Herrscht gerade Frieden in Mogduschu, so betheiligen sich auch die Bewohner beider Quartiere an dem Lab. Die einzelnen Züge, welche nur ein Regiment bilden, steigen nun in guter Ordnung nach dem Strande hinab und theilen sich dann in zwei Haufen, um nach ihren betreffenden Quartieren zu ziehen, wobei sie den Kriegsgesang anstimmen und mit wiegendem Körper im taktmäßigen Schritte marschiren. Vor jedem Clan schreiten die Greise einher, ferner Tänzer, welche mit Lanze und Dolch Scheinkämpfe aufführen oder grüne Zweige mit Grazie schwingen. Namentlich fiel dem Reisenden ein Tänzer vom Clan Morscho aus Hamarwin auf, eine Art Herkules mit einem Stiernacken, der einen Ochsenschwanz schwang und mit der Anmuth eines Elefanten die erheiterndsten Drehungen ausführte. Kinder trugen die Flagge der Barke, dann folgten die Aböschi-Weiber, welche die sonderbarsten Luftsprünge zum Besten gaben, und deren Hauptkunststück darin bestand, ganz plötzlich platt auf den Bauch zu fallen. Révoil sah dem Schauspiele von einem Dache aus nahe dem Thore von Harmarwin zu und benutzte die Gelegenheit, den vorübermarschirenden Zug mit einigen schnellen Schüssen aus seinen Graskarabinern zu begrüßen, deren Tragweite den Leuten mächtig imponirte.

Ilbi-Krieger mit dem Fodfode oder Kriegskopfputze.

Inzwischen kehrte Mahdi mit der Antwort Omar Jussuf's aus Gelidi zurück; dieselbe war voll schöner Versprechungen, darunter die, daß er dem Reisenden zwei Mitglieder seiner Familie als Führer bis Gananeh beigeben werde. Der Gouverneur aber und Salem waren durchaus nicht von dem Erfolge der Sendung befriedigt.

Die unruhigen Zustände in der Stadt dauerten indessen fort, und alle Augenblicke wurden die Häuser rasch geschlossen und griffen die Einwohner zu den Waffen. Meist genügte, daß Jemand das Herannahen der Daut, welche die Abgal besiegt hatten, verkündete, um in der Stadt eine Panik zu erzeugen; aber zuletzt kam es wirklich zum Blutvergießen. Eines Tages stieg ein einzelner Krieger vom Stamme der Ilbi, welcher mit den Daut verbündet ist, von den Höhen von Bet-Fras auf dem Wege herab, welchen die zu Markte kommenden Karawanen von Gelidi einschlagen. Derselbe, welcher sich als weiße Linie am Abhange südwestlich von Hamarwin herabzieht, dient zugleich als Grenzlinie zwischen den Gebieten der Wadan und der Abgal. Letztere, welche längst auf eine solche Gelegenheit lauerten, stürzten herzu und durchbohrten

den Ilbi, der noch einige Pfeile abschoß, mit einer Lanze, worauf er mühsam entfloh und etwa anderthalb Kilometer vom Marktplatze entfernt zusammenbrach. Die dort versammelte Menge war dem Verlaufe des Ueberfalles mit größter Spannung gefolgt; zwei darunter befindliche Daut aber eilten dem Ilbi zu Hilfe, holten die ihrerseits fliehenden Abgal ein und trafen einen derselben mit einem vergifteten Pfeile, so daß er zu wanken begann und nach einigen hundert Schritten niederstürzte. Nun sprang einer der Daut hinzu, setzte ihm das Knie auf die Brust und durchschnitt ihm mit seinem breiten, zweischneidigen Dolche die Kehle, so daß er ihm fast das Haupt vom Rumpfe trennte. Den schwer verwundeten Ilbi hatte man inzwischen auf ein Tuch gelegt und trug ihn langsam zur Stadt; unmittelbar dahinter aber schritt der siegreiche Daut, in der einen Hand den triefenden Dolch, in der anderen das

Eingangsthür und Thurm der Moschee Shama.

von Koth und Blut befleckte Gewand des Getödteten und gefolgt von jubelnden Kriegern und etwa zweihundert Frauen, die seinen Erfolg mit kreischender Stimme besangen.

Als sich bei dem Ilbi die Wirkung der vergifteten Waffe zu zeigen begann, und keine Hoffnung auf Rettung mehr blieb, schritt man zu den religiösen Gebeten und Ceremonien. Ein Greis forderte die Umstehenden zum Beten auf, hob den Kopf des Sterbenden in die Höhe und ließ ihn der Sitte gemäß etwas Wasser aus einer Tasse trinken, auf deren Boden der Scheich Sophi einen Koranvers geschrieben hatte. Als dann sein Haupt wieder auf das Kissen zurückgesunken war, thaten die Anwesenden zu wiederholten Malen, als spuckten sie auf ihn, und die Greise versprachen ihm Rache auf Erden und Glück im Paradiese Mohammed's.

Den Rest des Tages hielt sich die ganze Bevölkerung Mogduschus unter Waffen. Die Abgal kamen auch bald

von den Höhen herab, lagerten auf Schußweite von der Stadt und forderten Erklärungen und ihren Todten, der übrigens schon beerdigt war; ja sie klagten die Bewohner Hamarwins der Mitschuld an und stießen Drohungen gegen dieselben aus. Bald aber kam die Nachricht, daß ihre Stammesgenossen bereits Vergeltung geübt und einen zweiten Ilbi auf dem Gebiete der Wadan getödtet hätten; in Folge dessen machten die Wadan gemeinsame Sache mit den Ilbi und Daut, so daß die Abgal es vorzogen, bei Anbruch der Nacht Sicherheit auf dem neutralen Marktplatze von Hamarwin zu suchen.

Inzwischen war Hadschi Ali zurückgekehrt, und während derselbe Vorbereitungen zur Abreise traf, setzte Révoil seine Wanderungen in der Stadt und die Untersuchung ihrer Baulichkeiten fort. Von den beiden Thürmen, welche die Stadt besitzt, und welche beide zu Moscheen gehören, ist nur derjenige der Moschee Shama von Interesse; leider ist das Innere derselben so dunkel, daß es dem Reisenden unmöglich war, seinen photographischen Apparat zu gebrauchen. Auch hier muß man einige Stufen hinabsteigen, um in das Gebäude zu gelangen, dessen Umgebung übrigens allem Anscheine nach im Laufe der Jahrhunderte durch Sandanwehungen beträchtlich erhöht worden ist. Der große Thurm steht im Osten und bildet einen Theil eines der sieben Schiffe der Moschee, von denen das erste, sechste und siebente offenbar erst später dem ursprünglichen Baue zugefügt worden sind. Die Moschee selbst ist wiederum späteren Ursprunges als der Thurm, als dessen Erbauungszeit eine persische Inschrift über der spitzbogigen Eingangsthür den Moharrem des Jahres 663 der Hedschra (1264 n. Chr.) angiebt. Eine baufällige Treppe führt auf die Spitze des Minarets, dessen Inneres von zahllosen Fledermäusen bewohnt wird und von einem abscheulichen Gestanke erfüllt ist. Nur die Hoffnung, irgend eine Inschrift zu finden, veranlaßte Révoil, die Treppe zu betreten; aber als er über und über beschmutzt oben anlangte, entschädigte ihn nichts für die gehabte Mühe, als ein prächtiger Ueberblick über die ganze Stadt.

In der Zwischenzeit waren die letzten Vorbereitungen für die Reise in das Innere getroffen, und am 21. Juni langten auch sieben Bewaffnete vom Sultan von Gelidi als Führer und Schutzwache an, denen in den nächsten Tagen nicht weniger als etwa 250 Genossen folgten, Angehörige der verschiedenen Stämme Gelidis, die alle ihren Antheil an der guten Verpflegung und dem Wegegelde, das der Franzose zahlen sollte, zu erlangen gedachten. Dieser aber mußte gute Miene zum bösen Spiele machen, die Leute in ihren verschiedenen Quartieren aufsuchen, ihnen gute Worte geben und sehen, ob sie zu ihrer Zufriedenheit untergebracht wären. Trotzdem bildeten sich unter diesen Leuten zwei Parteien, die jede für sich das Recht des Geleites und die Bezahlung in Anspruch nahmen: die eine, bestehend aus den Gabron, einigen Wadan, Murfude u. s. w., an deren Spitze der Bruder Omar Jussufs, Mude mit Namen, stand; die andere Abtrünnige und Meuterer, die für sich allein Wegegeld verlangten. Bald entstand auch draußen vor den Thoren eine dritte Partei, Beduinen, welche die Karawane überhaupt nicht passiren lassen wollten, und schließlich lagerte noch an dem Brunnen vor der Stadt mit 300 Mann Nur Massa, der früher erwähnte Mörder eines Kaufmanns von Mogduschu, um sich wieder Zulaß zum Markte zu erzwingen. Ein unvergleichlicher Wirrwarr und ein bezeichnendes Bild der im Somali-Lande herrschenden Zustände!

Scheich Sala, der Gouverneur der Stadt, blieb jedoch fest, las den Aeltesten die Befehle des Sultans Said Bargasch vor und bedeutete sie, daß er die Geleitmannschaft genügend kenne, um Rache zu nehmen, falls Révoil und seinen Begleitern irgend etwas zustoßen sollte; und so wurde denn der Abmarsch auf Sonntag, den 24. Juni festgesetzt.

Das südwestliche Turkmenien, das Land der Saryken und Saloren.

II. (Schluß.)

Die Gegend zwischen den beiden Flüssen Murgh-ab und Heri-rud hat weder bei den daselbst wohnenden Turkmenen, noch bei den Nachbarn einen besonderen Namen. Englische Geographen haben neuerdings angefangen, die Gegend mit dem Namen Badchis zu bezeichnen, — aber mit Unrecht (?). Badchis heißt das bergige Land zwischen den Flüssen Kuschk und Kasch, linksseitigen Nebenflüssen des Murg-hab. Lessar schlägt vor, das Gebiet zwischen Murgh-ab und Heri-rud in Berücksichtigung der daselbst wohnenden Turkmenen das Land der Saryken und Saloren oder einfach Südwest-Turkmenien zu nennen.

Bis 1881 hatte man über jenen Landstrich fast gar keine Nachricht; erst Lessar unternahm im Jahre 1882 zwei und im Jahre 1884 die dritte, oben beschriebene Reise, um Land und Leute daselbst kennen zu lernen.

Die Grenzen Südwest-Turkmeniens sind gegen Norden die Merw-Oase, gegen Osten der Murgh-ab und der Fluß Kuschk, sowie die die Flüsse nach Osten begrenzenden Hügel, nach Süden das Borchut-Gebirge und nach Westen der Heri-rud, welcher Turkmenien von Persien trennt. Die Ausdehnung der Landstrecke beträgt in der Richtung von Süden nach Norden etwa 250 Werst (Kilom.) und in der Richtung von Osten nach Westen etwa 180 Werst (Kilom.) im Mittel.

Das Gebirge Borchut, ein Ausläufer des Hindukusch, zieht sich zum Elburs hin; vom Hauptstock ist es durch eine beträchtliche Senkung zwischen den Pässen Ardewan und Karwan-aschon getrennt. Eigentlich sind es gar keine Berge, sondern nur Hügel mit weichem Boden, über welche einige Wege hinwegführen. Weiter nach Westen zum Heri-rud hebt sich das Land bis auf 3000 bis 4000 Fuß (circa 900 bis 1200 m); der Heri-rud selbst fließt durch eine enge Schlucht des Borchut-Gebirges.

Etwas südlich vom 36. Grade nördl. Br. erhebt sich eine Reihe Hügel, Elbirin genannt, — welche das Land in zwei durch Bodenbeschaffenheit, Vegetation und Klima geschiedene Abschnitte theilt. Die aus Lehm bestehenden Hügel sind etwa 2000 Fuß (circa 600 Meter) hoch, beginnen am Heri-rud und erstrecken sich gerade von Westen nach Osten an den Salzseen Jer-ailan vorbei, fast bis zum Flusse Kuschk; je näher zum Kuschk, um so vereinzelter und niedriger werden sie.

Zwei große Ströme versorgen das Land mit Wasser: der Murgh-ab und der Heri-rud; insofern von ihnen aus durch besondere Kanäle (Aryk) das Wasser zu den Feldern und Wiesen geleitet wird, bieten sie die einzige Möglichkeit, hier Landbau zu treiben. Die Ufer des Murgh-ab sind zu Ansiedelungen geeigneter als die des Heri-rud. Der Murgh-ab hat einen rechtsseitigen Zufluß, Kaisar-rud und zwei linksseitige, den Kasch und den Kuschk. Der Gürlen-su und der Chombau-su, Zuflüsse des Kuschk, haben fast während ihres ganzen Verlaufes stark salziges Wasser, das zu Bewässerungszwecken nicht verwendbar ist, doch enthalten die am Ufer existirenden süßen Quellen reichliches Wasser. Ueberhaupt giebt es reiche Quellen, namentlich das Gebiet südlich vom Elbirin hat reichliches und gutes Wasser, mehr als der Norden. Auch das Gebirge Borchut ist quellenreich. Das nördliche Gebiet ist an einigen Stellen wasserarm; auch Brunnen sind selten und mitunter sind dieselben 80 Werst von einander entfernt.

Das Klima der nördlichen Hälfte ist genau dasselbe wie das der Kara-Kum-Steppen; sobald der Elbirin-Kir aber überschritten ist, so gelangt man in den Bereich der stets scharf wehenden Südwinde. Die Teke behaupten, hier sei niemals gutes Wasser und die Perser deuten die Bezeichnung Badchis als das Land, wo sich die Winde erheben. Badchis hat dasselbe Klima wie die südlichen Theile Turkmeniens: hier wehen das ganze Jahr hindurch scharfe Winde; der Aufenthalt in der Oase Pendschdeh ist deshalb nicht angenehm.

Die Vegetation ist ganz von dem Wasserreichthum abhängig. Am Ufer der Flüsse stehen in großer Menge Pappeln, Maulbeerbäume, Weiden und verschiedenartige Gesträuche; Futter für die Pferde ist reichlich vorhanden. Obgleich die genannten Bäume eine recht ansehnliche Größe erreichen können, so ist ihr Holz gar nicht zum Bauen zu verwenden, und der vollständige Mangel an jeglichem Bauholz ist sehr empfindlich.

Bemerkenswerth sind zwei Salzseen Jer-ailan oder Tus („Salz") genannt; Jer-ailan bedeutet „Erdsturz". Es geht die Sage, daß einst hier eine Festung gestanden, welche zusammenstürzte; an ihrer Stelle entstanden dann zwei Salzseen. Das Salz ist sehr reichlich vorhanden und von ausgezeichneter Qualität; es ist etwa ½ Arschin (circa 35 cm) hoch mit Wasser bedeckt. Um es zu gewinnen, bricht man es in Form großer mühlsteinähnlicher Stücke. Alle Turkmenenstämme holen von hier Salz; die Merwer und Jolatauer beuten den westlichen, die Sarykten aus Pendschdeh den östlichen See aus. Die große Heerstraße, auf welcher die Karawanen aus Merw zu den Salzseen zogen, ging über Keleburun und Kojun-Kuju; doch nur große Karawanen unter starker Begleitung, um gegen die Ueberfälle der Sarykten und Perser geschützt zu sein, konnten diesen Weg einschlagen, während kleine Karawanen Nebenwege benutzen mußten. Die Sarykten aus Pendschdeh marschirten zum Salzsee entweder längs dem Kuschk und weiter über Ak-Rabat auf guten, wasserreichen Wegen oder direkt von Taschen-Köpri auf wasserlosen Pfaden.

Seitdem die Teke sich in Merw niedergelassen haben, ist für Südwestturkmenien eine Periode der Unordnung angebrochen und der Verkehr hat fast gänzlich aufgehört. Sogar zwischen Jolatan und Pendschdeh ist derselbe nur schwach, und die Straße von Pendschdeh längs dem Kuschk bis nach Herat, einst ein viel betretener Karawanenweg, ist zu einem unbedeutenden Pfade herabgesunken. Durch das Land zogen nur gut bewaffnete Karawanen zu den Salzseen oder Räuberscharen aus Merw und aus Pendschdeh, entweder um sich gegenseitig oder um Perser und Afghanen zu überfallen und zu plündern. Alle Wege haben gegenwärtig nur den Charakter von Saumpfaden, aber die Bodenbeschaffenheit ist so günstig, daß mit Leichtigkeit gute Fahrwege angelegt und selbst eine Eisenbahn gebaut werden könnte.

Im Inneren Turkmeniens sind nur wenig Plätze, welche sich zum Ackerbau eignen; hier kann nur Viehzucht betrieben werden. Ansiedelungen der Sarykten und Saloren existiren nur an den Flüssen Murgh-ab und Heri-rud. Der Stamm der Saryk-Turkmenen sitzt jetzt in den Oasen Jolatan und Pendschdeh am Murgh-ab; er zerfällt in die Abtheilungen: Bairadsch, Sukty Alascha, Chorassally und Gerseki. Eine einheitliche Herrschergewalt gab es hier ebensowenig wie in Merw; jeder thut, was ihm beliebt, und nur im äußersten Nothfalle vereinigt man sich zu gemeinsamem Handeln. Die Macht der sogenannten Chane ist sehr unbedeutend. Sary-Chan in Jolatan hatte bisher wenig zu bedeuten. Jetzt ist das anders: Sary-Chan ist russischer Beamter, und als solchem gehorcht man ihm. Die Sarykten behaupten, es seien ihrer 20000 Kibitken (Zelte oder Familien; auf jede Familie werden durchschnittlich fünf Köpfe gerechnet), doch ist die Zahl offenbar mit Absicht zu hoch angegeben; Petrusewitsch (cf. „Globus", Bd. XXXVIII, Nr. 14 und 15) zählt 12000 Kibitken, wovon ein Drittel auf Jolatan, die übrigen auf Pendschdeh und die Ansiedelungen am Kuschk, Kasch und Kaisar entfallen. Unter den Sarykten lebt eine geringe Anzahl Juden, welche größtentheils aus Herat stammen.

In ihren Sitten, Gebräuchen, in ihren Beschäftigungen und ihrer Lebensweise unterscheiden sich die Sarykten nur wenig von den Teke-Turkmenen. Im Uebrigen haben die Bewohner von Pendschdeh noch am meisten den Charakter der Nomaden; während die Bewohner von Merw sich durch Befestigungen schützen, sind die Bewohner von Pendschdeh stolz darauf, daß ihre Festung in — Sattel und Flinte besteht. Letztere sind verhältnißmäßig reich, was sie ihrem guten Viehstande zu danken haben; sie leben in festen Zelten und besitzen reichliche Teppiche und allerhand Zubehör.

Der Sprache nach unterscheiden sich die Saloren, Sarykten und Teke nur insofern von einander, als sie für einzelne Gegenstände besondere Bezeichnungen haben, die sie ihren Nachbarn entlehnten; z. B. heißt bei den Sarykten ein Kanal nicht „aryk", sondern „nou-chan". Bemerkenswerth ist, daß für einzelne Lokalitäten die Benennung eine verschiedene ist. Die große Festung bei Merw wird von den Teke Kouschut-chan-Kala oder Mary-schigar (die Merwstadt) genannt, bei den Sarykten heißt sie Changetschan.

In der Kleidung unterscheiden sich die Sarykten nur wenig von den anderen Turkmenenstämmen. Die Sarykten tragen weichlederne Stiefel und darüber Galoschen aus Buchara mit kupfernen Absätzen. Zu Hause brauchen sehr viele statt der turkmenischen Mütze aus Schaffell buchаrische, mit Pelz verbrämte Tuchmützen. Das Kostüm der Frauen ist etwas anders als bei den Teke: das lange Hemd und die weiten Hosen werden auch bei den Teke getragen; aber fast ausschließlich von blauer Farbe, während bei den Teke die rothe Farbe beliebt ist. Der Kopfputz ist ein besonderer: er besteht aus einer hohen Filzmütze, zur Hälfte umwickelt von einem Turban aus buntem Stoff, welcher hinten breit bis zum Gürtel herabfällt, vorn aber das Kinn bedeckt. Die Hauptbeschäftigung der Saryk-Turkmenen ist Viehzucht und Ackerbau. Handel und Handwerk ist sehr wenig entwickelt. Der Viehzüchter heißt Tschoiwe, der Ackerbauer Tschomur. Die Bewohner von Pendschdeh sind reich an Herden; die von Jolatan arm. Die Sarykten haben große Schafherden und viele Kameele und Pferde.

Der Ackerbau ist unter den Saryken nur wenig entwickelt; der Hauptgrund liegt darin, daß die durchaus nöthige Bewässerung auf große Hindernisse stößt, insofern als die den Murgh-ab einengenden Hügel der Anlage von Kanälen nicht günstig sind. Am Flusse Kuschk liegen die Verhältnisse besser, hier existirt ein verhältnißmäßig entwickeltes Bewässerungssystem. In der Oase von Jolatan und Pendschdeh werden angebaut: Weizen, Sorghum, etwas Gerste, ausgezeichneter Reis, Sesam, Luzerne und etwas Baumwolle. Gemüsegärten sind nur wenig vorhanden; Obstgärten gar nicht.

Die Saryken haben im Ganzen nur wenig Bedürfnisse, sind arm und wenig kultivirt — dies und die Schwierigkeit der Kommunikation mit den Nachbarn ist der Grund, daß ihr Handel so unbedeutend ist. In Jolatan beziehen sie baumwollene Zenge (sogenannten Zitz) und feinere Ellenwaaren, eiserne Kessel, Thee und Seide aus Buchara, lange Röcke (Chalat) aus Chiwa. Aus Herat werden ebenfalls Thee und Seide, dann persisches Seidenzeug, Indigo und Kandiszucker bezogen. Der Indigo geht weiter nach Buchara und Chiwa. In Pendschdeh sind die Handelsartikel ziemlich dieselben; wegen der gefährlichen Kommunikation zwischen Jolatan und Pendschdeh handelt Jolatan hauptsächlich mit Buchara, Pendschdeh dagegen mit Herat. Aus Buchara werden Tischlerarbeiten und Holzgegenstände, Kasten und Thüren herbeigeschafft.

Ausfuhrartikel aus beiden Oasen sind Hammel, welche nach Buchara, Pferde und Kameele, welche nach Herat getrieben werden. Der Preis für einen großen Hammel ist 20 bis 25 Tenge (10 bis $12^1/_2$ Mark).

Die am Murgh-ab wachsenden Bäume werden gefällt und zum Verkauf nach Merw geflößt, wo ein guter Baumstamm 1 bis 2 Kran ($3^1/_2$ bis 4 Mark) gilt. Der in Pendschdeh gut gedeihende Reis ist in der ganzen Nachbarschaft berühmt und wird nach Persien, Herat und Merw ausgeführt.

Ferner werden einige von den Saryken selbst angefertigte Gegenstände der Hausindustrie ausgeführt: obenan stehen hier die Teppiche; in ihren Mustern unterscheiden sie sich etwas von den Merwschen, aber in der Qualität sind sie geringer, weil Baumwolle beigemischt wird und Seide fehlt; denn die Saryken treiben, weil der Maulbeerbaum in ihrer Oase nicht gedeiht, keine Seidenzucht. Die Preise sind dieselben wie in Merw. Eine Art dünnen Filzes, Koschma genannt, wird in beträchtlicher Menge in Pendschdeh angefertigt: ein Stück von 5 Arschin (3,5 m) Länge und etwa 3 Arschin (2,1 m) Breite kostet 20 Kran (circa 6 Mark). Aus der Wolle junger, ein- oder zweijähriger Kameele wird ein zu langen Gewändern (Chalat) sehr geschätzter Stoff bereitet. Eine Frau webt im Laufe eines Jahres ein Stück von 9 Arschin (6,3 m) Länge und von 14 bis 15 Werschok (61 bis 66 cm) Breite; das Gewebe wird in Persien und Herat sehr hoch bezahlt; ein Stück gilt 200 bis 300 Kran (120 bis 180 Mark). Unter den Saryken selbst giebt es keine so reichen Leute, daß sie Gewänder aus jenem Zeuge tragen könnten. Ein ähnliches Gewebe in weißer Farbe wird aus Schafwolle bereitet, das Stück kostet 80 Kran (48 Mark). — Anderweitige Produkte der Saryken dienen nur zur Befriedigung ihrer häuslichen Bedürfnisse.

Wegen der unruhigen Lage, in welcher der Landstrich sich befindet, konnte jegliche Handelsbewegung nur unter Beobachtung der strengsten Vorsichtsmaßregeln vor sich gehen. Zum Schutze einer Karawane von 100 Kameelen mußten 50 bis 60 Menschen gemiethet werden, von denen jeder 50 Tenge (25 Mark) bis Tschardschui erhielt. Man wanderte mit Kameelen in 5 bis 7 Tagen, mit Schafen in 12 Tagen nach Buchara. Die Transportschwierigkeiten vertheuerten den Preis der Waaren: ein Stück Kumatsch (rother Baumwollenstoff aus Buchara), welcher an Ort und Stelle 38 Tenge (19 Mark) kostete, kam in Jolatan auf 60 Tenge (30 Mark) zu stehen; ein Pfund (400 Gramm) Zucker kostet 60 Kopeken (1 Mk. 20 Pfg.).

Auf die wöchentlich zweimal stattfindenden Märkte werden hauptsächlich lokale Produkte gebracht; Gegenstände aus fremden Ländern werden nur in den Läden der Juden verkauft, deren in Jolatan etwa 20 sich aufhalten; in ihren Händen befindet sich der ganze Transit-Handel zwischen Herat und Buchara.

Bis jetzt war unter den Saryken hauptsächlich bucharisches Geld gangbar: Tenge (2 Tenge etwa eine Mark) und alte persische Kran (gegen 60 Pfennige).

Die Saloren theilen sich nach den Ermittelungen des General Petrusewitsch in drei Stämme: Kiptschaken, Dagardu-chodscha und Karawan-jalawatsch. Bei Alt-Serachs sind jetzt gegen 3000 Kibitken vorhanden (nach Angabe der Saloren sogar gegen 4000 Kibitken); außerdem befinden sich am Murgh-ab unter den Merwern und Saryken gegen 1000 Kibitken, bei Tschardschui 400, bei Maimene 200, bei Herat in Pul-i-Salor etwa 100 Häuser.

Die Saloren sind der allerschwächste und ärmste Stamm der Turkmenen; sie haben wenig Zelte (Kibitken), sondern wohnen in Schilfhütten, welche mit Lehm verschmiert sind; auch besitzen sie keine Herden. Pferde und Kameele sind selten. Mit Räubereien geben sie sich seit lange nicht mehr ab; Ackerbau ist vielmehr ihre einzige Beschäftigung. Ihre Ansiedelungen liegen theils bei Alt-Serachs, theils bei den Ruinen von Kouschut-Kala (nördlich von Serachs).

Am Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als der Emir von Buchara, Maassum, Merw zerstört hatte und die Einwohner desselben theils nach Buchara, theils nach Meschhed und Herat geführt worden waren, nahmen die Saryken-Turkmenen die Gegenden am Murgh-ab bei Bairam-Ali-Kala ein und blieben daselbst bis gegen das Ende der funfziger Jahre dieses Jahrhunderts: von hier aus verübten sie ihre Raubeinfälle, wobei sie auch die von anderen Turkmenenstämmen besetzten Gegenden nicht schonten. Am Ende der zwanziger Jahre unterwarfen sich die Saryken dem Chan von Chiwa, allein sie beruhigten sich deshalb nicht, sondern führten einen fortwährenden Kampf gegen Chiwa: Medemj-Chan von Chiwa mußte fast alljährlich einen Feldzug gegen sie unternehmen. Die Spuren dieser andauernden Kämpfe haben sich bis heute in den Ruinen der verschiedenen Befestigungen erhalten. Im Jahre 1855 aber wurde Medemj von den Teke-Turkmenen, welche bei Alt-Serachs lebten, geschlagen und getödtet; in Folge dessen zogen sich die Chiwaer sowohl aus Serachs wie aus Merw zurück. — Bald darauf rückten die Teke unter Führung von Kouschut-Chan, durch die Perser gedrängt, aus Serachs auf Merw zu und verjagten nach zweijährigen Kämpfen die in Merw sitzenden Saryken. Jetzt zogen sich diese rückwärts nach Pendschdeh und vertrieben die bis dahin hier lebenden Saloren. Wegen des in Pendschdeh herrschenden Mangels an gutem Boden zog sich ein Theil der Saryken allmählich wieder nach Norden und besetzte 1867 Jolatan.

Am Anfang der dreißiger Jahre saßen in Alt-Serachs Salor-Turkmenen. Dasselbe galt für einen besonders wichtigen Punkt, um den sich die Chane von Chiwa und von Buchara stritten. Als Abbas-Mirza seine Macht von

Chorassan bis zum Oxus ausdehnen wollte, hielt er es zuerst für geboten, Alt Serachs zu erobern. Das that er im Jahre 1832. Die Ansiedelung wurde geplündert, der größte Theil der Bewohner niedergemacht; der Rest, ungefähr 5000 Mann, wurde vom Chan von Chiwa ausgelöst mit der Bestimmung, die persische Grenze gegen die Teke und die Saryken zu schützen. — Die übrigen am Heri-rud sitzenden Saloren zogen nun an die Ufer des Murgh-ab und erbauten Taza-Pende und die Befestigung bei Jolatan, woselbst sich später die Saryken festsetzten. Aus Pendschdeh wurden deshalb die Jersaren (Tschorschangen) vertrieben, welche nach Schibirchan und Balch zogen. Die Saloren blieben in Pendschdeh, bis sie abermals von den Saryken verdrängt wurden; sie waren nun so geschwächt, daß sie den Saryken keinen Widerstand leisteten, sondern ihnen auswichen und zwar zunächst nach Zurabad (westlich vom Heri-rud). Später, weil die Ländereien bei Zurabad nicht ausreichten, gingen sie wieder an das rechte Heri-rud-Ufer nach Alt-Serachs, um im Auftrage der Perser die Grenzen gegen die Saryken und Merwer zu vertheidigen. Von den Merwern aber wurden sie gezwungen, nach Merw zu ziehen, woselbst es ihnen recht schlecht ging. Erst 1881 gestattete man ihnen, zum Heri-rud zurückzuziehen, woselbst sie bei Serachs in der Stärke von 2000 Kibitken sich niederließen. Allein der Chan von Chorassan zwang den größten Theil der Saloren, wieder nach Zurabad zu gehen und nur ein kleiner Theil blieb bei Serachs. Die Saloren hegten nicht das geringste Interesse für Persien, die bergige Gegend bei Zurabad war ihnen sehr unlieb, und von den Persern selbst wurden sie schlecht behandelt. Sobald daher die Russen die Befestigung Kouschut-Kala bei Serachs eingenommen hatten, wanderten alle Saloren von Zurabad zum Heri-rud, so daß jetzt etwa 3000 Kibitken daselbst leben.

Die Saryken können den Verlust von Merw bis heutigen Tages nicht verschmerzen; sie hoffen sogar, daß nun nach der Besetzung Merws durch die Russen (3. März 1884) die Teke verdrängt und ihnen, den Saryken, Merw übergeben werde. Gewissermaßen fühlten die Saryken, speciell in Jolatan, sich abhängig von den Teke in Merw und deren Schicksale; als daher die Russen in Merw eingezogen waren, baten die Saryken direkt um Aufnahme in den russischen Unterthan-Verband. Die Saryken in Pendschdeh hörten sofort auf zu plündern; denn sie ahnten, daß die Einfälle in das jetzt russische Gebiet nicht ungestraft bleiben würden.

Die Beziehungen der Saryken zu ihren westlichen Nachbarn, den Persern, sind die allerschlechtesten; die Perser, welche früher sich sehr wenig um ihre östliche Grenze am Heri-rud gekümmert hatten, wurden nach der Einnahme von Göktepe (12./24. Januar 1881) aufmerksamer, schoben ihre Posten bis an den Heri-rud vor und versuchten auf alle nur mögliche Weise, die Saryken zurückzudrängen, ja sie sandten zu diesem Behufe sogar ihre Wachen auf das rechte Heri-rud-Ufer; doch hatten sie damit keinen sonderlichen Erfolg. Nach den eingehenden Mittheilungen des Generals Petrusewitsch, welcher jene Gegenden bereiste, läuft die faktische Grenze Persiens gar nicht am Heri-rud entlang, sondern weiter westlich.

Zu Herat und Kabul hatten die im südlichen Turkmenien sitzenden Stämme keine weiteren Beziehungen, als daß sie die an der Grenze liegenden afghanischen Ansiedelungen von Zeit zu Zeit überfielen und plünderten. Mit dem Chan von Buchara dagegen suchten die Turkmenen in Pendschdeh zu einem Theil in Frieden zu leben: die Saryken-Chane reisten nach Buchara und ließen sich daselbst beschenken. Trotzdem plünderten sie die Bucharischen Karawanen. Die Afghanen kümmerten sich gar nicht weder um die Turkmenen, noch um ihre andauernden Streitigkeiten mit Chiwa. Medemj-Chan von Chiwa befand sich sogar eine Zeit lang in Pendschdeh und zog dann nach Serachs, ohne daß in Kabul wie in Herat davon Notiz genommen wurde. Als aber Göktepe in die Hände der Russen gelangte, änderte sich die Stellung des Afghanen-Chans. Abdul-Rahman sandte gegen Ende des Jahres 1883 1000 Reiter (Chazareh und Tschemschiden) nach Murgh-ab-i-bala, verdrängte die in dessen nächster Nähe ansässigen Saryken und verlangte, daß alle Saryken, auch die in Pendschdeh, Abgaben zahlen sollten. Die Saryken weigerten sich dessen, weil sie keine Vortheile von Seiten Afghanistans für sich erwachsen sahen; sie werden daher dem Einrücken der Russen in Pendschdeh keine Schwierigkeiten bereiten.

Die Basen oder Kunama.

Von Josef Menges.

I.

Eingeschlossen zwischen den mohammedanischen Stämmen des Ostsudan und den christlichen Abessiniern von Tigre, mit schnellen Schritten der Bekehrung zum Islam und dem vollständigen Verlust seiner bis jetzt bewahrten Freiheit und Unabhängigkeit und der Unterwerfung unter die mohammedanischen und christlichen Nachbarn entgegengehend, haust das heidnische Volk der Basen oder Kunama in den Wildnissen am oberen Setit und Gasch. Werner Munzinger, der als der erste Europäer 1862 von Adiabo bis Amideb das Basaland durchzog, verdanken wir die ausführlichsten und besten Nachrichten über dieses eigenthümliche Volk, mit dem außer dem genannten Forscher nur sehr wenige Europäer in direkte Berührung gekommen sind[1]).

Während alljährlicher Züge nach dem Ostsudan von 1876 bis 1881, zum Zwecke Sammlungen von lebenden wilden Thieren für die bekannte Thierhandlung des Herrn Carl Hagenbeck in Hamburg zusammen zu bringen, hatte ich öfters Gelegenheit, mit den Basen, deren Land einen der

[1]) Oben S. 55 bis 59 brachte der „Globus" nach dem Reisewerke des Engländers James eine Schilderung „Im Lande der Basö", welche durch vorliegende Arbeit des bekannten Reisenden wesentlich erweitert, ergänzt und berichtigt wird. Red.

besten Jagdgründe bildet, Bekanntschaft zu machen, und es dürften manche der dabei gemachten Beobachtungen der Wiedergabe werth sein, wenn sie auch keinen Anspruch auf irgend welche erschöpfende Vollständigkeit machen oder die trefflichen Arbeiten Munzinger's berichtigen und ergänzen sollen.

Die Kunama, wie sie sich selbst nennen, während die Sudanesen sie Basen und die Abessinier Schangalla nennen, bewohnen ein ziemlich beschränktes Terrain, dessen Südgrenze der Setit oder Takazie bildet. Der Hauptsitz des Volkes ist zwischen Setit und Gasch oder Mareb und nördlich von diesem Strombett, obwohl sie nicht bis zum Chor Baraka reichen. Nach Osten grenzen sie an die Länder der Abessinier von Adiabo, Serawi und Tembelas. Ihre Nachbarn im Nordwesten, nördlich des Gaseh, bilden zuerst die am Chor Baraka nomadisirenden mohammedanischen Beni-Amerstämme, im Norden das verwandte Volk der Barea und im Nordwesten und Westen am Gaseh wieder Beni-Amerstämme. Im Westen zwischen Gaseh und Setit liegt die Grenze in der großen unbewohnten Ebene, östlich von der stark betretenen Karawanenstraße von Gaseh nach Homran, während die westlichen Nachbarn am Setit die Homran-Araber bilden.

Doch halten sich an diesen ungefähren Grenzen die Basen von ihren Nachbarn sorgfältig fern und lassen viele meilenbreite Strecken unbewohnten und selten betretenen Landes an den Grenzen ihres Gebietes liegen. Eine Ausnahme davon machen nur die beiden Stämme von Bitama und Elit, die auf zwei isolirten Gebirgsstöcken nördlich des Gaseh und hart an der Grenze der Beni-Amer leben. Diese beiden Stämme sind jedoch schon seit vielen Jahren Mohammedaner und deshalb nicht den Verfolgungen ausgesetzt, die ihre heidnischen Verwandten von Seiten der Mohammedaner und Christen zu erleiden haben. Das Land der Basen bildet größtentheils ein wild zerrissenes Hügel- oder Gebirgsland von geringer Erhebung und nur am Gaseh und Setit breiten sich große Ebenen aus, die jedoch nicht bewohnt, sondern nur gelegentlich durchstreift werden. Der höchste Berg dürfte der Latakatura auf dem nördlichen Ufer des Setit sein, der zugleich die Südgrenze der Basendörfer bildet. Die Zahl der auf diesem beschränkten Terrain wohnenden Basen ist nicht stark, und mit einiger Sicherheit kaum festzustellen; indessen dürfte sie nach Schätzung zwischen 100 000 bis 200 000 Seelen betragen, nach meiner Ansicht die 100 000 nicht viel übersteigen.

Die Basen sind ein hübscher Volksstamm, der sich in der äußeren Erscheinung von den Bedja, ihren mohammedanischen Nachbarn, nicht sehr stark unterscheidet. Es sind dieselben schlanken Figuren, wie die Bedja, auch die Haarfrisur ist bei vielen genau dieselbe; nur sind bei Manchen, namentlich bei den Bewohnern von Elit und Bitama, die Lippen ziemlich stark aufgeworfen und die Nasen platter, als bei den Bedja, die meistens fein geschnittene Gesichter haben. In dieser Beziehung gleichen die Basen sehr den Schukrieh von Kedarif, die zwar nur arabisch sprechen, aber sich seit lange schon stark mit Sklaven gemischt haben. Bei den am meisten nach Osten unmittelbar an der abessinischen Grenze wohnenden Basen sah ich viele lange fein geschnittene Gesichter, ohne jede Spur von aufgeworfenen Lippen oder flachen Nasen, ebendaselbst viele Individuen mit fast schlichten, nur schwach gekräuselten Haaren und spitzen Bärten. Die Hautfarbe wechselt zwischen Rothbraun und Tiefschwarz, wie bei ihren Nachbarn, Abessiniern und Bedja. Die Mädchen und Frauen der Basen sehen, so lange sie noch jung und nicht von der harten Arbeit gebengt sind, sehr gut aus, altern jedoch schnell und ist erst einmal die erste Blüthe vorbei, so werden sie abschreckend häßlich. Eine Frau von 25 Jahren macht den Eindruck, als wenn sie 50 hinter sich hätte.

Die Basen sind alle Ackerbauer und in festen Dörfern wohnhaft, die immer auf den unzugänglichsten Höhen, nie in der Ebene angelegt werden. Ueberall im Basalande sieht man die Dörfer, bestehend aus den auch sonst bei der seßhaften Bevölkerung des Sudan und Abessiniens gebräuchlichen runden kegelförmigen Strohhütten, wie Krähennester auf den höchsten und steilsten Hängen der Berge liegen, die häufig auch nie versiegende Quellen bergen. Die Felder der Kunama liegen meistens an den Ufern der Flüsse und Strombetten in der Ebene, doch sind manche der Bergstöcke plateauartig und die Felder liegen dann auf der Hochebene, wie z. B. auf Aulla, dem nördlichsten von Basen bewohnten Gebirgsstock. Der Ackerbau beschränkt sich auf Durra, Dochn, Bohnen und Tabak. Baumwolle wird nicht gebaut, obwohl der Boden an den Flußufern sehr geeignet dazu ist. Das von den Basen theilweise getragene grobe arabische Baumwollenzeug (Damur) wird von dem Beni-Amerstamm der Haikoota eingeführt. Der größere Theil der Basen bekleidet sich mit einem um die Hüfte geschlungenen gegerbten Ziegenfell. Die Viehzucht wird nur sehr schwach betrieben, woran theils die unaufhörlichen Raubzüge der Nachbarn, theils auch die in gewissen Theilen des Landes vorkommende Giftfliege, die die größeren Hausthiere nicht aufkommen läßt, Schuld ist. Diese Fliege, ähnlich oder identisch mit der Tsetse, kommt besonders am oberen Mareb vor, wo sie das ganze Jahr über heimisch ist und sich in der Regenzeit auch nach dem Setit und Baraka hin verbreitet. Die Wirkung des Stiches ist dieselbe wie bei der Tsetse; die Thiere, die häufig gestochen werden, magern ab, werden kraftlos und gehen nach einigen Wochen ein. Dies gilt besonders von den größeren Thieren, Kameelen, Pferden und Ochsen, von denen die beiden ersteren von den Basen gar nicht gezogen werden, während Rindvieh in den von der Fliege nicht heimgesuchten Lokalitäten nur wenig gezüchtet wird. Das Lastthier der Basen bildet der Esel, der weniger von den Stichen der Fliege leidet; Ziegen, Schafe und Hunde werden in jedem Dorfe gehalten und die Hunde werden so gut wie Ziegen und Schafe gegessen. Ueberhaupt sind die Basen nicht wählerisch in Bezug auf die animalische Nahrung, denn sie verzehren jedes Thier, das ihnen in die Hände fällt, Schlangen, Mäuse, Hyänen, Aasgeier &c. und betrachten den großen Pavian als besondere Delikatesse. Auch schon ziemlich stark mit Hautgout behaftetes Fleisch wird mit Wonne verzehrt. Das Basaland bildet einen beliebten Rückzugsort für die von abessinischen und arabischen Jägern verwundeten Elefanten, denen die Jäger, wenn sie in kleiner Zahl sind, nicht in das feindliche Land der Basen nachzufolgen wagen. Gar manche dieser großen Thiere verenden in den Wildnissen und die Basen, die von der Höhe ihrer Berge aus immer auf der Wache sind, erkennen aus dem Kreisen der Aasgeier den Platz und sicheren sich selbst die Beute. Das ganze von den Basen bewohnte Gebiet ist sehr wildreich und birgt zahlreiche Herden von Elefanten, Giraffen, Büffeln, Antilopen &c., besonders in den Grenzdistrikten nach Abessinien zu und den von der Fliege heimgesuchten Gegenden, da bekanntlich der Stich der Fliege den wilden Thieren, wie auch dem Menschen selbst, nicht nachtheilig ist. Gleichwohl sind die Basen schlechte Jäger und thun dem Wilde nur wenig Schaden; das meiste, was sie von Wild bekommen, erhalten sie durch die unfreiwillige Mithilfe der arabischen und abessinischen Jäger, oder auch indem sie in großen Scharen mit den ihr Land besuchenden

Beni-Amerjägern herumziehen und das Fleisch der von denselben erlegten Thiere, nachdem es in Streifen geschnitten und getrocknet ist, in ihre Dörfer schleppen. Auf einem solchen Zuge war unsere Gesellschaft von mindestens 200 Basen begleitet, und obgleich wir in etwa 20 Tagen 2 Elefanten, 6 Giraffen, 6 Büffel, 1 Rhinozeros und ca. 20 verschiedene Antilopen tödteten, so kann ich doch versichern, daß von dem Fleische sehr wenig den Geiern und Hyänen zur Beute fiel. Wolda Gabriel, ein abessinischer Jäger meiner Bekanntschaft, ist stets von einer Compagnie Basen begleitet, die sein Gepäck tragen, die häuslichen Dienste im Lager verrichten, als Spürhunde und Wächter dienen und für diese Arbeit durch das Fleisch der getödteten Thiere und einige Hautstücke belohnt werden. Ueberhaupt geht wohl selten eine Gesellschaft arabischer Jäger ins Basenland, ohne von Scharen von Basen begleitet zu sein, während die abessinischen Jagdgesellschaften, die meistens ihre eigenen Leute aus den heimischen Dörfern mitbringen und von den Basen immer als geschworene Feinde betrachtet werden, ohne diese Begleitung sind, mit Ausnahme des oben erwähnten Wolda Gabriel. Die von den Kunama selbst betriebene Jagd beschränkt sich auf Schlingenlegen, und zuweilen auf Anlegen von Fallgruben für Elefanten; dann und wann auch hetzen sie Büffel und Antilopen mit Meuten ihrer windhundartigen fuchsrothen Köter. Erst in den letzten Jahren haben die Basen von Sogoda, dem westlichsten Stamme am Mareb, die sudanesische Jagdmethode (Agahr) angenommen, hetzen das Wild zu Pferde und erlegen es mit dem Schwerte.

Umgeben von Christen und Mohammedanern, sind die Basen als Heiden allen Verfolgungen ihrer Nachbarn ausgesetzt und bilden von jeher ein Hauptobjekt für die Sklavenjagden und Gasuas ihrer Feinde. Die ärgsten Gegner der Basen sind die Abessinier, die alljährlich vor der Regenzeit das Basaland mit regelmäßigen Plünderungszügen heimsuchen. Die Basen flüchten vor diesen unversöhnlichen Feinden in Höhlen, werden jedoch oft verrathen und von den Abessiniern zur Uebergabe gezwungen, indem man sie ausräuchert oder zum Auszuge zwingt, indem Säcke voll von zerriebenem rothem Pfeffer in die Höhlen geworfen und durch hineingefeuerte Schüsse der beißende Pfeffer zum Herumstäuben gebracht wird. Die gefangenen Weiber, Kinder und jungen Leute werden zu Sklaven gemacht, die Unbrauchbaren meistens ermordet, manchmal auch laufen gelassen. Zuweilen suchen sich die unglücklichen Basen durch Tributzahlung an die Häuptlinge der abessinischen Grenzprovinzen zu schützen, doch hilft dies nicht sehr viel, denn wenn die Häuptlinge auch die Basadörfer in Ruhe lassen, so treibt sich doch gerade an der Grenze viel unbeschäftigtes und unbotmäßiges Raubgesindel herum, das bei jeder passenden Gelegenheit sicher irgend einen Handstreich auf die einzelnen Dörfer macht. Die Basen rächen sich an den Abessiniern auf jede Weise, indem sie sich in der Nähe der abessinischen Grenzdörfer herumtreiben, einzelne Leute tödten und Weiber und Kinder rauben, die wieder als Sklaven an die mohammedanischen Stämme verkauft werden. Auch lauern sie gerne an den Uebergängen des Takazie und Mareb den nach und von der Küste ziehenden abessinischen Karawanen auf und vollführen manchen glücklichen Streich gegen die abessinischen Händler. So wurde im Sommer 1881 während meiner Anwesenheit am Gaseh eine von Rabta nach Massawa ziehende abessinische Karawane am oberen Mareb von den Basen überfallen, sämmtliche 200 Eselsladungen geraubt und die Besitzer, 24 Mann stark, gefangen. Die letzteren wurden nach Kassala als Sklaven verkauft, darunter auch ein abessinischer Hofmusikus, der auf der Wallfahrt nach Jerusalem begriffen, mit sammt seiner Geige gefangen wurde und nun den Triumph der Sieger mit seinem Spiel verherrlichen mußte.

Außer den Abessiniern sind die schlimmsten Feinde der Basen die Bergstämme von Algaden und Sabderat, die überhaupt im ganzen Ostsudan den Ruf der ärgsten Räuber genießen. Diese Horden machen alljährlich regelmäßige Raubzüge zu Hunderten in das Basaland, wobei namentlich die gepanzerten Reiter eine große Rolle spielen, und führen das Vieh der Basen weg, während die Besitzer zu Sklaven werden. Eben so eifrige Verfolger der Basen sind bis in die letzten Zeiten die ägyptischen Garnisonen gewesen, namentlich die Besatzung von Amideb im Barealande. Unter dem Vorwande, Tribut einzutreiben, unternahmen diese Helden von Zeit zu Zeit Raubzüge in die Basaländer und außer Vieh führten sie immer eine gute Menge Kinder, namentlich junge Mädchen, zurück, die als Sklavinnen in die Harems der Offiziere und Beamten wanderten. Von ihren anderen Nachbarn, den Beni-Amer und Homran, hatten die Basen verhältnißmäßig wenig zu leiden, obwohl auch diese Stämme von Zeit zu Zeit eine Gasua veranstalteten, namentlich wenn es galt, den Tribut an die ägyptische Regierung zu bezahlen. Einen sehr wirksamen Schutz gegen ihre Feinde, namentlich die Abessinier, besitzen die Basen in dem Klima ihres Landes. Während und zwei Monate nach der Regenzeit, also von Juni bis Mitte November, ist das Basaland höchst ungesund, namentlich die Ebenen am Mareb und Setit, die oft versumpfen und tödtliche Fieber entwickeln, während im Gegentheil die Gebirgslandschaften und einzelnen Gebirgsstöcke wie Aulla, Eimasa, Bitama, Elit, Latakatura ein verhältnißmäßig gesundes Klima haben und sogar als Gesundheitsstationen gelten können. Die Abessinier sammt und sonders haben nun einen heilsamen Respekt vor der fieberschwangeren Luft der heißen Tiefländer am Fuße ihrer Berge und wagen sich nur in dieselben, wenn das Land vollständig ausgetrocknet und das hohe Gras abgebrannt ist, also von März bis Ende Mai. Auch die Furcht der meistens berittenen abessinischen und sudanesischen Räuberbanden, die Gegenden, wo die Giftfliege haust, zu passiren und ihre Pferde dadurch zu verlieren, hält dieselben von allzu häufigen Jagden ab, so daß die Basen vor den Sklavenjagden im großen Stile alljährlich etwa sechs Monate „Schonzeit“ genießen.

Außer diesen großen regelmäßigen Raubzügen der Abessinier und Sudanesen, die im großen Stile immer zu Hunderten unternommen werden, währt der kleine Krieg gegen die heidnischen Basen jahraus, jahrein. An der ganzen Grenze des Basalandes treiben sich Gaunergesellschaften, meistens 6 bis 12 Mann stark, und aus Beni-Amer, Algaden, Jalin ꝛc. bestehend, herum, die nur den Moment erspähen, um einzelne Leute, die Honig suchen, Kinder, die die Ziegen hüten, holzsammelnde Weiber ꝛc. wegzufangen und in die Sklaverei zu schleppen, so daß das unglückliche Volk wirklich keinen Augenblick sich der Ruhe und Sicherheit erfreuen kann. Ich bin auf meinen Touren am Gaseh häufig diesen Grenzstrolchen begegnet, die aus ihrem Vorhaben kein Hehl machten, und konnte danach beurtheilen, was die von Aegypten angeblich in Scene gesetzte Unterdrückung des Sklavenhandels den Basen genutzt hatte, auch wenn ich nicht Zeuge der von der Garnison von Amideb ausgeführten Sklavenjagden, die unter Gordon's Regierung stattfanden, gewesen wäre.

Gordon selbst hat gewiß von diesen Zügen nie etwas gewußt, obwohl die Thatsache im Ostsudan überall genau bekannt war.

Kürzere Mittheilungen.

Dr. Pechuel-Lösche über das Herero-Land.

Am 5. Mai hielt Dr. Pechuel-Lösche vor der geographischen Gesellschaft in Greifswald einen Vortrag über das Herero-Land, überhaupt den ersten nach seiner kürzlich erfolgten Rückkehr von dort. Wir entnehmen dem „Kreisanzeiger für den Kreis Franzburg“ vom 8. Mai 1885 darüber das Folgende.

Das Herero-Land ist für uns Deutsche deshalb besonders Interesse erweckend, weil es das Hinterland der kürzlich unter deutschen Schutz gestellten Besitzungen in Südwest-Afrika ist. Das Herero-Land ist eine vom Meere aus ganz allmählich bis zu einer Höhe von 1300 bis 1500 m aufsteigende glatte Fläche, an der nirgend ein gebirgiger Charakter wahrnehmbar ist. Eigenthümlich sind derselben zahlreiche, bis 50 m hohe Felsspitzen, welche aus der sonst ebenen Fläche hervorragen. Zur Erklärung dieser eigenartigen Bodenverhältnisse nimmt man an, daß zu der Zeit, als dieser Theil Afrikas noch Meeresgrund war, die auf demselben zwischen vorhandenen Erhöhungen befindlichen Vertiefungen durch Sand und Geröll ausgefüllt worden sind, so daß die vorerwähnten Spitzen als die Gipfel der mit Erde bedeckten Berge zu betrachten sind. In der Nähe der größeren Abflußrinnen des Landes werden die die Vertiefungen ausfüllenden Erd- und Sandmassen zum Theil weggeschwemmt, so daß dort die zerklüftete Gestaltung zu Tage tritt. Wegen seiner ungünstigen Lage an der Grenze der im centralen Afrika und im Kaplande auftretenden periodischen Regen und der über das Land hinwehenden austrocknenden Winde ist das Herero-Land außerordentlich wasserarm, da dort Regen äußerst selten fällt. Säkulare Verschiebungen in den klimatischen Verhältnissen bewirken, daß es in einzelnen Theilen des Landes in einem ganzen Jahre überhaupt nicht regnet, ja es giebt dort Leute, die überhaupt keinen Regen kennen. Infolge dieses Regenmangels giebt es Flüsse im Herero-Lande gar nicht; die größeren Abflußrinnen erreichen nur äußerst selten das Meer. Dagegen finden sich in einzelnen Theilen des Landes Quellen, die aber auch leicht wieder versiegen. Das nöthige Wasser zum Tränken der Ochsen verschaffen sich die Herero, indem sie in den Abflußrinnen 3 bis 4 m tiefe Löcher graben und das aus den unteren Bodenschichten darin sich sammelnde Wasser, unter günstigen Verhältnissen etwa ein Liter in der Minute, ausschöpfen. Der Wasserarmuth wegen ist der Pflanzenwuchs ein äußerst dürftiger. In Abständen von etwa 1 m ist der Boden mit Grasbüscheln bedeckt, die den zahlreichen Ochsen der Herero zur Nahrung dienen. Außer manchen anderen Gewächsen gedeiht dort auch eine dornstrauchähnliche Pflanze, welche große Dimensionen annimmt und kürbisartige Früchte trägt, von denen sich die Hottentotten nähren. An sieben bis acht Stellen des Landes, wo die in den Abflußrinnen angelegten Löcher sich bis zum Rande mit Wasser füllen, wird auch etwas Ackerbau getrieben, während die Herero sonst ausschließlich auf die Rinderzucht angewiesen sind. An Thieren fanden sich noch bis vor wenigen Jahren zahlreiche Herden von Elefanten, Straußen und Springböcken im Herero-Lande, so daß die Ausfuhr von Elfenbein und Straußenfedern über Walfischbai jährlich eine Million Mark betrug. In den letzten Jahren haben aber besonders schwedische und englische Jäger derartig unter den erwähnten Thieren aufgeräumt, daß diese äußerst selten geworden sind. Paviane sind in großer Menge vorhanden. An Mineralien findet sich in der Nähe der Walfischbai und auch weiter im Inneren gutes Kupfererz. — In diesem Lande, welches ungefähr die Größe des Deutschen Reiches hat, leben etwa 250 000 Menschen, also je einer auf zehn Quadratkilometer. Hiervon sind etwa 90 000 Herero, die übrigen andere Völker aus Central-Afrika und Hottentotten. Zwischen den Herero und den Hottentotten herrscht ununterbrochen Fehde, da letztere besitzlos, beständig den Rindern der ersteren nachstellen, welche sie theils für sich verbrauchen, theils gegen Lieferung von Feuerwaffen nach Kapstadt vertauschen. Durch den Besitz der letzteren war es den Hottentotten möglich, sich eine Zeitlang zu Herren der Herero zu machen, bis diese sich auch Gewehre zu verschaffen wußten. Um sich Sicherheit gegen die fortwährenden Einfälle und Diebereien der Hottentotten zu verschaffen, haben die Herero, durch englische Kommissare veranlaßt, schon mehrere Male um englischen Schutz nachgesucht, doch ist ihnen derselbe bisher nicht gewährt worden, da weder die Kapregierung, noch die englische Regierung die Kosten tragen will. Der einzige Reichthum der Herero besteht in ihren Rinderherden, mit denen ein förmlicher Kultus getrieben wird. Die 90 000 Herero sollen Millionen Rinder besitzen, sie sind im Gegensatze zu den leichtlebigen, leichtsinnigen, genußsüchtigen, unzuverlässigen und diebischen Hottentotten ernste, vertrauenerweckende, zuverlässige Männer, so daß der Europäer in ihrem Gebiete ziemlich sicher reist. Unter einander wird freilich kein anderes Eigenthum, als die Rinder, respektirt, vielmehr huldigen die Herero in ausgedehntester Weise dem Kommunismus. Dabei sind sie sehr geizig und verhungern eher, als daß sie eins ihrer Rinder schlachten. Sie nähren sich von der Milch derselben, die nur sauer genossen wird. Vor dem Genusse muß sie von dem Häuptlinge des Dorfes gekostet werden. Die Tochter desselben nimmt eine sehr hervorragende Stellung ein. Sie hat das heilige Feuer in ihrer Hütte zu bewahren und dasselbe als Zeichen zum Beginne des Melkens gegen Abend ins Freie zu bringen. Sie hat ferner die Knaben den verschiedenen Kasten, in welche die Herero geschieden sind, zuzutheilen. Eine Kaste darf nur Rinder von bestimmter Farbe haben. Sonderbare Ceremonien finden beim Begräbnisse statt. Der Gebrauch des Wassers zum Waschen ist dem Herero unbekannt; er wäscht sich nie. Gewöhnlich wird der Körper mit einer rothbraunen, fettigen Salbe eingeschmiert. Das Reinigen der Hände von Fett, z. B. zur Begrüßung von Europäern, geschieht durch Kuhdung.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das todte Brügge soll jetzt zu einem Seehafen umgeschaffen werden. Die belgische Regierung hat beschlossen, bei Heyst unweit Brügge einen Hafen von 74 ha Areal und $7\frac{1}{2}$ m Tiefe bei Ebbe anzulegen und denselben durch einen Kanal mit der Stadt Brügge zu verbinden.

— Der bekannte und beliebte Reiseführer von Dr. Gsell-Fels „Italien in 60 Tagen“ (Leipzig, Biblio-

graphisches Institut) ist eben in 3. Auflage erschienen. Dadurch, daß das stetig an Umfang zunehmende Buch jetzt praktischer Weise in zwei handliche Theile zerlegt worden ist, wird es sich bei denjenigen, welche in wenigen Wochen möglichst viel von Italien sehen wollen, gewiß neue Freunde erwerben.

— Wie „La Gazette Géographique" vom 23. April d. J. mittheilt, sind die Arbeiten zur Entwässerung des Kopais-See in Böotien, welche im Februar 1883 von einem französischen Unternehmer begonnen, aber nicht sehr eifrig betrieben wurden, jetzt in vollem Gange, nachdem eine gleichfalls französische Gesellschaft, deren Kapital 15 Millionen Francs beträgt, die Sache in die Hand genommen hat. Zwischen dem Sumpfsee Kopais oder, wie er heute genannt wird, Topolias (95 m über dem Meere) und der Meerenge von Talanti liegen zwischen Bergen und Hügeln noch zwei kleinere Seen, der Likeri (45 m) und der Paralimni (35 m); diese sollen durch Kanäle und Tunnels mit einander und mit dem Topolias einerseits, dem Meere andererseits in Verbindung gesetzt werden und zugleich als Reservoirs dienen, welche im Winter das Wasser aufsammeln und in der trockenen Zeit zur Berieselung der Ebenen des Topolias und derjenigen von Theben wieder hergeben. Im Likeri soll das Wasser um 35 m höher, als sein jetziger Spiegel steht, im Paralimni um 22 m höher gestaut werden. Den Fall zwischen beiden Seen einerseits und dem Paralimni und dem Meere andererseits, welcher auf 12000 Pferdekräfte geschätzt wird, denkt man gleichfalls auszunutzen, den ersteren durch eine hydraulische Maschine, welche das Wasser zur Berieselung der Topolias-Ebene auf die erforderliche Höhe heben soll. Der Tunnel zwischen Topolias und Likeri (630 m lang) ist bereits zu zwei Drittel fertig, derjenige zwischen Likeri und Paralimni (1000 m lang) an vier Stellen in Angriff genommen; ebenso befinden sich zwei der zuführenden Kanäle in Arbeit.

Asien.

— Die „Nowoje Wriemа" bezeichnet den Weiterbau der central-asiatischen Bahn als eine beschlossene Sache. Die 345 Werst lange Strecke vom Michailow-Busen (Krasnowodsk) über Kizil-Arwat und Aschabad bis Kaachka (bei Lutfabad) soll bereits im Herbst dieses Jahres fertig sein. Von Kaachka bis Merw, 180 Werst, werden im nächsten Frühjahre und die letzten 240 Werst von Merw bis zum Amu-darja zum Sommer des nächsten Jahres fertig werden. Abgesehen von Schienen und Betriebsmaterial soll der Bau der Bahn, welcher dem General-Lieutenant Annenkow übertragen worden ist, 12 Millionen Rubel (ca. 24 Mill. Mk.) kosten.

— Die Zeitung „Sibir" hat am 26. Februar aus Chaborowka aus der Kanzlei des General-Gouverneurs der Amur-Provinz folgendes, die Goldwäscher an der chinesisch-russischen Grenze (vergl. oben S. 269 f.) betreffendes Telegramm erhalten: „Es ziehen viele Leute aus verschiedenen Gouvernements an die Sheltuga, woselbst die Preise enorm steigen; die Resultate der Arbeit sind geringfügig. Käufer für Gold giebt es wenige; der Preis desselben ist gefallen. Die Wege sind unpassirbar, eine Hungersnoth droht; es ist die Anordnung getroffen worden, das gewonnene Gold als Kontrebande zu arretiren. Man veröffentliche dies, rede den Arbeitern die Hinreise aus, um viel Unglück zu verhüten." — Hieraus ergiebt sich, daß die russischen Behörden ebenso gegen die Goldwäscher Partei ergriffen haben, wie die chinesischen.

— Die indische Regierung hat jetzt den „Times" zufolge angefangen, ein der Asiatic Society vor Jahren gegebenes Versprechen zu erfüllen, nämlich das einer systematischen zoologischen Untersuchung der indischen Meere nebst einer Aufnahme der Küsten. Letztere ist schon seit einigen Jahren im Gange, und nun ist auch dem Aufnahme-Dampfer „Investigator" ein geeigneter Naturforscher, Dr. Giles, nebst den nöthigen Apparaten beigegeben worden. Derselbe hat kürzlich während einer Kreuzfahrt im Meerbusen von Bengalen an verschiedenen Stellen gedredscht und einige anscheinend neue Thiere erbeutet.

Afrika.

— Unseren Lesern ist der englische Jäger James durch seine Jagdzüge im Lande der Base oder Kunama (vergl. oben S. 55) bekannt. Im vergangenen Winter unternahm derselbe mit vier Begleitern eine kühne Reise in das Innere des Somali-Landes; er beabsichtigte durch Ogadeen (zwischen 6° und 7° nördl. Br.) bis zum Webi zu gehen, was in Berbera mit Kopfschütteln aufgenommen wurde. War doch gerade in Ogadeen unlängst der Italiener Sacconi von den Eingeborenen ermordet worden! Die Reise ist indessen, wenigstens zum Theil, geglückt; Hr. Josef Menges schreibt uns darüber aus Berbera, den 23. April 1885: „Es dürfte Sie vielleicht interessiren zu erfahren, daß die englischen Sportsmen James, Philipps x. von ihrer Tour nach dem Webi am 16. April d. J. wider Erwarten glücklich zurückgekehrt sind. Die Herren, die am 23. December vorigen Jahres von hier abreisten, haben sehr große Schwierigkeiten zu überwinden gehabt und nur durch große Geschenke sich den Weg durch Ogadeen bahnen können, waren aber dennoch in beständiger Gefahr, angegriffen zu werden. Den Webi haben sie glücklich erreicht, ihre Absicht aber, von da flußabwärts nach Makdischu (am Indischen Ocean) zu gehen, nicht ausführen können, da ihre Leute sich weigerten, weiter zu gehen und es unmöglich war, mit den Anwohnern des Webi, die seßhaft sind und mit den nomadisirenden Somali fast immer auf dem Kriegsfuße stehen, ein Abkommen über den Weitermarsch zu treffen. Sie kehrten deshalb durch die wasserlose Steppe nach Berbera zurück, wobei sie auf einer Strecke neun Tage ohne Wasser marschiren mußten. Das geographische Resultat dieser Reise ist sehr bedeutend; dagegen waren die Herren in Bezug auf Sport sehr enttäuscht. Die Reise soll circa 5000 Pfd. Sterl. kosten."

— Der Sekretär der Baptisten-Missionsgesellschaft in London schreibt an die „Times": „Wir haben soeben die Nachricht erhalten, daß der Rev. G. Grenfell nach einer Reise auf dem oberen Congo von Stanley-Pool nach Stanley-Falls, eine Entfernung von 1060 Meilen, in dem der Baptisten-Missionsgesellschaft gehörigen Dampfer „Peace" glücklich zurückgekehrt ist. Er hat auf seinem Wege viele Nebenflüsse erforscht — den Mobangi bis 4° 30' nördl. Br., den Ukere bis 2° 50' nördlich und den Lubilasch bis 1° 50' südlich. Der Mbura ist von seiner Vereinigung mit dem Congo nur 10 bis 12 Meilen weit schiffbar, dann blockiren Katarakte die Passage. Der Mobangi ist ein schöner Fluß, aber die dortige Bevölkerung ist äußerst wild. Ein umständlicher Bericht ist noch nicht eingegangen; es ist indeß sehr befriedigend zu erfahren, daß der Congo nunmehr friedlich befahren werden kann und derartige Forschungsreisen mit Sicherheit unternommen werden können. Hr. Grenfell wurde auf dieser Reise von Frau und Kind und einer kleinen Anzahl von Missionsgehilfen begleitet. Der Ausflug nahm 5 Monate in Anspruch. Der „Peace" ist ein Doppelschraubendampfer von 70 Fuß Länge und wurde von der Firma Thornycroft u. Cie. in Chiswick gebaut. Nach einer Versuchsfahrt auf der Themse wurde er in Stücke zerlegt und in diesem Zustande nach dem Congo gesandt. Die Platten u. s. w. wurden dann auf den Köpfen von Männern über Land nach Stanley-Pool — eine Strecke von 225 Meilen — getragen. Dort wurde der Dampfer von Hrn. Grenfell und seinen Negerdienern wiederum zusammengesetzt, und nach einer oder zwei kurzen Fahrten wurde diese prächtige Reise

ausgeführt, welche den ganzen oberen Fluß als der Civilisation, dem Handel und Missionsunternehmungen geöffnet erwiesen hat. Vieles ist hierbei der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft unter der fähigen Führerschaft von Hrn. H. M. Stanley zu danken. Der Congo-Staat, mit König Leopold II. als Souverän, hat eine große Zukunft vor sich, und zwar nicht in weiter Ferne." (?)

— Hugo Zöller schreibt d. d. Vivi 6. April in der „Kölnischen Zeitung" vom 12. Mai 1885 unter anderem Folgendes über die Aussichten des neuen Congo-Staates. „Während im ganzen Verlaufe der Weltgeschichte ein civilisirter Staatsorganismus der Schlußstein langer Kulturbestrebungen gewesen ist, will man hier damit anfangen, und alles Uebrige soll erst nachfolgen. Wird der Versuch gelingen? Unter günstigen Vorbedingungen würde ich ihn nicht für aussichtslos halten, aber hier scheinen mir die Vorbedingungen leider nicht ganz so günstig zu sein, wie man wohl in Europa annimmt. Hoheitsrechte irgend welcher Art sind von der Association bisher noch nicht ausgeübt worden. Um die Verhältnisse am Congo richtig zu beurtheilen, sollte man nicht vergessen, daß einige westafrikanische Kaufmannsfirmen, wie z. B. das große holländische Haus, über einen eben so großen Stab an weißen und schwarzen Angestellten verfügen, wie die Association. Die Association hat ganz Außerordentliches geleistet, indem sie in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit Stationen um Stationen immer weiter ins Innere hinein vorschob. Hat man ein Recht, ihr vorzuwerfen, daß sie nicht noch mehr geleistet hat? Ich glaube kaum. Aber ob der Congo und das Congogebiet überhaupt einen so hohen Werth haben, wie man in Europa annimmt? Im Februar und März dieses Jahres ist ein diplomatischer Agent der Vereinigten Staaten (Herr Thistle) bis nach Stanley-Pool hinaufgegangen und soll über die Hilfsquellen des Landes ein ziemlich ungünstiges Urtheil gefällt haben. Ich habe noch keinen mit den Congoverhältnissen Vertrauten, sei er nun Kaufmann oder was immer, gesprochen, der nicht über Stanley's in Europa gehaltene Reden gelächelt und erklärt hätte, daß dieselben ebensowenig ernst zu nehmen seien, wie jede andere Reklame. Es besteht allerdings, wie ich durch das, was ich mit eigenen Augen gesehen habe, bezeugen kann, ein arger Widerspruch zwischen den übertreibenden Schilderungen des gewandten Amerikaners und dem Aussehen des kahlen und nicht sehr dicht bevölkerten Landes. Welch ein Paradies an Fruchtbarkeit und Ueppigkeit ist im Vergleich hierzu Kamerun und namentlich das Kamerun-Gebirge .... Bei aller Hochachtung vor dem Werke, dessen wahrhaft großer und erhabener Grundgedanke vom König der Belgier ausgegangen ist, kann ich doch nicht läugnen, daß die Aussichten für die Zukunft mir trotz der Konferenz und ihrer Entscheidungen ein wenig trübe zu sein scheinen."

— Bei seiner Abreise nach Afrika hat Ed. Robert Flegel „Drei Briefe an die Freunde deutscher Afrika-Forschung, kolonialer Bestrebungen und der Ausbreitung des deutschen Handels" (Hamburg 1885) veröffentlicht, in denen er wiederum sich bestrebt, das Interesse für die gründliche Durchforschung und Nutzbarmachung des Benuë-Gebietes durch Deutschland zu erwecken. Nach seiner Ansicht gehört dasselbe zu den vielversprechendsten Theilen Afrikas, kann Handel und Plantagenbau reichlich lohnen, ja gestattet vielleicht selbst Ansiedelung. Flegel's Plan geht dahin, dort Stationen zu errichten und von diesen aus durch Fachmänner aller Art das Land eingehend untersuchen zu lassen, in praktischer sowohl als auch wissenschaftlicher Hinsicht. Ein Anfang dazu ist ja bereits durch Flegel's eigene neue Expedition gemacht worden; aber ihm liegt daran, weitere und namentlich kaufmännische Kreise für seine Gedanken zu erwärmen. Möge ihm darin das Glück günstig sein!

— In jetziger Zeit, wo die deutschen Kolonialbestrebungen im Vordergrunde des Interesses stehen, ziemt es sich wohl, auf deren allererste Anfänge zurückzublicken, und neue authentische Beiträge zu deren Geschichte sind sicher, mit Interesse aufgenommen zu werden. Das ist gewiß der Fall mit dem Werkchen „Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika 1681 bis 1721" (Berlin, E. S. Mittler & Sohn 1885), welches die Abtheilung für Kriegsgeschichte im Großen Generalstabe fast ausschließlich nach den Akten und Urkunden des Berliner Geheimen Staatsarchivs verfaßt und mit einer Uebersichtskarte und fünf sehr interessanten Plänen und Rissen der westafrikanischen Forts ausgestattet hat. Daß hierbei der kriegswissenschaftliche und politische Gesichtspunkt am meisten in den Vordergrund tritt, ist natürlich; aber neben der pragmatischen Darstellung von der Errichtung und dem Untergange der westafrikanischen Faktoreien fehlt es nicht an merkwürdigen Streiflichtern auf andere Wissensgebiete. — Brandenburg resp. Preußen hat vor 200 Jahren an zwei Punkten Westafrikas Faktoreien und Forts besessen, an der Goldküste und nördlich vom Senegal. Am ersten Tage des Jahres 1683 ergriff Major Otto Friedrich von der Gröben Besitz vom Berge Manfro (westlich vom Cap Tres Puntas) und errichtete dort das Fort Groß-Friedrichsburg, östlich von welchem später noch bei Taccrama, Accada und Taccarary Befestigungen angelegt wurden, trotzdem die Holländer das Festsetzen der Brandenburger nach Kräften zu hindern suchten. Obwohl die Gegend ungesund war und die Besatzung von Groß-Friedrichsburg gleich zu Anfang starke Verluste durch das Fieber erlitt (S. 19, Anmerk.), so entwickelte sich doch der Handel in ergiebiger Weise: in der Zeit vom 28. December 1711 bis 24. December 1713 legten dort 95 Schiffe an. Allein König Friedrich Wilhelm I. brachte den Kolonien keine Sympathien entgegen und verkaufte diejenigen an der Goldküste am 22. November 1717 für 6000 Dukaten und 12 Negerknaben an die Holländisch-Westindische Kompagnie. — Sehr ausgedehnt war der zweite Kolonialbesitz Brandenburgs, das Land Argien, welches die westafrikanische Küste vom Senegal bis fast zum 25. Grade nördl. Br. umfaßte, ein Gebiet, dessen nördliche Hälfte heute von Spanien, dessen südliche von unabhängigen maurischen Stämmen occupirt ist. Der wirkliche Besitz aber beschränkte sich wohl auf die Insel Arguin (20° 35' nördl. Br.) und das darauf befindliche Kastell. Davon ergriff Brandenburg Besitz am 5. Oktober 1685. Mit der Zeit wurde Arguin der größte Stapelplatz für den internationalen Gummihandel, was den besonderen Neid der großen Kolonialmächte erregte. Der erste Besitzer (seit 1441) war Portugal gewesen, dann seit 1580 Spanien, von 1638 bis 1678 die Niederlande, von da an Frankreich, welches aber bald selbst diese Besitzung aufgab, um später seine Ansprüche wieder geltend zu machen und die Insel am 10. März 1721 den seit 36 Jahren dort sitzenden Brandenburgern resp. Preußen mit Gewalt wieder abzunehmen. Damals bestand die ganze Besatzung nur noch aus 3 Christen und 40 Mohren; sie unterlag französischer Uebermacht, mehr aber noch wegen der Gleichgültigkeit des Mutterlandes. Und doch hieß es in einem Berichte aus dem Jahre 1713 an den König unter anderem: „Die Erste Forteresse heißt Argyn und liegt an der Capo Blanco, ist von lauter Klipp-Steinen aufgebaut und so fest und wohl situiret, daß wenn 30 oder 40 Mann daselbsten Guarnison halten, sie vor niemanden, wer es auch ist, sich zu fürchten hat ... Dieses Arguynische Königreich ist 150 Meilen lang, nämlich von Canarien bis an den Arguyn 70, und von Arguyn bis Senegal 80 Meilen südwärts und 70 Meilen ostwärts breit. Das Commercium auf dieser Arguyn'schen Küste besteht vornehmlich in Gummi, auch etwas Gold, Sklaven, Elephanten-Zähne, Bezoar-Steinen, Pfeffer, Häuten von Tigern, Ochsen, Böcken, Cabritten, weißem und schwarzem Ambra de Gris, zuweilen viel, zuweilen wenig, nachdem die See solchen auswirft, Straußfedern, Fisch und Salz in großer Menge. Die Luft in Arguyn ist gesund, und ob es

daselbst schon große Hitze giebt, so werden doch die Leute gemeiniglich sehr alt."

Inseln des Stillen Oceans.

— Ueber die Ergebnisse der deutsch-englischen Südsee-Kommission bringt die „Kölnische Zeitung" Mittheilungen, denen wir Folgendes entnehmen. Die Staatsangehörigen beider Mächte sollen in den beiderseitigen Besitzungen gleiche Rechte genießen. Englische und deutsche Schiffe stehen überall auf gleichem Fuße. Unterscheidungszölle werden nicht eingeführt, Waffen, Schießbedarf und alkoholische Getränke nicht zugelassen. Die Schiffer-, Salomon- und Freundschafts-Inseln, sowie die Neu-Hebriden gelten ausdrücklich als unabhängige Gebiete. Ebenso bleiben die Caroline-, Marschall-, Gilbert-, Ellice- und andere Inselgruppen unabhängig, nur erkennt England das besondere Interesse Deutschlands als einer nord-pacifischen Macht auf die Caroline- und Marshall-Inseln an, wofür Deutschland den Engländern denselben Dienst in Bezug auf die Gilbert-, Ellice- und andere Inseln im südlichen Theile des Stillen Oceans leistet, obschon auch dort der deutsche Handel den englischen überwiegt. Beide Theile verpflichten sich, im Stillen Ocean keine Strafkolonien anzulegen. Wie hier hervorgehoben wurde, suchen die Engländer dadurch Deutschland gegen Frankreich auszuspielen; auch glauben sie mit der Anerkennung der Unabhängigkeit der von Frankreich begehrten Neu-Hebriden durch Deutschland schon ihren Zweck in diesem besonderen Punkte erreicht zu haben. Die Anwerbung von Eingeborenen auf den nach unabhängigen Gebieten wird von Deutschland und England nur unter gewissen sehr streng abgefaßten Bedingungen vorgenommen werden. In Bezug auf die Samoa-Inseln befleißigte sich der Ausschuß einer diplomatischen Enthaltsamkeit. Die dabei betheiligten Staaten England, Deutschland und Nordamerika werden sich daher in Zukunft noch besonders damit abzugeben haben. (Ueber die deutsch-englische Grenze auf Neu-Guinea vergl. oben S. 256.)

— Bekanntlich beabsichtigt die niederländische geographische Gesellschaft mit Unterstützung der Regierung eine wissenschaftliche Expedition nach dem westlichen Theile von Neu-Guinea zu entsenden. Ueber den Stand der Angelegenheit wurden in der letzten allgemeinen Versammlung nähere Mittheilungen gemacht. Die Regierung hat sich bereit erklärt, die Gesellschaft mit einer die Summe von jährlich 10 000 Gulden nicht übersteigenden Beihilfe zu unterstützen; man war dabei von dem Gedanken ausgegangen, daß eine Station als Ausgangspunkt genommen werden solle, wo man im Besitz einer regelmäßigen Verbindung mit anderen Theilen des Archipels ist; als solche waren Doreh und Onin in Vorschlag gebracht worden. Später war man der Ansicht, daß die Wahl Dorehs weniger empfehlenswerth sei. Besonders wird Werth auf Flußuntersuchungen gelegt. Mit Rücksicht auf die verfügbaren Mittel wird man vorläufig von naturwissenschaftlichen Untersuchungen Abstand nehmen und sich auf geographische Forschungen beschränken. Der Vorsitzende konnte mittheilen, daß sich sehr viele Personen angeboten hatten, welche geneigt waren, die Expedition mitzumachen; zur Orientirung hatte er ausführliche Mittheilungen über Onin und Kowiai zusammengestellt, die in der Zeitschrift der Gesellschaft veröffentlicht werden sollen.

— Felsenbilder in Neu-Guinea. Anknüpfend an eine Stelle seines im „Globus", Bd. XLIII, S. 94 erschienenen Aufsatzes, wo von dem Vorkommen von Bildern auf der Felswand einer kleinen Insel im Mc Cluer-Golf gesprochen wurde (welche Thatsache aber noch der Bestätigung bedurfte), hat unser Mitarbeiter Herr E. Metzger in „Nature" vom 9. April 1885 alles zusammengefaßt, was über solche Bilder seither bekannt geworden ist. Sie kommen an drei Stellen, theils im Mc Cluer-Golf, theils auf den Key-Inseln, vor und befinden sich theils in der Nähe der Meeresoberfläche, theils in großer Höhe über derselben. In einem der zuletzt erwähnten Fälle wird hervorgehoben, daß der ganze Felsen von unten bis oben mit Seemuscheln bedeckt ist. Aus den Berichten scheint sich zu ergeben: 1) daß einzelne Inseln der Key-Gruppe und im Mc. Cluer-Golf sich bedeutend gehoben haben; 2) daß vermuthlich die Hebung in nicht zu entfernter Zeit stattgefunden hat, und 3) daß die Hebung keine allgemeine war, sondern sich, obwohl an weit von einander entfernten Punkten beobachtet, nicht bei allen Inseln der Gruppe zugleich findet, ja vielleicht auf einzelne Theile einzelner Inseln beschränkt ist.

Nordamerika.

— Der Präsident der Republik Mexiko hat ein Dekret erlassen, welches folgende Häfen und Grenzzollhäuser als dem fremden Handel geöffnet erklärt: am Meerbusen von Mexiko Matamoras, Tampico, Tuxpan, Veracruz, Coatzacoalcos, Frontera (Tabasco), Isla del Carmen, Campeche und Progreso; am Stillen Oceane Soconusco, Tonala, Salina Cruz, Puerto Angel, Acapulco, Manzanillo, San Blas, Mazatlan, Altata, Guaymas, La Paz Cabo de San Lucas, Bahia de la Magdalena und Todos Santos. („The Chamber of Commerce Journal.")

Südamerika.

— Ein sehr unterhaltendes und amüsantes Buch sind die „Bilder aus Brasilien" von C. von Koseritz (Leipzig und Berlin, W. Friedrich, 1885). Der bekannte, seit 33 Jahren im Lande ansässige Vorkämpfer des Deutschthums giebt darin 94, im Sommer 1883 geschriebene Feuilletons, namentlich über Rio de Janeiro und S. Paulo, in denen er kein Blatt vor den Mund nimmt und bis zu den höchsten Kreisen hinauf seine Kritik übt. Ein solches Buch kann nur Jemand schreiben, der so lange die Verhältnisse und Personen aus eigenster Anschauung kennt; darum ist es von hohem Werthe für Jeden, der sich für Brasilien interessirt. Man muß ihm wohl glauben, wenn er schreibt, daß „des Unverstandes Name Brasilien ist" (S. 11) oder „Es ist ein eigenthümliches Land, dieses Brasilien: was unvernünftige Wirthschaft nur leisten kann, wird gemacht; aber das Land ist so kolossal reich, daß es eben gar nicht zu ruiniren ist, wäre es überhaupt zu ruiniren, so hätten es die Menschen schon längst unter den Hammer gebracht" (S. 122). Daß das Buch manches enthält, was einem deutschen Leser gleichgiltig sein kann, und daß umgekehrt anderes einer näheren Erklärung für Nicht-Brasilianer bedürfte, ist nicht zu leugnen; aber wir wüßten nicht, wo anders man sich über Rio, seine Bevölkerung, seine wissenschaftlichen und sonstigen Anstalten, Theater, Zeitungen, den Hof, das Parlament, das dortige Deutschthum, seine hervorragenden Bürger u. s. w. bessere Auskunft erholen sollte.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVII. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1885.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

VI.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Sobald am 24. Juni Morgens der Ruf des Muezzin ertönte, der die Gläubigen zum Morgengebet einlud, erschienen zwanzig kräftige Sklaven, um das Gepäck in einen Garten von Hamarwin zu tragen, wo die 25 Lastkameele und die beiden Esel beladen werden sollten. Dank der frühen Stunde und den Soldaten des Gouverneurs, welche bis zu dem Garten hin aufgestellt waren, ging das Hinüberschaffen ohne Hinderniß vor sich. Als aber die Sonne aufging, sammelte sich eine solche Volksmenge am Eingange des Gartens an, daß es schwer war, dieselbe in Ordnung zu halten. Zu allem Unglücke ließen auch die Kameele drei Stunden lang auf sich warten, und es wurde neun Uhr, ehe sie eintrafen; dadurch wurde wieder die Geleitmannschaft in schlechte Laune versetzt, eilte sich möglichst mit dem Beladen der Thiere und verursachte dadurch allerlei Unordnung. Zuletzt konnten auch die Soldaten die neugierige Menge nicht mehr im Zaume halten, die sich nun ungehindert überall herzudrängte und manchen Strick und manche Matte entwendete. Trefflich benahm sich wie immer Salem, thätig und kaltblütig, er ging und lief vom einen zum anderen, hier tadelnd, dort antreibend; selbst den Chef der ganzen Karawane, Hadschi Ali, mußte er an seine Schuldigkeit erinnern, denn er fand ihn im Schatten einer Mauer sitzend ganz vertieft in ein Gespräch mit dem unheimlichen Scheich Awes, der schon seit Mörka mit Révoil zusammen gereist war. Als endlich alles bereit war, erschien Mude Jussuf, übernahm stolz den Oberbefehl über die Eskorte, welche sich in lauter kleinen Abtheilungen vor und hinter jedem Lastthiere vertheilt hatte, und schwur, den Franzosen gesund nach Gelidi zu bringen oder an seiner Seite zu fallen; ein letztes „Hakim! fi aman Illah u rasul“ (Doktor, möge dich Allah schützen und sein Prophet!) von den Lippen des trefflichen Salem, und die Karawane setzte sich in westlicher Richtung in Bewegung.

Es war fast Mittag geworden; glühend brannte die Sonne vom Himmel herab und die Rückstrahlung von den Dünen war fast unerträglich. Von dem Gipfel des Hügels, welcher die Moschee und den Thurm Uliad trägt, warf Révoil noch einen letzten Blick auf das Meer und Mogduschu zurück; dann galt es nach vorwärts zu schauen. Dort hatten sich wohl 500 bis 600 Beduinen vom Stamme der Abgal und Mürsude einige hundert Meter vor ihnen aufgestellt und schienen entschlossen, ihnen den Durchzug zu wehren. Doch gelang es, rasch einen kleinen Hügel zu gewinnen, von dem aus man die Ebene zu überschauen vermochte; ein Dutzend von den Gobron scharte sich um Révoil, während die die Karawane begleitenden Greise, ihre Rosenkränze schwingend, den raublustigen Beduinen entgegenschritten, die zwar die Straße besetzt hatten, sich aber doch in respektvoller Entfernung hielten. Denn die Karawane bot ihnen keine schwache Stelle; jedes Thier

ohne Ausnahme wurde von einem Manne geführt, und an beiden Flanken befanden sich Reihen gut bewaffneter, kampfbereiter Krieger. Auf die Beduinen schienen die Worte der Greise keinen Eindruck zu machen; da ließ Mude die Karawane sich in Trab setzen und seine Krieger theils nach beiden Seiten, theils nach hinten Front machen. Diese Bewegung glückte; denn die Abgal näherten sich zwar, wagten aber doch keinen Angriff, sondern begnügten sich mit Steinen und Knüppeln zu werfen, bis sie, wahrscheinlich einen Angriff der weiter landeinwärts sitzenden Wadan fürchtend, ihre Verfolgung aufgaben. Die Karawane aber betrat alsbald den vor ihr liegenden Wald, wenn man diese Bezeichnung auf das dichte Gestrüpp und die Dornsträucher anwenden will. Der sich hindurchziehende sandige Pfad ist so schmal, daß man nur im Gänsemarsch vorwärts kommen konnte; dazu herrschte eine erdrückende Hitze, stachen die Moskitos und zerrissen die Dornen Kleider und Haut. Aber man mußte eilen, um noch vor Sonnenuntergang Lafol zu passiren, wo Nur Mussa den Durchzug hindern wollte. Zu irgend welchen Beobachtungen war keine Zeit; kaum daß der Reisende bemerkte, daß die Vegetation aus Akazien, Kaktus und baumartigen Euphorbien bestand. Julian war bereits ermüdet und nahe daran, einen Sonnenstich zu bekommen; die Esel, welche die Chronometer trugen, konnten kaum noch am Zaume mitgeschleppt werden. Endlich um fünf Uhr näherte man sich Lafol, und nun bildeten die Gabron zu beiden Seiten eine Art Mauer aus ihren Schilden, während einzelne Krieger die nächsten Gebüsche absuchten. Auf einer Lichtung machte die Karawane Halt, ein kurzes Gebet wurde gesprochen, und dann schritten wieder die Greise voran auf das Lager der Wadan zu, dessen Nähe das Meckern der Ziegen verrieth. Etwa 1000 Krieger waren hier zu beiden Seiten des Weges versammelt, und wieder mußte die Karawane

Révoil's Marsch von Mogduschu über Gelidi nach Warman. (Maßstab 1:1000000.)

im Laufschritt sich hindurchwinden; aber jeder Kameeltreiber vertheidigte sein Thier nach Kräften mit Dolch und Lanze, und die drei, welche in die Hände der Gegner geriethen, wurden denselben auch wieder von Mude unversehrt entrissen.

Allerdings mußte man fürchten, daß sie der Karawane auf den Fersen bleiben würden, da die Sonne sich stark dem Untergange zuneigte. Glücklicherweise wurde der Boden hinter Lafol fester; er besteht dort aus Lehm und war durch die Hitze fest und hart geworden. Dafür quälte ein entsetzlicher Durst die Reisenden, denn ihr eigener Schlauch war von den Dornen zerrissen worden und die Leute hatten in der Eile des Aufbruches vergessen, ihre Kalebassen zu füllen. Endlich zeigten sich in der Ferne die ausgedehnten Dhurrafelder von Gelidi, und das flößte allen neuen Muth ein. Bald begegnete man auch einer Schar Frauen; eine davon, ein kräftiges, munteres, mit einer Lanze bewaffnetes Weib, eine der Gattinnen Omar Jussuf's, hatte das Gerücht vernommen, daß die Karawane geplündert und die Reisenden getödtet seien, und hatte sich voll Muth selbst aufgemacht, um die Wahrheit zu erfahren. Um 7 Uhr Abends erreichte man vollständig erschöpft die Ufer des Webi; die vom Durst gepeinigten Krieger stürzten sich darauf los und schlürften in langen Zügen nach Art der Thiere, während andere sich ihrer Schilde als Schöpfgefäße bedienten und sie gefüllt dem Reisenden brachten. Dann ordneten sie sich wieder in zwei Reihen und führten ihren Kriegstanz, den Lab, aus, während die Karawane am Strome entlang zog und zuletzt an einer Flußbiegung auf einer großen Wiese Halt machte, um dort für die Nacht zu lagern. In der Dämmerung konnte man noch am jenseitigen Stromufer den Hüttenkomplex von Gelidi erkennen; am Ufer hatte sich eine gewaltige Menge von Neugierigen angesammelt und beantwortete den Kriegsgesang und die Flintenschüsse mit lautem Geschrei.

Auf dem Flusse giebt es hier und da kleine Fährkähne,

welche mittels einer über das Wasser gespannten Liane den Verkehr zwischen beiden Ufern aufrecht erhalten. In einem derselben setzten Révoil und Julian nach Gelidi über und nahmen nur ihre Instrumente und das auf den Eseln verladene Gepäck mit sich, die Karawane der Fürsorge der Kameeltreiber unter Hadschi Ali's Oberaufsicht überlassend. Drüben landeten sie mit einiger Schwierigkeit zwischen der lärmenden Volksmenge, die sehr enttäuscht war, die beiden Europäer in arabischer Tracht zu erblicken; mit Mühe nur konnten sich die von Omar Jussuf abgesandten Personen den Fremden nähern, und ihre Begrüßungsworte wurden von dem Geschrei der Leute übertönt. Unter diesen einflußreichen Personen befand sich Omar Kassadi, ein Araber von Makalla und alter Freund von Salem, den Révoil vielfach in Mogduschu gesehen hatte; dieser ergriff den Reisenden bei der Hand und führte ihn durch das Dorf nach der für ihn bestimmten Hütte, welche neben derjenigen des Sultan Omar lag. Ihre gesammte Ausstattung bestand fast nur aus einigen Ochsenhäuten; aber dem von einem $7\frac{1}{2}$stündigen Marsche in glühender Sonne ermüdeten Reisenden kam dieselbe beinahe luxuriös vor, und ohne das ihm vorgesetzte gekochte Fleisch und Milch auch nur zu berühren, legte er sich nieder und entschlief.

Am nächsten Morgen wurde er mit einer Unglücksbotschaft geweckt: die Wadan von Lafol waren der Karawane gefolgt, hatten in der Nacht das Lager überfallen, die leichten Gepäckstücke fortgeschleppt, die schweren mit ihren Dolchen aufgeschnitten und geplündert und schließlich

Ankunft am Ufer des Webi.

die Lastthiere fortgetrieben. Die sorgfältig vorbereitete Expedition war bereits 24 Stunden nach ihrem Aufbruche vollständig desorganisirt worden. Wie sollte es möglich sein, ohne Kameele die Reise fortzusetzen? Und was nutzten die Versicherungen Mude Jussuf's, daß Révoil unter dem Schutze des Scheichs der Gobron und mächtigen Sultans von Gelidi stehe, und daß dieser die Wadan züchtigen werde? Hadschi Ali, der Karawanenchef, wurde durch den Vorfall wenig berührt und antwortete auf alle Zornesausbrüche des Reisenden nur mit „Allah hat es gewollt!" Mahdi Nur aber und Hadschi Othman, ein Vertrauensmann, den Salem der Expedition mitgegeben hatte, fanden es unerklärlich, wie die Karawane ohne die Mitschuld der Geleitmannschaft hatte geplündert werden können. Sobald Révoil das letzte der ihm gebliebenen Gepäckstücke in Sicherheit gebracht hatte, eilte er, den Sultan von Gelidi aufzusuchen, um zu erfahren, ob dessen Macht und Einfluß wirklich so groß waren, als der Ruf davon. Die Wohnung Omar Jussuf's war eine elende kegelförmige Hütte nahe der seinigen, deren ganze Einrichtung aus ein paar mit Ochsenhaut überspannten Sesseln bestand; ein Vorhang aus Häuten theilte den Raum in zwei Theile. Als Révoil mit dem üblichen Gruße eintrat, hockte der Scheich der Gobron in dem hinteren, halb dunkeln Raume auf einem Sessel. Durch eine Fistel am Beine, die Folge eines tiefen Dornstiches, gehindert, verließ er seine Hütte nicht, fastete bei Tage und betete Nachts, wodurch die Achtung und Verehrung, die er weit und breit genoß, stetig zunahm, so daß

Ansicht von Gelidi. (Nach einer Photographie.)

zahlreiche Gläubige und Pilger bei ihm zusammenströmten. Ein Rosenkranz von 1000 Perlen, mehrere an den Wänden hängende Korane und ein beständig geöffnet vor ihm liegender legten Zeugniß ab von seinem religiösen Eifer. Sein krankes, mit Lumpen umhülltes Bein stemmte er gegen den Pfahl, welcher das Dach der Hütte trug. Ein großes Tuch hüllte ihn vollständig ein, und mit einem Zipfel desselben bedeckte er sorgfältig sein Gesicht, so daß kaum seine Augen herausguckten. Die elende Behausung des angesehenen Häuptlings war voll von Fliegen, Kakerlaken und sonstigem Ungeziefer und stank entsetzlich.

Mit einer Handbewegung verabschiedete Omar Jussuf alle Begleiter Révoil's bis auf Hadschi Ali, der als Dolmetsch dienen sollte. Er versprach, das Gestohlene wieder zur Stelle zu bringen und die Karawane zu reorganisiren, kam aber bald mit seinen wahren Gedanken zum Vorschein, indem er sagte: „Bezahle deine Geleitmannschaft für diese erste Strecke, von Mogduschu bis Gelidi, und dann werden wir sofort eine andere zusammenbringen; meine Leute sind alle bereit.“ Das erweckte Verdacht bei Révoil, der seinen Wirth bat, sich vor allem mit der Wiedererlangung des Geraubten, dessen Werth ein sehr beträchtlicher war, zu befassen, ehe er von ihm neue Opfer an Geld oder Stoffen verlangte. Aber Omar bestand auf seiner Forderung und brachte es dahin, daß ihm der Reisende 200 Maria-Theresia-Thaler zusicherte. Als derselbe in seine Hütte zurückgekehrt war und mit der Pflege seines erkrankten Dieners beschäftigt war, trat das Lieblingsweib des Sultans bei ihm ein, jene große starke Frau, welche ihm am Abend zuvor begegnet war. Sie wollte dem Fremden zu verstehen geben, daß sie dieselben als ihre Kinder betrachte, und zu diesem Zwecke ergriff sie sie beim Kopfe, spuckte sich in die rechte Hand und rieb es ihnen auf die Stirne; dann hob sie ihre beiden Brüste in die Höhe, als wollte sie ihnen zu

Zusammenkunft mit Omar Jussuf.

trinken geben. Diese lächerliche Scene wurde aber durch lautes Geschrei auf der Straße unterbrochen: Mude Jussuf und die Gobron kamen wie toll gelaufen und riefen, daß die Wadan von Lafol über den Webi setzten; um sie zu befriedigen, müsse der Reisende noch drei Ballen Zeug (im Werthe von über 200 Thalern) opfern, sonst steckten sie Gelidi an allen vier Ecken an. Von allen Seiten auf das heftigste bestürmt, mußte sich Révoil auch dieser neuen Erpressung fügen. Aber die gelieferten drei Ballen fand Révoil zu seiner Ueberraschung am nächsten Morgen in der Hütte des Sultans. Und so gingen die Forderungen weiter, vom Häuptlinge angefangen bis herunter zu dem Fährmanne, der ihn über den Strom gesetzt hatte. Die Kameeltreiber, welche nun keine Thiere mehr zu besorgen hatten, benutzten die Gelegenheit, um mit den erhaltenen Vorschüssen zu verschwinden; dann empfahl sich Hadschi Othman, Fieber vorschützend, und ließ eine Zeltdecke nach Mogduschu mitgehen, und ihm folgte der französisch sprechende Mahdi Nur, indem er einen Karabiner nebst Zubehör stahl. Kurzum, eines Tages stand Révoil mit Julian und Hadschi Ali allein da. Selbst das Umhergehen im Dorfe untersagte ihm Omar Jussuf, bis die durch seine Ankunft unter den Somali entstandene Aufregung sich gelegt haben würde. Dabei fuhr er fort, sein doppeltes Spiel zu treiben, indem er einerseits sich den Anschein gab, als wollte er die Plünderer zur Rechenschaft ziehen, damit er nicht die Gunst Salem's und des Gouverneurs in Mogduschu verlöre, andererseits den Reisenden unter den verschiedensten Vorwänden nach Kräften ausbeutete und die Sache möglichst in die Länge zog.

Endlich wurde es Révoil gestattet, seine Hütte zu verlassen; aber als er freudig seinen ersten Umgang durch den Ort antrat, begleiteten ihn wohl an 200 Neugierige, unter denen sich besonders die Frauen durch ihre Zudringlichkeit

auszeichneten. Allerdings ersparten ihm sein arabisches Gewand, die mohammedanische Haar- und Barttracht und der Rosenkranz an seinem Halse so manche anzügliche Bemerkung.

Gelidi besteht aus sechs Quartieren, die nur kegelförmige Hütten, aber kein einziges Haus aus Stein oder Lehm enthalten. Afgoï, eines der Quartiere, das auf dem linken Ufer des Webi liegt, wird von Wadan bewohnt; die anderen, Sagalat, Belguri, Nareile, Segalo und El-Node, von den Stämmen Gobian, Gobron, Abdikero und Mamasobe. Sagalat und Belguri liegen etwa 2 km abseits. Die „Min" oder Hütten sind mit Stroh bedeckt und ruhen auf dem „Udub", einem großen Mittelpfahle; dieser trägt das kreisförmige Gerüst aus Aesten und Flechtwerk, welches die Wände bildet und mit einem Gemische aus Thonerde und Kuhmist überzogen ist. Jeder Somal besitzt zwei bis drei solcher Hütten, die mit anderen zusammen, welche das Vieh, die Küche und die Vorräthe enthalten, von einer gemeinsamen Umzäunung eingeschlossen werden. Die schmalen Thüren werden meist durch ein einziges Stück Holz verschlossen und haben keine Schlüssel; von innen wird ein Holzriegel vorgeschoben und durch ein Guckloch kann man den Einlaß Begehrenden sehen. Die einzeln stehenden Moscheen sind nichts als große „Min", die mit Ochsenhäuten ausgekleidet sind; im Eingangshofe stehen große Krüge mit Wasser für die Abwaschungen. Bei den Hütten befinden sich mitunter einige Palmen, Brustbeer- und große Feigenbäume (Ficus Indica) nebst Mimosen, kleine Gärten bildend, die von stacheligen Kaktushecken umschlossen werden.

Mitten durch den Ort fließt der nicht über 50 m breite Webi, zu dieser Jahreszeit mit gelbem, lehmigem Wasser; große Rinderherden kommen zum Trinken an seine Ufer, an denen sich zahlreiche Ibis, Regenpfeifer und wilde Gänse aufhalten. An vielen Stellen giebt es unter freiem Himmel Schlächtereien, denen alte Baumstämme als primitive Ladentische dienen. Ober- und unterhalb des Ortes zeigt die Vegetation der Flußufer wenig von der tropischen Ueppigkeit der äquatorialen Ströme, ausgenommen große, mit Lianen behängte Bäume, in denen sich große Hundskopfaffen schaukeln, während im Schlamme riesige Krokodile mit halb geöffnetem Rachen schlafen. Von dem glänzenden Lichte der aufgehenden Sonne beleuchtet, bietet die Landschaft ein sehr belebtes und malerisches Bild. Hier wird Getreidemarkt abgehalten, dort Viehmarkt, und gravitätisch schreiten die Somali einher, den Dolch im Gürtel, aber ohne Lanzen. In großen klassisch geformten Krügen holen die Frauen Wasser vom Flusse, und ab und zu trifft man unglückliche Sklaven mit schweren Eisen an den Füßen, gebeugt unter der Last schwerer Ballen.

Auf dem großen Platze, welcher Nareile von Belguri trennt, stieß Révoil auf einen großen Tumulus, der etwa 20 qm Flächenraum bedeckte und oben mit Aesten belegt war; das war die Begräbnißstätte mehrerer angesehener Männer des Ortes, wie es solche noch an anderen Stellen giebt. Auf diesem Platze von Belguri findet der große Markt von Gelidi statt, und hier rasten die Karawanen, ehe sie auf ihrem Wege nach Mogduschu den Webi überschreiten. Augenblicklich befand sich dort eine solche mit Straußenfedern und Fellen aus dem Lande der Ugadin vom oberen Webi; die dazu gehörigen Beduinen waren finster blickende Männer von röthlicher Farbe, die etwa gebrannter Terra di Siena glich; ihre Gesichter waren regelmäßig, aber sehr verschieden von dem Typus von Gelidi und eingerahmt von langen lockigen Haaren, die bis auf ihre Gewänder von Leder und Leinwand herabfielen.

Révoil unterhielt sich mit ihnen; ihr Dialekt ähnelte demjenigen der Medschurtin, und der Krieger, an welchen er sich gewandt hatte, stützte sich beim Antworten auf seine Lanzen, wie es die Anwohner des Kap Guardafui zu thun pflegen. Die linke Lanze diente ihm als Stütze, während er mit der anderen beim Sprechen eine Linie in den Boden zeichnete. Auf der Schulter trug er den „Messale", ein Stück Leder, das nach dem Plane der Moschee in Mekka zugeschnitten ist, und das jeder Beduine auf der Reise mit sich führt, um darauf zu beten, während der „Ubo", ein strohumflochtener Kürbiß, das zu den Abwaschungen erforderliche Wasser enthält. Schließlich feuerte Révoil auf einige Krokodile

Ugadin-Krieger in Marschausrüstung. (Nach einer Photographie.)

und setzte dadurch alle Welt in Staunen und Schrecken; alles flüchtete, kehrte aber bald zurück, um zwei tödtlich getroffene Saurier sich am Ufer wälzen zu sehen.

Am Abend theilte ihm der Sultan mit, daß vor dem Ende des demnächst beginnenden Rhamadan keine Aussicht für ihn bestände, weiter zu kommen, und er mußte sich wohl oder übel darein finden, da Geduld und Ergebung in seiner Zwangslage allein ihm nutzen konnten. Hadschi Ali aber benutzte diese Ankündigung, um alsbald nach Mörka zu gehen und seinen Herrn nebst Julian allein als gezwungene Gäste des Gobron-Scheichs in Gelidi zurückzulassen.

Es war ein trauriger Abend, der erste, den beide gänzlich verlassen in ihrer engen, mit den Ueberbleibseln ihrer Ausrüstung angefüllten Hütte verbrachten; draußen heulte der Wind, strömte der Regen herab, miauten wilde Katzen und heulten die Hunde, so daß an Schlafen nicht zu denken war. Und als Révoil nach seinem Revolver griff, um einen derselben zu erschießen, fehlte seine Waffe; sie war offenbar von einem der zahlreichen Besucher gestohlen worden. Nicht ohne Unruhe erinnerte er sich, daß seinem unglücklichen Vorgänger, dem Baron C. C. von der Decken wenige Tage vor seiner Ermordung durch die Somali von Bardera Aehnliches begegnet war. Am nächsten Morgen benachrichtigte er sofort den Sultan und Omar Kassadi von seinem Verluste, und letzterer rieth ihm, den „Fal" oder Zauberer behufs Wiedererlangung des Gestohlenen kommen zu lassen. Er ging widerstrebend auf den Vorschlag ein, und es erschien ein großer Kerl von Beduinen mit einem verschmitzten Gesichte, der nur von seinen Be-

Das Weissagen des Zauberers. (Nach einer Photographie.)

trügereien lebte und keine andere Unterkunft hatte, als die verschiedenen Moscheen des Dorfkomplexes. Mit ihm zugleich erschien Jussuf Mohammed, der eigene Bruder Sultan Omar's. Der Zauberer ließ sich Asche geben, breitete dieselbe sorgfältig auf dem Boden aus, bildete mit seinem „Adde", der aus wildem Kaperstrauchholze gefertigten Zahnbürste, eine Reihe länglicher Häufchen, warf dieselben wieder zusammen und formte sie von neuem, bedeckte dann seine Augen mit der Hand, murmelte einige Zaubersprüche und beschrieb dann wirklich ganz genau den Revolver, die dazu gehörige Tasche, die Zeit, zu welcher der Diebstahl bemerkt worden war, u. s. w. „Sei ruhig, sagte er, deine Waffe befindet sich im Besitze einer Frau, der sie die Diebe übergeben haben; in drei Tagen wirst du sie wieder haben, ohne es zu bemerken, und wenn nicht, sollst du den „Fal" für einen Lügner erklären!"

Durch Omar Kassadi's Vermittelung erfuhr dann Révoil die Namen zahlreicher Diebe und Hehler seiner gestohlenen Sachen, welche sich auch wirklich dummer Weise auf dem Markte in Mogduschu abfassen ließen und dort in Eisen geworfen wurden. Dies Beispiel wirkte, und in der dritten Nacht nach Befragung des Zauberers wurde Révoil durch ein Geräusch geweckt, fand den oben genannten Bruder des Sultans bei seiner Hütte herumstreichen und entdeckte dann auch seinen Revolver. Der nächste Verwandte seines Wirthes hatte ihn also bestohlen! Von nun an war er taub gegen alle Bitten um Arzneien und wies allen Besuchern unerbittlich die Thür. Aber sein Gefühl glich dem eines kleinen Vogels, der in die Klauen eines Geiers gerathen war; nur geschickte Politik, Ruhe, Klugheit und Festigkeit konnten ihn aus seiner gefährlichen Lage befreien.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Die Basen oder Kunama.

Von Josef Menges.

II. (Schluß.)

Der Charakter der Basen wird natürlich von ihren Nachbarn in den schwärzesten Farben geschildert, und ist es schließlich begreiflich, daß ein seit Jahrhunderten ohne Unterlaß verfolgtes und geplagtes Volk gegen seine Unterdrücker nicht die besten Eigenschaften herauskehrt. Namentlich ist ihre Treulosigkeit und Verrätherei verrufen und, wie ich glaube, mit Recht. Obwohl sie oft wochenlang in friedlichem Verkehr mit den sie besuchenden Händlern und Jägern stehen, so genügt häufig ein geringfügiger Streit für sie, um über ihre Gastfreunde herzufallen, natürlich nur, wenn sie dies im Hinterhalte fertig bringen können, da sie niemals einen offenen Angriff auf die ihnen in der Bewaffnung überlegenen Nachbarn wagen. Zahlreiche verbürgte Beispiele solcher Treulosigkeit lassen sich anführen und die Zahl der einzelnen Opfer unter den Jägern und Händlern, die im Basenlande heimtückisch ermordet wurden, ist nicht gering. Manchmal werden diese Angriffe anscheinend ohne jeden Grund gemacht. So wurde 1882 ein sudanesischer Elefantenjäger, Saïd-Tigelel, der schon Jahre lang im Basalande gejagt und sich wochenlang in Balka aufgehalten hatte, plötzlich von seinen Gastfreunden ermordet. Der Grund war, daß zur selben Zeit Leute von Algaden eine Razzia gegen eines der Dörfer von Balka unternommen hatten. Vor etwa 15 Jahren wurde ein englischer Sportsman, Mr. Powell, mit Frau und Kind und Dienern, der schon wochenlang mit den Basen gejagt hatte, in Ainal überfallen und ermordet. Gleichzeitig mit Powell wurden zwei schwedische Missionare, die ihn begleitet hatten, umgebracht, obwohl sie mehrere Jahre lang unter den Kunama gelebt hatten und ihnen persönlich gut bekannt waren. Man muß übrigens zugeben, daß die Basen sehr gute Gründe zur Treulosigkeit gegen die Bedja haben und ihnen eigentlich nur Gleiches mit Gleichem vergelten. So stand vor ca. 25 Jahren am Gasch bei Barbaro ein Hallengadorf der Tarifat, das Jahre lang im friedlichen Verkehre mit den benachbarten Basastämmen lebte und nie behelligt wurde. Namentlich der Schech dieses Dorfes, ein frommer Pilger, Hadji Mahammed, übte einen großen Einfluß, eine Art Herrschaft, über seine heidnischen Nachbarn aus. Durch Zufall stellte es sich endlich heraus, daß die Tarifat das Vertrauen der Basen benutzt hatten, die sie Besuchenden zu Reisen nach Kassala zu Handelszwecken zu beschwatzen, und einmal in Kassala angekommen, ihre Gastfreunde kaltblütig verkauften. Die Folgen dieses Jahre lang betriebenen Verrathes kann man sich denken: das Dorf wurde von den Basen überfallen, die Männer sämmtlich niedergemacht und die Weiber und Kinder in die Sklaverei geschleppt. Diese unberechenbare Treulosigkeit bildet die einzige wirkliche Gefahr bei Reisen unter den Basen und nur die anhaltendste Wachsamkeit kann dagegen schützen. Wie schon oben gesagt, wagen die Basen nie einen offenen Angriff, am wenigsten gegen Feuerwaffen, und die Jäger im Basalande, die oft in sehr schwacher Zahl und weit von den Lagern sich aufhalten, achten sich am Tage und mit dem Gewehre in der Hand vollständig sicher. Die Lager selbst werden häufig nur von einem einzigen Manne mit einem Gewehre bewacht, ohne daß die Basen es wagten, sie anzugreifen. Wenn ein Angriff erfolgt, so geschieht er meistens in dunkler Nacht oder in dem Dorfe selbst, wenn die Gäste, im Vertrauen auf die genossene Gastfreundschaft, sich sicher wähnen und die gewöhnliche Vorsicht außer Acht lassen. Eine gut bewaffnete und vorsichtige Gesellschaft kann ohne sonderliche Gefahr das ganze Land durchstreifen. Vor einer Reihe von Jahren desertirten von Senhitt (Keren) drei schwarze Soldaten mit der kühnen Absicht, ihre Heimath am Blauen Nil zu erreichen. Da sie mit Remingtongewehren und Munition gut versehen waren, würden sie wohl glücklich durchgekommen sein, hätten sie sich nicht verleiten lassen, in Balka in eines der Dörfer einzukehren und der von den Basen gespendeten Merissa zuzusprechen, bis sie total betrunken waren. In diesem Zustande wurden sie von ihren Wirthen abgeschlachtet und die Gewehre später an die Regierung von Kassala abgeliefert.

Diese durch Jahrhunderte lange Verfolgung erworbene unberechenbare Tücke ist der schlimmste Zug in dem Charakter der Basen. Die schwedischen Missionare, die mehrere Jahre lang bei Koluku am Gasch eine Station hatten, die in Folge der Ermordung Powell's und zweier Missionare aufgegeben wurde, geben ihnen trotzdem ein gutes Zeugniß und stellten sie in moralischer Beziehung höher als die Bedja und Abessinier. Sie erklärten die Basen für gutmüthig, intelligent und leicht lenksam und würden trotz dem ersten Mißerfolge ihre Thätigkeit unter den Kunama wieder aufgenommen haben, wenn nicht der ägyptisch-abessinische Krieg, der Tod Munzinger's und die allgemeine Verwirrung und Unsicherheit in den Grenzländern dies unmöglich gemacht hätten. Trotz der fortwährenden Verfolgung, die sie ausgehalten haben, sind die Basen doch ein fröhliches Volk und große Freunde von Musik und Tanz. Wenn die Durraernte gut ausgefallen ist, werden die schönen Mondscheinnächte bei der Merissaschale mit Trommeln und Tanzen zugebracht, und die Glückseligkeit ist doppelt groß, wenn sie über reichliches Fleisch zu verfügen haben.

Obwohl ein Objekt fortwährender Sklavenjagden, werden die Basen als Sklaven doch nicht sehr geschätzt und möglichst weit von ihrer Heimath verkauft, da sie sonst unbedingt ausreißen und mit großer Findigkeit den Weg nach ihrem Lande zurückfinden. Es sind Fälle bekannt, wo Basasklaven von der arabischen Küste des Rothen Meeres entflohen und wirklich ihre Heimath erreichten.

Den Hauptverkehr mit den Basen vermittelt der Grenzstamm der Beni-Amer, die Hailoota, die fast immer mit denselben auf friedlichem Fuße stehen und nur sehr selten in Fehde mit ihnen liegen. Der ganze Handel ist natürlich Tauschhandel, da den eigentlichen Basen geprägtes Geld unbekannt ist, während die Leute von Bitama, Elit und Sogoda den Maria-Theresia-Thaler kennen und benutzen. Zum Tausche dienen im Sudan gewebte $1/2$ Meter breite und 4 Meter lange Stücke groben arabischen

Baumwollenzeuges, Damur, die gegen Tabak, Thurra, Elfenbein und besonders Honig von wilden Bienen, an dem das Basaland sehr reich ist, umgetauscht werden. Von Amideb aus werden zuweilen durch Händler von Massawa Kupfer- und Messingdraht, sowie einzelne Schwertklingen eingeführt, doch ist das Schwert keine bei den Basen sehr gebräuchliche Waffe, die nur bei den westlichen Stämmen durch Verkehr mit den Beni-Amer mehr eingeführt ist. Ebenso selten ist der Schild, während die Hauptwaffe die Lanze bildet. In Folge dieser schlechten Bewaffnung sind die Basen ihren Nachbarn, die gut bewaffnet und meistens auch gut beritten sind, ganz abgesehen von den Feuerwaffen, nicht gewachsen.

Der von Amideb aus eingeführte Kupfer- und Messingdraht wird zu Armbändern, Ohrringen, zur Verzierung der Lanzen etc. verwendet, während Silber- und Goldschmuck unbekannt oder wenigstens nicht beliebt ist. Für die Leute von Haikoota bietet diese bekannte Liebhaberei der Basen Gelegenheit zu guten Tauschgeschäften, indem sie das durch die Basen den Abessiniern geraubte Gold und Silber für Stücke Damur eintauschen. Auch die dem erschlagenen Mr. Powell abgenommenen Goldstücke kamen auf diese Weise in den Besitz der Haikoota. Indessen schmücken sich die Basen mit farbigen Glasperlen oder mit einfachen Stücken von Dompalmenblättern, die zu Armbändern und Fußspangen verarbeitet werden.

Die Basen sind ihrer größeren Zahl nach Heiden, und über die Art ihrer Religion ist bei ihren mohammedanischen Nachbarn, die als Muslimin sich nicht um die Religion der „Kufar“ (Ungläubigen) bekümmern, wenig bekannt. Weit verbreitet ist, wie bei den Negern am Weißen Nil, der Glaube an die Macht der Zauberer, namentlich der Regenmacher. Individuen, die im Rufe stehen, Regen machen zu können, werden von dem Stamme, dem sie angehören, mit besonderer Verehrung angesehen und mit Geschenken überhäuft, falls die Beschwörungen des Regens erfolgreich sind. Andererseits ist das Amt des Regenmachers auch ein recht gefährliches, denn wenn es nicht gelingt, den nöthigen und gewünschten Regen herbeizuschaffen, so fallen die unglücklichen Zauberer oft der Volkswuth zum Opfer und werden von der versammelten Menge gesteinigt, wobei der nächste Verwandte des verurtheilten Zauberers den ersten Stein werfen muß. Es geschieht dies, um die Blutrache zu vermeiden, die bei den Basen gebräuchlich ist und stets dem nächsten Verwandten eines Ermordeten obliegt. Da in diesem Falle nun der nächste Verwandte zugleich als Thäter gilt, so fällt natürlich die Rache fort. Beiläufig bemerkt, ist dieser Glaube an Regenmacher auch bei den mohammedanischen Sudanesen und sogar bei Türken und Aegyptern im Sudan noch weit verbreitet. So richtete sich in der Regenzeit des Jahres 1880, als die Regen sehr spärlich im Ost-Sudan gefallen waren, der Verdacht, dies zu verschulden, gegen einen von Aegypten nach Kassala verbannten unterägyptischen Scheich. Der Unglückliche wurde auf Befehl des damaligen Gouverneurs Abd el Kerim Pascha, eines fanatischen Kurden, ins Gefängniß geworfen, aus dem er nicht mehr lebend hervorging, da er unter den an ihm versuchten Torturen den Geist aufgab, ohne daß deshalb der gewünschte Regen eingetroffen wäre, was aber natürlich die aufgeregte Menge nur noch mehr im Glauben an seine Schuld bestärkte.

Obwohl die Basen noch größtentheils Heiden sind, so macht doch der Islam ganz bedeutende Fortschritte und die gänzliche Mohammedanisirung derselben ist nur eine Frage der Zeit und einer nicht sehr langen, wie denn ihr heidnisches Nachbarvolk, die Barea, schon jetzt größtentheils Mohammedaner sind. Missionare des Islam sind hier wie überall im Sudan die mohammedanischen Händler, und dann ist der praktische Vortheil, als Mohammedaner gegen die Sklavenjagden der mohammedanischen Nachbarn so ziemlich, wenn auch nicht gänzlich, gesichert zu sein, für die Basen in die Augen springend. Aus diesem Grunde ist z. B. der Scheich Musa von Ainal mit einem Theile seines Volkes zum Islam übergetreten und ist ein eifriger Verehrer des ostsudanesischen Heiligen Sitt el Hassen von Hatmie, der ihn durch seinen Einfluß so ziemlich gegen die Raubzüge der Bergstämme von Sabderat und Algaden beschützt hat. Die Leute von Bitama und Elit sind schon seit geraumer Zeit Mohammedaner, theilweise auch die von Betkom und Sogoda, und die übrigen Basa-Stämme werden schnell nachfolgen. Mit der Mohammedanisirung der Basen Hand in Hand geht der Verlust der politischen Unabhängigkeit dieses Volkes, wenn man bei einem Volke, das eigentlich nur von der Laune und Gnade seiner Nachbarn abhängt, von Unabhängigkeit sprechen kann. Diese Unabhängigkeit hat wirklich schon zum größten Theile jetzt aufgehört. Die Stämme von Aulla, Betkom, Alomó und Mai-Daro stehen unter der Herrschaft eines von der ägyptischen Regierung eingesetzten Scheiches, eines früheren Basa-Sklaven, der gewöhnlich in Betkom residirt; die Basen verabscheuen das Regiment ihres Landsmannes und andererseits benutzt dieser wieder die Unterstützung der ägyptischen Garnison von Amideb, um Razzias gegen die „Rebellen“ auszuführen, bei denen manche Sklaven nebenbei in die Hände der Soldaten fallen.

Achmed Hadjadj, dem Häuptling von Algaden, sind die Stämme von Selest Logodat, Eimasa und Dauda unterworfen; dies verhinderte jedoch nicht, daß die Basen von Eimasa 1881 von einer Räuberbande von Algaden ausgeplündert wurden und 200 Stück Vieh verloren. Achmed Hadjadj setzte mit ägyptischen Truppen den Räubern nach, holte sie im Gasch-Bette ein und zwang sie zur Auslieferung des geraubten Viehes, das jedoch den Eigenthümern erst gegen eine Abgabe von 1 Thaler pro Kuh und $1/2$ Thaler pro Ziege und Schaf ausgeliefert wurde, während die mitgeführten Gefangenen wieder freigegeben wurden. Die Stämme von Bitama, Elit und Sogoda stehen unter der Herrschaft des Scheiches Ali Nureen von Sabderat und bezahlen an denselben einen geringen Tribut, während die nach Osten an der abessinischen Grenze wohnenden Stämme von Latakatura, Toola, Eibaro, Batombe etc. einen unbedeutenden Tribut an die Abessinier von Oabta und Adiabo entrichten, der sie jedoch nicht gegen die Raubzüge derselben schützt. Es lag in der Absicht der ägyptischen Regierung, die sämmtlichen Barea- und Basastämme unter dem Befehle des Scheiches Achmed Hadjadj von Algaden zu vereinigen und in Mai-Daro, sowie in der Nähe von Latakatura am Setit zwei Militärlager zu errichten, doch gelangte diese Absicht bei der nach dem abessinisch-ägyptischen Kriege 1875/76 stetig zunehmenden Schwäche des ägyptischen Regimentes nicht zur Ausführung, denn die Aegypter konnten sich kaum nach 1875 in Amideb halten, bis in dessen Nähe die Abessinier 1881 ihre Raubzüge ausdehnten.

Augenblicklich sind die Basen in eine ziemliche Zahl kleinerer Stämme gespalten, die unter einander und mit den benachbarten Barea häufig in Fehde liegen. Zu einer allgemeinen Vereinigung aller Basenstämme unter einem Häuptlinge ist es nie gekommen, obwohl eine solche Vereinigung das einzige Mittel gewesen wäre, sich wirksam gegen die sie mit Verwüstung bedrohenden Feinde zu schützen. Die numerisch stärksten Stämme sind augenblicklich die von Aulla, Eimasa und Latakatura, die in ihren fast unzu-

gänglichen Bergen natürliche Festungen besitzen, von denen aus sie sich mit Erfolg vertheidigen können.

Würden die Basen sich unter einem Oberhaupte vereinigen, so könnten sie bei ihrer beträchtlichen Zahl und begünstigt durch die wilde Natur ihres Landes sich wohl mit Erfolg gegen ihre Nachbaren behaupten, da es ihnen durchaus nicht an persönlichem Muthe fehlt, wie sie in manchen Kämpfen bewiesen haben. So aber ficht jeder Stamm für sich und erliegt auch einzeln, und die Unabhängigkeit des Basen-Volkes geht mit der fortschreitenden Mohammedanisirung dem schnellen Untergange entgegen, doch wird sie der Islam wenigstens gegen die völlige Vernichtung schützen. Möglicherweise ist der Aufstand des Mahdi und die darauf folgende Verwirrung auch im Ost-Sudan den Basen selbst sehr günstig, da die aufständischen Araber-Stämme, die gegen die ägyptischen Garnisonen und gegen einander alle Hände voll zu thun haben, sich wohl kaum um die Befehdung der Basen kümmern, sondern sich wohl mehr mit den mehr Beute versprechenden Angriffen auf die Marktplätze und Plünderung der Karawanen abgeben werden.

Ueber die Herkunft und Abstammung der Basen will ich mich jeder Vermuthung enthalten, glaube jedoch noch anführen zu dürfen, daß die schwedischen Missionare Lagger und Lundahl, die sich Jahre lang im Kunamalande aufgehalten hatten und die Sprache des Volkes gründlich kannten, die Vermuthung aussprachen, die Basen seien Verwandte der am Blauen Nile wohnenden heidnischen Berta, Burum rc., worauf die Sprache schließen lasse. Daß sie mit ihren Nachbarn, den Bedja und Abessiniern, nicht nahe verwandt sind, ist sicher; doch dürften sie mit den Barea näher verwandt sein, obwohl auch die Barea eine von derjenigen der Basen verschiedene Sprache sprechen. Zu erwähnen ist noch, daß auch die Bewohner von Bitama und Elit, die auf ihren vereinzelten Gebirgsstöcken abgeschlossen hausen, einen besonderen Dialekt sprechen, über den ich jedoch keine weitere Auskunft geben kann. Untersuchungen über diesen Gegenstand und andere Punkte, die der Aufklärung bedürfen, werden jedoch vor der Hand noch auf sich warten lassen müssen, da der große Aufstand im Sudan ein jedes Reisen im Basa-Lande und überhaupt im Sudan vielleicht noch auf Jahre hinaus unmöglich macht.

Wenn ich auf die häuslichen und socialen Verhältnisse der Basen nicht näher eingehe, so hat dies seinen Grund darin, daß ich darüber nichts Zuverlässiges, auf eigenen Beobachtungen Beruhendes mittheilen kann. Obwohl ich häufig mit den Basen in Berührung kam, so geschah dies doch meistens nur mit einzelnen Leuten, die unsere Seriben besuchten oder im Basalande selbst mit den Scharen, die unseren Jagdgesellschaften in der Hoffnung auf Fleisch folgten. Die Dörfer selbst zu betreten, hatten wir keine Veranlassung, da dieselben immer weit ab von den wildreichen Ebenen liegen, und so fehlte natürlich auch jede Gelegenheit, mit dem Volke in seinem eigentlichen Heim bekannt zu werden und Näheres über seine sicherlich interessanten und von denen der Nachbaren abweichenden Gebräuche kennen zu lernen, was übrigens auch seine Schwierigkeiten hat, da die Basen scheu und mißtrauisch sind und man nur selten Leute trifft, die die Sprache genügend kennen. Hoffentlich ist es künftigen Reisenden, die nur wissenschaftliche Zwecke verfolgen, beschieden, Ausführlicheres zu erfahren, als einer Gesellschaft, deren Hauptzweck die Jagd ist, möglich sein kann; bis dahin dürften jedoch diese einfachen und unvollständigen Notizen immerhin von einigem Nutzen für die Kenntniß des merkwürdigen Stammes sein.

Von der deutschen westafrikanischen Expedition.

Ueber die deutsche westafrikanische Expedition (siehe „Globus“, Bd. 47, S. 78, 128 und 320) bringt das eben ausgegebene Heft der „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ (Bd. IV, Nr. 5) die letzten Nachrichten. Am 18. December 1884 langten Lieutenant Schulze und Dr. R. Büttner in San Salvador an, erkrankten aber dort um Weihnachten beide am Fieber. Als Dr. Büttner hergestellt war, unternahm er am 20. Januar einen zwölftägigen Ausflug ostwärts nach den großartigen Wasserfällen des Ambrisette (1880 von Reverend Comber „Arthington Fall“ getauft) und von dort, stets in geringerer oder größerer Entfernung von diesem Flusse, nach den Quellen des Lunda, Luesi und Kolo (linke Zuflüsse des unteren Congo). Fieber nöthigte ihn, nach San Salvador zurückzukehren, wo am 2. Februar auch Dr. Wolff eintraf, und wo Lieutenant Schulze inzwischen von Neuem erkrankt war und am 15. Februar starb. Die Expedition hat sich getheilt: während Dr. Wolff und Dr. Büttner in direkt östlicher Richtung nach der Residenz des Muene Putu Kassongo reisen wollen, beabsichtigten die Lieutenants Kund und Tappenbeck von der Missionsstation Underhill aus am 15. März aufzubrechen und am linken Congoufer nach Stanley-Pool zu gehen; von dort bis zur Quango-Mündung können sie den Dampfer der Baptistenmission unentgeldlich benutzen, um schließlich am Quango aufwärts zum Muene Putu Kassongo zu ziehen und dort mit ihren Gefährten wieder zusammenzutreffen.

Den Berichten des Botanikers Dr. Büttner entnehmen wir das Folgende:

San Salvador, den 4. Februar 1885.

„Ich bin vor wenigen Tagen von einem größeren Ausfluge nach hier zurückgekehrt, der im Ganzen 12 Tage in Anspruch genommen hat. Am 20. Januar verließ ich San Salvador mit 8 Loangos sowie 3 Congoleuten, um nach dem Wasserfalle des Ambrisette zu gehen. Am dritten Tage erreichte ich denselben bei Kisulu. Das Wasser des Ambrisette oder Mbidisi, wie der Fluß von den Eingeborenen genannt wird, fällt hier von einem Gebirgsplateau in die Ebene herab. Dieser Wasserfall ist weithin sichtbar, bei klarem Wetter selbst von San Salvador aus. Ich glaube, es ist ein Fall, der mehrere hundert Fuß hoch ist, und sein Anblick ist in Wahrheit ein großartiger. Ich unternahm Beobachtungen an seinem oberen Anfange, in der Ebene und an der Niedersturzstelle des senkrechten Falles. Dieser — der wirklich senkrechte Fall — ist vielleicht 100 Fuß hoch, vielleicht 150, eine Schätzung ist gar zu schwierig. Es ist sehr schwer, an diese Stelle zu gelangen und der Rückweg war fürchterlich. Daß ich bei dem Aufstiege an hohen, ganz senkrechten Felswänden mit bodenlosen

Abgründen nicht den Sturz in die Tiefe gemacht habe, ist mir noch heute wunderbar. Ich will offen gestehen, daß ich für mein Leben gezittert habe und die Hoffnung des Gelingens des Rückweges aufgegeben hatte. Noch kein Mensch war an diesen Orten gewesen und meine Begleiter wollten nicht für 20 Pfd. St. dorthin zurückkehren. Indessen bedaure ich mein Unternehmen nicht, der Lohn war doch ein reicher. Es gewährte einen imposanten Eindruck, am Fuße des Falles das Wasser mit seiner ganzen Gewalt an dem ganz senkrechten hohen schwarzen Felsen herabkommen zu sehen, wie es in einen Regen zerstäubt, der in weitem Umkreise alles mit immerwährender Feuchtigkeit durchdringt — weshalb über fußhohes Moos und herrliche Blumen die Vegetation bilden — wie das niederfallende Wasser zu Staubwolken sich umwandelt, die viele Meilen weit sichtbar sind. Das niederstürzende Wasser bewirkt einen kalten Wind, der einem dasselbe in Regenschauern über den Körper weht. Von diesem Wasserfalle aus hat man eine weite, weite Aussicht: das Land mit seinen unzähligen Bergen und Schluchten, die schon so manchen Schweißtropfen forderten, mit seinen Flüssen, die in Schlangenlinien mit Bäumen bestanden, sich von der anderen Vegetation gut abheben. Ich durch- und überschritt den Fluß an diesem Tage sechs- bis achtmal, was jedesmal nicht ohne Gefahr abgeht, weil das Wasser mit unbändiger Kraft niederrauscht und dem Fuße den Halt nicht gönnt, der überhaupt nur sehr unvollkommen auf den schlüpfrigen, im Bache liegenden Felsblöcken ruht.

Von Kisulu ging es am fünften Tage weiter ostwärts nach Loma, um zu hören, ob es dort einen See gebe oder nicht.

Zurückgekehrt nach Kisulu verfolgte ich meinen Weg meist in geringerer oder größerer Nähe des Ambrisette, um zu den Quellen der Lunda und des Luesi zu kommen. Am dritten Tage dieser Tour, d. i. am achten der ganzen Reise, hatte ich einen starken Fieberanfall, der mich schon Vormittags nöthigte, Halt zu machen und zu Bett zu gehen. Am neunten Tage erreichte ich Toto, wo ich wiederum Fieber hatte. Am zehnten Tage sah ich die Quellen der beiden Flüsse, sowie des Koko, hatte Nachmittags wiederum Fieber, so daß ich mit Dank am elften Tage die mir von König Toto freundlich zur Verfügung gestellte Hängematte benutzte und in zwei starken Märschen am elften und zwölften Tage nach hier zurückkehrte, wo ich etwas schwach, sonst aber gesund ankam. Jetzt bin ich wieder vollständig hergestellt. Die ganze Tour geht mit Ausnahme der ersten Tage durch neues Gebiet und hat somit manche Resultate ergeben: die Bestimmung der Höhe des Falles, sowie des Plateaus, den Lauf des Ambrisette, die Richtiglegung der Quellen. Dazu brachte ich Pflanzen, Mineralien, Insekten, sowie manches für die ethnographische Sammlung."

San Salvador, den 2. März 1885.

Wenn ich Ihnen einen Bericht über die Kulturverhältnisse von San Salvador sende, so habe ich dabei das Gefühl der Furcht, es möchten durch denselben bei einigen meiner Landsleute über diesen Theil von West-Central-Afrika Vorstellungen erweckt werden, zu denen ich in keinem Falle Veranlassung geben möchte. Um nun solche Vorstellungen zu vermeiden, will ich sogleich bemerken, daß San Salvador eine Ausnahmestellung einnimmt, daß die einschlägigen Verhältnisse hier so günstig liegen, wie ich sie bisher an den Ufern des Congo bis Vivi hinauf, ferner auf der Reise von Underhill (Tunduva) nach hier, sowie auf meinen Ausflügen in der weiteren Umgebung von San Salvador nicht wieder angetroffen habe.

Die Ufer des unteren Congo sind geradezu trostlos und für jede Kultur unfähig, Hügel über Hügel aus steinhartem Lehm bestehend und dicht bedeckt mit unzähligem scharfkantigem Gestein verschiedener Art. Trotz der günstigen Jahreszeit, während welcher ich mich zu Tunduva aufhielt — Regenmonate November und December, in denen übrigens wöchentlich nur ein- oder zweimal Regen fiel — gab es in dieser Landschaft selbst für den Botaniker, der gewiß doch leicht zufrieden zu stellen ist, fast gar keine Ausbeute; es ist hier eben weiter nichts als das in großen Büscheln wachsende Kampinengras zu finden, das stellenweise nicht einmal eine ordentliche Höhe erreicht. Kulturfähiger Boden findet sich nur an einigen tiefer gelegenen Stellen, wohin die Regengüsse ihn von den Bergen geführt haben mögen; diese Stellen sind dann von den Dörfern der Eingeborenen okkupirt. Die Missionsstation Tunduva, Vivi gegenüber gelegen, illustrirt die Verhältnisse vortrefflich. Man ist für die Anlage eines Gartens gezwungen, bessere Erde kistenweise von entfernter gelegenen Orten herbeizutragen, um damit den kahlen Lehmboden, nachdem er von den Steinen gereinigt ist, fußhoch zu bedecken. Uebrigens ist man trotz der Regenzeit gezwungen, die Kulturen zu begießen, zu welchem Zweck wiederum jeder Tropfen Wasser von den Kruboys vom Flusse zum Berge hinaufgetragen werden muß, auf dessen Höhe man aus Gesundheitsrücksichten für die Missionare die Station anzulegen sich genöthigt gesehen hat.

Der Marsch vom Flusse nach San Salvador, sowie der Ausflug nach den Arthingtonfällen und dem Quellgebiet der Lunda und des Luesi zeigten überall dasselbe Bild. Man tritt stets, Hügel auf, Hügel ab, den gelben harten und dröhnenden Boden und bewegt sich mit Mühe durch das schneidende, jetzt über mannshohe Steppengras hindurch. In dem weiten kahlen Gebiete finden sich sehr sparsam zerstreut — oft meilenweit von einander entfernt — kleinere Waldbestände: diese ziehen sich entweder in sehr geringer Breite den Wasserläufen entlang oder aber sie sind in den Gründen zwischen den Hügeln und seltener auf der Höhe abgeplatteter Hügel gelegen. Hier ist man dann jedesmal sicher, ein Dorf der Eingeborenen zu finden, welche den besseren Boden beim Dorfe mit ihren bescheidene Ansprüche stellenden Nahrungspflanzen bestellt haben: man sieht Maniok- und Erdnußfelder, unmittelbar bei den Hütten den breitblätterigen Pisang.

Einen viel besseren Eindruck gewährt San Salvador; jedoch bemerke ich, daß ich dasselbe zur besseren Jahreszeit gesehen habe, daß europäischer Einfluß überall zu Tage tritt und daß es als Centralpunkt auch die Erzeugnisse der Umgebung darbietet. San Salvador liegt auf der plateauartig abgeflachten Höhe eines bedeutenderen Berges und hat guten fruchtbaren Boden. Außer den wie überall vorhandenen Maniok- und Erdnußfeldern sieht man ausgedehnte Culturen von Bohnen, von denen man mehrere Arten baut und die den europäischen in nichts nachstehen. Ein anderes wohl von Europa überkommenes Gemüse des Congomannes ist der Kohl, für unseren Geschmack allerdings etwas herbe und bitter. Ich habe indessen die Kohlkultur nicht so ausgebreitet gefunden, wie Professor Bastian erzählt; man sieht in der Stadt nur einige wenige Gärten damit bestellt. Man baut ferner Mais, Pisang und Bananen, Zwiebeln, Flaschenkürbis und Pompions. In vereinzelten Fällen kultivirt man Zuckerrohr und bringt aus der Umgebung Ananas, Ingwerwurzeln und Kaffee. Letzterer bildet mit Kautschuk und Elfenbein die einzigen Exportartikel. Die Oelpalme liefert Oel, ebenso wie die Erdnüsse, und Wein, von dem man nach der Art der Gewinnung die drei Arten

malavue mansambe, mbulu und essoka unterscheidet. Die Bambupalme giebt malavu metombe. Ferner trinkt man Bier aus Mais und Kassadamehl bereitet, von welchem Getränk man ein Wasserglas mit einer größeren rothen Perle bezahlt. Man würzt die Speisen mit verschiedenen Sorten von ndunga, Chilepfeffer, und raucht selbstgebauten Tabak, den man auch zu dem bei beiden Geschlechtern gleich beliebten Schnupftabak verarbeitet. Aus Cuba hier eingewanderte frühere Sklaven brachten Samen mit sich, deren Produkt uns in Gestalt von etwas anrüchigen Cigarren vorliegt.

In den Gärten der portugiesischen Degradirten, sowie (in sehr beschränktem Maße) der beiden Missionen kultivirt man mit gutem Erfolge Kohl, Salat, Kartoffeln, süße Kartoffeln, Tomaten, Radies, Melonen, Zwiebeln, Petersilie, Pfeffermünze, Papaws, selbst einige europäische Blumen, wie Geranien.

Ziegen, Schafe, Schweine, Ochsen (aus kurzer Entfernung von Osten hergebracht), Hühner, Enten und Tauben sieht man reichlich; außer diesen Thieren ißt man und finden selbst Europäer Geschmack an mit Palmöl zubereiteten Ratten und Spitzmäusen. Nur selten sieht man in San Salvador Fische, von denen eine Welsart am meisten beliebt ist; der Congomann verschmäht indessen auch die Heuschrecken nicht.

Trotz dieses günstigen Berichtes über San Salvador kann dasselbe doch nicht deutschen Auswanderern anempfohlen werden, denn abgesehen davon, daß deren doch nur sehr wenige hier Platz fänden, würden sie in kurzer Zeit dem Klima, das durchaus nicht körperliche Arbeit zuläßt, erliegen, und — die Eingeborenen als Arbeiter zu verwenden? Die Erziehung der Neger zur Arbeit ist in Congo bisher ebensowenig geglückt, wie an anderen Stellen des tropischen Afrika, wo den Weibern allein die Feldarbeit obliegt; ich bin sogar der Ueberzeugung, daß jener Ausdruck immer dasselbe bleiben wird, was er bisher geblieben — eine leere Phrase.

Vom krainerischen Karste.

Von **Franz Kraus**.

Es giebt in Europa kaum ein anderes Land, in welchem alle Verhältnisse so vom gewohnten Geleise abweichen, als der Karst, dessen Oberfläche aus der Vogelperspektive betrachtet nur mit jenen Ansichten der Mondoberfläche verglichen werden kann, die uns durch die neueren Fortschritte der Photographie in ganz deutlicher Weise veranschaulicht wurden. Erhebungen umgeben mehr oder minder tiefe kreisförmige oder längliche Thäler, die unter einander keine sichtbare Verbindung haben, und die Flüsse und Seen erscheinen und verschwinden scheinbar ganz nach Belieben. Auch die Vegetation, sowie der Boden, der sie nährt, ist abnorm; denn an einem Orte wuchert üppiger Wald auf den zerklüfteten Felsbergen, und an anderen Orten gleicht eine weite Strecke einem Leichenfelde, wo man die Leichensteine wirr durch einander geworfen hat.

Die merkwürdigen Mulden- oder Kesselthäler sind wohl das Absonderlichste, was man auf dem Karste treffen kann, und das Flußsystem ist in Folge dieser Oberflächengestaltung nicht minder interessant. In vielen dieser Kesselthäler giebt es nämlich Flüsse, die stark genug sind, um Sägewerke und Mühlen in großer Zahl in Bewegung zu setzen, und diese Wasserläufe verschwinden entweder plötzlich im Boden in einem mächtigen Schlunde oder sie versickern allmählich durch zahlreiche sogenannte Sauger oder Sauglöcher, um nach einem unterirdischen Laufe von oft mehreren Meilen plötzlich wieder in einem anderen Kesselthale zu erscheinen, und dasselbe Spiel zu wiederholen.

Diese sonderbaren hydrographischen Verhältnisse, die auf einem so ausgebreiteten Terrain herrschen, welches von der Laibacher Ebene im Norden beginnend, sich bis an das Adriatische Meer erstreckt, bringen natürlich mannigfaltige Uebelstände mit sich. Die unterirdischen Abflußkanäle genügen nämlich nur knapp für mäßige Niederschlagsmengen. Jede Vermehrung der Niederschläge bringt daher eine Ueberschwemmung in einem oder in mehreren der Kesselthäler mit sich, und je höher die Fluthen steigen, desto stärker wird der Wasserdruck auf die kommunicirenden tiefer gelegenen Thalkessel und es treten immer mehr von den höher gelegenen Sauglöchern in Aktion, welche die aufgenommenen Wassermengen durch die mit ihnen korrespondirenden Speilöcher über die unteren Thäler ergießen.

Der größte Uebelstand besteht aber darin, daß diese Kanäle unzugänglich und daher nicht kontrollirbar sind. Jeder Deckenbruch kann sie verengen oder ganz verlegen, und die für die Entwässerung so wichtigen Sauger, die mit diesem Kanale in Verbindung stehen, hören dann auf zu funktioniren. Es wurde daher schon vor mehr als 100 Jahren darauf hingewiesen, daß etwas geschehen müsse, um einen geregelten Abfluß zu sichern. Trotzdem geschah durch geraume Zeit gar nichts, und erst vor wenigen Jahren (1876 und 1879) begann man damit, zum mindesten die Sauglöcher vom eingeschlämmten Erdreich und Holzwerk zu reinigen, was für kurze Zeit sich als sehr wirksam erwies, aber nicht radikal helfen konnte.

Seit drei Jahren betreibt aber Schreiber dieses eine rastlose Agitation, um nach einem von ihm entworfenen neuen Plane eine dauernde Lösung der Entwässerungsfrage vorzunehmen. Für diesen Plan traten auch erste Autoritäten der Wissenschaft (Hofrath von Hauer, Professor Sueß u. a.) ein, und der österreichische Touristen-Klub nahm die Durchführung in die Hand, indem er ein Specialkomité einsetzte, welches die hiermit in Verbindung stehenden wissenschaftlichen und technischen Fragen zu prüfen und die Oberleitung der praktischen Arbeiten zu besorgen hat.

Nach reiflicher Erwägung wurde beschlossen, vorerst jene Partie in Angriff zu nehmen, für welche das meiste Interesse von Seiten des großen Publikums zu erwarten ist. Es ist dies das Grottensystem von Adelsberg, welches sich weithin verzweigt und sowohl den unterirdischen Hauptlauf der Poik, als auch andere derzeit noch unbekannte aber gemuthmaßte Zuflüsse derselben birgt. Diese Wassermengen treten durch die Kleinhäuslergrotte in das Planinathal hinaus, welches viel von Ueberschwemmungen leidet, weil demselben außer schlecht funktionirenden Sau-

gern keine genügenden Abzugskanäle zu Gebote stehen, während Adelsberg außer dem mächtigen Schlunde nächst der Adelsberger Grotte noch die Schwarzbachhöhle besitzt, die beide auch die größten Hochwassermengen in kurzer Zeit zu verschlingen vermögen.

Es ist klar, daß durch eine Verbindung des Adelsberger Höhlenzuges, welcher derzeit durch Einstürze und Verschlämmungen theilweise unterbrochen oder mindestens arg verengt ist, dann die Hochwässer des Adelsbergerthales viel rascher als bisher nach Planina gelangen und dort die ohnedies sich so häufig einstellenden Hochwässer nur steigern würden. Um dies zu verhüten, soll daher gleichzeitig im Thale von Planina ein Abzugskanal aufgesucht und erweitert werden. Dieser wird von der Vranja Jama (Rabenloch) genannten Schachthöhle aus gesucht, durch welche bei Hochwasser ein langsam rinnendes Wasser fließt, und die bei niederem Wasserstande im Planinathale trocken ist. Aus Rücksicht für das Planinathal wird auch im Adelsberger Bezirke die ganze Arbeit nicht eher vollendet werden, als bis der Abfluß aus Planina gesichert ist. Es wird daher bei Adelsberg vorläufig nur die Verbindung zwischen der Piuka Jama (Poikhöhle) und der weltberühmten Adelsberger Grotte hergestellt werden, wodurch diese hervorragende Sehenswürdigkeit von Oesterreich eine bedeutende Erweiterung durch bisher noch von keines Menschen Fuß betretene Räume erfahren wird. Die Gesammtlänge des ganzen Adelsberger Höhlenzuges dürfte inclusive aller Verzweigungen sechs bis acht deutsche Meilen betragen, worunter etwa die Hälfte auf trockene Räume und der Rest auf schiffbare Wasserhöhlen entfallen mag.

Nach Vollendung der sämmtlichen Arbeiten auf den Strecken Adelsberg-Planina und Planina-Oberlaibach soll dann das Becken von Zirknitz in Angriff genommen werden, welches nicht viel Schwierigkeiten bereiten dürfte, weil der Lauf der Gewässer fast auf der ganzen Strecke bekannt ist, indem dieselben mehrere Male zu Tage treten. Das Phänomen des Zirknitzer Sees muß dann aus unseren Lehrbüchern der Geographie gestrichen werden. Nach Zirknitz folgt das höher gelegene Becken von Laas, welches zuletzt in Angriff genommen werden muß.

Von jenen Becken, die ihre Niederschläge in andere Flüsse entsenden, wäre vor Allem das Ratschnathal zu erwähnen, in welchem die krainerische Landesregierung eine separate Hilfsaktion in Scene setzt, und zwar indem die Verbindung zwischen Obergurk und Klein-Ratschna, für die man in der Volkstradition Anhaltspunkte findet, aufgesucht und erweitert werden soll. Der Angriffspunkt dürfte die Grotte bei Obergurk sein, an deren Ende ein fließendes Wasser sich befindet, welches man für das Wasser hält, welches in der Höhle bei Klein-Ratschna verschwindet und in der nahen Gurkquelle nach wiederholtem oberirdischem und unterirdischem Laufe nun definitiv der Oberfläche treu bleibt.

Außer dem wissenschaftlichen Interesse, welches die Arbeiten am Karste wachrufen, werden eine ganze Reihe von Sehenswürdigkeiten und Naturmerkwürdigkeiten dem Publikum zugänglich werden, die einen Besuch des sonderbaren Landes wohl verlohnen, und unter letzteren dürften wohl jene des Bezirkes nördlich von Adelsberg die meiste Anziehungskraft ausüben, weil sie in herrlicher landschaftlicher Umrahmung liegen, deren schönste Zierde die wohl gehaltenen Forste sind, über welche auf jedem Aussichtspunkte die weißen Häupter der Hochgebirge emporragen. Beim Detailstudium lernt man den Karst erst wirklich kennen, und man findet ebenso romantische, als traurig öde Partien dort.

Die Arbeiten des Karst-Comité können aber nicht verfehlen, das Aussehen der Thalgründe wesentlich zu verändern; ob sie landschaftlich dadurch gewinnen werden, das mag dahin gestellt bleiben, wirthschaftlich gewinnen sie aber sicherlich.

Kürzere Mittheilungen.

Adolf Erik Freiherr von Nordenskiöld, Studien und Forschungen, veranlaßt durch meine Reisen im hohen Norden. Ein populär-wissenschaftliches Supplement zu „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der „Vega". Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Brockhaus, 1885. gr. 8°. 521 Seiten mit über 200 Abbildungen, 8 Tafeln und Karten.

Es ist ein bedeutendes und gediegenes Material, welches die sieben in dem stattlichen Oktavbande vereinigten Essays dem Publikum bieten, jeder Aufsatz eine bestimmte Frage gründlich und erschöpfend behandelnd. Nur zwei sind von dem berühmten Reisenden selbst, die übrigen von berufenen skandinavischen Fachgelehrten; sie sind verschiedenen Inhalts, aber alle hochinteressant.

Nr. 1 enthält die Rede, welche Nordenskiöld bei Niederlegung des Präsidiums der Akademie der Wissenschaften über die Reise der Gebrüder Zeno und die ältesten Karten über den hohen Norden hielt, eine Erweiterung der darauf bezüglichen Angaben in der Vegareise.

Nr. 2 von Wittrock behandelt die Schnee- und Eisflora, die niedersten Pflanzenorganismen, welche nicht zwischen Schnee und Eis, sondern in diesen selbst leben.

Nr. 3 von Nordenskiöld wird wohl am meisten Aufsehen erregen und Diskussionen hervorrufen. Die Abhandlung führt den Titel: Ueber die geologische Bedeutung des Herabfallens kosmischer Stoffe auf die Oberfläche der Erde und ist bestimmt, den Beweis zu liefern, daß die Kant-Laplace'sche Erdbildungstheorie einer sehr erheblichen Modifikation bedürfe. Nicht die ganze Erdmasse ist aus zusammengeballtem Urnebel auf einmal entstanden, dann glühend geworden und hat sich langsam abgekühlt, es bildete sich vielmehr anfangs nur der innerste Kern, der aus gediegenem Eisen besteht, und alle äußeren Theile entstanden aus Meteorstaub und Meteorsteinen, welche im Laufe ungezählter Jahrmillionen nach und nach auf die Erdoberfläche herabfielen. Die vulkanischen Erscheinungen sind nur Folgen von chemischen Vorgängen in den kosmischen Geröllanhäufungen, die plutonischen waren es ebenso; ziemlich alle bis jetzt bekannten Bestandtheile unseres Planeten, auch Wasser und Kohlensäure, werden ihm ständig von außen neu zugeführt, und somit sind die Befürchtungen mancher moderner Forscher vor einer Austrocknung der Erde ebenso unbegründet, wie die vor einer fortschreitenden Verkleinerung. Die Erde nimmt vielmehr immer noch erheblich an Umfang zu, erheblicher noch, als man vermuthen sollte, denn die gewöhnlich allein beachteten Meteorsteine sind nur ein winziger Theil der Meteore. Die Feuerkugel allein, welche am 29. April 1872 bei Luleå explodirte, müßte, wenn sie die Schwere der atmosphärischen

Luft gehabt hätte, gegen 6 Millionen Tonnen gewogen haben; Staubmassen, welche im Jahre 1881 den Schnee in Skandinavien färbten, wogen, wenn man nur 1 mg auf den Quadratkilometer annimmt, mindestens 1000 Tonnen. Der Autor hat einen unendlichen Scharfsinn und eine sehr bedeutende Belesenheit für die Begründung seiner neuen Theorie aufgewendet, aber er hat auch alle Erscheinungen ausschließlich im Sinne seiner Ansichten gedeutet und es wird seinen Gegnern nicht sonderlich schwer werden, die schwachen Stellen in der Beweisführung herauszufinden.

Gleich der folgende vierte Aufsatz von Nathorst, Beiträge der Polarforschung zur Pflanzengeographie der Vorzeit, reißt ein bedenkliches Loch in Nordenskiöld's Beweisführung, indem er aus den Pflanzenversteinerungen nachweist, daß früher das Klima auf der ganzen Erde gleichmäßiger warm bis zu den Polen hinauf war, was sich, wenn man nicht eine Veränderung der Lage der Erdachse annehmen will, doch wohl nur durch eine frühere stärkere Erwärmung von innen heraus erklären läßt. Man hat zwar neuerdings nachzuweisen versucht, daß eine andere Vertheilung der Landmassen und eine veränderte Richtung der Meeresströmungen ausreichen würden, um eine reichere Vegetation im Norden hervorzurufen, aber Nathorst wendet dagegen ein, daß die Erwärmung sich nicht nur auf den Norden beschränkt, sondern genau ebenso zu derselben Epoche in den gemäßigten Breiten nachweisbar ist, also doch wohl die ganze Erde betroffen haben muß. Sein Aufsatz hat das Verdienst, die botanische Begründung der Atlantismythe völlig haltlos zu machen, indem er zeigt, wie die Verwandtschaft der Pflanzenformen zu beiden Seiten des Atlantischen Oceans sich viel leichter und ungezwungener durch die Ableitung derselben von einer gemeinsamen cirkumpolaren Flora erklären läßt, welche vor der beginnenden Eiszeit nach Süden rückte. Auch die Verwandtschaft der alpinen und der arktischen Fauna wird genügend erklärt und aus den Pflanzenversteinerungen von Mogi südlich von Nagasaki, welche die „Vega“ entdeckte, nachgewiesen, daß auch dort zur Eiszeit eine Erniedrigung der Temperatur stattfand, in Folge deren die nordjapanische Flora bis zur Südspitze des Archipels herabrückte und die früher vorhandene subtropische verdrängte. Die heutige Flora ist als nach der Eiszeit eingewandert zu betrachten.

Hohes ethnographisches Interesse bietet die fünfte Abhandlung von Hildebrand, Beiträge zur Kenntniß der Kunst der niederen Naturvölker, welche die Kunstprodukte der Tschuktschen und der Eskimos in eine Parallele bringt mit der der Höhlenbewohner Südfrankreichs und verschiedener heute noch existirender Naturvölker; sie ist mit Abbildungen sehr reich ausgestattet.

Der sechste Aufsatz von Chr. Aurivillius behandelt das Insektenleben in arktischen Ländern. Die Anzahl der bekannt gewordenen Arten ist recht erheblich; aus dem arktischen Skandinavien sind 2596 Arten bekannt; aus dem arktischen Asien 667, von Island 319, von Grönland 174, von Novaja Semlja 171, selbst von dem eisigen Spitzbergen noch 70. Die Fauna ist offenbar eine selbständige, zusammengehörige, aber es lassen sich drei Provinzen, eine europäische, eine asiatische und eine amerikanische unterscheiden. Sehr interessant ist der Abschnitt über den Einfluß der Insekten auf die Blumen.

Einen würdigen Abschluß des Bandes bildet der Aufsatz von Kjellmann „Aus dem Leben der Polarpflanze“. Er stellt es sich zur Aufgabe, klarzulegen, welches die Waffen sind, mit denen die Vegetation hoch oben im Norden um ihr Dasein kämpft und in diesem Kampfe siegreich besteht, die Mittel, durch welche sich die Pflanzenwelt zum Herrn über die ihr feindlichen äußeren Verhältnisse gemacht hat. Es ist das nicht, wie man vielfach geglaubt hat, die Verlegung der wichtigsten Theile in die Erde, denn diese gefriert bis tief hinab selbst unter dem Schnee und kann somit keinen Schutz bieten. Kjellmann führt als Haupteigenthümlichkeiten der Polarpflanzen folgende vier an: 1) die Verlegung in den Herbst oder Spätsommer von einem bedeutenden Theile der Thätigkeit, welche südlichere Kräuter im Frühjahr und Sommer entwickeln; 2) ihr Bestreben, der Vegetationsperiode die größtmöglichste Dauer zu geben, indem sie mit ihrer Thätigkeit so lange als möglich fortfahren; 3) ihre Sparsamkeit mit dem Material und 4) ihre Ausbildung dahin, daß sie während der Vegetationsperiode, und zwar gleich zu deren Anfang eine Menge Organe in derselben Richtung wirksam haben.

Einen eingehenderen Auszug zu bringen erlaubt leider der Raum hier nicht; wir können darauf auch um so eher verzichten, als das Buch ohnehin in der Bibliothek eines Naturforschers nicht fehlen darf.

Schwanheim a. Main. Dr. W. Kobelt.

Die Fischerei der Amerikaner an der Westküste von Grönland.

In dem mittleren Theile der Davisstraße, zwischen den dänischen Kolonien Sukkertoppen und Holstensborg liegen in einer Entfernung von ca. 4 Meilen von der Küste ausgedehnte Banken, auf denen seit vielen Jahren die Dorschfischerei besonders von amerikanischen, aber auch während einiger Zeit von dänischen Fischern versucht worden ist. Die große Unsicherheit in dem Vorkommen und den Zügen des Dorsches verursachte jedoch, daß diese Fischerei nach und nach aufgegeben werden mußte; aber gleichzeitig hiermit entdeckten die Amerikaner, daß eine andere Fischart, nämlich die größere Heilbutt, einen lohnenderen Ertrag geben könne, indem dieselbe nicht solchen Zufälligkeiten wie denjenigen unterworfen sei, welche die Menge des Dorsches in den verschiedenen Jahren bestimmen. Im Jahre 1879 sandte die „United States Fish Commission“ mit einem der Fischerfahrzeuge einen Vertreter nach der Davisstraße, um die dortigen Fischereiverhältnisse genau zu untersuchen. In seinem vor einiger Zeit erstatteten Reiseberichte giebt derselbe eine Uebersicht über den bisherigen Ausfall der dortigen Fischerei und spricht die Ansicht aus, daß dieselbe eine vielversprechende Zukunft für sich habe.

Die erste Nachricht von dem großen Reichthum an Heilbutten außerhalb der Westküste Grönlands wurde von Walfängern nach Massachusetts gebracht. Aus dieser Veranlassung wurde im Jahre 1866 der erste Fischerschooner dorthin expedirt; derselbe segelte am 29. Juni ab und kehrte am 14. Oktober mit einer Ladung im Werthe von 5500 Dollars zurück. Da das Schiff zu spät die Banken erreicht hatte, so hatte es keine volle Ladung erhalten. Da dies Resultat wenig befriedigte, so wurde jene Fischerei wenig beachtet, bis im Jahre 1870 ein anderes Schiff mit einer Ladung im Werthe von 19000 Dollars von Grönland zurückkehrte. In den nächstfolgenden drei Jahren wurden dann jährlich fünf oder sechs Schiffe ausgerüstet, aber aus irgend einem Grunde wurde mit wenig Erfolg gefischt, und gleichzeitig fielen auch die Preise für gesalzenen Fisch. Wegen des Mangels an Seekarten und wegen der Unbekanntschaft mit den Häfen an diesem Theile der öden Küste Grönlands wurden die Fischer außerdem bedenklich, diese Reisen zu unternehmen. Trotz dieser Schwierigkeiten und der ungeheuren Entfernung von 500 Meilen war aber doch die große Wahrscheinlichkeit eines lohnenden Fanges so verlockend, daß von 1866 bis 1881 nicht weniger als 31 Reisen von Gloucester nach der Davisstraße wegen des Heilbuttenfanges unternommen wurden. Wie die Einfuhrlisten ausweisen, sind während der erwähnten Zeit im Ganzen 3283765 Pfund gesalzene Heilbutten von Grönland nach Gloucester gebracht worden, was durchschnittlich auf jedes glücklich zurückgekehrte Schiff 113233 Pfund ergiebt. Zwei Schiffe gingen verloren, indem das eine auf der Hinreise auf den großen Banken (Newfoundlands?) und

das andere auf der Rückreise mit Ladung strandete. Zu bemerken ist, daß alle diese Fangschiffe nur sehr klein waren, meistens unter 75 Tons. Das Schiff, mit welchem der Verfasser reiste, wurde für ungewöhnlich groß und gut ausgerüstet angesehen; es war ein Schooner von 100 Tons Tragfähigkeit und hatte mit Einschluß des Kapitäns und des Kochs im Ganzen 14 Mann Besatzung.

Wenn man diese Fischerei mit derjenigen auf den großen Banken vergleicht, heißt es in dem Bericht, dann spricht sehr viel zu Gunsten derselben. Das Wasser ist nicht so tief und der Nebel nicht so häufig als auf den großen Banken. In Fällen von Stürmen, welche auch nicht häufig vorkommen, sind gute Häfen in der Nähe. Das Klima ist ausgezeichnet, weder zu kalt noch zu warm. Das beständige Tageslicht gestattet die Arbeit ununterbrochen und man braucht nicht so besorgt dafür zu sein, daß die Fischerjollen das Schiff aus Sicht verlieren werden. Ein großes Hinderniß ist jedoch die weite Entfernung von der Heimath und der Mangel an Nachrichten aus der civilisirten Welt. An Fischen ist aber Ueberfluß, und wenn die Fischer nur genaue Karten und die Häfen der Kolonien Sukkertoppen und Holstensborg hätten, dann würde man nicht so viel an die große Entfernung denken, da man dann eines günstigen Resultates vollkommen sicher sein würde. Gleichzeitig mit den Heilbutten fingen die Fischer auch Dorsch, was aber ohne Bedeutung ist, da auf 15 Heilbutten nur 1 Dorsch kommt. Die Eskimo fangen innerhalb der Schären beide Fischarten, und mag der Dorsch dort zahlreicher sein, aber dafür ist er auch kleiner. Es wäre möglich, daß auch der gute Lachs in den Fjorden eine lohnende Fischerei geben könnte.

Verfasser erwartet, daß der Ertrag der Heilbuttenfischerei bei Grönland in der Zukunft ein bedeutend größerer werden, ja an Wichtigkeit sogar mit der Sommerfischerei auf den großen Banken werde wetteifern können. Im Berichte werden dann schließlich eingehende geographische Mittheilungen über den Theil des Fahrwassers an der Küste von Westgrönland gemacht, auf welchen sich die Fischerei der Amerikaner bisher beschränkt hat, nämlich, wie bereits erwähnt, die Strecke zwischen Holstensborg und Sukkertoppen. Ferner werden die Wassertiefe auf den Banken, die Strömungen, die Klimaverhältnisse &c. angegeben und die Häfen der beiden Kolonien werden beschrieben. Eine ausführliche Darstellung der bei Grönland gebräuchlichen Fischereigeräthschaften, der Behandlung und Verpackung der gefangenen Heilbutten ist dem Berichte angefügt.

Beunruhigt nicht nur durch die stetige Zunahme der amerikanischen Fischerfahrzeuge in den grönländischen Gewässern, sondern mehr noch durch die Eingriffe der Amerikaner in das dänische Handelsmonopol und durch ihre verdächtigen Verbindungen mit den Eingeborenen, erachtete es die dänische Regierung im vorigen Sommer für angezeigt, den Kriegsschooner „Fylla" nach jenen Gewässern zu senden, um allen Betheiligten zu Gemüthe zu führen, daß sie ihre Besitzrechte auf Grönland entschieden zu wahren gesonnen ist.

W. Finn.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ein erfreuliches Zeichen nicht nur der Theilnahme, sondern auch der Behandlung, welche die geographischen Wissenschaften in weiteren Kreisen finden, sehen wir in dem 1. und 2. Jahresbericht des erst 1882 ins Leben gerufenen „Würtembergischen Vereins für Handelsgeographie &c. zu Stuttgart." Es würde zu weit führen, hier auf die in demselben mitgetheilten, im Verein gehaltenen Vorträge näher einzugehen; hervorheben wollen wir nur, daß auch die wissenschaftliche Richtung namentlich in zwei Vorträgen des Vorsitzenden, Herrn L. E. Beck, „Zur Geschichte der handelsgeographischen Bestrebungen" und „Die Aufgaben der Geographie mit Berücksichtigung der Handelsgeographie" zum Ausdruck kommt.

— Das eiserne Zeitalter begann auf Faula, einer der Shetlands-Inseln, vor etwa hundert Jahren. Damals schickte der Eigenthümer einen Schmied nach der Insel, um Spaten und andere Geräthschaften für die Eingeborenen zu machen, die bis dahin Muscheln als Spaten und Hacken und zugespitzte Hölzer als Angeln gebraucht hatten. Noch lebt ein alter, 98jähriger Mann auf der Insel, welcher sich des Schmiedes noch erinnerte, der sich jedoch bereits vor der Geburt des Erzählers auf der Insel niedergelassen hatte. (Scottish Geographical Magazine.)

— Wie bedeutend die Gotthardbahn den Handel von Frankreich und Deutschland mit Italien beeinflußt hat, geht aus folgenden Zahlen hervor, die dem „Chamber of Commerce Journal" (Bd. IV, Nr. 38, S. 100) entnommen sind. 1882 schon zeigte der französische Export nach Italien eine Abnahme, der deutsche eine Zunahme. 1883 stieg letzterer von 84½ Millionen Francs auf fast 113 Millionen und der französische fiel von 200½ auf 176½ Millionen. In den zwei Jahren 1881 bis 1883 fiel der französische um 105,6 Millionen, während der deutsche um 47,4 Millionen stieg. Daß dies wesentlich eine Folge der Eröffnung der Gotthardbahn ist, zeigen folgende Ziffern der Schweizer Zollbehörde; es betrug der stets steigende deutsche Transit durch die Schweiz nach Italien:

1880	4 719 Tonnen
1881	6 293 „
1882	64 182 „
1883	184 360 „

der fortgesetzt abnehmende französische dagegen in denselben Jahren 65 873, 43 765, 41 095 und 35 406 Tonnen. Nach dem „Movimenta Commerciale del Regno d'Italia" nimmt unter den deutschen Einfuhren bei weitem die erste Stelle ein Metall (1881 für 11 Millionen Francs, 1883 für 38,7 Millionen, eine Steigerung von 27,7 Millionen!); dann folgt Wolle (1883 für 10,3 Millionen), Kolonialwaaren und Tabak (8,7 Mill.), Baumwolle (6,4 Mill.), Häute und Lederwaaren (5,7 Mill.), Chemikalien und Arzneimittel (5,3 Mill.), Steingut und Glas (4,8 Mill.), Farben (4,6 Mill.), Korn und Mehl (3,9 Mill.), Seide (3,6 Mill.), Vieh und Produkte (3,6 Mill.) u. s. w.

Asien.

— Dr. Karl Gottsche, Privatdocent an der Universität Kiel, ist von seinen Reisen in Ostasien zurückgekehrt. Nachdem er mehrere Jahre an der Hochschule in Tokio Mineralogie und Geologie docirt hatte, unternahm er von April bis December 1884 im Auftrage der koreanischen Regierung eine wissenschaftliche Bereisung von Korea. Auf dieser etwa 3000 km langen Reise hat er nicht nur den geologischen Bau der Halbinsel festgestellt, sondern auch über Land und Leute reiche Erfahrungen gesammelt

so daß sein in Aussicht stehendes Werk wohl geeignet sein wird, die bisherigen Kenntnisse über das eben erst erschlossene Reich zu ergänzen und wesentlich zu verbessern.

Afrika.

— Der neue französische Gesandte in Marokko soll nächstens dem Sultan in Mekines (Miknâsa) sein Beglaubigungsschreiben überreichen. Ihn begleitet der vorzügliche Kenner Nordafrikas, Henri Duveyrier, um im Auftrage der Regierung wissenschaftliche Untersuchungen in Marokko anzustellen.

— Anscheinend wichtige Reisen, welche sich über den Zeitraum von fast einem Jahre erstrecken, hat kürzlich der Spanier Saturnino Gimenez im nordwestlichen Marokko ausgeführt. Dieselben reichten im Süden der Grenzstation Udschda bis auf das Hochplateau des Atlas und in die Nähe der Oase Figig; dann wurde das Thal des unteren Muluja bereist und auf dem Landwege durch das Gebiet der Beni-Sinassen, das noch kein Europäer betreten hat, die spanische Kolonie Melilla erreicht; es ist das erste Mal, daß dies einem Christen geglückt ist. Gimenez hat weite Espartofelder erworben und mehrere Handelsfaktoreien im Nordwesten Marokkos errichtet. Sein Gefährte Garcia Miranda befindet sich jetzt in Figig.

— Der inzwischen ermordete italienische Afrikareisende Bianchi hatte in Godscham (Süd-Abessinien) den Ingenieur Salimbeni zurückgelassen, um dort über den Blauen Nil eine Brücke zu bauen, welche Godscham mit den südlicher gelegenen Gebieten verbindet. Unter vielen Schwierigkeiten ist dieselbe jetzt vollendet worden. Salimbeni hat nun die Leitung der italienischen Station in Godscham übernommen, welche zur Anstellung meteorologischer Beobachtungen, zur Unterstützung von Reisenden und Kaufleuten, zur Anlegung naturwissenschaftlicher Sammlungen u. s. w. dienen soll. Eine andere meteorologische Station will die italienische Regierung in Makale in Abessinien errichten. — In Turin hat sich ein Komitee gebildet, um für Augusto Franzoi die Mittel zu einer Expedition von Zeila nach Kaffa und den äquatorialen Seen zusammenzubringen.

— Nach einmonatlichem Aufenthalte in Harar, von wo sie einige Ausflüge unternahmen, sind Dr. von Hardegger und Prof. Paulitschke (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 64) am 21. März dieses Jahres nach Zeila und Mitte April nach Wien zurückgekehrt. Ueber die Reichhaltigkeit ihrer ethnographischen, kartographischen und naturhistorischen Sammlungen äußern sie sich sehr befriedigt. Ein weiteres Vordringen von Harar nach Schoa ward leider durch die Unsicherheit des Landes vereitelt. Den Reisenden ist die Errichtung zweier meteorologischer Stationen in Harar und Zeila zu danken, deren Instrumente von englischen Beamten abgelesen werden. — Am 8. April ist, wie dem „Temps" aus Aden geschrieben wird, in Dungareta (südlich von Zeila), einem Hafen der Gibril Abakor, und am 10. in Hela, das dem Stamme der Gadibursi gehört, die französische Flagge gehißt worden.

Nordamerika.

— Ueber das Saskatschewan-Gebiet, welches eben durch den Aufstand der halbblütigen Trapper und der Indianer wieder die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zieht, bringt „Science" einen interessanten Artikel von Dawson. Das Gebiet der Insurrektion liegt nahe dem Nordrande der großen Prairienfläche, welche sich quer durch fast ganz Nordamerika erstreckt und, obschon zum größten Theile im Gebiete der Vereinigten Staaten liegend, doch noch ca. 300 Miles ins englische Gebiet hineinreicht. Die Nordgrenze, durch die ausgedehnten Wälder der nördlichen Waldregion bezeichnet, zieht von der Stadt Winnipeg westlich bis zum Zusammenfluß des Assiniboine und des Qu'appelle, dann nordwestlich zum Zusammenflusse der beiden Saskatschewan-Quellflüsse, dem südlichen folgend wieder westlich bis Edmonton, dann südwestlich nach Calgary am Bow und schließlich südlich zum Fuße der Felsengebirge. Prairien, nur hier und da mit spärlichem Baumwuchs, bedecken gegen 300 000 Quadratmiles. Sie bilden eine nach Nordosten abfallende ebene Fläche, aus horizontalen Laramie- und Kreideschichten gebildet, die nur da, wo sie an die angrenzenden älteren Schichten stoßen, zu einer verworrenen Hügelkette, dem Missouri Coteau, aufbrechen. Die Berge erreichen ihr Ende in den theilweise bewaldeten Eagle-Hills bei Battleford. Die Oberfläche ist mit Gletscherschutt bedeckt und verdankt seiner unregelmäßigen Ablagerung ihren Hauptcharakterzug, die Unzahl kleiner Seen und Teiche, die großentheils im Sommer austrocknen. Die Flüsse sind tief eingerissen und bilden im Frühjahre ernstliche Verkehrshindernisse; erst in neuerer Zeit hat man an den wichtigsten Uebergangspunkten Fähren aufgestellt. Nur wenige Wasserläufe können aber dem Verkehre wirklich dienen, die meisten sind seicht, vielfach gewunden und voller Kiesbänke; nur ein paar kleine „sternwheel"-Dampfboote kursiren auf dem Saskatschewan zwischen Winnipeg und Edmonton, und neuerdings auch auf dem südlichen Arme. Bis in die neueste Zeit erfolgte der Verkehr ausschließlich mit Karren, aber die Erbauung der Canadian Pacific-Eisenbahn hat die Verhältnisse völlig umgestaltet und ganz neue Verkehrswege geschaffen. Selbst der Regierungssitz ist von Battleford am nördlichen Saskatschewan nach Regina an der Eisenbahn verlegt worden, und von dort soll auch binnen Kurzem eine Eisenbahn nach Prince Albert mit einer bedeutenden Abzweigung nach Edmonton erbaut werden. Das Land ist ungemein fruchtbar und wird rasch einen bedeutenden Aufschwung nehmen, besonders wenn die geplante Verbindung mit der Südküste der Hudsonsbai zur Thatsache werden sollte.

Südamerika.

— Nach dem Journal do Commercio belief sich der Gesammtwerth des Exports von Rio de Janeiro im Jahre 1884 auf 215 457 168 Francs, wovon nicht weniger als 205 969 622 Francs auf Kaffee entfallen, von welchem nahezu 220 Millionen Kilogramm ausgeführt wurden. Der Rest von circa 9½ Millionen Francs bestand aus Sprit, Zucker, Leder, Tabak, Wolle, Gold- und Silberwaaren, Tapioca u. s. w. Am meisten eingeführt wurden in demselben Jahre Butter, Bier, Fichtenholz, Pech, Cement, Kohlen, Terpentinessenz, Mehl, Branntwein, Theer, Fett, Olivenöl, Mais, Petroleum, Rosinen, indischer Reis, Salz, Kleie, Thee, Talg, getrocknetes Fleisch und Wein.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.